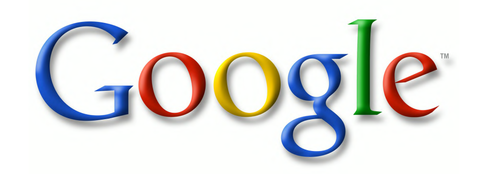


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

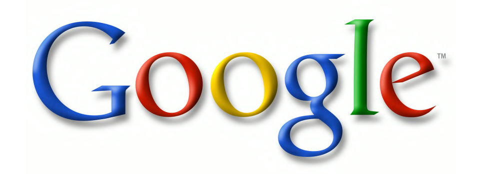
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

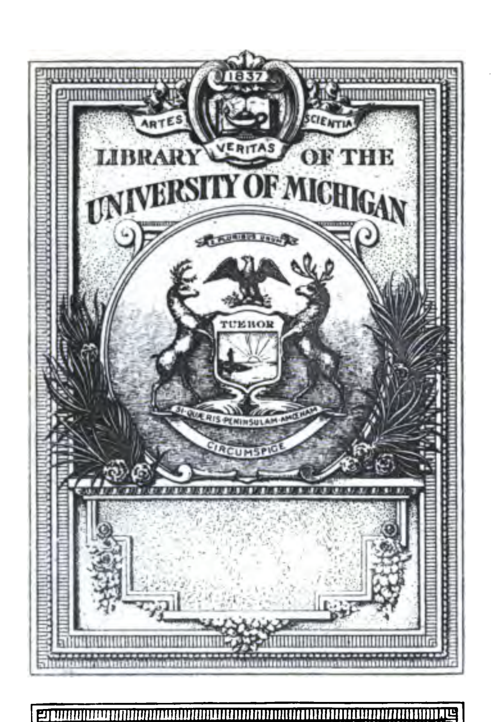
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

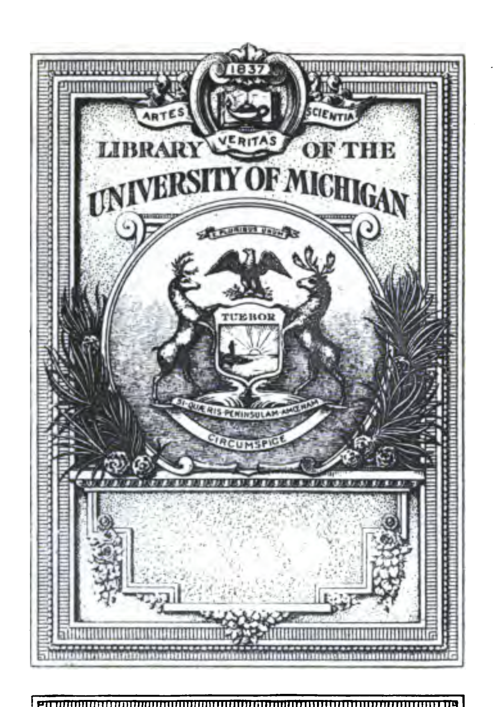
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



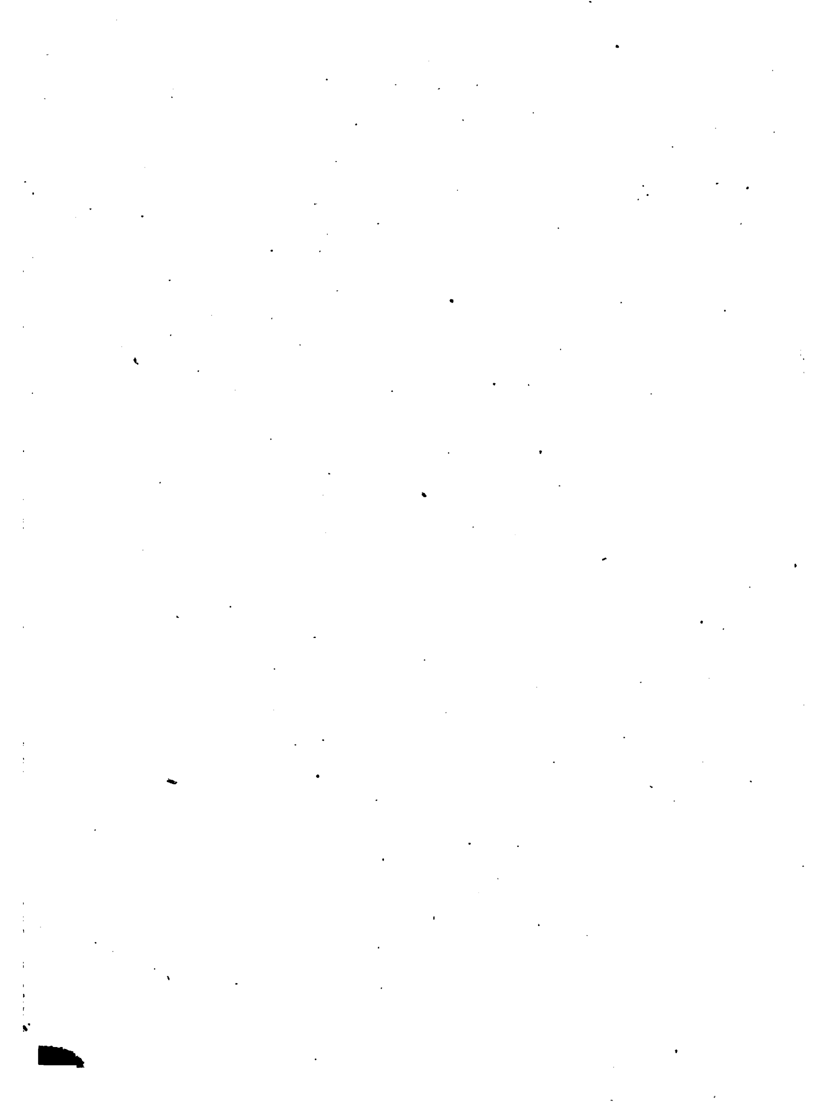
THE GIFT OF
Prof. Fred B. Wahr

838
H12
1862



THE GIFT OF
Prof. Fred B. Wahr

838
H12
1863



F. W. Hackländer's Werke.

XXIII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Dreiundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1876.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Zweiter Band.

Gift
Prof. Fred B. Wahr
8-23-1928

Elftes Kapitel.

Ein Ritt durch die Mancha.

Der Winter in Spanien. Bei den Zigeunern. Orangengärten. Alcira. Ein spanischer Kollege. Palmenwälder und Schnee. Albacete. Eine musikalische Soirée. Abenteuer in der Neujahrsnacht. Das Haus des Don Jose. Vom Wagen auf den Karren. Ein unfreiwilliger Aufenthalt. Spaziergänge in Spanien. Don Quixote. Ein Maulthiertreiberball. Villarrobledo. Spanische Eisenbahnbauten. Campo critana. Regenwetter und schlechter Weg. Tembleque.

Wenn einmal bei uns in Deutschland ein etwas harter Winter eintritt, so hemmen die gewaltigen Schneemassen, welche dieser gewöhnlich mit sich führt, wohl hier und da auf einige Tage die Kommunikation, meistens aber auch dieß nur in abgelegenen Gegenden, wogegen in den Hauptstraßen gleich eine Unzahl Hände beschäftigt sind, die Schaufeln zu handhaben und den Bahnschlitten zu dirigiren.

Nicht so in Spanien. Ich bin fest überzeugt, daß bei uns in dem harten Winter von 1853 bis 1854 andere Schneemassen als dort hingeworfen wurden, ohne daß man gerade viel Aufhebens davon machte; aber schon bei unserer Ankunft in Valencia, als wir uns am ersten Abend während des Diners nach der Straße von Madrid erkundigten, machten sämmtliche Anwesende bedenkliche Gesichter, zogen die Augenbrauen in die Höhe und meinten: es ist

Schnee gefallen. — Und was weiter? dachte ich, wir sind ja in Spanien; der schmilzt über Nacht. Aber er schien in den Bergen, die zwischen uns und der spanischen Hauptstadt lagen, nicht schmelzen zu wollen. Anfänglich beachteten wir es nicht besonders, daß die Eilwägen fünf, sechs, zwölf Stunden zu spät kamen; als aber eines Morgens der Kellner, während er uns ein bescheidenes Frühstück servirte, grinsend und mit einiger Schadenfreude erzählte, die Diligence von vorgestern sei noch nicht angekommen, und der Kurier mit Majoral, Passagieren und Postpaketen fehle seit vier Tagen, fingen wir doch an, etwas besorgt zu werden, und ließen von dem hierzu sehr bereitwilligen Kellner uns alles berichten, was er von glücklich durchgekommenen Passagieren gehört oder vielleicht schaudernd selbst erfunden.

Die königliche Hauptstraße von hier nach Madrid ist, wie die meisten in Spanien, nur dann mit einem einigermaßen behaglichen Gefühle zu befahren, wenn die glühende Sonne alle Unebenheiten verglichen, die Erhöhungen zu Staub verbrannt und die kleinen Gruben ausgefüllt hat. Hat es aber ein paar Tage lang geregnet, so fährt man bei Weitem sicherer und auch ungleich angenehmer auf einem geackerten Felde, als auf einer hiesigen Chaussee. Zwischen Valencia und Madrid befindet sich aber ein Stück Weges, das durch einen Wald führt, wo die Sonnenstrahlen nicht so recht hindringen können, in der Gegend von Cuenca. Hier ist die Straße selbst im Sommer scheußlich, im Winter aber bei Regen oder gar bei Schnee, wie jetzt der Fall war, gänzlich unfahrbar. Seit vier Tagen — oder seit sechs, meinte nachdenklich der Kellner — habe man keine Spur mehr von dem königlichen Kurier. Bauern, die von dorther gekommen, die aber ebenfalls in den Schneemassen den Weg verloren hätten, wollten ihn vorgestern Nachts in der Entfernung gehört, das heißt, das Klingeln der Maulthierglocken, sowie den Schein der Wagenlaternen bemerkt haben. Ein Zigeuner, welcher mit Lebensgefahr durchgeritten, wollte ihn sogar ge-

sehen haben, mit zwanzig Thieren bespannt, wie er den Schnee und Schlamm wie ein Bahnschlitten vor sich her gedrückt habe.

An Uebertreibungen von dergleichen Art gewohnt, gingen wir an die Quelle, zur Post, und verlangten Plätze nach Madrid. Da der königliche Kurier, ein kleines Coupé, nur zwei Sitze hat, so beschloß unser Reisegefährte, Oberbaurath Leins, einen Tag vor uns abzureisen; wir wurden auch ohne Weiteres eingeschrieben, nur sprach der Postsekretär achselzuckend von einigen Verspätungen, ohne sich auf Genaueres einzulassen. Zwei andere Reisende aber, die auf heute eingeschrieben waren, hatten sich ihr Geld zurückerstatten lassen, da weder ein Kurier angekommen noch abgegangen war; kurz, uns erging es gerade so. Den vierten Tag erhielt L. seine Einlage wieder, den darauf folgenden H. und ich. Die Kuriere und Passagiere kamen aber gar nicht mehr an; es mußte irgendwo eine artige Anzahl im Schlamme und Schnee stecken; die Briefpakete brachte ein Reitender, und um die Korrespondenz von hier nach Madrid fortzuschaffen, richtete man das frühere Verbindungsmittel wieder ein — einen einfachen Karren mit zwei tüchtigen Maulthieren bespannt — und als wir eines Tages dieses Fuhrwerk ziemlich betrübt anschauten, sagte der Mayoral — derselbe hatte ein Gesicht, wie eine alte, sehr gebrauchte Lederhose —: „Hol der Teufel die neuen Equipagen auf diesem Wege während der Winterzeit! Mit so einem Karren komme ich überall durch.“ Und er hatte wohl Recht. Aber wenn man sah, wie diese Maschine schon in den Straßen von Valencia auf und ab flog, so konnte einem alle Lust zu einer weiteren Tour mit derselben vergehen.

So waren wir ziemlich rathlos in Valencia, und wurden es noch mehr, als wir eines Tages einen Reisenden sprachen, der nach fünftägiger Fahrt endlich von Madrid hier angekommen war und der unterwegs mehr Packträger und sogar Zugthier, als Passagier gewesen war. Um weiter zu kommen, blieb uns allerdings das Meer; wir konnten hier über Cartagena und Almeria nach Malaga, und

von dort zu Lande nach Granada fahren und dann über Jaen, Baylen nach Madrid gelangen. Doch hätten wir alsdann, um später nach dem Süden zurückzukehren, nochmals denselben Weg machen müssen. Endlich konnten wir am Ende doch noch unsern projektirten Ritt nach Madrid ausführen, und ich muß gestehen, diese Idee fand bei uns den meisten Anklang. Ein freundlicher Rathgeber und Führer hier in Valencia, ein württembergischer Bierbrauer, den wir aufgesucht und liebgewonnen, meinte, das ließe sich allenfalls machen; im Sommer habe er selbst diese Strecke schon zu Pferde zurückgelegt.

Sogleich gingen wir daran, einen Pferdevermiether aufzusuchen, fanden auch mehrere dieser Leute, ohne aber unsern Zweck zu erreichen; Niemand hatte Lust in dieser Jahreszeit Menschen und Thiere auf's Spiel zu setzten, und wenn wir hörten, wie an der Wirthstafel über unseren Entschluß gesprochen wurde, so konnte man es den Leuten nicht übel nehmen. Uns selbst aber rieth man auch davon ab. „Finden Sie Jemanden," sagte ein kleiner Franzose, der ebenfalls hier festsaß, „so nehmen Sie sich vor den Valenciern in Acht; diese Kerle gehen mit Ihnen in Alles hinein, sie werden Sie auch wahrscheinlich nicht im Stiche lassen, aber sich eben so wenig etwas daraus machen, irgendwo im Schnee zu versinken und Leben oder wenigstens Gesundheit auf's Spiel zu setzen." Dagegen hatte ein solcher Ritt in unserer Einbildung außerordentlich viel Schönes für sich: wilde Gegenden, einsame Nachtlager an flackernden Feuern, Abenteuer aller Art, vielleicht sogar Räuber. Genug, wir beschlossen noch einen Versuch zu machen, bei den Gitanos Pferde und Leute zu erhalten — verwegene Gesellen, die gern etwas verdienen und nicht lange überlegen.

Der Bierbrauer führte uns denn auch Abends in das Stadtviertel Valencia's, wo die Zigeuner hausen, zu ihrem Hauptmanne, um sich mit ihm über unsere Angelegenheit zu besprechen. Er wohnte in einem alten, ziemlich verdächtig aussehenden Hause; ein dunkler Eingang führte uns auf einen Vorplatz, der mit einer Scheune viel

Aehnlichkeit hatte; hier brannte ein hell loderndes Feuer, um welches eine Menge phantastisch genug aussehender Gestalten saß: junge Bursche und alte Männer in ihrer eigenthümlichen Tracht: ziemlich engen Hosen und einer farbigen, verschnürten Jacke, den Gürtel, in welchem das große Messer stak, um den Leib, und einen buntfarbenen Lappen um den Kopf gedreht; junge, stark gebräunte Mädchen und Weiber mit schwarzen, glänzenden Haaren und blitzenden Augen, die meisten in ein angenehmes Nichtsthun versunken. Ein paar rauchten, andere beschäftigten sich mit einem Brettspiel; von den Weibern kochten einige irgend ein Abendessen in einem großen Kessel, eine andere lehnte nachlässig an dem Pfeiler, leicht auf einen Tamburin schlagend, wozu ein junges Mädchen mit den Castagnetten knackte.

Unser Eintritt erregte keine besondere Aufmerksamkeit; nur hier und dort wandte sich ein dunkles Auge gegen uns, und auf die Frage nach dem Herrn erhob sich langsam und bedächtig einer der jungen Bursche und ging uns voran durch den dunklen Vorplatz nach der hölzernen Treppe, welche in das obere Haus führte. Von dort aus machte sich die Gruppe um das Feuer wahrhaft malerisch und schön; von der Gluth waren die dunklen Gesichter röthlich angestrahlt, die Flammen spiegelten sich auf den Schaften und Messingzieraten einiger Gewehre, die hier und da an den Pfosten lehnten, und beleuchteten alterthümlichen Hausrath, sowie verschiedene Thierfelle, die von der Decke herabhingen.

Der Chef der Gitanos, welcher sich oben in einer Stube mit sehr kahlen Wänden befand, saß vor einem Brassero voll glühender Kohlen, auf welchen er die Füße gestellt, und machte bedächtig seine Papiercigarren; eine Frau neben ihm schürte in der Gluth, und ein junges, sehr hübsches Mädchen ließ bei unserem Erscheinen die Guitarre, mit der es beschäftigt zu sein schien, in den Schooß sinken. Als nun der Kapitän unseren Wunsch vernommen, schlürfte er einen tiefen Zug aus seiner Papiercigarre und schluckte den Dampf, um ihn dann während des Sprechens wieder emporqualmen zu lassen.

Doch war seine Antwort sehr untröstlich für uns; Pferde und Leute, meinte er, seien wohl genug da, doch rathe er uns von unserem Unternehmen ab; denn er kenne den Weg, und einer seiner besten Leute mit dem tüchtigsten Maulthiere sei gestern von Cuenca zurückgekehrt und nur durch ein Wunder durchgekommen.

Auf diesen Bescheid hin verließen wir ziemlich niedergeschlagen die Zigeunerherberge, und da wir, in unseren Gasthof zurückgekehrt, erfuhren, der Dampfer Tarsis werde in ein paar Tagen erwartet, um nach Malaga zu fahren, so beschlossen wir, unsere ganze Reiseroute zu ändern.

Herr Heeren, der liebenswürdige Gesellschafter und Freund in der Noth, ersuchte mich aber, noch keine Plätze auf dem Tarsis zu nehmen, indem es noch eine ältere und in jetziger Jahreszeit bessere Route über San Felipe, Albacete und Ocanna gäbe, die er selbst benutzen wolle und wo wir uns ihm anschließen könnten; er werde sich morgen erkundigen lassen, ob die Diligencen dort ziemlich regelmäßig einträfen.

Die Erkundigung des Herrn Heeren fiel nicht unbefriedigend aus; denn aus einer Verspätung von sieben bis acht Stunden machte man sich in Spanien nicht viel. So sahen wir endlich in dieser Reisefinsterniß ein Licht und verließen Valencia am 29. Dezember.

An der Eisenbahn von Valencia nach Madrid, die über Alcira, La Roda und Tembleque führt, arbeitet man schon seit vielen Jahren, und ist die kleine Strecke von Valencia nach Alcira vor noch nicht langer Zeit eröffnet worden; doch hatten heftige Regengüsse in den letzten Monaten einige Dämme und Brücken zerstört, weßhalb die Züge nur bis Algemesi gingen. Wir durchfuhren hier wieder ein prächtiges Stück der Huerta, nur mit einem ganz anderen Charakter als das, durch welches wir gegen Valencia gezogen waren. Dort war sie noch von Bergen begrenzt, meistens Gemüse- und Fruchtland und mit wenigen Dörfern besetzt; hier aber war sie weit und flach, hatte Wiesen, Olivenpflanzungen, aus denen in allen Richtungen

zierliche Kirchthürme hervorsahen, und vor allen Dingen die prächtigsten Orangengärten, die wir seit unserem Eintritt in Spanien erblickt. Schöner erinnerte ich mich dieselben nur seiner Zeit in Jaffa gesehen zu haben. Die Eisenbahn war mitten durch sie hindurchgeführt und dabei so schmal, daß die Zweige mit den tiefgrünen, glänzenden Blättern und die goldgelben Früchte fast von den Wagen gestreift wurden. Es war in der That ein eigenthümliches Gefühl, von der brausenden Lokomotive durch diese schönen und für uns seltenen Pflanzungen dahin geführt zu werden. Bald waren es förmliche Wälder, bei denen wir vorüber flogen, bald einzelne Bäume, prächtige Exemplare, die, wie eine mächtige Linde bei uns, ihre Zweige rings umher ausstreckten.

In Algemesi blieb es dem Reisenden überlassen, ob er seinen Weg bis zur nächsten Poststation zu Fuß, zu Pferde oder mit der Tartane fortsetzen wolle. Wir wählten die letztere, ein Fuhrwerk auf zwei hohen Rädern mit einem viereckigen Wagenkasten ohne Federn, von einem einzigen Maulthiere gezogen; ein ähnlicher Karren folgte mit unserem Gepäck. Gleich hinter dem Bahnhofe mußten wir durch ein ziemlich tiefes Wasser hindurch, bei dessen Furt eine Menge Wagen und Tartanen standen, deren Zugthiere unter großem Geschrei mit vielen Hieben über die steilen Ufer hinabgepeitscht wurden. Wenn der Weg, den wir fuhren, schon in trockener Jahreszeit nicht schön genannt werden könnte, so war er jetzt nach der großen Ueberschwemmung ein einziger Kothsee, hier und da mit einer kleinen Steininsel, welche obendrein beim Darüberfahren unsere Tartane sehr verdächtige Seitenbewegungen machen ließ. Das Wasser mußte hier arg gehaust haben: der Eisenbahndamm war an ein paar Stellen fast bis auf den Grund weggespült, und an den Bäumen, die neben der Straße standen, bemerkten wir bis zehn Schuh hoch vom Boden weggeschwemmtes Schilf und Stroh, welches die Fluth dort zurückgelassen hatte.

Alcira ist ein hübscher, alterthümlicher Ort, mit tiefen Gräben, hohen, ausgezackten Steinmauern, mit Thürmen und Brücken, und

war ehemals wie all diese kleinen Städte befestigt. Der Xucar fließt an einer Seite vorbei und ergießt sich einige Meilen östlich von der Stadt in's Meer. Als wir die Stadt erreicht hatten, bemerkten wir auf einem erhöhten Plateau neben der Straße runde, gepflasterte Plätze, jeden von vielleicht zwanzig, dreißig und mehr Fuß im Durchmesser, einen neben dem andern, so daß es von Weitem aussah, als sei der Boden mit runden Steinplatten bedeckt. Wir sahen dergleichen später in der Nachbarschaft der meisten kleineren Städte. Es sind dieses Frucht-Tennen, auf denen Korn und Waizen vermittelst Pferden und kleiner Schlitten ausgetreten und ausgedrückt werden. Namentlich für Kinder ist das ein großes Fest, und amusiren sich diese hier, wie sie es bei uns hier auf der besten Schneebahn thun. Eine schöne Baumart sah ich hier wieder in dem Johannisbaum, dessen trockene Früchte man als Kind so gern ißt und die hier ein Hauptfutter für die Pferde abgeben.

Obgleich Alcira von Außen wegen seiner Thürme und Mauern ziemlich großartig ausschaute, so waren doch die Straßen recht eng und winkelig, die Häuser ärmlich und verfallen, und nur hie und da zeugte ein altes Bogenfenster, ein Erker, eine zierlich ausgezackte Mauer oder dergleichen sehr verwischte Spuren von früherer Wohlhabenheit und Pracht. Ich habe nicht leicht elendere Kramläden gesehen als hier in Alcira. Mit ein paar Duros hätte man eine ganze Boutique auskaufen können. Unser Maler verschaffte sich ein paar Schuhe, wie sie um Valencia von den Landleuten getragen werden; es sind eigentlich nur Sandalen, von Binsen geflochten, die mit Stricken von demselben Material an den Füßen befestigt werden. Ein solches Paar Schuhe kostet nach unserem Gelde ungefähr acht Kreuzer.

Glücklicherweise hatte Herr Heeren die Plätze von hier bis Madrid für uns zum Voraus genommen, sonst hätten wir wahrscheinlich zurückbleiben müssen; denn sechs Männer aus der Umgegend, zu Pferde oder Tartane, trafen mit uns zu gleicher Zeit in der einzigen Posada des Ortes ein und machten, als sie unser ansichtig

wurden, sich alsbald eilfertig auf den Weg, um Plätze zu belegen. Doch konnten nur noch vier hinten in der Rotunde untergebracht werden, weßhalb die Uebrigen mit ziemlich langen Gesichtern heimkehrten.

Unser Gasthof hatte durchaus nichts Angenehmes; große luftige Zimmer mit Steinböden, in denen nur an einem Fenster, wo die Sonne gerade herein schien, eine behagliche Temperatur herrschte. Dort hatten sich aber die sechs ebengenannten Reisenden niedergelassen. Wir saßen in der anderen Ecke und erfreuten uns während des Essens unserer Paletots und Filzstiefel. Das Diner war gerade nicht schlecht, und bei demselben befanden sich, wahrscheinlich wegen der Nähe von Valencia, die spanischen Nationalgerichte mit Knoblauch in der Minderzahl. Der dicke rothe, fast schwarze Landwein, wie auch das Brod waren wie beinahe überall vortrefflich und wenn man dazu die gerösteten Mandeln nimmt, die man immer sehr gut bekommt, sowie die herrliche, dicke spanische Chokolade, so kann man mit diesen Sachen allein schon ein recht gutes Mittagessen machen.

Der Wagen sollte um drei Uhr abgehen; verschiedene nothwendige Reparaturen aber, eine gesprungene Hemmkette, einige gebrechliche Felgen und eine bedenkliche Quetschung an der Hinterachse verzögerten dieselbe um eine ganze Stunde und ließen uns zu gleicher Zeit ahnen, welchen Weg wir zu machen hätten. Endlich rief der Mayoral die Passagiere zu ihren Plätzen, der Delantero schwang sich auf und zehn ziemlich abgetriebene Maulthiere trabten klirrend und rasselnd, so schnell es ihnen möglich war, durch die engen Gassen der Stadt hinaus in's Freie.

Hier war nun gleich wieder die alte spanische Straßenmisère; die Räder sanken förmlich ein in die unergründliche Kothlache, welche der Weg bildete, und bei den Bemühungen des Delantero, wenigstens hie und da für Hufe und Räder etwas festen Grund zu gewinnen, legte sich der Wagen jeden Augenblick sehr bedenklich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war schade, daß man an dem wirklich schönen Abend durch die herrliche Gegend nicht mit Behag-

lichkeit fahren konnte. Aber was nützt einem der klarste blaue Himmel, die entzückendste Fernsicht, wenn die Stöße des Wagens so fürchterlich sind, daß man sich fest anklammern muß und oft so auf die Seite geneigt wird, daß man in stillen, schmutzigen Wasserlachen sein Gesicht widerspiegeln sieht! Mit wahrhaftem Heldenmuthe und Ausdauer krabbelten die armen Maulthiere auf der fast bodenlosen Chaussee vorwärts; vielleicht war es ihnen ein Trost, daß es den ihnen begegnenden Kollegen noch schlechter ging; denn die Thiere der Karren und Tartanen, im Eifer, uns auszuweichen, stürzten nicht selten zusammen oder rutschten sammt dem Fuhrwerk in die tiefen Wassergräben.

Alcira ist von allen Seiten mit schönen Gärten und gut gepflegten Feldern umgeben, namentlich führte der Weg, auf dem wir jetzt fuhren, ein paar Stunden lang zwischen Mauern und Einfassungen durch, über denen Orangen und Citronen, sowie zahlreiche Gruppen hochstämmiger, schlanker Palmen emporragten.

Als es ganz dunkel geworden war, fuhren wir längere Zeit aufwärts und ließen so den Koth und Schmutz hinter uns. Doch wurde der Weg deßhalb nicht besser. Mir ist es in der That unbegreiflich, daß wir an dem heutigen Abend nicht wenigstens ein Dutzend Mal umwarfen. Aber ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß die spanischen Eilwagen einen besonderen und sehr mächtigen Schutzgeist haben, der sie wieder in's Gleichgewicht bringt und ohne zerbrochene Räder und Achsen durch Dick und Dünn hindurch führt. Zum Ueberfluß hörten wir endlich in der Tiefe neben uns einen Fluß rauschen, zu dem es nun im tollsten Jagen hinabging. Statt aber auf die Brücke einzubiegen, die, breit und massiv und scheinbar sehr solid, hinüberführte, fuhren wir in den Kies des Ufers hinein, worauf der Wagen mit einem plötzlichen Rucke hielt.

Der Mayoral öffnete den Schlag und bat uns, auszusteigen. Es war wieder einmal die alte Geschichte. Der mittlere Bogen der Brücke war vor Gott weiß wie langer Zeit von einem Hochwasser weggerissen worden, und nun mußte sich alles, was hinüber wollte, so gut es eben

ging, durch das Wasser hindurch arbeiten. Der Zagal begleitete uns Passagiere eine Strecke abwärts, wo vermittelst Pfähle und Steine eine Art Nothbrücke hergerichtet war. Auf der Mitte derselben angekommen, blieb ich einen Augenblick stehen, um dem schweren Eilwagen zuzuschauen, wie er langsam und schwankend durch den tiefen Kies hindurch fortgezogen wurde. Es war ein unheimlicher Anblick. Der Fluß strömte durch eine tiefe Schlucht und lag, da die Nacht hereingebrochen war, so dunkel, daß Wagen und Maulthiere nur wie Schattengestalten erschienen. Dazu hatte sich der Himmel mit Wolken überzogen und der Regen rieselte herab. Das Wasser mochte in der Mitte des Flusses über drei Fuß tief sein und es war jammervoll anzusehen, wie sich die müden Zugthiere abplagten, den Wagen vorwärts zu schleppen. Dazu fluchte der Mayoral, die Peitschenhiebe knallten, der kleine Delantero mit seiner dünnen Kinderstimme rief beständig sein: Anda, anda, cavallo! der Kies knirschte und das Wasser rauschte. Ein paar Mal hatte es den Anschein, als bliebe der Wagen stecken, — eine erfreuliche Aussicht für uns. Doch der Schutzgeist, dessen ich vorhin schon erwähnte, half auch hier wieder, und nach einer halben Stunde schleppten die dampfenden Thiere den Wagen am andern Abhange hinauf.

Wir setzten uns wieder ein und erreichten nach einer Stunde San Felipe, wie mir schien, eine freundliche, wohlgebaute Stadt mit ansehnlichen Häusern, aus deren Fenstern ein heller Lichterglanz auf die Straße herausstrahlte, während wir vorüber rasselten. Es ist das für mich bei nächtlichen Fahrten immer ein peinliches Gefühl gewesen; man muß auf schlechten Wegen in die Nacht hinaus, während dort Alles zu Hause um das freundliche Licht im Kreise sitzt; zuweilen auch erscheint ein Gesicht an den Fensterscheiben und der Mund scheint sagen zu wollen: Wie bin ich froh, daß ich zu Hause sitze und nicht dort hinauszufahren brauche!

Um recht bequem zu sitzen, hatte Herr H. einen Platz für uns

mehr genommen, den er aber in Alcira einem jungen Manne auf seine Bitten abtrat, der mit uns von Valencia gekommen war und ebenfalls nach Madrid wollte. Er war, wie er uns später erzählte, Schriftsteller und bis vor Kurzem Mitredakteur des Oppositionsblattes Clamor Publico gewesen, hatte aber eher das Aussehen eines Reiteroffiziers in Civil. Er war von angenehmem Aeußeren, trug einen Schnurrbart, einen Calabreserhut, einen kurzen spanischen Mantel, hohe gelblederne Stiefel und rauchte eine Papier-Cigarre um die andere. Für den ihm abgetretenen Platz bewies er sich sehr dankbar, und da er in San Felipe genau Bescheid wußte, so führte er uns trotz des Widerstrebens des Kondukteurs in ein benachbartes Kaffeehaus, wo wir in möglichster Schnelligkeit unseren Thee nahmen.

Unterdessen hatte der Mayoral eine Laterne angezündet, und als wir einstiegen, gab er uns die tröstliche Versicherung, nur noch eine kleine Stunde sei der Weg ziemlich schlecht, dann aber würden wir die Hauptstraße erreichen und lustig wie auf dem Zimmerboden dahinfahren. Fort ging es nun in die Nacht hinaus und das Stück Weges bis zur Chaussee war eine artige Arbeit von Seiten der Maulthiere und ein schmerzliches Dulden von Seiten der Passagiere. Es ging unbeschreiblich steil abwärts und ebenso wieder in die Höhe, so daß Zagal und Mayoral nicht genug Steine unterschieben konnten, um den schweren Wagen vor dem Zurückrollen zu bewahren. Durch reißende Felsbäche fuhren wir an tiefen Abhängen vorbei, deren Schutzmauern eingestürzt waren, erreichten endlich aber glücklich die verheißene Chaussee und mit ihr in der That einen besseren Weg.

Die Nacht ging dahin, mit den bei solchen Fahrten gewöhnlichen Abwechslungen; wir erreichten eine Station um die andere, meistens ein einsam gelegenes Haus, auf dessen weitem Vorplatz ein mächtiges Feuer brannte, an dem wir Passagiere uns erwärmen konnten. Hier trafen wir auch fast jedesmal ein paar vollständig bewaffnete Guardias Civiles, eine treffliche Straßenpolizei, die man in Spanien auf allen Wegen bei Tag und Nacht findet. Bald erreichten wir kleine Ortschaften und in einer derselben — es mochte gegen

vier Uhr Morgens sein — schlug unser junger Redakteur vor, ein Frühstück einzunehmen, wozu der Mayoral, der draußen jämmerlich durchfroren worden war, gern seine Zustimmung gab. Mit vielem Rumor wurden die Leute im Hause erweckt, und bald erschien auch die Wirthin mit einer Magd, nicht gerade zu übel gelaunt, daß man sie zu so früher Stunde aus dem Bette aufgejagt. Pfannen und Kessel wurden zum Feuer gerückt, und zur besten Nachahmung in unserem wohl eingerichteten Deutschland muß ich rühmen, daß nach einer starken Viertelstunde ein sehr solides Frühstück bereit stand und zwar gekochter Reis mit Fleisch und spanischem Pfeffer, gewärmte Feldhühner à la Knoblauch, weichgesottene Eier und vortreffliche Chokolade, süß, schwarz und so dick, daß die freilich sehr dünnen Löffel fast aufrecht darin stehen blieben. Die Bezahlung war ebenfalls mäßig und neu gestärkt und erwärmt fuhren wir dem kalten Morgen entgegen. Die Temperatur und mit ihr die Vegetation hatte sich seit gestern Abends so auffallend verändert, daß der Kontrast nicht leicht hätte größer sein können. Der Boden war gefroren, die Felder rechts und links von der Straße leicht mit Schnee bedeckt, und wir, die wir gestern durch Orangen- und Palmengärten gefahren, sahen heute nur noch niedrige Buxbaumsträucher und magere Olivenbäume. Auch mußten wir uns dicht in unsere Mäntel wickeln, um nur einigermaßen warm zu bleiben. Dabei aber ließ die Geschwindigkeit des Fahrens nichts zu wünschen übrig und wo es eben thunlich war, jagten unsere zehn Maulthiere im vollem Galop dahin.

Wir hatten aber auch wegen des schlechten Wegs von gestern Abend viel einzuholen und hätten das Städtchen Albacete schon um elf Uhr Vormittags erreichen sollen; doch Stunde um Stunde verstrich, Station um Station erschien und der Mayoral schüttelte beständig den Kopf, so oft wir ihn fragten, ob jetzt nicht bald einmal Albacete käme. Dabei war die Gegend einförmig und trostlos; unabsehbares hügeliges, mit Schnee bedecktes Land, über welches ein eiskalter, scharfer Wind unaufhörlich uns entgegen strich; auch schneite und regnete es abwechselnd, und die Stationsplätze, an

denen wir hielten, waren so erbärmlicher Art, daß unser armer Redakteur nicht ein Mal einen Tropfen Wein auftreiben konnte und wir endlich erst gegen ein Uhr vermittelst eines Glases Branntwein, einer scheußlichen Wurst und eines Stückes gewiß mehrere Monate alten Brodes ein einfaches Diner halten konnten.

Endlich um vier Uhr Nachmittags sahen wir Albacete vor uns liegen; noch ein paar Hügel auf und ab und wir hatten das Städtchen erreicht. Bis jetzt war mir in Spanien kein elenderes, ärmlicheres Nest erschienen. Es lag auf einer Höhe, der Wind pfiff und heulte durch die Straßen, alle Häuser schienen aus Lehm gebaut, und fast kein einziges hatte ein ordentliches Fenster. Halb verfallene Mauern umgaben das Ganze und zogen sich nebenbei noch um jedes einzelnstehende Gebäude herum. Wenn wir auch in den spanischen Ortschaften an kleine unbedeutende Fenster gewohnt waren, so fiel es uns doch auf, daß die hiesigen förmliche Schießscharten waren; eben so waren die langen Mauern crenelirt und beim Einfahren in den Ort sahen wir rechts und links Erdaufwürfe, die augenscheinlich dazu gedient hatten, Geschütze hinter ihnen aufzustellen. Unser Redakteur löste uns dieses Räthsel, indem er uns erzählte, daß Albacete während der Bürgerkriege sich lange und hartnäckig vertheidigt habe. So trostlos übrigens die endlose schneebedeckte Chaussee gewesen, so war sie doch noch heimlicher und angenehmer, als die Gassen dieses Ortes; überdieß fand sich die Hauptstraße durch einen umgestürzten Eselskarren vollständig verbarrikadirt, und nach einigem Ueberlegen entschloß sich der Mayoral, das Postgebäude auf einem Umwege durch enge Seitengassen zu erreichen. Diese Seitengassen aber waren eigentlich nichts mehr und nichts weniger als Düngergruben hinter den Häusern, welche zuweilen mit kleinen, artigen Steinbrüchen abwechselten. Stückweise wurden wir fortgeschleppt und lagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Hier mußte auch endlich der Schutzgeist ermattet abgelassen haben; denn im Angesichte des Posthauses, als wir eben wieder in die sogenannte Hauptstraße einbiegen wollten,

sanken die beiden linken Räder unserer Equipage in ein so unergründliches Loch, daß sich der Wagen, übrigens ziemlich sanft, gegen eines der Häuser lehnte. Mir erschien es als das größte Wunder, daß die Lehmbaracke nicht unter dem Stoße zusammenbrach; da ich an dem linken Fenster saß, so kam ich so nahe an eine der oben erwähnten Schießscharten, daß ich einer erschreckten alten und sehr dicken Spanierin, welche dort stand und mit lautem Aufschrei zurückfuhr, freundschaftlich die Hand hätte schütteln können. Von einem vernünftigen Aufrichten des Wagens war übrigens keine Rede; der Mayoral verließ sich auf sein Glück und die Maulthiere, wandte letztere rechts in die Straße und peitschte nun unter Hilfe des Zagals so toll auf sie hinein, bis sie denn auch glücklich den Wagen von dem Hause wegrissen, der nun begreiflicherweise nach rechts hin das Uebergewicht bekam und nach dieser Seite uns vollständig in den Straßenschmutz hinwarf. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen und wir machten die paar Schritte bis nach dem Post- und Gasthofe, trotz allem erlittenen Ungemach, in bester Laune zu Fuß.

In Alcira hatte man uns gesagt, die Post würde sich in Albacete zwei Stunden aufhalten und dann ohne Weiteres nach Madrid gehen. Uns war es nach einer angestrengten Fahrt nicht unangenehm, hier in Albacete eine Zeitlang ausruhen zu können, zumal, da das Gasthaus — ich glaube, es war das einzige, wenigstens das beste im Orte — nicht ungastlich aussah. Es hatte wenigstens ein paar ordentliche, vergitterte und verglaste Fenster nach der Straße zu, und als wir den Thorweg hinter uns hatten, kamen wir in einen kleinen, viereckigen Hof, der gewiß im Sommer recht heimlich und angenehm war. An einem steinernen Brunnen in der Mitte schlang sich eine dicke Weinrebe empor, die vielleicht zwanzig Fuß hoch vom Boden den Hof mit einem Netze von Zweigen überspann; rings um diesen letzteren herum liefen Gallerieen, von denen man aus in die verschiedenen Zimmer kam. Leider aber war die Rebe gänzlich ohne Blätter, ja die stärkeren Aeste waren zum Theil mit

Schnee bedeckt, und ebenso die Steinplatten des Bodens ganz weiß — in Spanien gewiß ein untröstlicher Anblick. Der Speisesaal schien ebenfalls für den Sommer berechnet zu sein, denn es war in ihm weder Ofen noch Kamin, und um unsere erstarrten Füße wieder einigermaßen zu erwärmen, ließen wir uns einen großen Brassero unter den Tisch schieben.

Unser Diner war recht ordentlich, nur verbitterte uns die Kellnerin das Dessert durch die Nachricht, daß wir wahrscheinlich nicht so bald von hier wegkommen würden. Die Wege von hier nach Ocanna und Madrid seien fürchterlich, sagte sie, der Boden uneben und sogar gefroren, was die Verspätung aller Posten nach sich zöge. Wir müßten hier auf die Kutsche von Madrid warten, welche nach Murcia weiter ginge, und ebenfalls auf die von Murcia, welche hier durchkomme, um uns mit nach der spanischen Hauptstadt zu nehmen. Das waren unerfreuliche Nachrichten und zu gleicher Zeit erfuhren wir noch, daß wir unsere guten Plätze vielleicht verlieren würden, indem wir den Passagieren aus Murcia nachstehen müßten. Der Wagen aus dieser Stadt, meinte die ungemein redselige Spanierin, sollte eigentlich um 4 Uhr eintreffen, würde aber nicht vor Mitternacht da sein. »Carramba!« setzte sie hinzu, wobei sie die Arme in die Seite stemmte, „das kann euch doch am Ende ganz einerlei sein; hier in Albacete ist man sehr gut aufgehoben; wir haben vortreffliche Zimmer und sehr gute Betten.“

Da es nun nicht in unserer Macht lag, die Fahrt des Murcianer Eilwagens zu beschleunigen, so ergaben wir uns in unser Schicksal, tranken nach Tisch Jeder eine doppelte Portion heißer Chokolade und da wir Alle müde und schläfrig waren, auch es nicht möglich schien, ein hell loderndes Kaminfeuer zu unterhalten, so beschlossen wir, dem Rathe der Kellnerin zu folgen und ließen uns die vortrefflichen Zimmer mit den sehr guten Betten zeigen. Die ersteren hatten keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden; die letzteren bestanden aus schwankenden Schragen, die beim Auf-

steigen bedenklich krachten und waren mit einer sehr dünnen Wollenmatratze bedeckt. Dazu war der kalte Steinboden auch gerade nicht angenehm, weßhalb wir uns beeilten, unter unsere dicke, wärmende Manta zu kriechen, welche wir in Valencia gekauft. Der Maler und ich hatten ein gemeinschaftliches Zimmer, wir rauchten im Bette noch eine gute Puros (die Benennung der echten Havanna-Cigarren im Gegensatze zu den Papiercigarren) und versuchten es dann zu schlafen; was meinem Freunde alsbald gelang; mir dagegen war es eigentlich noch zu früh — es mochte 6 Uhr Abends sein — und ich dachte an unsere vergangene Tour, an den morgenden Tag, an Madrid, an die Heimath. Neben meinem Bette befand sich einer der oben erwähnten Fensterläden, der mir nicht fest geschlossen zu sein schien; ich versuchte es, ihn zuzumachen, doch versagte das schlechte Schloß den Dienst und er öffnete sich ganz, wodurch sich mir über die Gallerie hinweg eine Aussicht auf den Hof mit der schneebedeckten Weinrebe bot. Der Mond mußte am Himmel sein, denn der kleine Hof war ziemlich hell beleuchtet. Da die Nachtluft kalt hereindrang, so wollte ich meinen Laden wieder schließen, als ich von einem der Zimmer im Erdgeschoß die Töne eines Klaviers hörte, der Guitarre Akkorde und das leise Knattern von Castagnetten — etwas spanisches Leben, dachte ich mir. Wie hätte ich da ruhig schlafen können! Ich lauschte — ja es war eine wohlklingende Mädchenstimme, welche gleich darauf sang:

Qué calia, y cómo cruje
Ji baila jota ó fandango!
Y qué brio en cada empuje!
Y qué gloria de remango
Alza, ola!
Vale un mundo mi manola.

Es war das zum ersten Male, daß ich einen schönen, echt spanischen Gesang vernahm, denn das Tremuliren, fast Jodeln des Zagals oder Delanteros, das ich schon öfter gehört, hat wohl etwas Eigenthümliches, aber nichts Angenehmes für das Ohr. Ich beugte mich

zu meinem Fenster hinaus, um den Ort zu erkennen, woher der Gesang kam, und sah drunten eine Thüre sich öffnen, aus welcher heller Lichter- oder Feuerglanz, sowie Musik und Gesang herausdrang. Als ich noch so zuhörte, schlurften Tritte auf dem Gange, Jemand trat an die Brüstung der Gallerie und schaute ebenfalls auf den Hof hinab. Es war Herr H., welcher sein Bett noch nicht aufgesucht hatte; ich rief ihn an und als er an mein Fenster trat, sagte er: „Es ist eigentlich gut, daß Sie noch nicht schlafen; ich sprach soeben unsern Mayoral, welcher mir versicherte, der Eilwagen aus Murcia werde keinenfalls vor morgen früh acht, neun oder zehn Uhr kommen; da drunten scheint mir eine lustige Gesellschaft zu sein, auch ein gutes Kaminfeuer; ich hätte wohl Lust, mich noch ein wenig zu erwärmen.“ Natürlich war ich gleich dazu bereit, rief auch meinem Schlafkameraden zu, der übrigens sein Bett mit einigem Widerstreben verließ, denn er behauptete, er habe sich prächtig erwärmt und schon ein ordentliches Stück geschlafen. Unser kleiner Oberbaurath war ebenfalls bald auf den Beinen, und so zogen wir denn den Tönen des Klaviers und der Guitarre nach; der Gesang war unterdessen verstummt.

Richtig! neben dem Speisezimmer fanden wir eine recht angenehme Gesellschaft: den Wirth des Hauses mit einigen seiner Freunde, seiner Tochter, einem jungen und sehr hübschen Mädchen, mit ein paar nicht minder angenehmen Gespielinnen und vor Allem ein mächtiges Feuer, das im ersten Augenblicke die meiste Anziehungskraft auf uns ausübte. Die musikalische Abendunterhaltung wurde übrigens durch unseren Eintritt unterbrochen und nur auf vieles Bitten erhielten wir noch ein Lied, mußten uns aber dagegen entschließen, auch von unseren vaterländischen Gesängen etwas preiszugeben; Herr H. spielte fertig einige Stücke auf dem Klavier und ich hatte mein Möglichstes geleistet, als ich sang:

Sah ein Knab ein Röslein stehn,

und:

Muß i denn, muß i denn zum Städetle 'naus.

Den Text mußten wir den jungen Spanierinnen übersetzen; doch meinte eine von dem ersten Liede, der Knabe hätte sich umsonst seine Finger zerstechen müssen, wenn Röslein sich ordentlich gewehrt hätte.

Da wir nun einmal im Zuge waren, so brauten wir einen Punsch, bei welchem die Ingredienzien gut, die Art der Bereitung aber sehr mangelhaft war. Es wurde ein kleiner Kessel über das Feuer gehängt, Wasser, Rum, Citronensaft und Zucker hineingethan und das Ganze gekocht. Ein älterer Mann, welcher am Feuer saß, erhielt die Aufsicht über den Trank und mußte mit einem Suppenlöffel die Gläser vollgießen. Wir selbst hatten Wichtigeres zu thun: Bänke und Stühle wurden nämlich auf die Seite gerückt, Herr H. spielte einen lustigen Galop, und in Kurzem war ein förmlicher Ball arrangirt, zu dem die Guitarre in den Händen des Wirths zuerst leisere, dann immer lautere Akkorde lieferte, wozu die Castagnetten immer toller knackten und zu dem wir tanzten, so daß der alte Fußboden krachte und sich der schneebedeckte Weinstock im Hofe, der zur offenstehenden Thüre hereinschaute, auf's höchste zu verwundern schien. Ich muß gestehen, daß Punsch und Tanz bis nach elf Uhr dauerten; dann suchten wir abermals unsere Betten auf und schliefen nun ungestört, fest und angenehm bis zum hellen Morgen.

Ja, es war fast 10 Uhr, als wir die zum Frühstück unentbehrliche Chokolade tranken, und noch keine Spur von dem Eilwagen aus Madrid und Murcia! Die Kellnerin meinte, wir könnten ohne alle Gefahr auf 3 Uhr unser Mittagessen bestellen, es müsse in der Gegend von Murcia sehr viel Schnee gefallen sein; und vielleicht, setzte sie lachend hinzu, sei der Wagen auch irgendwo umgeworfen worden, und wenn das wäre, so könnten wir wohl heute noch einmal die gestrige Tanzpartie wiederholen — eine sehr untröstliche Aussicht. Der Reiz, den der Gasthof gestern Abend für uns hatte durch das gute Kaminfeuer, durch Gesang und Tanz, war gänzlich verschwunden; ja, sogar der Weinstock erschien uns heute unendlich prosaisch; der Himmel war klar, die

Sonne erschien über den Häusern und der Schnee tropfte langsam von den Aesten und von den Dächern herab.

Der Gasthof war sehr kalt und öde, und erst die Straßen und der Ort dazu! Der Maler und ich, wir machten einen Gang durch die Gassen an lauter Lehmhütten vorbei; nur eine einzige Straße war da mit ziemlich anständigen Häusern, in denen sich einige Läden befanden —, Magazine mit buntfarbigen Mantas, groben baumwollenen Hemden, rothen Kopftüchern, Binsen-Sandalen, Tabak und Salz. Auf dem Marktplatz sahen wir runde Strohschirme, zeltförmig an Stangen befestigt, unter denen frierende Obstweiber saßen. auf den Schnee hatten sie ihre Körbe gestellt, und die armen Südfrüchte, Orangen, Citronen und Granatäpfel, nahmen sich in der schmutzigen und frostigen Umgebung recht traurig aus. Uebrigens war der Marktplatz und auch die Straße trotz des für hier sehr kalten Winterwetters ziemlich belebt. Der Spanier kann es zu Hause nun einmal nicht aushalten; wenn er Geld hat, geht er in's Café, und wenn nicht, so stellt er sich mit seinen Bekannten auf die Straße, um zu plaudern. Zum Standorte wird aber jeder Sonnenstrahl benutzt, und wo auf dem Marktplatze von Albacete das helle und erwärmende Licht hindrang, da sah man lange Reihen Einwohner bei einander stehen, und Weiber und Kinder an den Häusern entlang zusammensitzen. Letztere verbanden hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn sie lausten sich nach der Lancaster'schen Methode, wobei oft drei, vier mit gespreizten Beinen hinter einander saßen. Die Männer dagegen, in den unentbehrlichen Mantel gewickelt, rauchten eine Papier-Cigarre um die andere.

Bei unserer Rückkunft in den Gasthof trafen wir den jungen Redakteur in kurzem Mantel und Reitstiefeln, der hier in Albacete Geschäfte hatte und uns gestern bei der Ankunft verließ. Auch er hatte viel Unangenehmes über die Straße nach Madrid gehört und meinte, wenn es nicht gar so kalt wäre, so zöge er es vor, durch die Mancha zu reiten. Seine Worte fielen bei Horschelt und mir als Samen auf sehr fruchtbaren Boden. Wir hatten noch immer unsere fehlgeschlagene

Tour von Valencia nicht vergessen können und baten nun Herrn Heeren, der hier einen Geschäftsfreund hatte, er möge sich doch erkundigen, ob es nicht möglich sei, von hier zu Pferde oder zu Maulthier nach Madrid zu gelangen. Da ihm selbst die noch bevorstehenden zwei, vielleicht auch unter Umständen drei Tage und Nächte nach Madrid auf so scheußlichen Wegen unangenehm genug vorkamen, so ging er mit dem jungen spanischen Schriftsteller, um sich nach dem Wege durch die Mancha zu erkundigen.

Bei Albacete vorbei führt die projektirte Eisenbahn von Valencia nach Madrid, und ein kleines Stück von hier bis La Roda, vielleicht fünf Leguas — eine Legua ist stark anderthalb deutsche Stunden — sollte nächster Tage zur Probe befahren werden. Herr Heeren, welcher große Lieferungen von Lokomotiven und Wagen für die spanischen Eisenbahnen besorgt, kannte deßhalb mehrere der Beamten und Ingenieure, und er kam auch nach einer halben Stunde mit genügenden Nachrichten zurück. Man hatte ihm eine vollständige Marschroute aufgeschrieben, von hier nach La Roda auf der großen Straße, und von dort über Villarrobledo, Campo critana nach Tembleque — von letzterem Orte ging die Eisenbahn nach Madrid — mit Angabe der Entfernung dieser Ortschaften und der Nachtquartiere. Der Ingenieur, der ihm dieß besorgt, hatte freundlicherweise seine Visitenkarte beigefügt, auf welche hin wir bei Privatleuten in den verschiedenen Dörfern gern ein Unterkommen finden würden. Die Fonda's seien durchweg außerordentlich schlecht. Das waren die Lichtseiten des Berichtes. Die anderen, das Aber, lauteten, die Wege würden hier und da fast grundlos sein, auch die Kälte auf der weiten, baumlosen Ebene in der Mancha sehr unangenehm, fast unerträglich, und wenn wir einen guten Rath annehmen wollten, so sollen wir lieber einen Tag länger mit dem Eilwagen, vielleicht auf sehr schlimmen Wegen, aber doch sicherer gehen.

Herr Heeren und unser Oberbaurath waren nun durchaus nicht für die Reittour eingenommen, deßhalb mußten wir beide nachgeben, umsomehr, als im entscheidenden Augenblicke einige Buben herbeiliefen

und die Nachricht brachten, endlich lasse sich die Postkutsche sehen. Es war die Madrider, die nach einer Viertelstunde mit gänzlich abgematteten Thieren vor das Haus kam; der Mayoral, erschöpft und mißmuthig, sprang fluchend von seinem Sitze, und Zagal und Delantero ließen ihre Köpfe noch tiefer hängen als selbst die Maulthiere.

Das war also der Wagen, der uns mit denselben müden Thieren weiter befördern sollte. Doch konnte er nicht eher abfahren, als bis die Murcianer Kutsche angekommen war, und von der sahen und hörten die ausgeschickten Boten nicht eine Spur. Im Post-Bureau wurde ein großer Rath gehalten und endlich beschlossen, den Madrider Wagen neu zu bespannen und dem anderen entgegen zu schicken. Es war Mittags zwei Uhr geworden, und eine halbe Stunde später fuhr denn auch die eben angekommene Kutsche wieder davon, um nach ihrer Kollegin zu sehen; aber noch bei dem Hause passirte schon ein Unglück. Die Gasse war sehr eng, der Mayoral nahm die Wendung etwas zu kurz und fuhr gegen eine der Lehmmauern, die ein Grundstück umfaßten, so stark an, daß das morsche Mauerwerk unter dem Stoße zusammenbrach und Räder und Achsen mit Steinen bedeckt wurden. Es dauerte eine Zeit lang, bis der Wagen wieder frei wurde und weiter konnte. Wie wir später erfuhren, mußte er, da die Hauptstraße noch immer unpraktikabel war, noch einige Kreuz- und Querzüge durch den Flecken machen und hatte auch noch sonstige Unannehmlichkeiten zu bestehen gehabt, ehe er in's Freie kam. Dafür aber trafen die beiden Eilwagen denn auch schon glücklicherweise nach einer Stunde auf einander, und um vier Uhr kehrte der unsrige nach Albacete zurück, nahm seine Briefschaften für Madrid, unsere und der anderen Reisenden Koffer, und dann hieß es: Caballeros al coche.

Unser Eilwagen war ein ansehnliches Gebäude, befand sich aber schon im vorgerückten Alter. Die Deichsel wackelte bedeutend und war stark geschient, und die meisten Kutschenschläge litten an einer gelinden Maulsperre. In diesem Kasten also sollten wir vielleicht drei Tage und drei Nächte zubringen. Ich muß gestehen, daß ich denselben vor dem Einsteigen kopfschüttelnd umging und mit einem wehmüthigen

Blicke das Wort „Madrid" auf der Hinterseite las. Ach! dachte ich, mit welcher Wonne willst du dieselben Buchstaben auf der Alkala-Straße wieder lesen! Ich hatte eine trübe, unbestimmte Ahnung, mit dieser Equipage, trotz bezahlten Fahrgeldes und trotzdem, daß wir nun endlich eingestiegen waren, niemals Madrid zu erreichen. Und, wahrlich! diese Ahnung hat mich nicht betrogen.

Wir drei Reisegefährten, der Oberbaurath, der Maler und ich, saßen vorn in der Berline (unser deutsches Coupé) — ein Platz, der bei gutem Wetter sehr viel Angenehmes bietet, hier in Spanien aber durch seine Aussicht auf die schlechte Straße und das ewige Stolpern der Maulthiere in den tiefen Fahrgeleisen nicht eben zur Beruhigung der Nerven beiträgt. Der Mayoral bestieg finsteren Blickes seinen Sitz und entgegnete auf meine Frage nach dem Wege — ich muß gestehen, daß ich die üble Gewohnheit hatte, viel zu viel danach zu fragen —, derselbe sei so schlecht wie möglich.

So fuhren wir dahin, es war am Sylvester-Abend, wo man sich zu gleicher Zeit in der Heimat anschickt, die letzten Stunden des Jahres so angenehm und kurzweilig wie nur immer möglich zu verbringen, wo man öffentlich einen soliden Punsch zubereitet und heimlich seine Pistolen ladet, um der Polizei an diesem Festabende ebenfalls eine unverhoffte kleine Freude zu bereiten. Der Himmel war klar, dunkelblau, und die Sonne ging mit einer unendlichen Pracht unter; wie ein Nordlicht strahlte der Himmel, als sie schon eine Zeit lang verschwunden war, noch immer in gewaltiger Gluth. Dabei war die Luft so rein, daß man die Gestalt jedes Zweigleins an den entblätterten Pappeln und Ulmen und den Umriß ganz entfernter kleiner Häuser auf's deutlichste sah. Zu beiden Seiten schauten wir in eine weite flache Ebene hinein, und es war, als habe der eisige Wind, der uns gestern verlassen, hinter Albacete auf uns gewartet; denn kaum waren wir wieder im Freien angelangt, so blies er uns von der Seite an, sauste durch die Wagenfenster und jagte Mähnen und Schweife der Zugthiere auf die Seite. Der Mayoral hatte sich fröstelnd in seine Decke gewickelt, und

der Delantero machte vorn auf seinem Pferde mit Händen und Füßen Bewegungen wie ein Hampelmann, wahrscheinlich um sich zu erwärmen. Der Zagal aber hatte den besten Theil erwählt und wurde von uns allen beneidet: er trabte neben der Kutsche her und litt auf diese Art weniger von der Kälte.

Die Chaussee, auf der wir fuhren, lief gerade, war sehr breit, mit Bäumen bepflanzt und ursprünglich mit Sachkenntniß angelegt, später aber greulich vernachlässigt worden. In den tiefen Koth, der sie in den letzten Tagen bedeckt, hatten die schweren Karren und Eilwagen unergründliche Geleise geschnitten, die nun jetzt hart gefroren waren und sehr gefährliche Gruben für die Räder und die armen Zugthiere darboten. Es war in der That peinlich anzusehen, wie die letzteren von der hin- und herfahrenden Deichsel bald nach rechts, bald nach links gerissen wurden, ausglitten, stolperten, sich wieder aufrafften oder auch zuweilen ganz niederstürzten, wenn die Deichsel bei einer zu schnellen Bewegung einem dieser armen Geschöpfe alle vier Füße unter dem Leibe wegschlug.

Anfänglich ertrugen wir mit gutem Muthe diese unangenehme Fahrt; als aber die letzte Röthe vom Himmel verschwunden war und dieser nun wie dunkler Stahl glänzend mit seinen unzähligen Sternen über uns prangte, als wir durch Erzählung früherer Sylvesterabende uns gegenseitig erweicht und gerührt, da vernahm man zuweilen zwischen dem Takte eines mühsam gesungenen lustigen Liedes einen tief verstohlenen Seufzer, und wir gestanden uns gern, das Reisen habe im Allgemeinen doch seine großen Unannehmlichkeiten. Glücklicher als wir beide war unser kleiner Oberbaurath, der von der Natur die Gabe empfangen, in jedem Eilwagen, auf jeder Straße, sobald er sich in eine Ecke gedrückt, augenblicklich einzuschlafen. Noch war das erste hatjé! hatjé! des Zagal nicht verklungen, so gab er nur noch spärliche Antworten, und bald darauf schnarchte er regelmäßig wie das unschuldigste Kind in seinem Bette. Im Andenken an einen Roman von Dickens, wo ein Junge vorkommt, ebenfalls so glücklich begabt,

daß er alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschläft, nannten wir ihn wie diesen Joe, und auf die Frage im Eilwagen: Was macht Joe? erfolgte immer die gleiche Antwort: Der Joe schläft. So auch heute wieder; er hörte nicht, wie sechs Murcianer im Innern des Wagens allerlei ihrer vaterländischen Lieder in die Nacht hinausbrüllten und wie der Mayoral mit Peitschenknallen und unaufhörlichen Scheltworten zwischen die armen Maulthiere hineinfuhr; er sah nicht, wie unser Rosselenker endlich abstieg, um sich gehend zu erwärmen, wie es vorn der Delantero ebenso machte und wie nun der Wagen ohne Leitung in stockdunkler Nacht -- denn unsere einzige Laterne war nicht der Rede werth — auf der Chaussee dahin wankte und stolperte. Horschelt und ich aber sahen all' dieses im hartnäckigsten Wachen um so deutlicher und wurden immer verdrießlicher, immer unangenehmer, immer mit uns selbst unzufriedener. Wenn das so fortgeht, seufzte ich, so kommen wir in acht Tagen nicht nach Madrid! — Vorausgesetzt, entgegnete der lange Maler, daß wir nicht in einem Graben den Hals brechen; namentlich wäre hier die schönste Gelegenheit dazu; denn wenn ich scharf in die Nacht hinausluge, so bemerke ich, daß wir keine Hand breit vom Chausseegraben entfernt sind. — Du? — Was? — Dieses Fahren in Spanien ist unter aller Beschreibung. — Na, du wirst's doch noch ärger beschreiben, als es wirklich ist. — Aber ist es nicht fürchterlich? — Niederträchtig! — — Du? — Was? — Drei Tage und drei Nächte, nicht wahr, das schmeckt dir? — Ein Esel wäre mir lieber, als die Kutsche. — Und mir erst! — Ich hätte mir aus dem Frost und der Mancha nichts gemacht. — Und aus den schlechten Nachtquartieren. — Meinst du nicht vielleicht, wir sollten noch . . . Aufrichtig gesagt, mir wäre es das Liebste, denn ich fühle mich nervös, wie nie in dieser scheußlichen Maschine. — Es liegt ja in unserer Macht, ich habe die Reiseroute des Herrn H. in der Tasche. Was meinst du? Riskiren wir es in Gottes Namen. Die zweite Station ist La Roda, von wo wir die Chaussee verlassen müßten. Dort bleiben wir; ich habe überhaupt fürchterliches

Kopfweh. Was meinst du dazu? — Mir ist es recht. — Also abgemacht! — Und Joe? — Ach! der schläft. Der hat's gut! — Ja, er hat's gut! seufzten wir darauf beide und versanken nach diesem Zwiegespräch in Stillschweigen, um nochmals über den gefaßten Entschluß nachzudenken.

In Gineta wechselten wir die Thiere, und ich sprach einleitend mit Herrn H., sagte ihm von meinem unausstehlichen Kopfweh und ließ durchblicken, daß, wenn dasselbe sich nicht bessere, ich in La Roda bleiben und dann sehen müsse, wie ich später weiter käme. Ich muß nun gestehen, daß er mir sehr davon abrieth, schlechte Wege, Hunger, Frost, ja sogar Räuber zu Hilfe rief, und vielleicht auch unseren Entschluß wankend gemacht hätte, wenn der Weg von hier nach La Roda nicht noch schlechter gewesen wäre, als der auf der ersten Station. So aber erreichten wir dasselbe so mißmuthig, so abgespannt, so gänzlich gesättigt von dem spanischen Eilwagenfahren, daß Horschelt und ich unseren beiden Reisegefährten fest erklärten, wir blieben unter jeder Bedingung hier. Viel Zeit, uns zu überreden, hatten die Andern glücklicherweise nicht. Der Oberbaurath wollte unser Gepäck mit nach Madrid nehmen, Herr H. half uns mit einigen Geldern aus, ermittelte uns im Poststall einen Delantero, der uns in das vom Ingenieur bezeichnete Haus führen wollte, und schrieb mir in meine Brieftasche im besten Spanisch eine freundliche Bitte an die Posten der Guardias Civiles um ihren Schutz; ja, Beide liefen noch mit uns an das bezeichnete Haus, mußten uns aber augenblicklich wieder verlassen, da der Mayoral in der Entfernung unter unzähligen schlimmen Redensarten nach seinen Passagieren schrie. Wir nahmen ziemlich ernsthaft Abschied von einander, ja sogar wehmüthig, und Herr H. versicherte mir später, er habe in der That nicht gedacht, daß das Ding gut ablaufen werde.

So standen wir denn in einem gänzlich fremden Orte, mitten in der Nacht, vor einer fremden Thür, ohne Kenntniß der Landessprache, und als nun in der Ferne der Eilwagen mit unseren Freunden unter Peitschenknall und lautem Geschrei davon rollte, überschlich mich ein

eigenes Gefühl. La Roda war unendlich still, kein Licht schimmerte, kein menschliches Wesen ließ sich sehen; ich verglich es in Gedanken mit unseren Städten in Deutschland um diese Stunde, und sagte meinem Freunde, es sei eigenthümlich, daß hier die Neujahrsnacht so still vollbracht werde — kein Schießen, kein Lärmen —, eine Aeußerung, die mir aber der sonst so geduldige lange Maler im gegenwärtigen Augenblicke höchst übel nahm; denn er sagte, er begriffe nicht, wie man in unserer Lage noch an Schießen und Spektakel denken könne; ich soll ihm lieber helfen, an die Thür zu klopfen, damit uns endlich Jemand aufmache.

Lange Zeit blieb unser immer stärker werdendes Gepolter am Eingange des Hauses unbeantwortet; endlich erleuchtete sich ein Fenster, ein Kopf wurde hinter dem Gitter sichtbar, und so viel wir begriffen, fragte eine Stimme, was wir in der späten Nacht wollten. Hierauf gründlich zu antworten, war für uns sehr schwer, ich sagte deßhalb: Estranjeros quieren pasar la noche aqui, und reichte zu gleicher Zeit die Karte des Jugenieurs — Felix de Bona ist der Name dieses Wohlthäters — zum Fenster hinein. Sie war für uns ein Talisman, denn alsbald erwiderte die Stimme mit dem freundlichsten Tone, man werde uns augenblicklich öffnen, was auch sogleich geschah. Es war eine alte Frau, mit der wir durch das Gitter gesprochen, und die uns, nothdürftig angezogen, im Hausflur empfing und nach dem Wohnzimmer des Hauses geleitete, das in den meisten kleinen spanischen Häusern Küche und Salon zu gleicher Zeit ist. Ein großer Kamin ragt weit in diesen Raum hinein, die Herdplatte ist dicht am Boden, und rechts und links um dieselbe stehen Stühle, auch bei wohlhabenden Leuten, wie unsere Wirthsleute zu sein schienen, ein Sopha.

Der Hausherr selbst, Don Jose, der Mann jener alten Frau, war über Land; gleich darauf aber erschien der Sohn, uns auf's herzlichste bewillkommnend. Die Frau kehrte den Platz auf dem Herde rein, brachte einen großen Haufen Reisig herbei, zündete es an und machte so ein hohes flackerndes Feuer, was uns ausnehmend wohl

that. Der junge Mann erkundigte sich freundlichst, ob wir etwas zu Nacht zu speisen wünschten; da es aber nahe um Mitternacht war, so baten wir nur um Chokolade und Pikatostes (in Oel geröstetes Brod), welches auch alsbald für uns zubereitet wurde. Dabei waren die Leute von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit, und wir hätten gewiß eine schöne Unterhaltung mit ihnen geführt, wenn wir nur nicht so wenig vom Spanischen gewußt hätten; nur was sich auf Essen und Trinken bezog, brachten wir halbverständlich heraus, im Uebrigen aber behalfen wir uns mit Italienisch und sehr sinnreichen Pantomimen, in denen wir es jedoch schon im Laufe der nächsten Tage zu einer solchen Fertigkeit brachten, daß wir, nicht ohne die Beihilfe eines französisch-spanischen Vocabulaire, über Mineralogie, Geographie und über den Türken- und Russenkrieg eifrige Unterhaltungen pflogen.

Als unsere Chokolade fertig war, zog ich meine Uhr hervor und sah, daß es Mitternacht war, also jener Zeitpunkt, wo das alte Jahr Abschied nimmt und das neue sein Regiment antritt. Für uns war dieser Wechsel diesesmal vielleicht bedeutungsvoller, als der mancher früherer Jahre. Nicht nur, daß wir eine weite und vielleicht auch gefährliche Reise vor uns hatten, sondern wir waren auch in der heutigen Nacht vom geraden und breit getretenen Pfade abgewichen, um uns auf eigene Faust und mühsam auf schlechten Wegen dem ersehnten Ziele zu nähern; und wie wir so, nicht unbehaglich, am Kaminfeuer saßen, waren wir erfreut über unsern Schritt und gratulirten uns, dem maulthierlenkenden Mayoral mit seinem stoßenden Wagen entronnen und gewisser Maßen wieder die eigenen Lenker unseres Schicksals geworden zu sein; in diesem Augenblicke schlugen auch draußen die Glocken die Mitternachtsstunde, und mit spanischer Chokolade tranken wir auf das Wohl unserer Lieben, sowie der Freunde zu Hause, und ich vergaß dabei nicht, einer theuern Genossenschaft in der Heimath ein fröhliches „Glück auf!“ zuzurufen.

Da wir den andern Morgen so früh wie möglich La Roda verlassen wollten, so erholten wir uns bei unseren Wirthen Rathes, ob

wohl in dem Städtchen Reitthiere zu bekommen seien. Doch meinte der Sohn, es werde auf morgen früh schwer halten, er hielt es überhaupt für besser, wenn wir zur Reise nach unserm nächsten Nachtquartier Villarrobledo uns eines einspännigen Karrens bedienen würden; das sei eine charmante Fahrgelegenheit, man könne sich auf Stroh legen, mit der Manta warm zudecken, und er sei versichert, wir würden nach angestelltem Versuche diese Art zu reisen, dem Reiten bei Weitem vorziehen.

Obgleich es nun nicht in unserer Absicht gelegen, wie eine Waare über Land gekarrt zu werden, so war doch weiter nichts zu thun, und Horschelt, der zwei Worte mehr zu wissen glaubte als ich, schaffte also auf morgen früh um acht Uhr den bewußten Karren an. Darauf wurden wir in unser Schlafzimmer geführt, ein Gemach mit zwei ziemlich guten Betten, einem großen Zeichnentische — es war nämlich das Quartier des abwesenden Stationsingenieurs —, Büchern, großen Karten und Meßapparaten; auch eine Unzahl von Schaufeln und Hauen standen und lagen hier und dort herum.

Wir erfreuten uns eines vortrefflichen Schlafes und konnten erst des andern Morgens um sieben Uhr durch mehrmaliges Klopfen erweckt werden. Für das Frühstück hatte die Frau besser gesorgt als für das gestrige Souper; es war fast zu viel für diese frühe Stunde; doch da uns Don Jose's Sohn versicherte, wir würden den ganzen Tag nichts zu essen bekommen, so sprachen wir den gebackenen Eiern, den gerösteten Schinkenschnitten, den gebratenen Schweinscotelettes und nachher noch der Chokolade mit Pikatostes tapfer zu.

Wenn auch so ein spanisches Privathaus recht gut eingerichtet ist, Küche und Keller in der Ordnung sind, es auch gute Betten hat und dergleichen, so ist dagegen in den meisten Fällen für ein anderes, sehr unentbehrliches Bedürfniß schlecht oder vielmehr gar nicht gesorgt. Man ist gezwungen, sich den Hof und die Hintergebäude zu betrachten, und findet dort oft Hausthiere, welche den Eindringling unfreundlich ansehen. So hatten wir beide am heutigen

Morgen einen hartnäckigen Kampf zu bestehen mit einem schwarzen Bock und einem großen Truthahn, welche eine Entweihung ihres Territoriums nicht dulden wollten und außerordentlich zudringlich waren.

Die Zeche war für Spanien mäßig, wir bezahlten Jeder etwas über zwei Gulden, und unser junger Wirth schrieb uns noch für das nächste Nachtquartier eine eigenhändige Empfehlung auf unsere Marschroute hin. Diese lautete an einen Sastre (Schneider), welcher aber trotzdem den stolzen Namen Don Alonso führte.

Punkt acht Uhr war der Karren da, eine sehr einfache Maschine; er hatte zwei Räder mit einem Untergestell, zwei kurze Leitern bildeten die Seitenwände, und einige Reifen, welche oben übergespannt waren, trugen eine leichte Strohmatte, die zum Schutze gegen Sonne und Regen diente. Unsere Nachtsäcke wurden zum Sitzen benutzt und vor sie hin ein Strohbund vertheilt. In die Gabel des Karrens war ein kräftiges Maulthier gespannt, das unser Kutscher und Führer an einer Strickhalfter hielt. Dieser Kutscher war ein gedrungener Kerl, ziemlich mangelhaft bekleidet, namentlich hatten seine Hosen eine entschiedene Neigung abwärts zu sinken, weßhalb seine linke Hand fast immer damit beschäftigt war, sie in der Höhe zu erhalten. Er trug eine geflickte Jacke, einen breitkrämpigen, zugespitzten Hut, hatte aber den unten ganz zerfetzten Mantel mit vielem Anstand um Schulter und Hals geschlungen.

Es verursachte uns einige Mühe, in den Karren hinein zu kriechen, denn die Räder waren hoch und von einem Tritte keine Spur. Unser eben beschriebener Führer war der Knecht des Fuhrwerkbesitzers, dieser selbst war indeß auch mitgekommen, um sein Geld in Empfang zu nehmen. Don Jose's Sohn aber nahm uns bei Seite und ersuchte uns, ihm den Betrag auszubezahlen, den er dem Andern sogleich einhändigen werde, sobald der Knecht mit einem Zettel zurückgekehrt sei, auf welchem wir ihm seine gute Aufführung bezeugt. — „Machen Sie es künftig auch so,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern; „man kann nicht aller Welt trauen, und lassen Sie unter-

wegs nirgendwo viel Geld sehen.“ Darauf reichten wir ihm nochmals vom Karren herab die Hände und humpelten unter ziemlich unsanften Stößen über den hartgefrornen Boden durch La Roda hinaus in's Freie.

Ich kann nun gerade nicht behaupten, daß unser Sitz sehr angenehm gewesen wäre; wir hatten keinen Rückhalt, und daß wir die Beine und Füße gerade vor uns ausstrecken mußten, war sehr ermüdend. Eine russische Teleka ist ein viel angenehmeres Fahrzeug; sogar ein türkischer Karren, den ich einst in Rumelien benutzt, war mit mehr Comfort gebaut, als dieses spanische Landfuhrwerk. Schon nach der nächsten Viertelstunde verließen wir unseren Sitz und legten uns der Länge nach in den Karren hin. Das ging schon besser, doch sahen wir so nichts weiter vor uns, als das Hintertheil des Maulthieres, dessen Schweif sehr abgeschunden war, was wohl daher kam, weil man es beständig ganz fest nach hinten in die Deichselbäume gespannt hatte, und zwar so sehr rückwärts, daß es seine natürlichen Bedürfnisse auf unsere Füße zu verrichten pflegte, was gerade nicht die Annehmlichkeit unseres Fortkommens erhöhte.

Der Himmel war herrlich klar, aber der scharfe Wind von gestern und vorgestern stellte sich auch heute wieder ein, uns in dem offenen Fahrzeuge mehr noch durchkältend. Die Gegend war unendlich flach und öde, weit und breit weder Baum noch Strauch, das Terrain hügelig, in röthlicher Färbung, nur hie und da mit einem dünnen Streifen von magerem Grase schattirt. Unser Pfad, ein ziemlich ausgefahrener Hohlweg, zog in einer ewigen Schlangenlinie weit, weithin sichtbar Hügel auf und Hügel ab.

Nachdem wir eine Stunde im kurzen Paß unseres Maulthiers dahin gerollt waren, voltigirte unser Führer, der bisher nebenbei getrabt, auf den linken Baum der Gabel, wobei er uns freundlich zuwinkte, als wolle er sagen, es gehe ganz vortrefflich vorwärts. Der Bursche hatte ein gutmüthiges, röthliches Gesicht, nur lachte er beständig, und, wie mir schien, ohne alle Veranlassung.

Schon anfänglich hatte ich bemerkt, daß unser Maulthier be-

ständig auf die rechte Seite drückte und unser Kutscher an dem linken Strick der Halfter zerrte, um es wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen. Dies mußte er nun später versäumt haben, oder der Himmel weiß, was sonst Schuld war, genug, das Thier kletterte mit einem Male rechts an der hier nicht gerade sehr steilen Böschung in die Höhe, und als der Kutscher es wieder abwärts wenden wollte, nahm er die Drehung zu kurz, und einen Augenblick nachher schlug der Karren mit uns um in den Hohlweg hinein, und wir rollten, ohne uns übrigens wehe zu thun, auf die Reifen der Decke; Nachtsäcke, Stroh und Decke fielen über uns, und es dauerte eine Weile, bis wir zur Rückwand hinausgekrochen waren. Das Maulthier, welches durch seinen Eigensinn dieses Unheil verschuldet, lag ruhig am Boden. Unser Erstes war, dasselbe von seinem Geschirr zu befreien und aus der Gabel hervorzuziehen; der Führer kratzte sich verlegen am Kopfe und schien wahrscheinlich Schlimmes zu erwarten. Wir spendeten ihm auch ein paar Carajos, gaben uns aber gleich darauf mit vereinten Kräften an die Arbeit, den ziemlich schweren Karren aufzurichten, was uns auch nach großer Mühe gelang.

Das war ein schlechter Anfang für unsere Landtour, und wir waren am unangenehmsten überrascht von der Entdeckung, daß es einem Karren überhaupt möglich sei, umzuwerfen; wir hatten dies viel eher bei den hoch aufgepackten und schweren Eilwagen für möglich gehalten. Unser Vertrauen auf die neue Fahrart war gänzlich dahin, und da wir nebenbei der unbarmherzigen Stöße satt waren, auch durch und durch gefroren, so beschlossen wir, zu Fuß zu gehen. Das Maulthier, wieder eingespannt und sehr erleichtert, sprang nun in schnellerer Gangart vor uns her, und wir folgten in kurzem Trabe. Es hatte das aber auch seine Beschwerden, denn oft stieg das Terrain anhaltend, was namentlich für mich ziemlich ermüdend war. Der Maler mit seiner dürren Gestalt und seinen langen Beinen kam schon besser fort und wollte sich über meine Weichlichkeit zu Tode lachen, als ich mich endlich an den Karren festhängte und so mit fortschleppen ließ.

Wir boten übrigens auf der weiten, unendlichen Fläche eine Gruppe, die des Aufzeichnens in der That werth gewesen wäre. Vorn der Kutscher, freundlich grinsend, dann Maulthier und Karren, ich mit den Händen hinten an festgeklammert, und Horschelt nebenher laufend, in seine Bettlermanta gewickelt. Er hatte sich nämlich eine von grauem Zeuge gekauft, wie sie die Maulthiertreiber zu tragen pflegen; denn er behauptete, eine solche sei viel schöner und malerischer. Dazu der scharfe Wind, hier und da tiefer, weicher Boden — es war wirklich eine Vergnügungstour, wie ich lange keine erlebt. Nebenbei hatten wir die Aussicht, so den ganzen Tag bis zur sinkenden Nacht fortziehen zu können, denn wir mußten sieben Leguas bis Villarrobledo machen.

Nach einer halben Stunde schon hatte ich des unsinnigen Trabens genug; ich ließ das Maulthier einen kurzen Schritt gehen; denn warum sollte ich mich abplagen, um vielleicht eine Stunde früher das Nachtquartier zu erreichen? Wir zündeten eine Cigarre an und dachten an die beiden Freunde und Reisegefährten, die auf unserer rechten Seite in den weichen Sitzen des Eilwagens vor dem Winde geschützt, vielleicht vortrefflich frühstückend, gegen Madrid rollten. Ja, wir waren boshaft genug, ihnen ebenfalls ein kleines Ungemach zu wünschen, einen holperigen Weg oder dergleichen, eine langsame Fahrt, nur sollten sie gerade keinen Schaden nehmen.

Unter solchen angenehmen Gesprächen zogen wir nun vor dem Karren durch die Mancha dahin. Rechts hatten wir Compo de Montiel, den classischen Boden Don Quixote's und seines Stallmeisters. Wollte Cervantes, als er seinen Roman in diese öde und einförmige Gegend verlegte, der Phantasie seines Helden den größtmöglichen und weitesten Spielraum lassen, sie mit seinen Gebilden zu bevölkern, oder wählte er diese menschenleere Gegend, um es glaubwürdig zu machen, daß der sinnreiche Edle sein Wesen so lange treiben konnte, ohne als Wahnsinniger eingefangen zu werden. Ich glaube das Erstere; denn mit einer etwas erregbaren Einbildungskraft hier

durch diese gewaltige Fläche ziehend, ist man wohl im Stande, auf seltsame Gedanken zu verfallen und, wenn man den Kern einer ähnlichen Narrheit in sich trägt, so weit zu kommen, daß man seinen eigenen Schatten für einen Angreifer, Windmühlen für Riesen hält.

La Roda war längst unseren Blicken entschwunden und ringsumher, so weit man sehen konnte, kein Dorf, kein Haus, keine Spur einer menschlichen Wohnstätte. Wellenförmig breitete sich das Terrain nach allen Richtungen aus, aber ohne daß der Horizont durch eine erhabene Bergkette begrenzt worden wäre. Der Färbung nach schien übrigens vor uns etwas dergleichen zu sein, denn dort verwandelte sich das gelbliche Roth der Haide in Grau, später in Violett; aber es war nur ein flacher Streifen ohne die ausgesprochene Form eines Gebirges. Vielleicht war dort eine Waldung, und das hätte uns in der langweiligen Oede, in der wir nun schon mehrere Stunden fortgingen, einige Abwechslung gewährt. Aber unser Führer meinte, es sei hier weit herum kein Wald, es ginge immer nur in gleicher Art fort, Hügel auf und Hügel ab nach Villarrobledo, Tembleque bis Madrid, immer gleich, immer gleich. Auch begegneten wir bei unserem Marsche Niemanden; es erschien uns, daß es hier in Spanien nicht Sitte sei, viel über Land zu reisen; ja, unser Mann erklärte uns, er sei erst einmal in Villarrobledo gewesen, und das wäre seine längste Reise. Was wir schon in Catalonien bemerkt, fanden wir hier in Castilien, nur nicht in dem ausgedehnten Maßstabe wie dort: auch hier kamen wir zuweilen an bearbeiteten Feldern vorbei, ohne daß wir die Wohnungen entdeckt hätten, wo sich die Menschen aufhielten, welche dieses Feld bebauen.

Endlich sorgte der Himmel für einige Abwechslung; es zogen Wolken auf, deren Schatten die stille Fläche in etwas belebten, und es gewährte uns Unterhaltung, wenn wir den langgestreckten Flecken zusahen, die von weither auf dem hellen Grunde wie dunkle Schaaren bald langsam, bald geschwind näher zogen.

Zum Fahren hatten wir beide keine Lust mehr, und so zogen

wir rüstigen Schrittes dahin, bis wir gegen zwei Uhr endlich einige Wohnungen vor uns entdeckten. Bei denselben hatten wir etwas über die Hälfte des Weges gemacht. Es waren elende Hütten, die da bei einander lagen, von Lehm aufgeführt; nur ein paar hatten Fenster, bei den übrigen wurden Licht und Luft zur Haus- und Zimmerthür hereingelassen. Es war nicht daran zu denken, hier etwas Eßbares zu erhalten; doch suchten wir nur ein Obdach, um wenigstens eine Weile vor dem immer toller werdenden Winde geschützt ausruhen zu können. Indeß ließen wir vor mehreren Hausthüren vergeblich unser Hoje erschallen; entweder war niemand zu Hause, oder die Baracken waren überhaupt verlassen. Letzteres schien mir am glaubwürdigsten; denn hier und da waren die Mauern halb zusammengestürzt, der Kamin heruntergeweht, und große Spalten im Dache ließen allerlei Vögel aus und ein spazieren. Bei einer alten Frau fanden wir endlich ein Unterkommen, aber nur ein Unterkommen im einfachsten Sinne des Wortes. Wir mußten uns auf einen Herdstein niedersetzen; das einzige Wassergefäß hatte der Mann mit auf's Feld genommen, und Brod, sagte die Frau, bekäme sie erst heute Abend wieder. Leichtsinniger Weise hatten wir es versäumt, uns etwas Mundvorrath mitzunehmen. Der Maler meinte, es sei eine Art Verweichlichung, wenn man sich mit so vielem Eßbaren vorsehe, bei einer Tour übers Land nehme man fürlieb mit dem, was man gerade finde. Er habe das im bairischen Gebirge immer so gehalten. Der Unglückliche! Das bairische Gebirge mit der Mancha zu vergleichen! Dort fand er wenigstens auf jeder Alm etwas Genießbares, einen Kübel Milch und ein Stück Brod, die Sennerin gar nicht mitgerechnet, hier aber — nun, er mußte mit mir dafür leiden, und vielleicht mehr als ich; denn ich konnte es am Ende schon ein paar Tage länger ohne gute Mahlzeit aushalten. Da ich nun meinen Don Quixote ziemlich im Kopfe habe und ihn trösten wollte, so gut wie möglich, so sagte ich ihm aus der Rede des sinnreichen Edlen, was derselbe bei ähnlicher Veranlassung seinem getreuen

Stallmeister Sancho Pansa zum Besten gab: „Erfahre also, Sancho, daß die Ehre der irrenden Ritter darin besteht, in einem Monate nicht zu essen, und selbst wenn sie essen, das, was ihnen in die Hände fällt. Du würdest auch davon versichert sein, wenn du so viele Historien wie ich gelesen hättest; denn trotz der großen Menge habe ich nicht in einer einzigen erwähnt gefunden, daß die irrenden Ritter gegessen hätten, wenn es sich nicht etwa traf, daß man ihnen ein prächtiges Banket anrichtete; sonst begnügten sie sich an den übrigen Tagen mit Entbehrung. Wenn ich nun freilich wohl einsehe, daß sie nicht ohne Essen so wie die übrigen natürlichen Bedürfnisse leben konnten, denn sie waren eben solche Menschen, wie wir es sind, so versteht es sich doch auch von selbst, daß sie die meiste Zeit ihres Lebens in Waldungen und Einöden, und zwar ohne einen Koch, zubrachten, daß sie sich an Entbehrungen gewöhnen mußten, um selbst ohne die allergewöhnlichsten Speisen geraume Zeit bestehen zu können."

Nachdem wir jene ungastlichen Häuser verlassen, erreichten wir in kurzer Zeit den dunklen Streifen, den wir von Weitem gesehen und den ich für einen Wald gehalten hatte. Es war aber nichts als eine Haide, mit mannshohen Buxbaumsträuchern bewachsen, die ziemlich dicht standen, natürlicherweise auch in dieser Jahreszeit belaubt waren, für uns aber die Unannehmlichkeit hatten, daß sie den Boden feucht und schlammig erhielten, weil Sonne und Wind nicht auf den Weg dringen konnten. Bis hieher hatten wir doch wenigstens einen erkennbaren Pfad gehabt, durch diese Sträucher aber führten beständig ein Dutzend Wege durch einander in den eigensinnigsten Windungen, bald rechts, bald links ein Gebüsch, einen Hügel umgehend, was außerordentlich ermüdend war.

Seit unserem Abenteuer von heute Morgen hatten wir den Karren nur auf Augenblicke bestiegen, um zuweilen ein wenig auszuruhen; hier aber in dem schwarzen feuchten Moorgrunde brachte ihn das Maulthier kaum unbeladen und dann auch nur sehr langsam von der Stelle. Es wäre dies übrigens ein prächtiges Terrain gewesen, um

ein paar arme Reisende auszurauben, und ein einziger Kerl wäre damit zu Stande gekommen; er hätte nur auf Schußweite hinter einem Strauche her uns unter Anschlagung seines Gewehrs zu ersuchen gehabt, uns gefälligst mit dem Gesicht auf die Erde zu legen. Ich bin überzeugt, unser Führer wäre gleich niedergestürzt, und uns, in der Ungewißheit mit wie Vielen man es denn eigentlich zu thun habe, auch wohl nichts Anderes übrig geblieben. Wir unterhielten uns über dergleichen Gegenstände, sowie auch über andere, rauchten eine Cigarre um die andere und erreichten endlich, lange aufwärts steigend, eine Art Hochebene, wo die Buxbaumgesträuche lichter wurden und uns eine weitere Aussicht gestatteten.

Die Ebene dehnte sich immer noch in gleicher Einöde und Langweiligkeit rings um uns aus; nur gerade vor uns war eine kaum merkliche Erhöhung, und auf derselben erkannten Horschelts scharfe Augen Windmühlen. — „Villarrobledo!“ rief zu gleicher Zeit unser Führer. — Ach! unser Nachtquartier! Der Anblick stärkte uns wunderbar; auch das Maulthier fand hier wieder einen besseren Weg, und so zogen wir mit beschleunigten Schritten dahin.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags. — „Wie viele Stunden werden wir noch bis an das Dorf haben?“ fragte ich den Maler. — „Ich schätze,“ meinte er, „daß wir um fünf Uhr dort sein können.“ — Also noch volle zwei Stunden! Ich fragte auch unseren Führer über seine Ansicht und erschrak recht ordentlich, als er entgegnete, er glaube nicht, daß wir vor sieben Uhr ankommen werden. Und doch schien uns das unmöglich; schon nach einer halben Stunde sah auch ich die Windmühlen, Horschelt aber erkannte die Flügel und sagte, dieser oder jener drehe sich. Auch Häuser wurden nach und nach erkennbar; da war es aber schon halb Fünf geworden. Um fünf Uhr sahen wir das Nest deutlicher, da fing es an zu dämmern und wir hofften, unser Nachtquartier in einer Viertelstunde zu erreichen.

Doch waren wir noch an keine Tour in der Mancha gewohnt, wir kannten dieses flache, unendliche Terrain noch nicht, ebensowenig

Stallmeister Sancho Pansa zum Besten gab: „Erfahre also, Sancho, daß die Ehre der irrenden Ritter darin besteht, in einem Monate nicht zu essen, und selbst wenn sie essen, das, was ihnen in die Hände fällt. Du würdest auch davon versichert sein, wenn du so viele Historien wie ich gelesen hättest; denn trotz der großen Menge habe ich nicht in einer einzigen erwähnt gefunden, daß die irrenden Ritter gegessen hätten, wenn es sich nicht etwa traf, daß man ihnen ein prächtiges Banket anrichtete; sonst begnügten sie sich an den übrigen Tagen mit Entbehrung. Wenn ich nun freilich wohl einsehe, daß sie nicht ohne Essen so wie die übrigen natürlichen Bedürfnisse leben konnten, denn sie waren eben solche Menschen, wie wir es sind, so versteht es sich doch auch von selbst, daß sie die meiste Zeit ihres Lebens in Waldungen und Einöden, und zwar ohne einen Koch, zubrachten, daß sie sich an Entbehrungen gewöhnen mußten, um selbst ohne die allergewöhnlichsten Speisen geraume Zeit bestehen zu können.“

Nachdem wir jene ungastlichen Häuser verlassen, erreichten wir in kurzer Zeit den dunklen Streifen, den wir von Weitem gesehen und den ich für einen Wald gehalten hatte. Es war aber nichts als eine Haide, mit mannshohen Buxbaumsträuchern bewachsen, die ziemlich dicht standen, natürlicherweise auch in dieser Jahreszeit belaubt waren, für uns aber die Unannehmlichkeit hatten, daß sie den Boden feucht und schlammig erhie[illegible]
nicht auf den Weg bri[illegible]
wenigstens einen erke[illegible]
aber führten beständ[illegible]
eigensinnigsten [illegible]
einen Hügel [illegible]

Seit u[illegible]
Karren nur [illegible]
zuruhen; h[illegible]
das Mault[illegible]
der Stelle [illegible]

ein paar arme Reisende auszurauben, und ein einziger Kerl wäre damit zu Stande gekommen; er hätte nur auf Schußweite hinter einem Strauche her uns unter Anschlagung seines Gewehrs zu ersuchen gehabt, uns gefälligst mit dem Gesicht auf die Erde zu legen. Ich bin überzeugt, unser Führer wäre gleich niedergestürzt, und uns, in der Ungewißheit mit wie Vielen man es denn eigentlich zu thun habe, auch wohl nichts Anderes übrig geblieben. Wir unterhielten uns über dergleichen Gegenstände, sowie auch über andere, rauchten eine Cigarre um die andere und erreichten endlich, lange aufwärts steigend, eine Art Hochebene, wo die Buxbaumgesträuche lichter wurden und uns eine weitere Aussicht gestatteten.

Die Ebene dehnte sich immer noch in gleicher Einöde und Langweiligkeit rings um uns aus; nur gerade vor uns war eine kaum merkliche Erhöhung, und auf derselben erkannten Horschelts scharfe Augen Windmühlen. — „Villarrobledo!" rief zu gleicher Zeit unser Führer. — Ach! unser Nachtquartier! Der Anblick stärkte uns wunderbar; auch das Maulthier fand hier wieder einen besseren Weg, und so zogen wir mit beschleunigten Schritten dahin.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags. — „Wie viele Stunden werden wir noch bis an das Dorf haben?" fragte ich den Maler. — „Ich schätze," meinte er, „daß wir um fünf Uhr dort sein können." — Also noch volle zwei Stunden! Ich fragte auch unseren Führer über seine Ansicht und erschrak recht ordentlich, als er entgegnete, er glaube nicht, daß wir vor sieben Uhr ankommen werden. Und doch schien un[illegible]möglich; schon nach einer halben Stunde sah auch ich die [illegible] Horschelt aber erkannte die Flügel und sagte, dieser [illegible] sich. Auch Häuser wurden nach und nach erkann[illegible] aber schon halb Fünf geworden. Um fünf Uhr sah[illegible] deutlicher, da fing es an zu dämmern und wir ho[illegible]quartier in einer Viertelstunde zu erreichen. [illegible] noch an keine Tour in der Mancha gemacht [illegible] Nacht, unendliche Terrain noch n[illegible]

die klare und reine Luft, noch die anscheinend so kurzen Entfernungen, die sich stundenlang gleich zu bleiben scheinen, und welche Fußgänger ja sogar Reiter fast zur Verzweiflung bringen können. Wir zogen still seufzend unseres Weges dahin, jetzt wieder hinter dem Karren, denn wir hatten abermals einen Hohlweg erreicht, auf dessen beiden Rändern wir der Dunkelheit wegen nicht marschiren konnten. Es war vollkommen finster geworden, die Sterne leuchteten mit einem ungewissen Scheine und ein oder zwei Lichter aus Villarrobledo, die wir endlich sahen, wollten nicht näher kommen.

Es wurde sechs Uhr, es wurde sieben Uhr, es wurde halb Acht, — da endlich hatten wir — nicht das Dorf erreicht, doch einen so bodenlos schlechten Weg, daß wir fest überzeugt waren, jetzt endlich einer spanischen Ortschaft nahe zu sein. Und so war es denn auch. Noch eine Viertelstunde ging es die so lange gesehene Anhöhe hinauf, dann kamen wir an eine Reihe Häuser, die ein Mittelding zwischen Straße und Platz bildeten — der Anfang von Villarrobledo.

Für Leute, wie wir, die hungrig und müde auf ein freundliches Nachtquartier hoffen, für die der Lichtschimmer aus irgend einem Fenster so wohlthuend ist, war der Anblick dieses Nestes wahrhaft trostlos. Ein Haufe niedriger Häuser, fast ohne Fenster, mit hohen verschlossenen Thüren, fast ohne den Schimmer eines Lichtes, eine Gasse, die bald rechts, bald links lief, mit Schnee und Schmutz bedeckt und so menschenleer und öde, daß unsere Schritte und der Hufschlag des Maulthiers wahrhaft erschreckend widerhallten, nahm uns ungastlich und wie befremdet in sich auf. So gut wir konnten, trösteten wir uns mit dem Andenken an La Roda, dessen Häuser von außen auch sehr wenig versprachen und welches uns doch so freundlich beherbergt hatte. Wo aber war hier der Mann zu finden, an den wir empfohlen waren — der Schneider Don Alonso? Ein paar Mal sahen wir wohl in der Entfernung irgend eine schattenhafte Gestalt, in einen dunkeln Mantel gewickelt, doch huschte das jedesmal bei unserem Anrufen wie ein scheues Gespenst um eine

Ecke. Endlich gelang es dem Maler, einen solchen Einwohner von Villarroblêdo einzufangen, der uns denn auch in kurzer Zeit vor das Haus des Schneiders brachte.

Hier sah es schon besser aus; auf unser Pochen öffnete sich das Thor, wir traten in einen ziemlich ordentlichen Hof, und der Hausherr kam uns gleich in Hut und Mantel entgegen. Ich reichte ihm die Visitenkarte, sowie das Empfehlungsschreiben unseres Wirthes in La Roda; doch als er Beides gelesen, zuckte er die Achseln und bedauerte, uns nicht bei sich aufnehmen zu können, da seine Frau bedeutend erkrankt sei und sich also Niemand unserer Bewirthung annehmen könne. Doch setzte er augenblicklich hinzu, als er unsere sehr verlängerten Gesichter bemerkte, er werde uns alsbald in eine Posada führen, wo wir vortrefflich aufgehoben seien.

So klapperten wir abermals durch die öden Straßen und ließen unsere Köpfe mit dem Maulthiere um die Wette hängen. O weh! in eine spanische Posada! Und das nach dem heutigen Marsche! Das Beste an der Sache war, daß wir nicht weit mehr zu gehen brauchten, denn schon nach einigen Schritten hatten wir das Thor der Posada erreicht. Hier war Alles finster und verschlossen; es schien kein Mensch in dem Hause zu sein. Don Alonso klopfte an; es wurde eine kleine Thüre geöffnet und uns, als man den Schneider mit Reisenden erkannte, augenblicklich der Eingang gestattet. Plötzlich befanden wir uns hier in einer ganz anderen und merkwürdigen Umgebung. Der Thorweg führte in den weiten unteren Theil des Hauses, ein großes Gemach, das auf Holzpfeilern ruhte und verschiedene Abtheilungen hatte. Die, zu welcher wir hereintraten, war leer und halbdunkel; doch strahlte aus dem Hintergrunde heller Feuerschein und wir hörten nicht allein den Klang von menschlichen Stimmen, sondern auch Guitarren-Akkorde und das Knackern von Castagnetten. Das versprach schon etwas.

Wir schritten ermuthigt weiter und kamen bald in das eigentliche Wohnhaus, das auch hier zugleich Küche und Aufenthalt der Gäste war. Ach! hier sah es bunt und malerisch, ja in der That recht heim-

lich aus. Auf der Herdplatte am Boden brannte ein so riesenhaftes Feuer, daß die Flamme bis hoch hinauf in den Schornstein fuhr. Zu beiden Seiten desselben, auf Bänken, Stühlen und Fässern, saß und lag eine ganz auserlesene Gesellschaft: Maulthiertreiber, Krämer, Wegschützen, Contrebandiers, kurz, ein Dutzend Männer in der ungezwungensten Haltung, in meistens recht lumpigen, aber dabei nicht übel aussehenden Kostümen. Einer arbeitete auf der Guitarre herum, sang auch zuweilen eine Strophe, bei deren Refrain die Anderen einfielen, mit den Händen klatschten, oder, die Fäuste unter den Kopf gestemmt, lächelnd zuhorchten. Es war eine malerische bewegte Gruppe, der das flackernde Herdfeuer die prächtigste Beleuchtung verlieh, welche durch den hin und wieder zuckenden Schein die blitzenden Augen und das lebendige Mienenspiel noch erhöht wurde; denn bald fuhr ein leichter Schatten über die Köpfe, bald wurden sie wieder hell bestrahlt von der röthlichen Gluth.

Vor dem Feuer aber stand ein Mädchen, dessen Gesicht wir nicht sehen konnten, da es uns den Rücken wandte. Sie dirigirte eine große Bratpfanne, welche auf einem eisernen Untersatz ruhte und in der es prasselte und schmorte. Sie mußte jung sein, das sah man an dem leichten zierlichen Wuchse, auch gewiß schön, denn die jungen Burschen um das Feuer wandten bei irgend einem Worte des Liedes lachend ihre Augen nach ihr hin, worauf sie den Kopf zurückwarf und etwas erwiderte, was ich nicht verstand.

Der Wirth des Hauses ließ uns übrigens keine Zeit, die Gruppe um das Feuer näher zu betrachten; er schritt uns voran durch den entfernt vom Herde immer dunkler werdenden Raum. Hier waren rechts und links an der Mauer schon besetzte Schlafstätten, ein Bund Stroh, eine wollene Decke, einige Maulthiersättel und Geschirre, deren Messingzieraten zuweilen leise klirrten, wenn sich der Schläfer herumwarf, oder die aus irgend einer Ecke hervor im Widerschein des Feuers glänzten, eben so wie manches leuchtende Augenpaar, das sich bei unserem Vorüberschreiten öffnete und seufzend wieder schloß.

Das uns angewiesene Zimmer war nun eigentlich nur die durch

eine dünne Wand geschiedene Fortsetzung des scheunenartigen Hauses. Die Dachsparren gingen an einer Seite bis tief herunter; mit dem Verschluß der Ziegel auf denselben hatte man es nicht sehr genau genommen, denn wenn man eine geeignete Stelle traf, so sah man deutlich die Sterne durchschimmern; das einzige Behagliche in demselben war neben dem in der That gutmüthigen und freundlichen Gesicht des Wirthes und der Wirthin ein großer Brassero voll glühender Kohlen, der eine angenehme Wärme ausströmte.

Was nun das Bett anbelangt, so war es dem Lager Don Quixote's in dem Abenteuer mit der Asturianer Magd so erschreckend ähnlich, daß ich nicht umhin kann, die Worte des spanischen Dichters hier abermals zu erwähnen. „Es war," so sagt er, „auf zwei ungleichen Brücken erbaut, über welche man vier ungehobelte Bretter legte, auf diese wurde eine Matratze, nicht dicker als eine Decke ausgebreitet, voller Knollen, die man, wenn man nicht an einigen gewissen Stellen gesehen hätte, daß sie Wolle waren, dem Gefühle nach wohl für Kiesel hätte halten können; dazu zwei Betttücher aus steifem Leder und eine Bettdecke, deren Fäden man, ohne sich um einen zu verrechnen, hätte zählen können, wenn man sich die Mühe hätte geben wollen."

Obgleich ich überzeugt bin, daß es dem edlen Cervantes sehr gleichgiltig sein kann, daß ich die Wahrheit seiner Schilderung hiemit bezeuge, so kann ich es doch bei meiner Wahrheitsliebe nicht unterlassen. — Einige Abtrocknung unserer Stiefel und Strümpfe war das erste nothwendige Geschäft, das wir unternahmen. Mit den letzteren sah es, wenn unsere folgende Tour nicht vom Sonnenschein begünstigt war, sehr traurig aus; wir hatten in unsere Nachtsäcke nur sehr wenig packen können, bei der großen Eile, mit der wir die Diligence verlassen hatten, vorher nicht an unsere Tour denkend.

Nachdem der Wirth unseren Brassero geschürt, ging er, unser Nachtessen zu bestellen, was ungefähr eine kleine halbe Stunde in Anspruch nahm. In dieser Zeit machten wir es uns so bequem wie

möglich, und empfingen auch den Besuch des hier stationirten Eisenbahn-Ingenieurs, eines Bekannten von Herrn B., nach dessen Befinden er sich eifrigst erkundigte. Hier nun kam uns unsere Sprachunkenntniß recht zu statten; denn da wir jenen Herrn, auf den wir uns beriefen, in unserem ganzen Leben nicht gesehen, so wäre es auch sehr schwierig für uns gewesen, über seine Person, Aufenthalt und Gesundheit Nachricht zu geben; sein Kollege mußte also unsere gewiß verkehrten Antworten dem angegebenen Grunde beimessen. Uebrigens hatten wir im Sprechen doch schon einige Fortschritte gemacht, und im Verlauf unserer Unterhaltung erzählten wir von den deutschen Eisenbahnen, sogar vom schwäbischen Alp-Uebergange bei Ulm zur großen Zufriedenheit unseres Ingenieurs.

Endlich kam das Nachtessen und nach fast zwölfstündigem Fasten und Marschiren sahen wir eine übergroße Schüssel voll Geflügel und Reis mit großem Behagen auftragen. Der gute Ingenieur war diskret genug, nicht unser Gast sein zu wollen, und so attaquirten wir unser Gericht von zwei Seiten mit dem größten Eifer. Was uns einigermaßen im Essen genirte, war die Anwesenheit des ganzen weiblichen Hauspersonals während desselben in unserem Zimmer. Die Wirthin selbst hatte die Schüssel gebracht, ihr folgte das junge Mädchen vom Herd — in der That, es war jung und schön — dann kam eine ältere Schwester, ferner ein anderes Frauenzimmer, nicht minder die Küchenmagd, und schließlich eine stämmig, nicht üble Weibsperson, mit hellblonden Haaren und einigem Stallgeruch. Sämmtliche Ebengenannte stellten sich im Halbkreise um unseren Tisch herum, und schauten buchstäblich jedem Bissen zu, den wir in den Mund steckten. Zuerst genirte uns diese Geschichte, dann fanden wir sie recht komisch, was sie auch in der That war. Obgleich wir zum Oeftern für die Aufmerksamkeit und Ehre dankten, so blieben doch Alle hartnäckig an ihrem Platze. Ja, als wir darauf in einemfort allerlei Gegenstände verlangten, als: noch mehr Brod oder Salz, Pfeffer, Wein, so sprang eine fort, das Geforderte zu holen, kehrte aber so eilfertig an ihren

Platz zurück, als fürchte sie, etwas höchst Interessantes zu verlieren. — Und nicht nur in Villarrobledo fanden wir diese seltsame Sitte, auf allen anderen Touren im Inneren Spaniens ist uns das Gleiche begegnet; es ist eine Ehre, welche man den Reisenden damit zu erweisen glaubt.

Das Geflügel in unserem Reis war ein halber welscher Hahn, den wir glücklich beseitigten, um uns dann an die andere Hälfte zu machen, die gebraten aufgetragen wurde. Dann folgte noch eine uns unbekannte, fast widerlich süße Speise, sowie harter saurer Käse, den wir übrigens auch nicht ungestraft entließen, geröstete Mandeln und Chokolade. Dazu tranken wir einen sehr guten schwarzen Landwein, hatten vortreffliches Brod, kurz, ein Souper, bei dem es sich schon aushalten ließ.

So groß unsere Ermüdung auch war, so mochten wir doch nicht sogleich unser zweifelhaftes Bett aufsuchen, sondern begaben uns in das Vorhaus, wo die Gruppe um den Herd noch immer ihr gleiches Wesen trieb; nur der Guitarrenspieler war durch einen anderen abgelöst worden; auch das junge Mädchen stand abermals am Feuer und bereitete irgend eine Speise für neuangekommene Gäste.

Es war das eine schlanke, zierliche Gestalt mit schwarzen Haaren und großen, lebhaften Augen. Sie besorgte ihr Geschäft mit einer angeborenen Grazie und hatte dabei Zeit genug übrig, verschiedene, wie uns schien, pikante Antworten auf die zudringlichen Fragen und Bemerkungen der Maulthiertreiber nach rechts und links auszutheilen. Dabei übersah sie aber ihre Pfanne und drei oder vier Kochtöpfe, die um das Herdfeuer standen, mit großer Leichtigkeit und ohne viel Wesens dabei zu machen. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie einfach hier in diesen ländlichen Wirthshäusern die Kocherei betrieben wird. Unter Sprechen und Lachen setzt die Hausfrau, oder eine ihrer Töchter, Reis, Wasser und Hammelsfett an's Feuer, versucht nach einiger Zeit die Brühe, wirft Salz oder Pfeffer nach, doch vergißt sie während alles dieses

die Unterhaltung nicht, und reicht dabei mit der freundlichsten Miene den Umhersitzenden Holzkohlen für ihre Papier-Cigarren.

Die ganze Wirthschaft hier am Herde hatte etwas Zigeunerartiges; denn, wie schon bemerkt, die Kochanstalten hätten unter freiem Himmel nicht einfacher sein können, und nicht zwangloser die Gruppen der um das Feuer her Lagernden. Eine Figur für einen Hauptmann war auch da — ein alter, grauer Contrebandier oder Flurschütz, oder beides zugleich; und dann vor allen Dingen Preciosa nicht zu vergessen, Preciosa vor der Bratpfanne, die gegen Jeden freundlich war, ohne Einem eine Vertraulichkeit zu erlauben. Sie hatte in der That prächtige Augen, und wenn sie so zuweilen unter den langen Wimpern hervor nach uns fremden Reisenden herüberschielte und auf einem solchen Blicke ertappt wurde, so überflog ein freundliches Lächeln ihr Gesicht, und die emporgehobenen Lippen zeigten ihre blendend weißen Zähne. Ihr Anzug war einfach, aber hübsch: sie trug einen rothgestreiften, ziemlich kurzen Rock, dazu eine Art von schwarzem Mieder mit silbernen Knöpfen und hatte um den Kopf ein gelb und weißes Tuch gebunden, dessen Zipfel hinten herab hingen. Ich will gern zugeben, daß alles das durch die eigenthümliche Umgebung und das flackernde Herdfeuer verschönert wurde, aber Preciosa war auch bei Tag eine reizende kleine Spanierin.

Jetzt war die Kocherei beendigt, die Hungrigen verzehrten ihr Essen, theils am Feuer, theils nahmen sie es mit in einen dunkeln Winkel, vielleicht zu einem Kameraden, der dort schon ausgestreckt lag. Die ersteren, welche unter unseren Augen soupirten, versäumten nicht, uns zu Gast einzuladen, was wir natürlicherweise abschlugen, dagegen schauten wir gern zu; mit welchem Anstand, mit welcher Ruhe nun ihrer Drei, Vier aus einer Schüssel aßen! Da wurde kein rohes Wort gehört, da wartete immer Einer, bis der Andere seinen Löffel voll herausgeholt, keine Gier, keine Hast, ja sie munterten sich gegenseitig auf, doch der Schüssel tapfer zuzusprechen. Natürlich fehlte ihnen gutes Brod nicht, ebenso wenig

Landwein, den sie aber auf eine eigenthümliche Art zu sich nahmen. Sie hatten ein Glasgefäß, fast wie eine kleine Gießkanne geformt, dessen Rohr sie vor den geöffneten Mund setzten, ohne es aber mit den Lippen zu berühren, und dann ließen sie das Getränk nur hinablaufen. Auf diese Art kann man mit Jedem trinken, ohne befürchten zu müssen, in eine vielleicht unangenehme Berührung zu kommen.

Als alle Töpfe entfernt waren, wurde der Herdplatz rein gefegt und ein wahrer Berg von Reisig aufgethürmt, der eine solche Gluth hervorbrachte, daß sich alle Köpfe scheu in die Ecke drückten, und wir in den entferntesten Winkel rücken mußten. Bei dem aufflackernden Feuer entdeckte ich auch unseren Führer, der ebenfalls abgespeist hatte, und uns nun freundlich zugrinste. Er wurde übrigens den ganzen Abend von den Anderen verhöhnt, denn er hatte es nicht verschweigen können, daß er uns heute Morgen in den Graben geworfen.

Nachdem die Gluth wieder zusammengesunken war, stellte sich auch der Kreis um das Feuer wieder her. Preciosa stand vor demselben, sie hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und blickte nachdenkend in die glühenden Kohlen. Der Guitarrist, der neben ihr saß, schaute sie auffordernd an, und berührte endlich mit dem oberen Theile seines Instrumentes leicht ihren Arm; sie blickte fragend nach der Seite, und als er nun auf seinem Instrumente hastig einige Akkorde herunterriß, und dazu mit dem Kopfe gegen sie nickte, lachte sie und nickte ebenfalls, worauf er taktgemäß zu spielen begann. Preciosa senkte ihre beiden Hände in die Taschen ihres Kleides, holte ein paar Castagnetten heraus, welche sie an ihren Daumen befestigte, dann hob sie das Köpfchen stolz empor, und begann die Akkorde mit einem leisen, aber außerordentlich taktsicheren Geknacke zu begleiten. Alle im Kreise schmunzelten, und als sie nun gleich darauf mit einer hellen, nicht unangenehmen Stimme nach der bekannten, spanischen Landesweise zu einem Liede ansetzte, klatschten Alle in den Pausen taktgemäß mit den Händen, und das Vergnügen war allgemein.

Sie sang:

Yo soy la Jitana
La jembra que va,
Sin hoy ni mañana
De aquì para allá;
Y erramo consuelos . . .
Y entono primores . . .
Y vendo gunuelos . . .
Y galas y flores:
Y largo se cura
Por poco parné:
La güena — ventura
Quien la quié sabé?
Ñaide, naide toque andana
Too lo dica la Jitana
chachipé!
Venga el unto y lo parné —

und als sie geendet, machte sie schnell gegen uns eine leichte Neigung mit dem Kopfe, drehte sich auf dem Absatze herum und verschwand darauf in der Dunkelheit.

Eine neue Weise wurde nun angestimmt und ein Anderer sang ein Lied. Doch wurde das Konzert nicht mehr lange fortgesetzt, denn der Guitarrist, der ein anderes Gelüste zu haben schien, übergab sein Instrument dem Nebenmanne, sprang in die Höhe und fing an, unter lautem Gelächter und Beifallsrufen auf dem freien Platze vor dem Feuer zu tanzen. Er war ein hübschgewachsener Bursche von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, in einer runden andalusischen Jacke, engen kurzen Hosen und Ledergamaschen; er setzte die Füße auf eine zierliche Art, schlug bald in die Hände, bald auf seine Kniee, und so oft er sich dem Innern des Hauses zuwandte, rief er ein lautes Hoje hinüber.

Nicht lange blieb diese Aufforderung zum Tanze unbeantwortet; zuerst hörte man in der Entfernung klappern von Castagnetten, die in den Takt des Tanzes einfielen, und dann erschienen

sämmtliche drei Töchter des Wirthes, die sich bei uns am Feuer niederließen und mit ihren Castagnetten schlugen. Ihnen folgte die Wirthin, dann die Küchenmagd mit der Dame vom Stall, welch beide letztere eine Zeitlang dem Tanze zuschauten, dann aber geschwind in ihre Taschen fuhren und ihre Castagnetten ebenfalls herausholten. Und nun begann ein so unerhörtes Geplapper und Geknacke, daß man kaum noch die Guitarrenklänge und sein eigenes Wort vernehmen konnte. — „Bolero! Bolero!" riefen ein paar Stimmen, die beiden Mägde traten einige Schritte zurück, die Wirthin nickte auf einen fragenden Blick ihrer Töchter mit dem Kopfe, dann sprangen auch diese in die Höhe, stellten sich gegenüber auf, drei junge Bursche folgten ihnen, und nun begann ein Ballet so originell, so amusant, daß wir unter lautem Gelächter und mit dem größten Vergnügen zuschauten.

Ich weiß den Namen des Bolero nicht mehr, den sie tanzten, doch bestand er aus einer Menge verwickelter Figuren, wozu Tänzer und Tänzerinnen und ich muß gestehen, vor Allen die blonde Viehmagd, ihre Füße so kunstgerecht setzten, als hätten sie es von einem tüchtigen Balletmeister erlernt. Die Musik ging übrigens immer geschwinder, begleitet von dem wirbelnden Knacken der Castagnetten; die Tanzenden erhitzten sich offenbar und wanden sich schlangenartig hin und her, bald den Kopf bittend gesenkt, bald ihn drohend in die Höhe geworfen. Dabei gingen die Hände vor und zurück, meistens in taktmäßiger Bewegung. Ich kann nicht leugnen, daß eine Spur vom französischen Cancan darin zu finden war. Der Spektakel wurde noch vergrößert durch das Händeklatschen der am Feuer Sitzenden, durch Zungenschnalzen und durch aufmunterndes, sowie Beifallsgeschrei. „Ole! Ole! Salero!" rief bald Der, bald Jener, und so wurden Tänzer und Tänzerinnen so lange gesteigert, bis sie am Ende nicht mehr konnten und tief athmend, aber lachend auf ihre Plätze zurückfielen. Für uns war die ganze Scene neu und höchst interessant, es war nichts Gemachtes oder Vorbereitetes, Alles improvisirt, so recht aus dem

Volksleben, voll natürlicher Wildheit und dabei doch nicht ohne Grazie.

Nach kurzem Ausruhen fingen übrigens Guitarre und Castagnetten wieder an und laut und stürmisch wurde Preciosa um den Fandango gebeten. Anfänglich achtete sie gar nicht darauf; ja, sie zuckte mißmuthig die Achseln und warf den schönen Kopf trotzig in die Höhe, worauf der junge Bursche, der vorhin angefangen, lachend vor sie hinsprang und den genannten Tanz, ihn gewissermaßen karrikirend, auf eine so komische Art begann, daß Alles laut hinauslachte, das Mädchen ebenfalls; dann sprang sie plötzlich in die Höhe, zog ihre Castagnetten fester an, drückte das Mieder in die schlanke Taille hinab, hob sich aus den Hüften heraus, bog sich rechts und links durch und stand nun mit einem Mal fest, den Kopf trotzig erhoben, mit einem Zuge von Verachtung auf den Lippen, die Brust vorgedrückt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, den rechten Fuß fest vorgesetzt. — „Ole! Ole!“ rief der ganze Kreis, wir ebenfalls mit und klatschten dabei eifrig in die Hände, denn die Haltung des schönen Mädchens hatte etwas unaussprechlich Reizendes und Herausforderndes.

Jetzt begann der Tanz zwischen den Beiden, er umkreiste sie flüchtig, bittend, wobei er suchte, sich ihr auf alle Weise zu nähern. Sie drehte sich kalt und stolz im Kreise, wobei sie ihre Zähne fast mehr sehen ließ als ihre Augen. Sie ließ ihn oft sich ziemlich nahe kommen, um ihn dann mit dem Blick ihres hellen Auges zurückzuschrecken; nach und nach aber wurde sie erwärmt, weicher, nachgiebiger: sie blickte ihn zuweilen ohne Strenge von der Seite an, um ihren Mund spielte dann und wann ein leichtes Lächeln; ja, er durfte schon ihre Fingerspitzen berühren und den schüchternen Versuch machen, seine Hand um ihre schlanke Taille zu legen. Zuerst war das nur ein Versuch, den sie durch einen strengen Blick vereitelte. Dann aber duldete sie seine Umschlingung vielleicht eine Sekunde lang, nun länger, bis sie endlich fest in seinen Armen lag und ihn nur auf Augenblicke verließ, um mit neuer

Gluth an seine Brust zu fliegen. So steigerte sich der Fandango von Takt zu Takt; die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit hin, die Castagnetten schlugen bald leise wie zitternd an, dann wieder mit ein paar vollen kräftigen Schlägen; um den Mund des jungen Tänzers spielte ein vergnügliches Lächeln, wenn das Mädchen sich ihm auf Augenblicke entwand und offenbar in der Absicht floh, sich gleich wieder von ihm fangen zu lassen: ihre Wangen glühten, ihr feuchtes Auge blitzte, sie war ihm zum letzten Male entflohen, er hielt sie wieder fest in seinen Armen, es folgte eine ziemlich lange und innige Umschlingung. — „Ole! Ole! Salero!" schrieen entzückt die Zuschauer, dann war der Fandango zu Ende und Tänzer und Tänzerin kehrten laut lachend, als habe sie die Sache durchaus weiter nicht berührt, an ihre Plätze zurück.

Und so ist es auch in der That bei diesen spanischen Tänzen: man führt im Allgemeinen die Figur und Bewegung, welche der Tanz vorschreibt, ohne Prüderie, ohne Ziererei aus, und vor allen Dingen, ohne etwas Schlimmes dabei zu denken. Ich habe später Fandango und Madrilena von jungen, gewiß ganz unschuldigen Mädchen tanzen sehen, die es durchaus nicht vergaßen, die Biene von ihrem Röckchen abzuschütteln, und dabei ihre kleinen zierlichen Waden bis zur Hälfte zeigten, eine Sache, die ihrer Unschuld und ihrem Anstande gewiß keinen Eintrag that; denn als der Tanz beendigt war, ließen sie sich bescheiden an ihren Platz zurückführen und saßen da mit niedergeschlagenen Augen, lieb und unschuldig wie früher.

Obgleich der Ball noch nicht zu Ende zu sein schien, so dachten wir doch an morgen und zogen uns langsam aus dem Kreise zurück nach unserem Zimmer, wo mittlerweile noch ein zweites Bett für meinen großen Maler hergerichtet worden war. Vor Allem nahmen wir jetzt mit dem Wirthe wegen unseres morgenden Fortkommens Rücksprache. Der Karren hatte gänzlich unsere Gunst verloren und da es auch nie in unserer Absicht gelegen, auf so höchst prosaische Art durch Spanien zu ziehen, so

nahmen wir mit großer Bereitwilligkeit das Anerbieten des Wirthes an, uns zwei tüchtige Maulthiere zu geben, sowie einen Knecht, der uns beide Tagreisen bis nach Tembleque begleiten sollte. Der Preis, den er verlangte, war nicht hoch; so wurden wir bald einig, legten uns zu Bett und entschliefen in kurzer Zeit unter den noch immer von Weitem herübertönenden Klängen der Guitarre und der Castanuelos.

Um Sechs waren wir bereits munter, warfen uns in die Kleider und gingen, eine Chokolade an dem Herd einzunehmen. Doch sah es hier ganz anders aus als gestern Abend. Das gemüthliche Feuer mit seiner blendenden Helle fehlte, nur einige Kohlen brannten auf dem Steine, und da das Tageslicht durch den Thorweg nur schwach hereindrang, so herrschte hier ein melancholisches Düster. — Was man bei allen Reitpartieen in fremden Landen nie versäumen sollte, Thiere und Reitzeug zu betrachten, thaten wir auch hier. Die Maulthiere waren kräftig und gut genährt, die Sättel aber etwas breit und plump; der eine hatte sogar keine Steigbügel, und unser Wirth mußte im ganzen Flecken umherlaufen, um ein zweites Paar aufzutreiben, was unsere Abreise um eine halbe Stunde verzögerte.

Endlich war Alles bereit und unsere Nachtsäcke aufgepackt, als der Wirth mit einer ziemlich großen Flasche, sowie mit zwei Gewehren und Hüten in den Stall trat. In der Flasche war Branntwein, von dem er wegen der kalten Morgenluft Jedem ein Glas aufnöthigte; die Hüte und Gewehre aber überredete er uns, leihweise bis nach Tembleque mitzunehmen, wobei er uns versicherte, Räuber (Ladrones) gebe es eigentlich nicht mehr in Spanien, wohl aber könne man hier und da Rateros begegnen — Dilettanten, welche sich kein Gewissen daraus machen, Reisenden, denen sie schon von Weitem die Fremden ansehen, in den Weg zu treten und sie auszurauben, wogegen wir mit dem Gewehr am Sattel, den castilianischen Hut auf dem Kopfe und in unsere Manta gewickelt wohl für Eingeborne gelten und unangefochten bleiben würden. Unser Wirth war überhaupt ein sehr braver

Mann; denn einen Zwerchsack, der auf meinem Pferde lag, hatte er mit Zwiebeln, Brod und einem Weinschlauche versehen. Gott möge es ihm diesseits und jenseits lohnen!

Ehe wir aufstiegen, verabschiedeten wir uns höflicherweise noch bei der Wirthin und ihren Töchtern; Preciosa wünschte uns eine recht glückliche Reise, reichte uns auch ohne Ziererei ihre kleine Hand und sagte den Maulthieren ein paar freundliche Worte, sie möchten sich unterwegs gut aufführen und dem Hause keine Schande machen. Auch die Tänzer und Zuschauer von gestern Abend waren nach und nach erschienen, hatten ihre Karren eingespannt, ihre Thiere bepackt, und der größte Theil ritt vor uns zum Hause hinaus. Der Fandangotänzer war auch bei Tage ein netter, gemüthlicher Bursche; er war der Befehlshaber einer Schaar mit Säcken beladener Esel, deren letzter ihn noch obendrein zu tragen die Ehre hatte. Er voltigirte leicht hinauf, setzte sich quer auf den Rücken des Thieres, und als er bei uns vorbei kam, machte er mit Händen und Füßen pantomimisch noch einige Pas des Fandango und sang die Strophe eines dazu gehörigen Liedes laut gegen das Stallrevier hinüber. Ein leichtes Castagnettengeklapper erschallte von dorther, wie es schien, zur Antwort, worauf er lachend zum Hofe hinaustrabte.

Der Himmel war klar, die Sonne schien hell, und Villarrobledo zeigte in deren Alles verschönerndem Strahle ein ungleich freundlicheres Gesicht als gestern Abend. Bei den Windmühlen, die wir gestern bei der Dämmerung aus dem Gesichte verloren, kamen wir vorbei; es waren alte gebrechliche Wesen mit vier Flügeln, wie die holländischen, auf dunklen Balkengerüsten ruhend, und ihre langen Windmühlenarme drehten sich, von einem leichten Morgenwinde getrieben, langsam und langweilig herum. — Die öde Mancha, Windmühlen — und Don Quixote; das Bild des irrenden Ritters taucht unwillkürlich vor einem auf. Obgleich Cervantes in seiner Weisheit den Geburtsort des Helden nicht nennt, vielmehr Eingangs jener berühmten Geschichte sagt: „In einem Dorfe von La Mancha, dessen Namens ich mich nicht entsinnen mag, lebte unlängst ein Edler ꝛc.,“ so

haben doch verschiedene Ortschaften hier aus der Lage ihres Dorfes und aus anderen unbedeutenden Thatsachen den Schluß ziehen wollen, der sehr sinnreiche Edle sei ihrem Dorfe entsprossen; ja mehr als sieben Flecken und Städte, kann man sagen, streiten sich gleich den griechischen, welche sich um Homer's Wiege zankten, um die Ehre, der Geburtsort Don Quixote's zu sein. Auch Villarrobledo ist darunter und unser Wirth wollte ganz genau wissen, sein Dorf sei es sicher, dessen Namens sich Cervantes nicht habe erinnern mögen; es seien ja auch die Windmühlen in der Nähe, mit denen der Ritter gefochten. Die Windmühlen waren allerdings da, schienen aber gegen die Behauptung des Wirthes zu sprechen, denn Don Quixote ritt zwei Tage, ehe er das Abenteuer mit denselben bestand. Mir wären sie ebenfalls fast verderblich geworden; denn als wir ziemlich nahe an einer derselben vorbei ritten, wurde mein Maulthier, wahrscheinlich durch das Sausen des Flügels, erschreckt und machte einen Seitensprung, der mich um ein Haar vollständig aus meinem Sitz gebracht hätte.

So zogen wir denn abermals allein durch die Mancha, heute wenigstens hoch zu Maulthier, uns ganz anders fühlend als gestern in dem armseligen Karren. Unser Führer war ein Zigeuner, ein junger, kräftiger Kerl, mit einem verwegenen, aber gutmüthigen Gesichte. Sein Anzug war originell und nicht uninteressant; an den Füßen hatte er Binsensandalen, deren kreuzweise gebundene Schnüre bis unter die Kniee reichten; kurze und enge blaue Hosen schloßen sich daran und wurden oben von einem vielfarbigen Gürtel zusammengehalten. Eine kurze, einst verschnürt gewesene Jacke — man sah an den dunkleren Stellen, wo diese Ornamente gesessen — bedeckte den Oberkörper. Um den Kopf hatte er ein gelbes Tuch, und seine blau und weiß gestreifte Manta ließ er bald von der rechten Schulter lang herabhängen, bald hatte er sie um den Hals und die Brust gewickelt, zuweilen auch schnürte er sie zusammengerollt mit einem Strick auf dem Rücken fest.

Beim besten Willen ist von der Gegend, durch welche wir

zogen, nichts zu sagen; es war dieselbe unendlich öde, röthlich gefärbte Fläche, wie wir sie gestern durchschritten hatten, nur zuweilen unterbrochen von einer Gruppe niederer Bäume oder von einem Streifen Buxbaumsträucher, welche sich durch eine wasserreichere Vertiefung hinzogen. Die einzige, für Spanien große Merkwürdigkeit, auf welche wir stießen, nachdem wir kurze Zeit Villarrobledo verlassen, war die Eisenbahnlinie, deren Anblick uns hier in dieser Oede einen lauten Ausruf der Verwunderung entlockte. Ja, es war dieselbe lange, lange Linie, dieselbe Traeirung, wie auch bei uns. Ihr Anblick erinnerte uns so recht an die Heimath. — „Ferro Carril!" rief bedeutsam unser Führer und machte uns begreiflich, auf ihrem Damme sei der geradeste und angenehmste Weg. Und der deutsche Leser wird schaudern, wenn er erfährt, daß wir dieß wirklich wagten, daß wir den geheiligten Boden einer Eisenbahnlinie von den profanen Huftritten unserer Maulthiere zertreten ließen, daß wir durch zahlreiche Arbeiter durchritten, an Eisenbahnbeamten vorbei, daß wir nicht mit heftigen Worten angehalten und zurückgewiesen wurden, sondern daß man uns noch freundlich eine glückliche Reise wünschte. Ja, Spanien ist in der Kultur noch sehr zurück! Wir lasen nirgendwo Plakate, daß das allzu genaue Betrachten der Bahn verboten sei und daß man sich enthalten möge, in der Nähe des Bahnkörpers auszuspucken, um den Damm nicht zu erweichen.

Um einem längst empfundenen, tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wurde schon vor langer, langer Zeit die Eisenbahn von Valencia nach Madrid projektirt; man baute auch von beiden Endpunkten, zuerst von der Hauptstadt gegen Aranjuez, eine Strecke von vielleicht fünf deutschen Meilen, die schon vor zehn Jahren beendigt, aber nicht befahren wurde, weil einige Brücken und das Betriebsmaterial noch nicht recht in Ordnung waren. Als dies nun endlich hergestellt war und es an einem schönen Tage hätte losgehen sollen, fand sich, daß während dieser Zeit ein Theil der Schwellen bedeutend gelitten hatte und neu gelegt werden mußte.

Endlich aber fuhr man doch von Madrid nach Aranjuez; und im Laufe des vergangenen Jahres wurde eine weitere Strecke nach Tembleque eröffnet. Von Valencia nach Alcira ist nun die Bahn im vergangenen Jahre ebenfalls eröffnet worden, doch sind es im Verhältnisse zum Ganzen nur zwei unbedeutende Strecken. Tracirt ist übrigens die ganze Bahn von Alcira nach Albacete — ein hügeliger, durchschnittener Theil, der am meisten Schwierigkeiten macht —, von da über La Roda nach Villarrobledo, Campo Critana, Villa Cannas und einzelne Strecken, zum Beispiel von Albacete nach La Roda, sollen in nächster Zeit eröffnet werden. In zwei Jahren hofft man das Ganze zu beendigen, wodurch alsdann das Reisen in Spanien sehr erleichtert wird. An die schönsten Punkte der Küste fahren Dampfboote, und wer Madrid sehen will, wird gern von Valencia dorthin gehen und nach Valencia zurückkehren. Die andere projektirte Hauptlinie ist von Madrid nach Bayonne, um alsdann Bordeaux und Paris auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Doch ist da nicht viel geschehen und kein Ende abzusehen.

Der Bahnkörper, auf dem wir ritten, hatte viele Schwierigkeiten gemacht, bei dem sanft hügeligen Terrain bestand er abwechselnd aus niedrigen Dämmen und nicht sehr tiefen Einschnitten. So viel wir bei oberflächlichem Beschauen sahen, war er ziemlich solide gebaut; wir begriffen aber ganz wohl, weßhalb die Sache so außerordentlich langsam vor sich geht. Diese spanischen Arbeiter betreiben ihr Geschäft in der That mit einer komischen Faulheit und sind dabei unpraktisch wie die Kinder; ihre Arbeitsgeräthe befinden sich in dem rohesten Zustande. Um z. B. Erde fortzuschaffen, einen Damm aufzuschütten, benützen sie weder Schubkarren noch Tragbütten, sondern der Mann hat ein Körbchen, das kaum vier starke Schaufeln Erde hält, mit welchem er, wie zum Zeitvertreibe hin und her schlendert. Er füllt es mit großer Umständlichkeit, nimmt es auf den Kopf oder auf die Schulter und leert es an einem bezeichneten Platze wieder aus; wo die Sache auf's alleremsigste betrieben wurde, da hatten sie eine Heerde Esel, welche

flache Körbe trugen. Welche Zeit das Auf- und Abladen in Anspruch nimmt, kann man sich leicht denken, und das geduldige Lastthier, welches noch so langsam dahin schleicht, wird nie von dem Arbeiter und Treiber überholt. Mit großem Bedacht wird der Spaten eingesteckt, der Esel beladen; ehe er aber in Gang kommt, schaut der Arbeiter an den Himmel, spricht mit seinem Nebenmanne, spuckt gelegentlich aus, zieht seine Hosen in die Höhe und greift alsdann in die Tasche, um Papier und Tabak zu einer Cigarre hervorzuholen. Diese wird mit großer Genauigkeit gemacht, das Feuer bedächtig aus dem Steine geschlagen, der Zunder muß vollständig glühen, ehe die Cigarre in Brand gebracht wird, und erst nachdem die ersten und besten Züge hinunter geschluckt sind, wird der Esel in Gang gesetzt.

Von Schwellen oder Schienen war übrigens hier noch keine Spur zu sehen; auch mußte an manchen Stellen der Damm schon längere Zeit fertig sein, denn er war streckenweise mit Gräsern und Kräutern bewachsen. Wir hatten sieben starke Leguas zu machen, und unser Zigeuner, obgleich zu Fuß, trieb immerfort zur Eile. Unsere Maulthiere gingen einen ordentlichen Paß, doch mochten wir aus Rücksicht auf unseren zu Fuß gehenden Begleiter anfänglich nicht traben. Da er aber sein Hadje! Anda! immer häufiger ertönen ließ, auch zuweilen auf die Thiere mit dem Zipfel seiner Manta losschlug, so ließ ich mir einen tüchtigen Stock schneiden, versuchte ihn an meinem dicken, etwas sehr faulen Maulthiere, worauf es augenblicklich zu einem tüchtigen Trabe ansetzte. Horschelt blieb nicht zurück, und so ritten wir eine halbe Stunde ziemlich scharf dahin, wobei wir uns des öfteren nach unserem Führer umschauten, der nicht sehr weit zurückblieb und uns winkte, wir sollten nur vorwärts reiten. Der Zigeuner lief einen kleinen Hundetrab nach Art der Schnellläufer, die man bei uns sieht; die Hände bewegte er heftig vor- und rückwärts und hatte, wie er uns später zeigte, in jeder geballten Faust einen kleinen Kiesel, welchen er beständig herumdrehte. Das machten sie immer so, sagte

er, weßhalb, wisse er eigentlich nicht, aber es sei sehr angenehm; und ich glaube wohl, daß es gut sein mag, denn es befördert die Cirkulation des Blutes in den herabhängenden Händen.

Auf einer Eisenbahn fahren kann sehr kurzweilig sein, aber über einen Bahndamm durch die Mancha zu reiten, gehört mit zu dem Langweiligsten, was der Mensch unternehmen kann. Stundenlang lief sie vor uns her, schnurgerade, ohne weitere Abwechslung, als daß wir jetzt auf einem Damme ritten und in die langweilige Gegend schauen konnten, und daß wir gleich darauf zwischen die hohen Wände eines Einschnitts trabten. Einen Baum oder auch nur einen Strauch hatten wir lange nicht mehr gesehen, eine menschliche Wohnung war für uns zur Fabel geworden, und eine kleine Brücke, ein Wasserdurchläß oder eine Biegung des Bahndammes war eine Erscheinung, die wir freudig begrüßten.

Der Gitano hatte uns für die Hälfte des Weges eine Rast versprochen; dort sei eine Venta, wo wir vielleicht ein gutes Feuer finden würden. Und wir schmachteten nach einem guten Feuer. Der heftige Wind, unser Begleiter seit Valencia, den wir im Wagen und gestern zu Fuß schon stark gespürt hatten, war heute, da wir so ruhig in dem Sattel saßen, wahrhaft unausstehlich. So zogen wir, auf die Venta hoffend, dahin, die Maulthiere gingen in einem guten Trabe, unser Humor war gerade nicht schlecht — hatten wir doch endlich die Reitpartie errungen, waren in Spanien und ritten gegen Madrid, gesund und wohl, voll Appetit. Trotz Kälte und Wind beneideten wir unseren Oberbaurath nicht mehr um seinen Platz im Eilwagen; sich so im Sattel zu wissen, wenn auch nur auf einem Maulthiere, war doch ein ganz anderes Gefühl. Und dazu noch unsere eigenthümliche Tracht: die Manta malerisch umgeschlungen, den castilianischen Hut keck auf den Kopf gestülpt, im Gürtel das Messer, das bei jedem Schritte klirrende Gewehr am Sattel — wir hielten uns wahrhaftig schon für ganz andere Menschen, als die, welche noch vor ein paar Tagen mit Reisemütze und Pelzstiefeln im Eilwagen gesessen; wir schrieen zu-

weilen aus voller Brust ein lautes Hurrah und wünschten in unserem Uebermuthe irgend ein kleines Abenteuer à la Don Quixote.

Endlich wurde auch die Venta fern am Horizonte sichtbar, aber wir kannten schon genugsam die täuschenden Entfernungen dieser Ebene, um zu wissen, daß dorthin noch sehr weit sei. Das Haus erschien als kleiner grauer Punkt in trostloser Einsamkeit auf der unendlichen Fläche — Muth gefaßt! zuletzt werden wir doch noch hin kommen. Wir ritten und ritten eine Stunde um die andere und kamen kaum merklich näher; es ging uns wie gestern auf dem Wege nach Villarrobledo, und als wir die Venta schon fast dicht vor uns sahen und vier trostlose Pappeln unterscheiden konnten, welche sie umstanden, da brauchte es doch noch eine halbe Stunde scharfen Trabens, ja, eines verzweifelnden Galops, um endlich vor die Thüre der Schenke zu gelangen.

Hier aber war Alles öde und leer. Wir stiegen ab, pochten heftig an die Thüre, ohne daß man uns öffnete; bald kam auch der Zigeuner hinter uns drein gelaufen, und da er die Oertlichkeiten dieses Gebäudes zu kennen schien, so ging er an die hintere Seite, kletterte durch ein Fenster in das alte, baufällige Haus, kam aber bald mit der Nachricht zurück, die Venta sei gänzlich verlassen. Da war nichts zu machen; außer dem Feuer, auf welches wir gehofft, suchten wir übrigens nichts in der Schenke, weßhalb wir auch leicht getröstet waren, uns vor demselben einen Platz wählten, wo wir vor dem Winde geschützt waren, und den Zwerchsack unseres guten Wirthes vom Maulthiere herabnahmen. Wir hatten lange kein so herrliches Frühstück mehr gehabt. Ein hartes Brod, eine saftige Zwiebel, dazu dicker, rother Wein, der stark nach dem Schlauche schmeckte, und als Gewürz zu allem dem ein sechsstündiger Ritt in den Gliedern — es schmeckte uns wunderbar, und wir verzehrten unsern Proviant bis auf die letzte Brodkrumme. Ermüdet war ich übrigens auch ein wenig, und um die steif gewordenen Glieder etwas gelenkig zu machen, streckte ich mich am Boden aus, wälzte mich hin und her, was ich auch Horschelt und

dem Zigeuner anrieth. Ich hatte das früher in Syrien öfters nach langen Ritten von den Arabern gesehen, die sich dann zuletzt von zwei Kameraden an den Schultern und Füßen packen und ziehen und dehnen lassen, so lange wie möglich. Dasselbe versuchten wir auch hier gegenseitig vor der Venta und fanden es von vortrefflicher Wirkung.

Nach einer halbstündigen Rast kletterten wir auf unsere Maulthiere und ritten abermals die Eisenbahn entlang. Glücklicherweise hatten wir eine Stunde später in unserem einförmigen Wege eine Abwechslung dadurch, daß wir auf einmal durch ein ansehnliches Flüßchen aufgehalten wurden. Es durchschnitt rechtwinkelig die Eisenbahnlinie, und von der Ueberbrückung an diesem Punkte standen erst einige Pfeiler, über welche ein paar Balken zur nothdürftigen Kommunikation für die Arbeiter gelegt waren. Da hielten wir und rathschlagten, was zu thun sei; unser Zigeuner kannte diese Gegend nicht genugsam, um eine Fährte durch das Wasser zu wissen. Wir mußten also auf gut Glück eine suchen. Das Flußbett war ziemlich tief, das Ufer mit Gesträuch so wie hohem und dichtem Sumpfgrase bewachsen, welches rechts und links eine breite Strecke ausfüllte. Der Boden war schlammig, und es schien nicht rathsam, sich in den Fluß zu wagen. Wir ritten eine Viertelstunde aufwärts einem kleinen Hügel zu, hinter welchem eine unscheinbare Hütte zum Vorschein kam; sie lag zwischen dem Gebüsche fast versteckt, doch sahen wir, daß sie bewohnt war, denn aus einem Loche im Dach stieg ein leichter Rauch kräuselnd in die Höhe. Der Zigeuner, der uns immer voraus durch das Gebüsch stöberte, rief uns, zu ihm zu kommen, hier sei ein Uebergang möglich. Wir bemerkten auch bald mehrere kleine Fußpfade, die von der Ebene herkamen und sich drunten am Wasser vereinigten.

Da mein Maulthier das stärkste war, so sprang unser Führer hinter mich auf die Croupe, und nun trieb ich das Thier dem Ufer zu. Bis in den Fluß selbst zu kommen, war die schwierigste Arbeit,

denn es sank fast bis an die Kniee in den Schlamm; endlich aber ging es tiefer hinunter, wir mußten unsere Füße in die Höhe ziehen, weil die ziemlich reißende Fluth unter dem Leibe meines Thieres spülte. Horschelt folgte dicht hinter mir. Die Fährte war sicher, und der Fluß hätte uns nicht gehindert, ohne Beschwerden das andere Ufer zu erreichen. Doch hatten wir uns kaum dem letzteren genähert, als ein paar sehr große und starke Hunde aus dem Gebüsche aufsprangen und zähnefletschend mit lautem Gebell gegen uns anstürzten. Mein Maulthier stutzte einen Augenblick, doch trieb ich es den Abhang hinauf, und der Zigeuner, der von der Croupe herabglitt, traf mit dem Kiesel, den er in der Hand trug, den einen der Hunde so nachdrücklich in die Rippen, daß er mit lautem Geheul davon sprang; der andere zog sich ebenfalls aus der Angriffslinie zurück und wir ritten lachend durch das dichte Gestrüpp das Ufer hinan, bei der oben erwähnten Hütte vorbei, als dort auf einmal zwei Kerle erschienen, die uns einige Schimpfworte entgegenriefen und dabei auf den Hund deuteten, der den Fuß etwas in die Höhe zog.

Der Zigeuner faßte meinen Steigbügel, legte einen Finger auf den Mund, womit er andeuten wollte, wir sollten nichts erwidern — aber unser Gewehr heraufnehmen, sagte er mit leiser Stimme. Er gab auch dem Maler einen Wink und wie auf Kommando langten wir an der Seite hinunter, hoben die Flinte aus den Haken und legten sie quer vor uns auf den Sattel. Der eine der beiden Kerle war ebenfalls im Besitz eines rostigen Schießprügels, den er langsam in die Höhe hob. Doch blieb es bei dieser Demonstration und fortgesetztem Schimpfen, worauf wir wieder ungehindert unseren Weg fortsetzten, das Flußbett mit seinem Gestrüpp und Sumpfgrase bald im Rücken hatten und in Kurzem wieder auf der Eisenbahnlinie dahintrabten. Unser Gitano trieb immer vorwärts und da er von dem beständigen Laufen endlich doch anfing, müde zu werden, so hängte er sich zuweilen an einen Riemen meines Maulthiers und ließ sich mit fortziehen.

Ungefähr eine Stunde nach unserem Flußübergang tauchte am fernsten Horizont eine Hügelkette auf, auf der man einige Gebäude unterscheiden konnte, Campo Critana, unser Nachtquartier. Doch war unsere Freude bei diesem Anblick nicht übermäßig; wir hatten gestern und heute die Entfernungen schätzen gelernt und wußten, daß wir vor Nacht — es schien in einer Stunde erreichbar zu sein — wenigstens noch vier Stunden reiten mußten. Und so war es auch. Bis zur Verzweiflung dehnte sich der Weg; ich war etwas ermüdet — unausstehlich, wie Horschelt sagte, und fing zum Ergötzen des langen Malers mit unserem Zigeuner bei einbrechender Nacht einen kleinen Wortwechsel an. Dieser hatte mir nämlich vor einer Stunde gesagt, nach Ablauf derselben würden wir Campo Critana erreicht haben, und wir waren zu dem angegebenen Zeitpunkte scheinbar noch ebensoweit entfernt, wie vor demselben.

Glücklicherweise wurde die Gegend etwas belebter und interessanter. Statt des dürren, gelblichen Bodens ritten wir auf einem Wiesenpfade, hatten auch die Eisenbahnlinie endlich verlassen, kleine Hügel boten einige Abwechslung und wir sahen wieder einmal Baumgruppen, freilich nur schwächliche Oliven, aber es war doch etwas Neues. Auch Menschen zogen mit uns, zahlreiche Arbeiter der Eisenbahn, die ihr Tagewerk vollendet hatten und nach Hause zurückkehrten. Bald vernahmen wir auch den Klang einer Glocke; wir verließen die Feldwege und gelangten auf die Fahrstraße, welche nach Campo Critana führte. Da nun hier unsere Maulthiere augenblicklich in die mit Schlamm angefüllten Löcher der Straße versanken, so waren wir sicher, in der nächsten Nähe des Ortes zu sein.

Dieser war nun ebenso ärmlich und miserabel wie Villarrobledo. Trotzdem es ein kleines Nest schien, mußten wir doch eine lange Zeit durch die Straßen ziehen, ehe wir an das Privathaus kamen, das uns der Ingenieur empfohlen. An unsern gestrigen Ball denkend, wären wir gerade nicht betrübt gewesen, wenn man uns wieder in eine Posada gewiesen hätte. Doch empfing unser heutiger Wirth

Don Manuel uns mit dem Anstand eines echten Hidalgo, freundlich, herablassend, aber gemessen, am Thore seines Hofraumes. So lange wir im Sattel saßen, hatten wir weniger vom langen, scharfen Ritt und von der Müdigkeit gespürt; als ich aber abstieg, fühlte ich wohl, daß ich das Reiten, namentlich auf schlechten Thieren und Sätteln, nicht mehr gewöhnt sei; denn ich war so steif geworden, daß es mir Mühe machte, die drei, vier Stufen zum Hause hinaufzusteigen. Glücklicherweise fanden wir hier ein wenn einfaches, doch behagliches Zimmer, einen mächtigen Brassero, ja, sogar die Idee eines Sopha's und eine freundliche Wirthin, die sogleich für unser Nachtessen Sorge trug.

Das Haus Don Manuels war, was der Spanier eine Casa de Huespedes nennt, und wurde hauptsächlich von Eisenbahn-Ingenieuren besucht. Ein paar, die auf der hiesigen Station beschäftigt waren, wohnten mit ihren Frauen dort. Alle waren hübsche, umgängliche Leute und wir plauderten zusammen so gut wie möglich, boten einander Cigarren an und folgten später ihrer Einladung nach dem Vorplatz oder der Küche des Hauses, wo ein großes Herdfeuer brannte, um welches wir uns im Kreise herum setzten. Don Manuel gab mir mit vieler Gravität seinen, den Ehrenplatz in der Ecke und mein Weigern half nichts, ich mußte ihn annehmen. Er schien wohlhabend zu sein, wenigstens wies das ganze Hauswesen darauf hin; unsere Wirthin, Donna Ines, war fast städtisch gekleidet, ebenso die Frauen der Eisenbahnbeamten. Dabei hatten alle drei hohe, stattliche Figuren mit ausdrucksvollen Köpfen, aus denen Augen und Zähne prächtig hervorglänzten.

Im Laufe des Abends kamen noch einige Ingenieure von einem Ritt über Feld zurück, mit hohen Reitstiefeln, den Gürtel um den Leib, in welchem Messer und Pistolen staken. „Es kann hier nicht schaden," meinte Einer, „daß man zeigt, wie man für alle Fälle gerüstet ist."

So saßen wir um den Herd bei einander, die Beleuchtung kam von dem hoch aufprasselnden Feuer her; an der Decke hingen

Schinken und Würste, was namentlich mit dem Anzug der hübschen Weiber, welche die Spitzenmantille um den Kopf trugen, seltsam kontrastirte. Da unser Zigeuner für morgen einen längeren Ritt voraussagte, so suchten wir früh unsere Betten, die heute recht ordentlich waren, und entschliefen augenblicklich.

Schon um 4 Uhr wurden wir geweckt; wir tranken am Feuer unsere Chokolade und stiegen, nachdem unsere Maulthiere bepackt waren, was immer einige Zeit in Anspruch nahm, beim ersten Grauen des Morgens in den Sattel. Der Himmel war klar, doch war es dunkel genug, daß wir überall die Sterne durchflimmern sahen, weßhalb wir genöthigt waren, neben unserem Zigeuner noch einen kleinen Buben anzunehmen, der mit uns durch verschiedene Engpässe vor dem Orte, durch Schluchten und Hohlwege auf die Straße brachte, wo sich unser eigener Führer wieder zurecht fand. Trotz seiner gestrigen Versicherung, er kenne den Weg nach Tembleque wie das Haus seiner Mutter, gestand er uns doch heute ein, daß er noch nie über die gestern erwähnte Venta hinausgekommen sei.

Campo Critana liegt am Fuße eines felsigen Hügels, durch dessen Risse und Sprünge wir uns langsam hinaufarbeiteten. Der Wind hatte sich auch wieder aufgemacht, doch blies er nicht mehr so scharf und schneidend wie gestern, sondern er kam stoßweiße mit etwas wärmerem Hauche, was für den Augenblick angenehmer war, uns aber Regenwetter prophezeite. Die Sonne ging in finsterer, glühender Majestät wie zürnend auf und hatte in ihrem Gefolge dunkle massenhafte Wolken, hinter denen ihre Strahlen wie blitzende Flammen über die röthlichen, nackten Felsen, auf welchen wir ritten, hinfuhren, so daß unsere langgestreckten schwarzen Schatten auf feurigem Grunde dahinfliehenden Gespenstern glichen.

Angenehmer Weise hatten wir nicht wie gestern die unabsehbare öde Gegend vor uns; vielmehr war das Terrain wild und zerklüftet und ein schmaler, mit Steingerölle bedeckter Pfad führte oft sehr steil auf- und abwärts, wodurch unser Zigeuner beständig

einen ziemlichen Vorsprung vor uns hatte; denn während er wie eine Ziege, den Weg oftmals abschneidend, über die Steine wegkletterte, setzten die Maulthiere, namentlich abwärts, ihre Füße mit außerordentlicher Bedächtigkeit auf. Der gestrige Ritt hatte sie ermüdet und heute Morgen mußten wir den Stock meistens hoch erhoben halten, um sie nachdrücklich vor dem Stolpern und Hinfallen zu warnen; der Halfterstrick nützte natürlich dagegen gar nicht.

Durch die fliehenden Wolkenschatten und die Sonnenstrahlen, welche bald erschienen, bald verschwanden, war die Gegend prächtig gefärbt; namentlich ein Höhenzug auf unserer Linken mit ernsten und schönen Formen prangte im saftigsten Violett und tiefen Blau. Auch kleine Seen sahen wir heute zur Abwechslung rechts und links vom Wege — stille, blaue Flächen, die mit unbeweglichem Wasserspiegel bald von zackigen, röthlichen Steinblöcken umgeben waren; bald eingerahmt von frischem Grün, das sanft absteigend die stille Fluth küßte.

Unser Führer drängte noch mehr als gestern. Der Marsch sei sehr weit, sagte er; wo es ein wenig eben ging, hängte er sich an einem unserer Steigbügel fest und trabte lustig nebenher; wo aber das Terrain so coupirt war, daß wir Schritt reiten mußten, da eilte er voraus, weit, weit, so daß wir oft lange nichts von ihm sahen, als durch das Haidekraut oder die Buxbaumsträucher seine blaue und weiße Manta auf Augenblicke hervorflattern.

Der Himmel, der uns seit einigen Tagen trocken und freundlich behandelte, schien uns heute, am letzten Tage unseres Rittes, noch mit einigem Regen bedienen zu wollen. Der Wind hatte sich nicht so heftig, aber warm und dunstig erhoben, die Sonne, die uns einige Augenblicke angeglänzt, lagerte sich hinter schwarzen Wolken, es tröpfelte zuerst leise, dann immer stärker und schüttete nach einer halben Stunde wie mit Gießkannen. Anfänglich verdroß uns dieses Bad und wir ritten eine Stunde lang schweigend hinter einander; als aber trotz unseres Zürnens der Regen nicht aufhörte, als unsere Manta's auf der linken Seite, woher der Wind

[illegible]

[illegible] Blümchen.

[illegible] den Regen

[illegible] Seite meines Wach-

[illegible] Er hatte sich seine

[illegible] verschaffen

[illegible] Regenschauer [illegible]

[illegible] meiner Hände, denn

[illegible] und mehr geringe-

[illegible] allen Seiten noch [illegible] ein paar kleine unbedeutende

[illegible] Es gelückte aber auch all

[illegible] günstigen [illegible] nicht [illegible] zu werden.

[illegible]

Endlich hatten wir die fatale Strecke hinter uns und sahen zugleich Villa Cannas, wo wir Mittag machen wollten. Aber nie hat uns ein Ort durch seine Entfernung so genarrt wie dieser. Es war in der That zum Verzweifeln, wie wir so, Stunde um Stunde reitend, die Kirche des Dorfes, die Häuser mit ihren Fenstern immer deutlicher erkennen konnten und doch nicht hinkamen. Ich muß gestehen, daß ich mich heftig darüber erzürnte, mehr aber noch über den Gleichmuth des Malers, der das ganz in der Ordnung zu finden schien und der sich unterstand, mir zu versichern, er spüre nach nun achtstündigem Ritte in Regen und Kälte weder Hunger, Durst, Müdigkeit, noch das Bedürfniß nach einem guten Feuer.

In der Nähe dieses verzauberten Ortes begegneten wir zum ersten Male Reisenden unseres Schlages, es waren drei Reiter, die auf guten Pferden daher trabten und die ebenso durchweicht schienen wie wir. Ihre Mäntel flatterten im Winde; wir begrüßten uns freundlich und hatten bald eine gute Strecke zwischen uns. Auch die Bahnlinie erreichten wir hier wieder; sie führte auf einem hohen Damme mitten durch ein sumpfiges Terrain, weßhalb wir denselben benutzten, was mir um ein Haar zu einem vierzig Fuß hohen Sturze verholfen hätte. Die Ränder des Dammes waren durchweicht und bröckelig, mein Maulthier that einen falschen Tritt und konnte sich nur durch eine verzweifelte Anstrengung vor dem Hinabrollen retten.

Villa Cannas, dem wir nun endlich beikamen, war ein recht elendes Nest mit Lehmhütten, fast ohne alle Fenster, einem fürchterlichen Pflaster und einer ziemlich schlechten Posada. Doch ließen wir uns den stark gepfefferten Reis mit Hammelfleisch recht wohl schmecken, tranken einen nicht sehr guten Rothwein dazu und hielten uns desto fester an die Chokolade, welche wie überall vortrefflich war. Man kann es einem Reisenden wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er oft und viel vom Essen und vom Wetter redet: es sind das namentlich bei Touren wie die unsrigen so wichtige Gegenstände, daß es verzeihlich ist, wenn man vielleicht etwas Anderes darüber vergißt.

kam, vom Regen troffen, als zuweilen aus der breiten Krämpe des castilianischen Hutes artige Bächlein herabrieselten und wir anfingen, die kühle Fluth auf unserer Haut zu spüren, da wurden wir wieder heiter und guter Dinge und trotzten mit fröhlicher Laune unter Absingung allerlei lustiger Lieder den feindlichen Elementen. Es war mir angenehm, daß wir nicht auf der langweiligen Chaussee dahinzogen; die Gegend hier war abwechselnd, ja zuweilen wild romantisch. Hier senkte sich der Weg zu einer tiefen Schlucht hinab, die, jäh und dunkel, das Thal vor uns weithin zerriß; eine uralte Brücke, aus mächtigen Steinen gebaut, führte hinüber und zu einer Hochebene, die in ihrer wilden trostlosen Einsamkeit Alles übertraf, was wir in den letzten Tagen gesehen. In fast unabsehbarer Fläche breitete sich vor uns aus eine dunkle Haide, ein Moor, durch die Farbe der Erde, durch zahllose abgestorbene Farrenkräuter, durch blühende Eriken braunroth gefärbt, und die Straße zog sich, von Hufen und Rädern aufgewühlt, wie ein schwarzer Streifen mitten durch sie hin. Diese Straße war ein paar Hundert Fuß breit, natürlicherweise ohne irgend eine künstliche Anlage, und lief schnurgerade, wobei man deutlich am Horizont sah, wie sie sich scheinbar zuspitzte. Schmutzig graue Wolken hingen formlos, zerrissen tief von dem dunkeln Himmel herab, zeitweise unbeweglich und schwerfällig, dann wieder gejagt von heftigen Windstößen.

Unsere Maulthiere ließen die Köpfe hängen, sie troffen von Regen ebenso wie der Zigeuner, der sich an der rechten Seite meines Maulthiers festhielt und die Thiere fortwährend antrieb. Er hatte sich seine Manta um den Kopf geschlungen und blickte zuweilen verstohlen an den Himmel hinauf, der immer neue Regenschauer herabsandte.

So zogen wir dahin auf der weiten, weiten Haide, deren Grenzen bei jedem Schritt nach allen Seiten noch mehr zurückzuweichen schienen; so zogen wir dahin, ein paar kleine unbedeutende Punkte in dieser gewaltigen Natur. Es gehörte aber auch all unser guter Humor dazu, um nicht verdrießlich zu werden.

Endlich hatten wir die fatale Strecke hinter uns und sahen zugleich Villa Cannas, wo wir Mittag machen wollten. Aber nie hat uns ein Ort durch seine Entfernung so genarrt wie dieser. Es war in der That zum Verzweifeln, wie wir so, Stunde um Stunde reitend, die Kirche des Dorfes, die Häuser mit ihren Fenstern immer deutlicher erkennen konnten und doch nicht hinkamen. Ich muß gestehen, daß ich mich heftig darüber erzürnte, mehr aber noch über den Gleichmuth des Malers, der das ganz in der Ordnung zu finden schien und der sich unterstand, mir zu versichern, er spüre nach nun achtstündigem Ritte in Regen und Kälte weder Hunger, Durst, Müdigkeit, noch das Bedürfniß nach einem guten Feuer.

In der Nähe dieses verzauberten Ortes begegneten wir zum ersten Male Reisenden unseres Schlages, es waren drei Reiter, die auf guten Pferden daher trabten und die ebenso durchweicht schienen wie wir. Ihre Mäntel flatterten im Winde; wir begrüßten uns freundlich und hatten bald eine gute Strecke zwischen uns. Auch die Bahnlinie erreichten wir hier wieder; sie führte auf einem hohen Damme mitten durch ein sumpfiges Terrain, weßhalb wir denselben benutzten, was mir um ein Haar zu einem vierzig Fuß hohen Sturze verholfen hätte. Die Ränder des Dammes waren durchweicht und bröckelig, mein Maulthier that einen falschen Tritt und konnte sich nur durch eine verzweifelte Anstrengung vor dem Hinabrollen retten.

Villa Cannas, dem wir nun endlich beikamen, war ein recht elendes Nest mit Lehmhütten, fast ohne alle Fenster, einem fürchterlichen Pflaster und einer ziemlich schlechten Posada. Doch ließen wir uns den stark gepfefferten Reis mit Hammelfleisch recht wohl schmecken, tranken einen nicht sehr guten Rothwein dazu und hielten uns desto fester an die Chokolade, welche wie überall vortrefflich war. Man kann es einem Reisenden wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er oft und viel vom Essen und vom Wetter redet: es sind das namentlich bei Touren wie die unsrigen so wichtige Gegenstände, daß es verzeihlich ist, wenn man vielleicht etwas Anderes darüber vergißt.

Es gehört auch zur Färbung einer Reisebeschreibung; der Leser kann verlangen, daß man ihm sagt, ob es geregnet oder ob die Sonne geschienen, wogegen es in unserem eigenen Interesse liegt, ihm zu vermelden, wenn unser Mittagessen einmal außerordentlich schlecht war; er wird uns dann als billiger Mann einige folgende, vielleicht ebenfalls schlecht geschriebene Seiten nachsehen.

Wir verließen den vorhin genannten Ort zu Fuß, theils um die steif gewordenen Glieder gelenkig zu machen, theils um uns etwas zu erwärmen. Villa Cannas ist an einen Berg hinan gebaut, hat jedoch eine im Vergleich zu den armseligen Häusern ganz anständige Kirche. Als wir die Höhe des Ortes erreicht hatten und fast schon im Freien waren, sahen wir auf einem Felde neben uns statt der Lehmhütten, die rings umher standen, nur Dinge wie Schornsteine, die ohne ein Dach oder sonst etwas aus dem Erdboden emporzusteigen schienen. Ich erinnerte mich, etwas Aehnliches in Dörfern auf dem Libanon gesehen zu haben, und sind das Wohnungen so gut wie die anderen, nur daß sie sich unter der Erde befinden und außer der Thüre und dem Schornsteinloch keine weiteren Oeffnungen haben. Man findet sie häufig in Spanien und sie sind fast immer von Zigeunern bewohnt. Besteht doch in Granada die ganze ehemalige Ritterstadt, der Albaicin, aus ähnlichen Wohnungen und ist von den Gitanos bewohnt, die sich in ihren höhlenartigen Behausungen wahrscheinlich recht heimisch fühlen, wenn sie an die Zeit denken, wo sie ein noch leichteres Obdach in Wald und Flur hatten.

Ein tiefer Hohlweg, der uns auf der Höhe aufnahm, schien mir geeignet, auf bequeme Art Sattel und Maulthier zu erreichen. Ich stellte das Thier unten hin und glitt von oben sanft auf den Sitz; der Maler aber, der eine solche Beihilfe als weichlich verschmähte und mir zeigen wollte, wie der deutsche Mann zu Esel steigt, bediente sich nicht des Hohlweges, ja, nicht einmal des Bügels und marterte sich ab, voltigirend den Rücken des armen Thieres zu erklimmen. Es war ein erhebender Anblick, wie er so als

Mehlsack in dem Sattel hing und mit den Füßen schwimmartige Bewegungen machte, um hinaufzukommen, was ihm aber erst nach furchtbaren Anstrengungen gelang, zu meinem Ergötzen und zum großen Vergnügen des Gitano, sowie mehrerer Herren und Buben aus dem Orte, welche die Probe ritterlicher Gewandtheit gebührend anstaunten. Uebrigens gab uns dieser Vorfall auf mehrere Stunden Stoff zum Lachen. Ich erinnere mich eines ähnlichen Vorfalls aus der Militärzeit her, wo ein Vorgesetzter bei einer ebenso mißrathenen Voltige ausrief: „Klettert mich der Kerl uf dat Pferd, wie die Kuh uf eenen Appelboom!" — Horschelt wäre mir bei Erzählung dieser Anekdote vor Entzücken fast vom Maulthiere herunter gefallen, und nachdem wir schon mehrere Stunden geritten, brauchte ich ihn nur zu fragen: „Du, weißt du, was der Offizier gesagt?" so erlag er fast einem förmlichen Lachkrampfanfalle.

Etwas Heiterkeit war uns übrigens an diesem unangenehmen Nachmittage wohl zu gönnen. Der Regen hielt uns feucht durch die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden ordentlichen Gießer; der Weg war abscheulich und unsere Mulos fingen an so marode zu werden, daß sie aus dem Stolpern nicht mehr herauskamen und jeden Augenblick in die Kniee sanken. Daß zu gleicher Zeit Tembleque, das Ziel unserer mühseligen Tour (denn von dort hatten wir die Eisenbahn nach Madrid), vor uns erschien, trug etwas zu unserer Aufheiterung bei. Wir ritten auf einer Hochebene, der Wind hatte die Wolken zerrissen und die Sonne beleuchtete auf einen Augenblick das hiedurch prächtig gefärbte Thal, in welchem noch unendlich weit von uns entfernt der eben genannte Ort lag. Wir kannten diese furchtbaren Entfernungen; waren uns doch bis jetzt sämmtliche Ortschaften, die wir erreichen mußten, wie das Gespenst der Fata Morgana erschienen, neckisch zurückweichend, je mehr man sich abmühte, sie zu erreichen.

So auch hier wieder in ausgedehntem Maßstab. Die Sonne sank unter, es wurde so finster, daß man im wahren Sinne des

Wortes keine Hand vor den Augen sehen konnte und unser armer Zigeuner vor uns hertappen mußte, um nur auf dem Wege zu bleiben. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel hatten wir die schlechte Straße dennoch kurze Zeit nachher verloren und machten eine unfreiwillige Rutschpartie in einen Sumpf hinein, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch wateten, namentlich das meinige, welches auch den Zigeuner tragen mußte. Es war das ein sehr mißlicher Moment; ringsum finstere Nacht; wohin sollten wir uns wenden? Wer wußte, wie tief das Moor war, in dem wir uns gerade befanden, und ob wir nicht im nächsten Moment an eine Stelle kamen, die uns spurlos verschlingen würde? Die spanischen Sümpfe lassen nicht mit sich spassen. Wir ließen die Thiere gehen, wohin sie wollten und thaten wohl daran; denn nach einiger Zeit hatten sie festeren Boden und sogar die Straße wieder aufgefunden. Bald darauf hörten wir Hundegebell, sahen Lichterglanz und waren in Tembleque.

Wir hatten uns recht auf diesen Anblick gefreut und sogar unsere Thiere aus allen Kräften angetrieben; sollte doch um 8 Uhr ein Zug nach Madrid gehen und bis dahin hatten wir noch eine halbe Stunde Zeit. Wir kletterten durch öde leere Gassen, bei einer einsamen Kirche vorbei, ohne eine menschliche Seele zu sehen; endlich erblickten wir eine erleuchtete Hausthüre und einen Mann, der unter derselben stand. „Wo geht der Weg zur Eisenbahn?“ rief ich. — „Nur gerade aus,“ entgegnete er, „dort oben aber links.“ — Wir trieben unsere müden Thiere vorwärts, wir ritten gerade aus, dann links und mußten nun wieder fragen: „Wo geht's zur Eisenbahn?“ — „Zuerst gerade aus und dann rechts,“ war die Antwort. — Verdammt! dieses Tembleque war ein unendlich langes Nest, dabei ein so unergründlicher Koth und Schlamm auf den Straßen, den ich beschreiben würde, wenn ich dergleichen bei dieser Tour nicht schon so oft erwähnt hätte. Des ewigen Umherirrens satt, rief ich unserem Zigeuner zu, er solle Jemanden nehmen, der uns zur Eisenbahn führe. Doch weigerten sich alle Begegnenden,

wahrscheinlich des schlechten Wetters wegen. Die ewige Antwort auf unsere Fragen war: „Nur gerade aus, nur gerade aus!“

Mittlerweile hatten wir das Ende dieses Ortes erreicht, wir waren wieder im Freien, freilich auf einer besseren Straße als vorher; doch nirgends eine Spur von der Eisenbahn, um uns die schwarze Nacht ohne irgend einen freundlichen Lichtstrahl. Glücklicherweise begegnete uns ein Mann mit einem Ochsenwagen, den wir anhielten und nach dem richtigen Wege zur Eisenbahn fragten. „Es ist die rechte Straße,“ entgegnete er, „Sie haben noch eine starke halbe Legua,“ ungefähr eine deutsche Stunde. Das war uns denn doch etwas zu bunt. Unsere üble Laune siegte, wir schimpften weidlich auf den langen Weg, auf das Regenwetter, auf Tembleque, auf die Eisenbahn. Natürlich half das Alles nichts, wir mußten in der Nacht weiter reiten. Mein armes Maulthier stolperte über einen Steinhaufen und brach unter mir zusammen. Horschelt, der schnell ausweichen wollte, kam zu viel nach rechts und wollte, zum Glück ohne Schaden zu nehmen, mit seinem Thiere in den Chausseegraben. Da rief der Zigeuner, der uns voraus war: »Ferro carril!« Wir sahen vor uns im Thale Lichter, einige standen fest, andere bewegten sich hin und her. O süße Hoffnung! vielleicht eine Lokomotive. Ja, ja, es war so: unten mußte die Bahn eine Kurve machen, im nächsten Augenblicke erblickten wir deutlich die rothglühenden Laternen der Maschine. Ich hielt mein Thier an, um auch etwas zu hören. Ach! wie Musik klang mir das Zischen des Dampfes, welches ich jetzt vernahm. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten den Bahnhof erreicht. Um aber unsere heutige Tour zu beschließen, wie wir sie angefangen, erhielten wir von einem Beamten die Nachricht, der Zug nach Madrid sei schon vor einer halben Stunde abgefahren. Wir waren furchtbar enttäuscht und im Begriff, allen Ernstes mißmuthig und verdrießlich zu werden, und das um so mehr, als wir an einer zischenden Lokomotive, die auf- und abfuhr, sowie an Wagen, die gepackt wurden, deutlich

sahen, daß sich noch ein Zug zur Abfahrt für heute Abend rüstete, ein Güterzug, der aber keine Passagiere mitnehmen durfte. Wie man argwöhnisch sein kann, so glaubten wir anfänglich, der Bahnhofbeamte wolle uns aus bösem Willen zurückhalten; doch traten wir gerne zurück und bedankten uns noch freundlichst, als wir erfuhren, daß dieser Güterzug erst in der Frühe des andern Morgens nach Madrid kommen würde. Eine solche Nachtfahrt hätte uns noch gefehlt nach unserem heutigen Ritte. — „In Gottes Namen! Ist ein Gasthof in der Nähe?“ — „Sogar ein vortrefflicher,“ entgegnete der Beamte, „im Bahnhofgebäude selbst.“

Ein Packträger half uns die Maulthiere abladen, wir bezahlten den bedungenen Preis für die letzteren, belohnten unseren treuen Gitano so fürstlich, als es unsere bürgerliche Kasse erlaubte, und suchten den vortrefflichen Gasthof auf. Der Beamte hatte in der That nicht gelogen: für das, was wir in den letzten Tagen erlebt, fanden wir uns hier glänzend untergebracht; man führte uns in ein Zimmer, dessen Boden mit Strohteppichen belegt war und wo sich Stühle, sogar ein Fauteuil befanden, ein Zimmer, das — o Wunder! — von einem Ofen sanft erwärmt war.

Verzeihe mir der Leser, wenn ich abermals vom Essen rede, aber hätte er sich, wie wir nun endlich der nassen Kleider entledigt — Kellner und Wirth halfen uns mit den ihrigen aus — hätte er sich an einen gut gedeckten Tisch gesetzt, so würde er die weichgesottenen Eier, vortrefflichen Fische und Schinken, einen herrlichen Wein, gutes Brod und geröstete Mandeln ebenfalls für bemerkenswerth und des Aufzeichnens würdig erachtet haben. Später trieben wir noch Verschwendung mit einer ziemlichen Bowle Punsch, die bis auf den letzten Tropfen von uns vertilgt wurde und deren Geister uns angenehm umschwebten und in den ganz guten Betten sanft die Augen schlossen.

Zwölftes Kapitel.

Madrid.

Vor der Stadt. Der Bahnhof. Der Prado. Cervantes. La Puerta del Sol. Fonda de Peninsulares. Der königliche Palast. Die Armeria. Straßen und Straßenleben. Das Fest des heiligen Antonius. Das große Museum. Buen Retiro. Theater. Die Gewohnheit des Rauchens. Kaffeehäuser. „Es ya pagado." Das Land des à peu près. Straßenkorrektion. Kaffeehauspolitik. Die Geburt einer Prinzessin. Die Armee. Spanische Volksstämme. Sitten, Gebräuche und Charakter.

Es war ein frostiger Morgen, als wir um 5 Uhr von Tembleque gegen Madrid fuhren. Obgleich die Bahn bis Aranjuez noch nicht lange in Betrieb ist, so stießen und rappelten doch die Wagen auf höchst unangenehme Art, ja einige Mal kam es uns vor, als neigten sie sich rechts oder links auf die Seite. Die der zweiten Klasse sind ziemlich groß, mit schmalen, hartgepolsterten Bänken versehen, sie scheinen nach dem Vorbild der französischen gebaut zu sein und sind ebenso unbequem und unelegant wie diese. Bei Aranjuez hält der Zug einen Augenblick, doch sieht man wenig von der Stadt und den prächtigen Schlössern dieses Landsitzes der spanischen Könige. Die bisher ziemlich kahle Ebene, durch welche wir fuhren, ist hier dagegen mit Baumgruppen besetzt, durch welche man einige Häuser erblickt, in weite Ferne sich verlierend ein paar Alleen, eine schöne breite Straße, welche die Bahn kreuzt, und unter den Stämmen dichtgepflanzter Baumreihen hindurch lange Reihen von Arkaden, die den Schloßplatz umgeben. Und als wir bald darauf weiter fuhren, behielten wir die Gebüsche, hochstämmige Platanen, Eschen und Ulmen noch eine Zeitlang zu beiden Seiten, setzten auf einer hübschen Brücke über den Tajo, um bald darauf abermals alle Vegetation hinter uns zu lassen und wieder in die weite, hügelige Ebene einzufahren — dem äußeren Anschein nach ein Terrain wie die Campagna um Rom, nur mit weniger schönen For-

men, vor Allem aber nicht mit der prächtigen Färbung jener herrlichen Einöde.

Wenn man sich das Wort Madrid ausspricht, so denkt man unwillkürlich an eine große, prachtvolle Stadt. Mag der stolze Klang dieses Namens dazu beitragen, oder der Gedanke an die gewaltige Geschichte Spaniens, oder an die unermeßlichen Goldquellen, welche Jahrhunderte lang aus den reichen Kolonien dahin geflossen — genug, man hält Madrid mit einer Stadt von lauter Palästen gleichbedeutend. Obgleich uns schon oft das Gegentheil versichert wurde, obgleich wir schon öfters gelesen, namentlich von der öden und unmalerischen Lage der spanischen Hauptstadt, so sind wir doch ungläubig und können in diesem Fall nicht recht begreifen, warum man denn, bei den vielen prachtvollen Städten, die Spanien besitzt, gerade Madrid zu jenem Rang erhoben. Freilich liegt es fast im Mittelpunkt des Reiches, ist aber bei den mangelhaften Straßen, namentlich zur Winterszeit, einer Insel zu vergleichen, welche der Reisende erst nach langen Mühseligkeiten und Gefahren erreicht. Uebrigens ist ihr auch der Rang einer Hauptstadt schon öfter streitig gemacht worden und vor Philipp II. wurden das Hoflager und die castilischen Cortes nur bisweilen in Madrid gehalten; in früheren Tagen war der Sitz der Regierung längere Zeit in Toledo und wurde nach dem Tode Philipps II. auf einige Jahre nach Valladolid verlegt; doch zog Philipp III. um 1606 wieder nach Madrid zurück, von wo an sie bis auf den heutigen Tag Haupt- und Residenzstadt geblieben ist. Zur Maurenzeit war Madrid unbedeutend und wenig genannt, und wenn seiner auch um's Jahr 930 Erwähnung geschieht, wo die Stadt vom König Ramiro II. von Leon überfallen wurde (sie gehörte damals den Arabern), so blieb sie doch bei den späteren gewaltigen Kämpfen ziemlich unbetheiligt. Zu jener Zeit hieß die Stadt Magerit, was den ehemaligen Wasserreichthum dieser Gegend bedeuten soll.

A. v. Rochau erzählt von einer hübschen Sage, woher die Stadt ihren Namen habe. „Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuser

mitten im Walde an der Stelle standen, die heutzutag Madrid einnimmt, flüchtete sich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirschbaum. Der Bär schickte sich an, ihm zu folgen, als die Mutter mit verzweiflungsvollem Geschrei herbeieilte; aber der Bube, ohne an seine eigene Gefahr zu denken und nur um die Mutter besorgt, rief ihr vom Baume herunter zu: „Madre id, Madre id! Mutter macht, daß ihr fortkommt!“ Daher entstand durch Zusammenziehung jener beiden Wörter der Name der spanischen Hauptstadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern Burschen verewigt ist.“

Unterdessen keucht die Lokomotive durch eine wahrhaft trostlose Gegend dahin. Es ist dieselbe kahle, wasser- und baumlose Hochebene, welche wir auf unserem Ritt durch die Mancha kennen gelernt. Ein kleiner Hügel reiht sich hier an den anderen, alle gleich einfach, gleich langweilig und von oben nach unten mit tiefen Einschnitten, welche die heftigen Regengüsse in das Erdreich gerissen, durchfurcht; die ganze Fläche, die wir übersehen, ist von rothbrauner oder schmutziggelber Farbe und durch nichts unterbrochen. Man sieht weder das Glitzern eines Baches, noch das Leuchten eines Sees, noch eine Abwechselung durch Vegetation. Zuweilen ist das Terrain steril und zerrissen und wenn man glaubt, jetzt fange es an interessanter zu werden, so saust man im nächsten Augenblick wieder über dieselbe gleichförmige Ebene dahin. Schon sind wir ziemlich nahe bei der Residenz, ohne daß sich diese durch freundliche Dörfer, Landhäuser und sonst dergleichen ankündigt. Auch der bebauten Felder bemerkt man wenige, und wo man etwas der Art sieht, da begreift man nicht, woher die Arme kamen, welche die langen Furchen gezogen, denn weit und breit bemerkt man nicht die Spur einer menschlichen Wohnung. Endlich aber erscheint hie und da ein Bauwerk auf dem Gipfel einer der Anhöhen; wir sehen alterthümliche Gebäude, deren Bestimmung wir zu enträthseln nicht im Stande sind, neben einsamen Kirchen und Kapellen, welche gerade in dieser ihrer Einsamkeit und ihren starren Formen wenig zur Belebung der Gegend beitragen. Wir glauben schon die Eisenbahn habe sich

geirrt und sei Gott weiß nach welcher Richtung in die Mancha hineingerathen. Da endlich pfeift vorn die Lokomotive; ein alter Spanier, der vor mir auf einer Bank geschlafen, wickelt sich aus seinem Mantel, schaut um sich und sagt gähnend: „Madrid!" Der Zug vermindert seine Schnelligkeit, wir fahren durch ein baufälliges Lattenthor, bei elenden Schuppen und Magazinen vorbei und befinden uns auf dem Bahnhof der spanischen Hauptstadt.

Für Madrid ist dieser außerordentlich bescheiden. Bei uns hat die geringste Landstadt einen weit prächtigern aufzuweisen. Dabei ist hier Alles so ruhig und still, den Zug verlassen kaum dreißig oder vierzig Personen, schweigsame Gestalten, den zugespitzten castilianischen Hut auf dem Kopf, fest in den langen braunen Mantel gewickelt; Gepäck ist so gut wie gar keines vorhanden, nur hie und da trägt Jemand ein kleines Bündel unter dem Arm. Wir nahmen unsere Koffer in Empfang und als wir nun an den Ausgang des Bahnhofgebäudes traten, mochten wir immer noch nicht recht glauben, daß wir uns in der nächsten Nähe von Madrid befänden. Vor uns auf einer Anhöhe sahen wir freilich Häusermassen, aber da hinauf führte kein ordentlicher Weg, denn was hier einen solchen vorstellen sollte, war eine breite, unergründliche, im Zickzack durch umherliegende Steinhaufen sich dahin ziehende Kothpfütze. Daß es nicht einmal vor den Thoren der spanischen Hauptstadt eine ordentliche Straße geben solle, war uns unfaßlich; ebensowenig bemerkten wir einen Fiaker und das einzige Beförderungsmittel war ein alter gebrechlicher Omnibus mit vier Pferden bespannt, dem wir uns anvertrauten und der uns nach mehrmaligem Stehenbleiben die Höhe hinaufbeförderte.

Ohne die geringste Uebertreibung habe ich unsere Ankunft in Madrid geschildert und fühle mich deßhalb um so mehr verpflichtet, zu sagen, daß sich der Anblick der Stadt wie mit einem Zauberschlag änderte, sobald wir nur auf einem ziemlich ordentlichen Pflaster bei den ersten Häusern vorbeigefahren waren. Man befindet sich hier sogleich auf dem Prado, dem prächtigen Spaziergange mit dichten, drei-

fachen Ulmen-Alleen, mit Wegen für die Fußgänger, mit einem Corso für die Wagen und Reiter, alles sorgfältig geebnet, mit Steinbänken, prächtigen marmornen Springbrunnen, und fährt so am Rande der Stadt hin, deren breite Straßen auf den Prado münden und die, da sie von ihm alle ansteigen, ein wahres Häusermeer übersehen lassen. Rechts haben wir das Nationalmuseum, die Artilleriekaserne, den botanischen Garten mit seinem unabsehbaren langen Eisengitter, hinter welchem die berühmten Anlagen des Buen Retiro beginnen. Dicht an der Straße steht der Obelisk, welcher das Volk von Madrid an die französische Gewaltherrschaft und an den blutigen zweiten Mai von 1808 erinnert. Jetzt biegt unser Omnibus links in eine Straße ein, es geht auf einem guten Pflaster ziemlich steil aufwärts an vier- bis fünfstöckigen Häusern vorbei und, auf der Höhe der Straße angelangt, kommen wir über einen kleinen dreieckigen Platz (Plazuela de Cervantes), in dessen Mitte wir erfreut die Bronzestatue des unsterblichen Schöpfers des Don Quixote erblicken. Die langsame Bewegung des Wagens läßt uns Zeit, sie etwas genauer ins Auge zu fassen; sie ist nach dem Modell eines spanischen Künstlers, aber in einer deutschen Werkstätte gegossen. Cervantes steht in vorschreitender Stellung, hält in der Rechten eine Papierrolle, die andere Hand stützt sich auf das Degengefäß, doch sieht man dieselbe nicht, da der Mantel darüber fällt und so die Verstümmelung verbirgt, welche der große Nationalschriftsteller und tapfere Soldat in der Schlacht von Lepanto erhalten. Am Piedestal sind einige Scenen aus dem Don Quixote in Bronze-Reliefen angebracht. So gut die Wirkung dieses Monuments an sich ist, so dürfte doch die ganze Masse desselben bedeutender sein, denn zu unserer Rechten erhebt sich in allzugeringer Entfernung die schöne Façade des Palastes der Cortes, in deren Mitte eine majestätische Colonnade von granitnen korinthischen Säulen und einem edel componirten Giebelfeld aus weißem Marmor herrisch über den Platz hereinragt; gewaltige Löwen von Bronze auf den Flügelmauern

der breiten Marmortreppe als Anspielung auf das spanische Wappen bewachen den Eingang, und die ganze schön gegliederte Gebäudegruppe erweckt eine sehr günstige Meinung für die gediegene Richtung der modernen spanischen Architektur.

Was wir seit unserem Eintritt in die Stadt sahen, hat einen großen Eindruck auf uns hervorgebracht und Madrid ist in unserer Achtung bedeutend gestiegen; freilich rollen wir jetzt durch eine engere Straße, die Carrera San Geronimo, abwärts bei unbedeutenden, gänzlich uniformen Häusern vorbei, deren Läden und Magazine mit wenig Ausnahmen durchaus keinen großstädtischen Charakter haben. Jetzt hält der Omnibus auf einem kleinen Platze vor einer ziemlich geschmacklosen und unbedeutenden Kirchenfronte, einem Platze so klein, daß er eher ein Carrefour genannt werden dürfte, da er kaum Raum bietet für die Massen der Wagen und Fußgänger von sechs Hauptstraßen der Stadt, die sich hier kreuzen und münden. Wir steigen aus und schauen uns einigermaßen verwundert an, als uns der Omnibusführer ankündigt, daß wir die Puerta del Sol erreicht. Von diesem Brennpunkt des Madrider Lebens hatten wir uns doch ein anderes Bild gemacht. Das Gewühl der Wagen und Fußgänger war allerdings bedeutend genug, der Platz selbst aber fast rings umgeben von unbedeutenden Häusern, in denen sich wahre Kramläden befinden, gar zu unbedeutend für sein Renommée und seinen stolzen Namen Puerta del Sol — Sonnenpforte.

Um das Jahr 1520 war hier noch eine wüste leere Stätte, damals noch vor den Mauern der Stadt, welche wenig Schutz gewährten vor den zahlreichen Räuberbanden, die in den umliegenden Wäldern hausten und die Stadt häufig überfielen. An dieser Stelle baute man zur Abwehr gegen sie ein kleines Fort, dessen östliches Thor mit einer Sonne geschmückt war. Obgleich nun Thor und Sonne längst verschwunden sind, hat sich doch der Name bis auf den heutigen Tag erhalten. Was nun den Platz selbst anbelangt, so ist er für die Madrider Bevölkerung von großer Wichtigkeit; hier finden Rendezvous

im großartigsten Maßstab statt, in ruhigen Zeiten tauscht man Anecdoten und Neuigkeiten aus, welche indessen meistens mit der Politik zusammenhängen; in unruhigen Tagen finden hier die ernsten Besprechungen statt, in deren Folge denn auch die meisten Aufstände an der Puerta del Sol losbrechen. Wie schon gesagt, münden hier sechs Hauptstraßen der Stadt, von denen die Alcalà mit ihrer Fortsetzung der Calle Mayor, die bis zum Schloßplatz geht, die Stadt in zwei Hälften theilt und die Hauptader Madrids genannt werden kann. Die Carrera San Geronimo, die Calle de la Montera und de Carretas, voll Läden und Buden, leiten den Lebensstrom der beiden gewaltigen Stadthälften hieher und in der Winterszeit Mittags zwischen zwölf und zwei Uhr ergießt sich aus all diesen Straßen eine wahre Fluth von Wagen und Fußgängern auf die Puerta del Sol, welche in der Tiefe liegt und, wie ein Thal durch herabstürzende Wasserbäche, bald angefüllt und überschwemmt ist, und Mühe hat, die brausenden Massen in andere Straßen abzuleiten.

Das Gewühl hier ist oft geradezu komisch anzusehen, und Jemand, der Eile hat, geräth in Verzweiflung, da es ihm nur möglich ist, sich langsam fortzuschieben. Dicht gedrängt stehen Haufen plaudernder Männer an den Häusern, den Mantel malerisch umgeschlungen, die Cigarre im Munde. Lachend winden sich einzelne Damen hindurch und halten sich nur mit Mühe auf dem Trottoir oder werden von genannten Spaniern gehalten, die das Uebermögliche thun, sich zusammenzudrücken, um dem schönen Geschlecht einen Pfad freizulassen. Obgleich hier manches kleine Unglück vorkommt, z. B. daß das Ende einer Mantille in dem Gedränge festgeklemmt wird, oder ein paar Senoritas allzusehr gedrückt werden, oder Einer den Andern mit dem Mantelende, das er leicht über die Schulter wirft, ins Auge trifft, auch wohl auf diese Art den Hut vom Kopf oder die Cigarre aus dem Munde schlägt, so hört man doch selten oder nie eine heftige oder unartige Aeußerung; alles wird mit der größten Höflichkeit abgemacht, man entschuldigt sich, wird um Entschuldigung gebeten, und selbst der

Lastträger, dem wir im Wege stehen, sagt auf die freundlichste Art: „Erweisen Sie mir die Gunst, ein wenig auf die Seite zu treten.“

Namentlich sind die Trottoirs der Alcalà und die der Calle Montera immer dicht mit Menschen besetzt, und hier sieht man beständig Polizeibeamte, die, wenn der Menschenstrom gar zu arg stockt, die Vordern bitten, weiter zu gehen, und plaudernde Gruppen ermahnen, nicht stehen zu bleiben, damit auch die Nachrückenden vorwärts können. Für die angrenzenden Buden- und Ladenbesitzer ist dieses ewige Gedränge vor ihren Schaufenstern natürlich nicht angenehm, und wenn es draußen gar keinen Platz mehr gibt, so ziehen sich die Plaudernden in die Gewölbe hinein, ohne viel Notiz von dem Kaufmann und seinen Waaren zu nehmen, wodurch sich mehrere der Ladenbesitzer veranlaßt sahen, wie man anderswo das Rauchen verbietet, an ihre Bude anschlagen zu lassen: „Aquì no se permiten tertullas!“ (Hier sind keine Unterhaltungen gestattet!)“

Daß sich hieher eine große Menge Equipagen wendet, versteht sich von selbst. Da es aber um die eben angegebene Zeit meistens nur möglich ist, die Puerta del Sol im Schritt zu passiren, so stockt die Wagenreihe in den benachbarten Straßen und bildet eine große Zeile, die nun zur Unterhaltung der Zuschauer auf dem Platze langsam vorbeirücken, und bequem durchgemustert werden können. Oefters bilden diese Zuschauer förmlich Spalier, da sie wegen der Wagen über die Straßen nicht hinüber können, und wo dieß doch einer versucht, so geschieht es in großen Sprüngen, mit ängstlicher Hast nach allen Seiten blickend.

Bei bewegten Zeiten findet nun jede Partei ihre Freunde an einer bestimmten Stelle der Puerta del Sol oder in den Kaffeehäusern der nächsten Umgebung, wo sich gewöhnlich Clubs der verschiedenen Färbungen bilden, die alsdann durch ihre Agenten auf die Masse des Volks, welches den Platz besetzt hat, einzuwirken suchen. Die Mitte desselben ist dann mit einer unschlüssigen, hin- und herwogenden Menge bevölkert. An der Ecke der Straße de la Montera finden sich die angesehensten Einwohner, auch Beamte, die sich zur

Oppositionspartei zählen; gegenüber bei der Carrera de San Geronimo die quiescirten Militärs, deren es in Madrid eine Unmasse gibt, und bei der Casa de Correos, einem großen für die Administration der Posten eingerichteten Palast, in dem sich aber derzeit ein Ministerium befindet, sieht man Angestellte, Anhänger der bestehenden Regierung, Bankiers und Börsenmäkler. Dieses massive Gebäude war wegen seiner den Platz dominirenden Lage in unruhigen Zeiten oftmals von großer Wichtigkeit, und sein Besitz wie zum Beispiel der des Pariser Stadthauses, bei Revolutionen mehr als einmal entscheidend.

Noch vor wenigen Jahren waren der Fiaker in der spanischen Hauptstadt sehr wenige, und die meisten führten alterthümliche und unbequeme Kutschen. Das hat sich nun sehr geändert, und als wir an der Puerta del Sol aus dem Omnibus stiegen, umschwärmte uns eine ganze Menge eleganter Coupés, von denen wir uns eines aussuchten, um nach der Fonda de Peninsulares, einem der besten Gasthöfe, zu fahren, wobei der Spanier seine zwei Peseten auf eine unverantwortlich leichte Weise verdiente, denn kaum hatten die Pferde angezogen, so hielten sie auch wieder, indem der Gasthof nicht zehn Schritte von der Puerta del Sol entfernt ist. Hier fanden wir unsern Reisegefährten, Oberbaurath Leins, noch sehr in Morgentoilette, und die Freude des Wiedersehens war groß, denn ihm, so wie Herrn Heeren war doch zuweilen Besorgniß aufgestiegen, ob es uns auch gelingen würde, unsere Tour durch die Mancha glücklich zu beenden. Der Eilwagen war übrigens nur einen Tag vor uns eingetroffen.

Wie so manches in Spanien lassen auch die Fremdenhôtels noch viel zu wünschen übrig; die meisten sind erst in den letzten zehn Jahren entstanden und haben deßhalb noch viel provisorisches an sich. Spanien ist noch nicht so wie andere Länder mit Reisenden überfüllt, daher auch das Unterkommen mangelhaft. Es ist noch nicht gar lange her, daß der Betrieb einer Gastwirthschaft hier für ein niederes, fast verachtetes Gewerb angesehen wurde, und noch heute befassen sich wenige Spanier damit. Fast alle Wirthe sind Italiener, namentlich

Lombarden; auch benützt der Spanier noch zu unsern Zeiten selten einen Gasthof zum längern Aufenthalt, sondern nur als Absteigequartier für eine Nacht, um den andern Tag Quartier in einem Privathause, was in Madrid sehr leicht zu erhalten ist, oder Unterkommen in einer sogenannten Pension, in einer Casa des Huespedes, zu finden. Wir hätten es gern eben so gemacht, doch da wir zu drei waren, fanden wir keine passende Wohnung, und was wir in verschiedenen Häusern ansahen, war nach Einrichtung und Preis nicht vortheilhafter als was man uns im Gasthofe bot. Hier erhielten wir einen ungeheuren Salon mit Fenstern, die bis auf den Boden herabgingen, und leider nicht fest zu verschließen waren; unter dem Fußteppich befanden sich Steinplatten; die Möbel waren alt, von verschiedenster Façon, und bloß sämmtliche Stühle glichen einander, aber nur darin, daß sie alle wackelig waren; ein überaus kleiner tragbarer französischer Kamin nahm sich in dem ungeheuren Raum wie eine schlechte Anspielung aus. Unsere Betten standen in drei Nebenkabinetten, und waren recht ordentlich. Wie man es in Spanien gewöhnlich zu thun pflegt, hatten wir uns einen Preis machen lassen für Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Frühstück und Diner, wofür wir die Person zwei Duros täglich zu bezahlen hatten — allerdings ein tüchtiger Preis, obgleich für Madrid nicht zu hoch. Auch hatten wir wenig Ursache mit der Fonda de Peninsulares unzufrieden zu sein, und wenn es nicht so unbeschreiblich kalt gewesen wäre, hätten wir in unserem Saal ein behagliches Leben geführt. So aber mochten wir, zum großen Leidwesen des Wirths, noch so viel Holz in den kleinen Kamin stecken, welches unser Oberbaurath Leins kunstvoll anzufachen wußte, das Zimmer blieb kalt und deßhalb unheimlich, und wenn auch unsere Fußsohlen fast verbrannten, so war doch der Rücken nur dadurch vor Rheumatismus zu schützen, daß wir Paletots und Mäntel anzogen. Um am Tische, der in der Mitte stand, zu schreiben oder zu zeichnen, mußten wir Pelzstiefel und Fußsäcke gebrauchen und dicke Handschuhe anziehen.

Die Stadt Madrid liegt lang und breit ausgestreckt auf einer Hochebene, mit vielen kleinen Hügeln, weßhalb es auch wenige Straßen gibt, in denen man nicht jeden Augenblick bergauf und bergab steigen muß. Die Spanier suchen eine Vergleichung mit Rom und Konstantinopel, und sprechen auch hier von sieben Hügeln; doch sind es, wie gesagt, deren viel mehr. Gegen Westen ist die Hochebene von einer tiefen Böschung umgränzt, an deren Abhang sich Spaziergänge und Gartenanlagen hinunter bis an den Manzanares ziehen, der hier gewissermaßen die Gränze des städtischen Gebietes bildet, und, wie ein dünner heller Faden die Landschaft durchschneidend, längs der Stadt nur durch die seinen Lauf begleitenden Trockenplätze der zahlreichen Waschanstalten mit dem Auge verfolgt werden kann. Bis an seine Ufer ziehen sich doppelte Reihen alter Ulmen, und an seinem Flußbett auf- und abwärts sieht man auch eine Spur von Vegetation. Jenseits der prächtigen Brücke von Toledo, eigentlich die größte Ironie auf den kleinen Manzanares, ist aber das Terrain wieder eben so kahl, eben so öde wie auf der Seite, von welcher wir die Stadt erreicht hatten. Hoch an dem eben genannten Abhange steht das königliche Schloß, und von seinen Terrassen blickt man auf den Manzanares, die Brücke von Toledo, über diese hinaus auf die kahle Ebene, und freut sich, am Horizont die prächtige Bergkette des Guadarrama zu sehen mit seinen von Schnee glänzenden Kuppen, an dessen Fuß geschmiegt der Escorial liegt. Etwas freundliches hat übrigens dieser Anblick nicht, er ist ernst und gewaltig. Das hügelige Land, dunkel gefärbt, hie und da mit gelben und röthlichen Streifen zeigt so von weitem keine Spur irgend eines Lebens. Dörfer oder einzelne Wohnungen sieht man nicht, eben so wenig Bäume oder Sträucher, nur ein nackter Hügel liegt einförmig neben dem andern, und am Horizont der weiten Fläche ragt das dunkle Gebirge empor mit scharfen Zacken und tiefen Schluchten, selbst im Licht der Sonne wohl majestätisch, aber finster und ernst.

Ganz in Harmonie mit dieser Landschaft, zumal von der Nord-

seite gesehen, ist der an der Stelle des alten Alcazars der Mauren erbaute königliche Residenzpalast, von dessen Vorhof aus wir dieses melancholische Gemälde betrachten, ein ungeheures Viereck im Charakter des Palastes von Caprarola bei Rom; seine Architektur ist streng, wenn auch in den Einzelnheiten etwas verschnörkelt. Auf dem in derben Formen ausgeführten untern Stockwerk ist rings um das Gebäude her bis zum obersten Gesims die gewaltige Masse durch eine an die Wand angelehnte Colonnade gegliedert, die an den vier Ecken stärker hervortritt, breite aus Granitquadern erbaute Terrassen und weite Durchfahrten, die auf den Vorhof führen, erstrecken sich zu beiden Seiten des letzten nach der Armeria Real, der großen königlichen Waffensammlung, die an seinem dem Schloß gegenüber liegenden Ende den weiten Platz abschließt. An dem dem Thal zugewendeten Terrassenflügel wird immer noch, aber sehr langsam gebaut, und der Fuß desselben sowie die Substructionen des Schlosses selbst verlieren sich auf dieser Seite in ein Chaos halbfertiger gewaltiger Mauern. Die Nordseite, den entferntern und viel tiefer liegenden, ausgedehnten Baulichkeiten des Marstalls zugewendet, greift mit ihrem massenhaften Unterbau tief neben den umliegenden Straßen hinab, und macht den Eindruck einer festen Burg; nur Schade, daß das Ebenmaß dieser Façade durch Abtheilung in all zu viele Zwischengeschosse auf eine bedauerliche Weise zerstückelt ist; der innere quadratische Hof gewährt einen prächtigen Anblick, die Haupttreppe aber gehört durch die Großartigkeit ihrer Anlage und ihrer gigantischen Masse zu den imposantesten Architekturwerken.

Gegenüber dem Palaste in einem niedrigen Gebäude der Armeria real befindet sich die königliche Rüstkammer, mit prachtvollen Waffen aller Arten und Zeiten, Rüstungen und geharnischten Pferden. Obgleich die Sammlung nicht so reichhaltig ist, wie z. B. die des Tower und die Dresdener, so ist doch Alles werthvoll und dabei vortrefflich aufgestellt, die kleineren Sachen in Glasschränken verwahrt, und das Ganze macht einen Eindruck, wie die reiche Sammlung eines

Privaten, der jedem einzelnen Stück mit Liebe und Geschmack seinen gehörigen Platz angewiesen hat. Die Rüstungen sind vortrefflich unterhalten, die schwarzen orientalischen Klingen matt glänzend, und das übrige Stahlwerk, wo es sein muß, spiegelblank. Dabei hat man sich aber wohl gehütet, Helme, Schilde oder Lanzenspitzen, welche die so wohlthuende Eisenfarbe hatten, dieses Ueberzugs zu berauben und ebenfalls zu glätten, wie das z. B. in der großen Waffensammlung von Zarskoje-Selo bei Petersburg geschehen, wo alle Waffenstücke häufig auf's Neue polirt werden, dafür freilich außerordentlich glänzen und funkeln, aber auch gänzlich ihr altes, echtes Ansehen verloren haben.

Sehr reich ist die Armeria an maurischen Waffen, prächtigen Säbeln und Dolchen, sowie an eigenthümlich geformten und verzierten arabischen Helmen und Panzern. Von historisch merkwürdigen Stücken sieht man das Schwert Gonzalvo's de Cordova, Rüstung und Helm des letzten Königs von Granada, Boabdil, sowie die Rüstung Pizarro's und die Degen von Ferdinand Cortez, Carl dem Fünften und Philipp dem Zweiten; von Letzterem ist auch ein reich und zierlich gearbeiteter schwarzer Panzer da. Viele türkische Trophäen, Roßschweife und Waffen hat die Schlacht von Lepanto geliefert, sowie auch den Turban des Kapudan Pascha. Interessant ist eine oben mit schwarzem Wachstuch überzogene grauseidene Tragbahre mit Lehnstuhl, deren sich Karl der Fünfte in den Feldlagern bediente, sowie eine große Staatskutsche, welche der Mutter des großen Kaisers, der tollen Johanna, gehört haben soll. Ein anderer interessanter Wagen ist der Ferdinand's des Siebenten, welchen ihm die Nordprovinzen zum Geschenk machten, und der ganz aus blankgefeiltem Eisen gebaut ist.

Von der Armeria zurückkehrend, gingen wir über den inneren Schloßplatz, um an dessen niederer Brustwehr noch einmal den Blick auf die flache Gegend vor dem Palaste zu werfen.

Die Ebene um Madrid hat etwas von einer Wüste an sich, und wenn wir hier an dem königlichen Schloß stehen, so fällt uns der

Contrast derselben mit der volkreichen Stadt wohl am lebhaftesten auf. Hinter uns das Gewühl der Volksmenge, das Sausen der Stadt, das Rasseln der Equipagen, neben uns die prächtigen Gebäude, der Schloßplatz, Plaza de Oriente, mit seinen schönen Fontainen und sehr schlechten Marmorstatuen und vor uns dagegen eine kleine Brustwehr, die eine hohe, steile Mauer krönt, über welche hinweg die Blicke in die traurige, öde Natur schweifen. Gern kehren wir in das Menschengewühl zurück, um einen Spaziergang durch die Straßen zu machen.

Madrid ist eine große Stadt, die aber, mit Ausnahme weniger Straßen, nicht viel Großstädtisches hat. Die einzige Alcalà ist prächtig zu nennen; hier, wo die Minister, die vornehmsten Beamten, und die fremden Gesandten wohnen, reiht sich ein palastähnliches Gebäude an das andere. Doch ist selbst der Anblick dieser sehr langen und breiten Straße, trotz dem schönen Abschluß, den sie durch den Triumphbogen Karls des Dritten an ihrem Ende hat, nicht von großer Wirkung, da sie ebenfalls über einen Hügel hinweggeht, und man daher ihre ganze Länge nicht übersehen kann. Auch in den übrigen Straßen gibt es schöne Paläste genug, doch stehen sie meistens mit wenigsagender Front in den Häuserreihen, sind in die Tiefe hineingebaut, und zeichnen sich so wenig aus. Im Allgemeinen aber wandelt man durch Madrid Straße auf, Straße ab, ziemlich theilnahmlos an den unendlich langen Häuserreihen vorbei. Alle Gebäude gleichen sich mehr oder weniger, haben vier bis fünf Stockwerke, an den Fenstern befinden sich eiserne Balkone, und im Parterre unbedeutende Laden. In vielen alten Städten bleibt man so gern bald hier, bald dort stehen, betrachtet sich einen seltsamen Palast, einen prächtigen Brunnen, eine malerische Straße, eng gewunden, mit dunklen, alterthümlichen Häusern besetzt, oder man erreicht mit einemmal einen großen Platz, wo man die schönen Formen einer Kirche anstaunt. In einer neuen Stadt mit viel Leben und Getreibe kann man sich stundenlang vor den großen Magazinen angenehm beschäftigen, oder man flanirt behaglich auf breitem Trottoir. Madrid aber ist weder eine alte Stadt mit auffal-

lenden Bauwerken, noch eine neue mit glänzenden Magazinen und schönen Trottoirs, vollends aber ohne besondere Anlässe keine Stadt mit spanisch-nationalem Leben.

Auf unsern zahlreichen Wanderungen haben wir nichts Merkwürdiges von alter Architektur gefunden, als in der Toledostraße, zunächst der Plaza de Cebada, den Eingang zu dem Spital der Latina, wohl das älteste Portal in Madrid und von großem Kunstwerth; überhaupt ist die ganze Bauart Madrids eine kümmerliche, bloß die Vorderseite des Hauses ist massiv, alles Uebrige ist von Fachwerk aufgeführt, und sehr hinfällig construirt, da bei der Holzarmuth der Spanier sie dieses auf's Aeußerste sparen, und die Wände so dünn machen, daß sie nur eben halten. Madrid hat nur breite und gerade Straßen, eingefaßt mit Häusern, welche vielleicht schön sind nach den Begriffen des Miethers und Vermiethers, doch könnte Madrid eben so gut in Frankreich, in Italien, selbst in Deutschland liegen, ohne als Ausländerin Aufsehen zu erregen. In Paris bietet jedes Stadtviertel ein eigenes und belebtes Bild, in der spanischen Hauptstadt dagegen kann man sich die Mühe ersparen, alle Straßen zu durchlaufen: eine ist wie die andere, und es ist sehr schwer, die eine oder die andere lebhaft in der Erinnerung zu behalten. Auffallend ist die Abwesenheit großer Kirchen, und die meisten sind bloß einschiffige; man sieht zwar zahllose Glockenthürmchen, aber nirgends die imposante Masse eines Doms.

Auch an Plätzen und Märkten ist die Stadt sehr arm; die Plaza de Cebado ist fast ringsum von elenden Baraken eingefaßt, und der interessanteste ist wohl die Plaza mayor, an der Calle mayor, nicht sehr weit von der Puerta del Sol. Man betritt ihn, von Weitem schon durch eine in seiner Mitte stehende broncene Reiterstatue angezogen, durch einen großen Thorbogen, und befindet sich in einem länglichen Viereck dicht aneinander gebauter Häuser im Berninischen Perückengeschmack, aber lange nicht von der Ausdehnung des Hofes des Pariser Palais royal. Der bedeckte Gang, der unter den Häusern hinläuft, und in seinem Hintergrund unbedeutende Boutiquen enthält,

ruht auf Granitpfeilern, die, wo eine bedeutendere Straße, wie die Calle Toledo oder die Zugänge von der Calle mayor, auf den Platz einmünden, sich zu hohen Bogen aufwölben. Das öffentliche Gebäude in der Mitte der Langseite, das die große marmorne Inschrift: Plaza de la Constitucion trägt, ist wohl das einzige, welches bei dem Umbau dieses Platzes seine alte Form ganz behalten hat; die grauen Mauern haben zahlreiche, ziemlich geschmacklos verzierte Fenster und Giebel, das Dach erhebt sich zwischen allerlei phantastischem Schnörkelwerk. Dieser Platz hat eine sehr traurige und blutige Geschichte. Früher wurden hier ausnahmsweise die großen glänzenden Stiergefechte, welche der Hof veranstaltete, gehalten; in diesem Fall ward der Platz dick mit Sand bestreut. Schranken erhoben sich rings umher, und an den Fenstern, die noch heute numerirt sind, wo sich die Zuschauer befanden, sah man bunte Decken und Teppiche herabflattern. An dem oben erwähnten alten Gebäude bemerkt man noch jetzt die breiten Fenster, wo sich der königliche Hof befand. Dort blickte wohl Philipp der Zweite einst auf den Platz herab, und die spanischen Damen und Edelfräulein verbargen das Gesicht hinter ihrem Fächer, wenn ein gefeierter Torrero in den Fall kam, von den Hörnern des wüthenden Stiers gespießt zu werden, oder auch, wenn bei einem andern Schauspiel der Rauch von brennendem Holz und versengten Knochen gar zu heftig emporqualmte, denn auf der Plaza mayor wurden neben den Stiergefechten hauptsächlich die zahlreichen Auto da Fe's abgehalten, welche mit ihren gräßlichen Flammen Philipps Regierungszeit so schauerlich beleuchteten. Unter der königlichen Loge bemerkt man noch heute die alte Uhr, welche den Anfang dieser Schauspiele zeigte, und die kleine Glocke, welche jetzt so heiser anschlägt, ward wohl schaudernd vernommen von Hunderten der Unglücklichen, die hier verbrannt wurden.

Das Straßenleben von Madrid ist wohl nur mit dem von Neapel zu vergleichen. Paris in seinen besuchtesten Straßen zeigt nicht einmal so seine Bevölkerung, und Piccadilly und der Strand in London haben eine ganz andere Art von Bewegung. Dort schiebt sich

auch eine endlose Menschenmenge an einander vorbei, aber Jeder rennt ernst und geschäftig seiner Wege, denn „Zeit ist Geld.“ Man hat zu thun, man strebt vorwärts, einem gewissen Ziele zu, man grüßt flüchtig einen Bekannten, wobei man sich ohne Aufenthalt eilig durch die Menge windet. Hier in Madrid dagegen glaubt man ein ganzes Volk von glückseligen Flaneurs zu sehen; keiner scheint was Rechtes zu thun zu haben, und Alles ist, so glaubt man, auf der Straße, um frische Luft zu schöpfen, zu sehen, gesehen zu werden, die ausgestellten Waaren zu betrachten, oder mit guten Freunden eine halbe Stunde zu verplaudern. Wenn der Spanier auch wirklich in einem andern Stadttheil Geschäfte hat, so ist er darum doch nie eilig, er tritt zu seinem Haus hinaus, er beschaut sich das Wetter, wirft gravitätisch seinen Mantelkragen über die linke Schulter, und da er andere Leute rauchen sieht, so macht er sich ebenfalls eine Papier-Cigarre zurecht, und setzt sich erst langsam in Marsch, nachdem sie angezündet ist.

Schon öfter erwähnte ich, daß, obgleich der Spanier sehr heißes Blut hat, er höchst selten bei Wortwechseln aus seiner vornehmen Gelassenheit herauskommt. Wohl sieht man hie und da eine Gruppe, die heftig gesticulirend zusammenspricht, doch vernimmt man kein unschönes Wort, wenn sich die Köpfe nach und nach erhitzen, selbst nicht einmal bei den untersten Volksklassen, man bleibt in den Schranken einer höflichen Sprechweise, und gewöhnlich beschließt irgend eine scherzhafte Wendung den Streit, worauf man sich lachend entfernt. Natürlicherweise gibt es auch dergleichen Veranlassungen, die nicht so freundlich endigen, wo am Schluß die Messer blitzen und Einer, schwer verwundet, zusammensinkt. Doch kommt das in jetziger Zeit wohl nicht öfter vor, als im kälteren Deutschland, und sind auch die Veranlassungen, hier wie dort, die gleichen: ein kleiner Rausch, die Augen einer treulosen Schönen — eine Eifersuchtsscene.

Während unseres Aufenthalts in der spanischen Hauptstadt hatten wir selten Gelegenheit, das schöne Geschlecht von Madrid in seinem vollen Glanze zu sehen. Es war ja Winter, die meisten Bäume kahl,

ein heftiger Wind fegte durch den Prado, so daß einem die nackten Marmorfiguren ordentlich leid thaten; auch ließ sich zuweilen ein leichter Schnee in den Alleen sehen, und das ist durchaus keine Witterung für die schönen Spanierinnen. Es ist überhaupt eigenthümlich, wie ein für unser Klima sehr gelindes Frostwetter die ganze Physiognomie von Madrid ändert. Da sind die Straßen mit einemmal leer, es ist, als habe der Wind die Menschen weggefegt, und was noch von ihnen zu sehen ist, eilt hastig vorüber, fest in den Mantel gewickelt, ein dickes, wollenes Tuch oder ein Pelzkragen verwahrt Mund und Nase. Alsdann liegen die Straßen öde, und vor allen Dingen könnte man glauben, Madrid habe gar keine Damen mehr. Nirgends die Spur einer Mantille. Kaum aber zertheilten sich die Wolken am Himmel, hört der Wind auf, bricht die Sonne hervor, trocknet das Pflaster und erwärmt die Luft angenehm, so scheinen die Menschen förmlich aus dem Boden hervorzuwachsen, und es ist, als habe Jeder dem Andern ein Rendezvous gegeben. Ein paarmal hatten wir einige warme Tage nacheinander, und der Prado belebte sich während der Mittagszeit. Im Sommer versammelt sich hier die schöne Welt bei Sonnenuntergang, um bis ein, zwei Uhr in der Nacht, plaudernd und singend auf- und abzuziehen. Jetzt aber lag der Prado meistens ziemlich leer und öde, nur hie und da bemerkte man eine wenig elegante Kutsche mit einer alten, dicken Dame und ihrem Schooßhunde, auch wohl ein paar Reiter, die erschienen, sich flüchtig umschauten, und dann im schnellsten Trabe nach dem Prado de Recoletos hin verschwanden.

Ein eigenthümliches Fest verschaffte uns indessen das Vergnügen, die weibliche Bevölkerung von Madrid in vollem Glanze auf der Straße und an den Fenstern zu sehen. Es war der siebenzehnte Januar, als wir uns nach dem Prado begaben, um die große Gemäldegallerie zu besuchen; doch fanden wir das Gebäude, eines Feiertags wegen, geschlossen und schritten langsam die Alcalà wieder hinauf.

In der Nähe des Palastes de Buenavista, wo sich das Kriegs-

ministerium befindet, holte uns ein Bekannter ein, ein spanischer Architekt, der eilig hinter uns drein geschritten kam. „So recht!“ rief er uns zu, „Sie sind schon auf dem Wege nach der Puerta del Sol. Aber ich bitte, ein Bischen eiliger zu gehen, die Funktion hat schon lange begonnen.“ „Welche Funktion?“ fragten wir. „Nun, Sie wissen doch, was heute für ein Tag ist.“ „So viel ich mich erinnere, Dienstag.“ „Ach, das meine ich nicht!“ erwiederte lachend unser spanischer Architekt, „ich wollte fragen, welcher Heilige nach dem Kalender heute seinen Tag hat.“ Und da er bemerkte, wie wir ihn verwundert anschauten, fuhr er fort: „Heute ist ja St. Antoniustag, das einzige Fest, welches auch den armen Thieren zu gute kommt.“ — Richtig, jetzt fiel es mir ein, daß ich an diesem gleichen Tage vor mehreren Jahren in Rom war und dort ebenfalls dem Feste beiwohnte, welches, wie der Spanier sagte, den armen Thieren zu gut käme. „Geschwind,“ mahnte der Architekt, „eilen wir, die Puerta del Sol zu erreichen, und dann wollen wir von dort gegen St. Antonio hinaufsteigen.

Die Puerta del Sol war heute noch belebter als an andern Festtagen. Man hat Mühe, durch die Menschenmenge zu dringen, welche Kopf an Kopf steht, förmlich Spalier bildet und nur die Verbindung der Straße Mayor mit der Straße de la Montera offen läßt. Wir drängen uns in die vordern Reihen und sehen einen Strom von Equipagen, Fußgängern, namentlich aber Reitern an uns vorüberziehen. Und Reiter, nicht im Ueberrock oder Wamms, wie wir sie gewöhnlich in den Straßen Madrids sehen, sondern heute im phantastischen spanischen Costume. Es ist wie ein großartiger Maskenzug; jeder Elegant hat sich und sein Pferd bestens herausgeputzt, Kutscher und Reitknechte der vornehmen Häuser kommen in der Tracht ihres Heimathlandes, während viele der Pferde Wappendecken tragen und die bunten Bänder am Kopfzeug und Sattel die Farben der Herrschaft zeigen.

Einen Augenblick hier stehen zu bleiben, ist schon amüsant, doch um Alles genau und deutlich zu sehen, was nach St. Antonio hinaufzieht, müssen wir dem glänzenden, lebendigen Strome folgen und

hinaufsteigen bis zur Straße Hortaleza, einer so engen Gasse, daß Wagen und Reiter nur im Schritt und Einer hinter dem Andern durchpassiren können. Es wird uns schwer werden, dort auf dem schmalen Trottoir einen Platz zu erhalten, doch sind die Spanier ein sehr anständiges und höfliches Volk, und da die Umstehenden im Augenblicke hören, daß wir Fremde sind, so drücken sie sich zusammen, lassen uns vornehin stehen, und nennen uns gern einen eleganten Reiter, der vorbeikommt, oder den Namen der Herrschaft einer besonders reichen Equipage.

Die Straße Hortaleza ist sehr lang, schmal und mit hohen Häusern besetzt, bietet aber heute einen Anblick, wie der Corso in Rom. Alle Balkonthüren sind geöffnet und mit Damen besetzt, von denen wenigstens zwei Drittheile junge schöne Mädchen sind. Nicht als ob die Straße deren selbst so viele aufzuweisen hätte, sondern aus ganz Madrid findet man sich hier bei Verwandten und Bekannten zusammen, um zu sehen und gesehen zu werden. Anfänglich üben auch die zahlreich besetzten Balkone eine stärkere Anziehungskraft auf die Vorüberwandelnden, als der Zug der Pferde und Equipagen. Ueber den eisernen Geländern hängen bunte Teppiche, neben welchen vielfarbige Bänder flattern. Die Damen haben sich, dem Tage zu Ehren, ebenfalls festlich geschmückt und man sieht hier von der reizenden spanischen Nationaltracht in einer Stunde mehr, als sonst in einem Monate im übrigen Madrid und Alle da oben sind in lebhafter Bewegung. Anscheinend nur mit sich selbst oder dem Zuge drunten beschäftigt, blitzen die großen, schönen Augen doch überall herum und Alles, was ihnen halbwegs fremdartig erscheint, erregt ihre Aufmerksamkeit. Dabei wird geplaudert, gelacht, die weißen Zähne gezeigt, jetzt der Fächer vorgehalten, hinter dem man ein künstliches Erstaunen geschickt verbirgt, wenn ein vorüberziehender Reiter ziemlich laut versichert, er habe lange nichts so Schönes gesehen, als die Mädchenschaar da oben. Gleich darauf aber klappen die Fächer wieder zusammen. Alle beugen sich über das Balkongeländer, daß man glaubt, sie wollen sich herabstürzen

in einen Wagen, der jetzt beim Hause angelangt ist, und in dem sich Bekannte befinden, mit welchen nun augenblicklich eine lebhafte Conversation beginnt. Dazwischen werden Orangen und Zuckerwerk verspeist, auch kleine Papier-Cigarren von den niedlichen Fingern gedreht und dem Nachbar gereicht, oder auch wohl von der Senora selbst geraucht; natürlich hinter vorgehaltenem Fächer, aber doch so, daß es die halbe Straße sehen kann.

Was ich eben von einem einzelnen Hause berichtete, vor welchem wir gerade stehen, wiederholt sich in der ganzen Länge der Straße, weßhalb diese einen reichen, wunderbaren Anblick gewährt. Ueberall flatternde Teppiche und Bänder, strahlende Augen, wehende Mantillen und goldglitzernde, im Sonnenstrahl spiegelnde Fächer. Am Eingang der Calle de Hortalexa befindet sich ein kleiner Platz, wo sich Reiter und Equipagen sammeln, um von dort ihren Weg durch die Straße langsamer fortzusetzen. Hier kommt ein einzelner Reiter, die schwarze Sammtjacke mit silbernen Knöpfen besetzt, den castilianischen Hut auf dem Kopfe, mit emporgewichstem Schnurrbart, und er zügelt sein feuriges Pferd, das nun langsam, aber in die Zügel knirschend und mit dem Kopfe schüttelnd, vorbeitanzt, viel zu langsam für einen ungeduldigen Trupp anderer Reiter, der ihm folgt. „Caballero!“ ruft ihm Einer zu, „erweisen Sie uns die Gunst, ein wenig geschwinder zu reiten,“ was übrigens keine Wirkung hat, weßhalb denn die tolle Schaar nach wenigen Sekunden ihre Pferde in Galopp setzt und rechts und links bei ihm vorbeijagt. Doch fühlt sich der erste Reiter in seinem Stolze verletzt, er läßt seinem schwarzen Hengste die Zügel, und da dieser mit ein paar Sätzen die Schaar überholt hat, so würde ein kleines Wettrennen entstehen, wenn nicht einer von den aufgestellten königlichen Reitern in der Straße dazwischen sprengte und alle ermahnte, ruhig ihres Weges zu ziehen.

Das hat denn eine kleine Lücke gegeben, welche ein nun folgender Andalusier benützt, um im kurzen Galopp durch die Straße zu para-

diren. Es gibt heutzutage keine schönere, ritterlichere Erscheinung, als der Majo in voller Tracht zu Pferde; alles glänzt und flimmert an ihm, hochmüthig und stolz sitzt er auf dem reichverzierten Sattel, die gelben Ledergamaschen mit den flatternden Riemen schließen sich fest an die Weichen des Pferdes, und der elastische Oberkörper folgt zierlich jeder Bewegung. Gewöhnlich trägt der Majo eine dunkelfarbene Jacke von Atlas, mit schwarzem Schmelz gestickt, darunter eine hellere Weste mit Gold- und Silberschnüren besetzt, um den Leib die rothseidene Schärpe. Dabei ist er vollkommen Herr seines Pferdes, und wenn der Hengst unter ihm noch so sehr auf dem Pflaster tanzt, raucht er doch ruhig seine Papiercigarre fort und kokettirt an den Häusern hinauf.

Diesem leichten Reiter folgt etwas schwere Cavallerie: der Kutscher eines guten Hauses auf einem derben catalonischen Pferde, welches aber ganz orientalisch aufgezäumt ist, so ächt türkisch, mit seinen rothen Quasten, goldenen Stickereien und schweren Bügeln, daß es auf dem Atmeidan in Konstantinopel augenblicklich von einem Bim Baschi hätte bestiegen werden können. Das sind noch Anklänge an die Maurenzeit, die man ja so häufig auch in den spanischen Trachten bemerkt und die Jahrhunderte nicht verwischen und verdrängen konnten. Ein weiterer Beweis für diese Behauptung zeigt der Valencianer auf dem Bocke der nun erscheinenden Kutsche; mit ein paar unbedeutenden Veränderungen in seinem Anzuge könnte er bei Jaffa oder sonstwo in Syrien spazieren gehen. Er trägt ein buntes Kopftuch, hat Sandalen an den Füßen, und seine helle Blouse mit weiten Aermeln ist von einem vielfarbigen Gürtel zusammengehalten. Im Wagen, den er führt, sitzt ein Dutzend schöner Kinder aus vornehmen Häusern in der allerliebsten spanischen Tracht, lauter Manolo's und Manola's; letztere haben kleine Fächer, mit denen sie ebenso geschickt umzugehen wissen, wie die Alten.

Auch komische Scenen gibt es genug in dem Zuge, der nun schon über eine Stunde unaufhörlich bei uns vorüber rasselt und klappert.

Dort kommen ein paar kleine Delantero's mit ihrem dicken Mayoral, alle festtäglich geputzt, und führen einige zwanzig, oft schäbig aussehende Maulthiere zur Kirche. Diese armen Geschöpfe haben es bei ihrer schweren Arbeit wohl am meisten nöthig, vom Segen des heutigen Tages zu profitiren; sie sind mit ihrem besten Geschirr, mit Messingstücken und kleinen rothen Fahnen geschmückt, scheinen es aber hier in dem Menschenstrom durchaus nicht behaglich zu finden. Einer der Vorläufer wird störrisch, sobald er die enge Straße betreten, spitzt seine langen Ohren und macht rechtsumkehrt. Glücklicherweise ist der unermüdliche Zagal auch hier bei der Hand, schwingt seinen dicken Stock und prügelt das störrische Maulthier wieder in die Reihe hinein, wobei er ausruft: „Schäme dich, Emilia, bist sonst ein vernünftiges Vieh und willst dich so unchristlich aufführen!" „Es geht ihm wie Dir," ruft der kleine Delantero, „er scheut sich auch vor der Kirche." Worauf der Mayoral dann entscheidet daß Alle zusammen: Maulthiere, Delantero und Zagal leider Gottes bis auf den heutigen Tag gewartet hätten, sich bei einem braven Heiligen sehen zu lassen.

So ziehen sie vorüber und ihnen folgen andere Reiter, bald einzeln, bald zu mehreren, bald allein, bald Handpferde führend. Ein lautes Gelächter entsteht über einen großen Kerl mit sehr langen Beinen, der auf einem kleinen Esel einhertrabt, namentlich im nächsten Augenblicke, da er fast überritten wird von einem Zuge toller Basken, wilden, verwegenen Gesellen in braunen Jacken, die roth und weiße Mütze auf dem Kopfe, Diener von Offizieren oder anderen vornehmen Herren, die in vollem Galopp die Straße unsicher machen und nicht einmal den Ermahnungen der berittenen Wache folgen, die sich dann auch zurückzieht und die wahrscheinlich gut Gekannten lachend ihren Weg verfolgen läßt.

Jetzt flüstern die Mädchen auf den Balkonen emsig mit einander und schauen eifrig nach dem Eingange der Straße. Ein paar Damen erscheinen zu Pferde, von vielen Reitern umringt, alle in andalusischer Tracht, welche sich bei den Reiterinnen noch reizender ausnimmt. Ueber

dem langen Reitkleide tragen sie ein Jäckchen von amaranthfarbigem Sammet, mit schwarzen Schnüren besetzt und unzähligen kleinen silbernen Knöpfchen; schief auf dem Kopfe sitzt keck der andalusische Hut.

Um das Ende oder allmälige Aufhören des Zuges zu erwarten, müßten wir noch mehrere Stunden hier stehen bleiben, ohne viel Anderes zu sehen als das, was wir eben zu schildern versuchten. Deßhalb wollen wir uns langsam vorwärts schieben, was übrigens auf dem sehr schmalen, menschenbesetzten Trottoir keine Kleinigkeit ist. Auf das Pflaster zu treten, kann lebensgefährlich werden, denn bald wird uns eine Equipage streifen, oder ein unartiges Maulthier, welches anfängt, rückwärts zu gehen, uns sehr unsanft berühren. Man hilft sich so gut man kann, man bittet um Entschuldigung und wird wieder um Entschuldigung gebeten; man hält laut aufschreiende Senorita's, die in Gefahr sind, vom Trottoir hinabgedrängt zu werden und wird dafür im nächsten Augenblicke von einem höflichen Spanier ebenfalls vor einem Sturze bewahrt.

So gelangen wir sehr langsam in die Nähe der kleinen Kirche von St. Antonio, wo übrigens nicht viel zu sehen ist. Unter der geöffneten Thüre stehen ein paar Geistliche, welche die Thiere an sich vorüberziehen lassen und geweihtes Wasser hinausspritzen. Auch erhalten viele Reiter einen kleinen Zettel, dessen Bedeutung wir übrigens nicht erfahren konnten. Mag man über den Gebrauch, ein unvernünftiges Thier zu seinem harten und beschwerlichen Tagewerk durch ein Wort des Segens stärken zu wollen, vielleicht achselzuckend lächeln, so ist doch der feste Glauben auch hier etwas zu Schönes, um darüber zu spötteln. Man muß nur sehen, wie sich jeder Reiter beeifert, mit seinen Thieren so dicht wie möglich an die Kirchthüre zu gelangen, und man begreift wohl, wie viel Werth er darauf legt, mit seinen treuen Arbeitsgefährten an diesem Tage bei St. Anton gewesen zu sein. Wahrhaft rührend erschien mir ein alter Mann auf einem schäbigen und sehr störrischen Maulthier, welches sich zu fürchten schien und trotz allen Bemühungen seines Reiters nicht in die Nähe der kleinen Kirchthüre

zu bringen war. Geduldig stieg er endlich ab, band das Maulthier an die Stange eines eisernen Fenstergitters, ließ sich seine Hand mit dem Wasser befeuchten und strich dann dem Thiere über die Stirn, worauf er wieder aufstieg und beruhigt von dannen ritt. Möge ihm sein Glaube helfen!

Unser Spaziergang ist übrigens hier an der Kirche noch nicht zu Ende; wir müssen uns noch weiter durchdringen, bis an's Ende der Straße, wo dieselbe auf den weiten Platz von Santa Barbara mündet. Dieser führt ziemlich steil aufwärts zum Thore des Paseo de la Ronda, einem prächtigen Platz für die tollen Reiter, die im Schritte aus der Straße Hortaleza herauskamen und nun hier ihre Reiterkünste zeigen. Zu beiden Seiten des Platzes befand sich eine zahlreiche, zuschauende Menschenmenge, und viele elegante Equipagen hielten da, und die darin Sitzenden betrachteten sich ebenfalls das glänzende Schauspiel, welches die wilde Reiterschaar bot. Etwas Aehnliches, wie dieß tolle Reiten hier, habe ich aber auch nur bei den Arabern der Wüste gesehen, es war wie eine Razzia, wo Jeder sich beeilt, vorwärts zu kommen, um den herannahenden Feind zu überfallen. Sowie ein Trupp Reiter mit oder ohne Handpferde die enge Straße verlassen hatte, brachen alle in ein gewaltiges Hurrah aus, schwenkten Hüte und Mützen, knallten mit ihren Peitschen, setzten ihren Thieren die Sporen in die Seite und vorwärts jagten Alle im wilden Carrière. Daß die Maulthierzüge nicht dahinter blieben, kann man sich leicht denken. Und so ging es im tollsten Durcheinander bis hinauf zu dem engen Thore, wo alsdann parirte, wer die Thiere in seiner Gewalt hatte, wer nicht halten konnte, schoß im tollen Jagen durch den Bogen des Thores, auf die Gefahr hin, überritten oder gequetscht zu werden. Beides kam denn auch leider am heutigen Tage, trotz der zahlreich aufgestellten Wachen, mehreremal vor.

Daß der festliche Tag in den Schenken und Tanzlokalen der anliegenden Straßen lärmend beendet wurde, versteht sich von selbst. Bis spät in die Nacht hinein sah man viele Häuser mit Lichtern und

Papierlaternen erleuchtet, hier wurde zu rauschender Musik getanzt und dort war man vielleicht eben so lustig bei dem Klang einer Guitarre und dem Knacken der Castagnetten.

Was das Klima in der spanischen Hauptstadt anbelangt, so ist es dem öffentlichen Leben im Freien wohl nicht so günstig, wie in anderen besser gelegenen Städten. Die weite Hochebene wird gegen Nord und West von dem beinahe 9000 Fuß hohen Zug des Guadarrama-Gebirges begränzt; merkwürdigerweise fängt das Gebirge alle Wolken auf, die von West und Nord heranziehen, wodurch die Hauptstadt während der Sommermonate fast ununterbrochen einen klaren und heitern Himmel sieht, einen beständigen Sonnenschein, den die nackten Granitschichten des südlichen, von Wald gänzlich entblößten Abhangs des Gebirges wie ein ungeheurer Brennspiegel zurückwerfen und so die unerträgliche Hitze hervorbringen, von der Madrid, trotz seiner hohen Lage, den Sommer über heimgesucht ist. Der Spanier flieht vor ihr in das Innere seines Hauses, und dem Sprichwort nach sieht man alsdann auf der Straße nichts als Hunde und Franzosen. Sobald es aber Abend wird, weht von den Schneekuppen des Guadarrama, die auch während des Sommers nicht ganz verschwinden, ein eiskalter Wind, der die Schwüle des Tages mit einemmale in eine empfindliche Kühle verwandelt. Dabei gibt es wohl keine Stadt, die selbst während der Tageszeit einen so großen Wärmeunterschied in Sonne und Schatten zeigt. Ein Spanier versicherte uns, man könne sich in Madrid mehrmals im Tag einen Schnupfen holen, wenn man nämlich erhitzt den Schatten aufsuche, diesen Schnupfen aber ebenso leicht wieder verlieren, wenn man zurück in die Sonne trete. In der kalten Jahreszeit gibt die hohe Lage der Stadt aber eine Kälte, wie man sie sonst nicht leicht findet. Wenn auch Schnee und Eis nicht gerade sehr häufig sind, so genossen wir doch Beides während unseres Aufenthalts zur Genüge, ja der Winter war so streng, daß sich während einiger Tage viele der anwesenden Deutschen auf dem großen Teiche des Buen-Retiro mit Schlittschuhlaufen belustigten.

Was ich von den Straßen Madrids sagte, daß sie durchaus keinen spanischen Charakter haben, das gilt noch mehr von den Menschen, die sie bevölkern, namentlich von den Männern, denn Mantille und Fächer der Damen erinnern uns freilich immer daran, wo wir sind. Verschwunden ist hier die bunte Manta der Catalonier und die rothe Mütze der Basken, eine andalusische Tracht sieht man äußerst selten und was allenfalls durch bunte Kleidung auffällt, sind die Mayoral's und Delantero's, namentlich der Kutschen, welche aus dem Süden kommen. Die Straßen sind bedeckt mit runden Hüten und dunkelfarbenen Mänteln; nur die galizischen Wasserträger bringen einige Abwechslung — kräftige Gestalten in manchesternen Hosen und grünen oder braunen Jacken. Auf der Schulter tragen sie ihre kupfernen Wassertonnen, die eine Aehnlichkeit mit der alten Amphora haben. Man sieht sie überall, namentlich in der Nähe der Fontänen, bei denen den ganzen Tag Hunderte von diesen kleinen Tonnen liegen und die Passage hemmen. Die meisten sind auch neben ihrem Geschäft, die Häuser mit frischem Wasser zu versehen, deren Marktlieferanten, und tragen in großen Körben Fleisch und Gemüse umher.

Neben der großen Menschenmenge, die sich auf den Straßen von Madrid hin und herbewegt, wird der Wandel noch bedeutend erschwert durch riesenhafte Frachtwagen, die uns jeden Augenblick begegnen. Dazu kommt die lange Bespannung, sechs, acht Maulthiere voreinander, und wenn der Fuhrmann um die Ecke links biegen will, so müssen die vorderen Thiere zuerst rechts bis auf das Trottoir hinauf, wodurch der Spaziergänger häufig in unangenehme Berührung mit Hufen und Rädern kommt. Was dieß anbelangt, ist es noch gut, daß Madrid gar wenig Handel hat, d. h. so gut wie gar nichts ausführt; man sieht schwerbeladene und stark bespannte Wagen nur hereinfahren, alle Galero's dagegen, welche die Stadt verlassen, sind größtentheils leer und deßhalb schwach bespannt. Die spanische Hauptstadt producirt gar nichts, weder Luxusartikel, noch selbst die geringfügigsten Dinge zum täglichen Gebrauch, alles kommt entweder vom Ausland, oder

doch von anderen Städten. Der Fuhrmann kann nur auf eine Fracht rechnen, und hält diese daher für Alles, was er hereinbringt, sehr hoch. Der Kaufmann muß diese großen Speditionsgebühren auf den Preis seiner Waaren schlagen, woher es denn auch kommt, daß in Madrid Alles unverantwortlich theuer ist. Dinge, wie z. B. Papier, Bleistifte, sogar kleine Ansichten von Madrid — alles das kommt von Paris und kostet hier das Dreifache wie dort. Ich erinnere mich, daß ich eines Tags ein Heft kaufen wollte mit den lithographirten Ansichten eines Stiergefechts — eine Sache, die der Pariser Herausgeber vielleicht für 5 Franken verkauft, hier verlangte man 15 dafür.

Obgleich man in neuerer Zeit angefangen hat, der Straßenbettelei in den größeren Städten Spaniens entgegenzuwirken, so wird man doch auf Schritt und Tritt unter allen möglichen Formen angebettelt. Man spaziert harmlos auf dem Trottoir, plötzlich rennt ein Kerl gegen uns, der ein Paket Papier in der Hand trägt und uns nicht mehr von der Stelle läßt, sobald er an ein paar Worten merkt, daß wir Fremde sind. Es ist ein blinder und privilegirter Verkäufer der letzten fürchterlichen Mordgeschichte, eines andern wichtigen Ereignisses oder eines der kleinen Tagesblätter; man ist fast gezwungen, ihm ein Exemplar abzukaufen. Zerlumpte und schmutzige Bettler strecken die Hand aus oder folgen eine halbe Straße, indem sie uns weitläufig ihr Elend erzählen; andere sitzen an den Ecken, klimpern auf einer alten verstimmten Guitarre, singen dazu und schicken ihre kleinen Kinder aus, um den Vorübergehenden anzubetteln. Alle haben übrigens etwas eigenthümliches und charakteristisches an sich und man begreift hier in Madrid vollkommen, woher Murillo, namentlich aber Velasquez ihre köstlichen Bettlergestalten nahmen; heute noch sieht man Gruppen unter ihnen, die, von einem Maler ohne die geringste Aenderung aufgefaßt, ein prächtiges Bild geben würden. So sah ich in der Nähe der Post sehr häufig einen alten Mann sitzen, dessen geflickter Mantel ein kleines Kind bedeckte, das in seinem Schooße schlief. Man erblickte von diesem nur den hübschen runden Kopf und die Händchen, während ein

größerer Bube mit wunderschönen, schwarzen Augen und lachender Miene in die Saiten der alten Guitarre griff. Auf der Alcalà trieb sich fast jeden Tag ein Hundeverkäufer herum, der mehrere dieser Thiere an Stricken führte, während er eine kleine Bulldogge aufrecht sitzend auf dem Arm trug; nun war aber die Physignomie des letzteren seinem eigenen Gesicht auf eine wahrhaft komische Art ähnlich; und so schritt er gravitätisch einher mit dem ebenso ernst aussehenden Thiere. Grauenhafte Bilder der Armuth und des Elends bieten die alten Weiber, die an den Kirchthüren betteln. So reizend eine jugendliche Spanierin ist, so ist hier das Alter häßlicher als irgendwo. Man hat oft Mühe, durch die Schaar dieser Weiber durchzukommen, und muß sich diese Passage jedesmal mit ein paar kleinen Geldstücken erkaufen.

Am Prado liegt ein Palast, den Carl III. erbaute, den die Franzosen in Trümmern zurückließen und der von König Ferdinand VII. mit einem Kostenaufwand von sieben Millionen Realen wiederhergestellt und damit das neue Madrider Museum gegründet wurde, wo die Meisterwerke der Malerei, welche sich zerstreut in vielen königlichen Schlössern, namentlich aber im Escurial befanden, zusammengebracht wurden und nun die jetzige große Gallerie bilden. Der Palast, anfangs zu einem naturhistorischen Museum bestimmt und demgemäß eingerichtet, ist ein langes, zweistockiges Gebäude, so an den Bergabhang angelehnt, daß man durch den Portikus der schmalen Seite von der großen Rampe aus in das obere und eigentliche Hauptstockwerk gelangen kann.

Eine weite Rotunde mit Oberlicht, deren Kuppel auf acht Granitsäulen ruht, liegt hinter diesem Portikus und dann folgt eine lange Gallerie mit Deckenbeleuchtung, um die her nach Außen vier große Säle mit Seitenlicht liegen.

Im Erdgeschoß wiederholen sich diese vier von der Seite beleuchteten Säle. Den übrigen Raum nimmt die Treppe und die Antikensammlung ein, und wenn auch in Folge der früheren Bestimmung dieses Gebäudes für seinen heutigen Zweck einige Wünsche übrig läßt,

so ist es in seiner ganzen Anlage und Ausstattung doch großartig und würdig, die reichen Schätze aufzubewahren, die man in dem Madrider Museum beisammen findet. Die hiesige Gallerie ist allerdings nicht die zahlreichste der ganzen Welt, doch obgleich manche große Namen ganz fehlen, so ist sie jedenfalls die vorzüglichste. Fast jede Nummer ist ein Meisterwerk und da man wenig Mittelmäßiges und Schlechtes findet, so bleibt man bewundernd bei jedem Schritte stehen. Welcher Reichthum ist hier in diesem Gebäude vereinigt! Die ersten Namen der Italiener, Spanier und Niederländer in ihren besten Werken. Leider aber ist die Madrider Gallerie, wie so vieles in diesem schönen Lande, nur für die genießbar, welche es möglich machen können, all das Schöne an Ort und Stelle aufzusuchen; denn von den wenigsten dieser wunderherrlichen Bilder sind, mit Ausnahme der Publikation des verdienten Directors Madrazo, gute Abbildungen, sei es in Kupferstichen oder gemalten Copien im In- und Auslande vorhanden.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, mich hier in eine Beschreibung dieser Gallerie einzulassen; ich bin dafür nicht Kenner genug und es bedürfte eines eigenen Buches, um den Leser nur einen Theil dieser Schätze kennen zu lehren. Im Ganzen hat die Sammlung jetzt über zweitausend Nummern, unter denen, was die spanische Schule anbelangt, von Murillo fünfzig, von Ribera dreiundfünfzig, von Zurbaran vierzehn, von Juanes achtzehn, von Velasquez zweiundsechzig. Ebenfalls reich vertreten ist Morales, Rizi, Ribalda. Die großen Italiener repräsentirt Raphael mit zehn, Giordano mit fünfundfünfzig, Tizian mit dreiundfünfzig, und Tintoretto mit siebenundzwanzig Nummern. Obgleich viele Bilder des Museums, die man zur Franzosenzeit nach Paris geschleppt, wieder zurückgegeben werden mußten, so scheint man doch von den Landsleuten noch einige zurückbehalten zu haben, denn die französische Malerei ist am schwächsten in der Zahl. Freilich sind immer noch einundzwanzig Poussin's da, sowie fünf Bilder von J. Vernet und herrliche Claude Lorrains. Von Deutschen

begrüßen wir Albrecht Dürrer mit zehn und Luccas Kranach mit zwei Bildern, auch an einigen vortrefflichen Holbeins erfreut sich das Auge; am zahlreichsten sind die Gemälde der flämischen und holländischen Schule. Im Erdgeschosse sind lange Säle damit angefüllt. Dort hängen allein zweiundsechzig Bilder von Rubens und zweiundfünfzig von Teniers.

In dem länglich runden Mittelsaal des obern Stockwerks, der rückwärts an die lange Gallerie angefügt und dessen Fußboden in der Mitte ausgeschnitten ist, um den im Erdgeschoß befindlichen Sculpturwerken Helle zuzuführen, befinden sich, wie in der Tribuna der Florentiner Gemäldesammlung im Palazzo Degli Uffici, die Meisterwerke der berühmtesten Maler; namentlich ist hier Murillo, Tizian, Raphael, Giordione und Velasquez reich vertreten. Gerade dem Eingang gegenüber hängt der Spasimo von Raphael, leider nicht mehr in dem anfänglichen Colorit, sondern durch häufige Retouchen aller Abstufung der Farbe vom Vorder- nach dem Hintergrund beraubt. Links davon ist von Murillo ein wunderbares Bild, vor dem ich stundenlang gesessen, una conception, die Jungfrau Maria auf dem Halbmond stehend, der von den Engeln emporgetragen wird. Murillo hat mehrere dieser ganz ähnlichen Madonnen gemalt; von einer, die sich in der Sammlung des Louvre befindet, existirt ein guter Kupferstich; doch hat der Kopf des Pariser Bildes nicht den wunderbaren Ausdruck dieser Jungfrau Maria. Es ist das ganz unbeschreiblich, und auf mich hat dieses Bild einen solch mächtigen Eindruck gemacht daß, wenn ich die Augen schließe, ich sie heute noch deutlich vor mir sehe, diese wunderbare Gestalt, die dem Beschauer so körperlich aus den Wolken entgegentrat, daß es ihn süß durchschauert. Das edle, blasse Gesicht zeigt eine unaussprechliche Verklärung und das aufwärts blickende Auge der Jungfrau ist halb gebrochen von himmlischer Lust. Dabei ist das Bild so einfach in der Farbe, Maria im hellen Gewande mit einem blauen Mantel, der um den rechten Arm und die Füße wallt, und aus welchem der silberne Halbmond blinkt, den so reizende kleine Engel tragen, wie sie eben nur Murillo malen kann.

Für mich ist dieser Künstler, nachdem ich seine Bilder in Spanien gesehen, überhaupt der größte Maler aller Zeitalter, seine Figuren sind menschliche Wesen, aber Geschöpfe, wie sie der Schöpfer nur in guter Laune hervorbringt, kräftig und wahr, schön und edel. Murillo mit einer Welt von Gedanken kannte die Leidenschaften und alle edeln Gefühle, die eine menschliche Seele erfüllen; und damit hat er seine Schöpfungen, unterstützt von einem ungeheuren Talente, ausgestattet.

Von Tizian befindet sich in dem Mittelsaale u. A. ein sehr großes und schönes Bild, das, obgleich nur ein Portrait, mich viele Zeit gekostet. Es ist Carl der Fünfte, in voller, schwarzer Rüstung zu Pferde, Reiter und Roß in Lebensgröße. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß der Maler zum Hintergrund eine weite, flache Gegend gewählt, über welche schon die Abenddämmerung hereinbricht. Fern am Horizonte ziehen schwere Streifen dunkler Wolkenmassen dahin und zwischen ihnen durch sieht man den gelben, leuchtenden Reflex der schon untergegangenen Sonne. Der Kaiser hält etwas nachlässig die Zügel des galoppirenden Pferdes und scheint die lange Lanze, die er in der Rechten trägt, eben gegen etwas Feindseliges einlegen zu wollen. So erscheinen auch die angespannten Gesichtszüge seines emporgehobenen Kopfes, von dem der röthliche Kinnbart drohend absteht; die Augen blicken scharf in die Ferne und der Oberkörper ist wie erwartend vorgestreckt.

Ob von diesem Bild ein Kupferstich existirt, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, doch wäre dieß ein schöner Vorwurf für einen Kupferstecher. Die Rotunde enthält vielleicht über sechzig Bilder, alles große unschätzbare Meisterwerke, die nur leider viel zu dicht eines neben das andere gedrängt hängen. Ich will hier nur neben seiner herrlichen Uebergabe von Breda noch eines Gemäldes von Velasquez erwähnen, das Interieur seines eigenen Hauses, wenn ich nicht sehr irre, mit spielenden Kindern und dem Künstler selbst vor seiner Staffelei stehend. Im Hintergrunde erblickt man in einem Spiegel reflectirend die Gestalt König Philipps des Vierten, der den Maler in seinem Atelier über-

rascht. Hieran knüpft sich noch eine ganz hübsche und wohlverbürgte Anecdote. König Philipp der Vierte soll nämlich dieses Bild, als es fertig war, aufmerksam betrachtet und belobt, endlich aber zu Velasquez gesagt haben: „In deinem Bilde fehlt noch eine Kleinigkeit, die ich hinzufügen will.“ Und darauf habe er Palette und Pinsel genommen und auf dem Portrait des Künstlers im Bilde den Calatrava-Orden ziemlich roh hingemalt, wie er heute noch zu sehen ist.

Von unserem Landsmann Dürer ist eine Jungfrau mit dem Kinde in der Rotunde, ein schönes und liebes Bild, würdig des Besten, was sich hier befindet; ein anderes allegorisches Gemälde desselben: Jugend, Alter und Tod darstellend, thut Einem weh zwischen den lebensfrischen Bildern von Murillo und Velasquez; ein großer Künstler, der, wenn er auch in ganz anderem Genre malte, Murillo sehr nahe kommt.

In einem der untern Säle hängen von Velasquez vielleicht zwanzig Gemälde nebeneinander, alles lebensgroße Portraits von spanischen Königen und Infanten, Hofzwergen, ehrenhaften Bürgern und prachtvolle Bettlergestalten. Das ist aber Alles mit einer fast erschreckenden Wahrheit gemalt, und wo man eins dieser Bilder lange und fest ansieht, da glaubt man, jetzt hebe sich die Hand des Königs mit dem langen Feuerrohr zum Schuß, der verwachsene Hofzwerg grinse uns an und der Bettler mit vorgehaltenem Hut spräche: „Per l'amor de Dios . . .“

Im großen Mittelsaal ist Raphael außer dem Spasimo nicht besonders vertreten; seine bedeutendsten Bilder befinden sich in der langen Mittelgallerie; so die berühmte „Perle,“ die Jungfrau Maria, auf ihrem Schooße das Jesuskind, zur Mutter schelmisch lächelnd hinaufblickend, wie fragend, ob es die Früchte nehmen dürfe, die ihm der kleine Johannes darreicht; im Hintergrund sitzt die heilige Anna, das Ganze von wunderbarem Farbenschmelz.

Als König Philipp der Vierte dieses Bild erhielt und zum erstenmal betrachtete, rief er aus: „Es la perla de mis cuadros!“

woher es seinen Beinamen „die Perle“ hat. Ob es diesen Namen mit Recht verdient, wage ich nicht zu entscheiden; wenn es aber auf mich ankäme, so würde ich mir doch eine andere Perle in der Madrider Sammlung heraussuchen.

Während unseres Aufenthaltes hier fanden wir einen geschickten Photographen, einen Engländer Namens Clifford, der nicht nur höchst gelungene Ansichten von spanischen Gegenden geschmackvoll aufgenommen hatte, sondern auch gerade beschäftigt war, einige der berühmtesten Bilder der Gallerie zu photographiren. Ich erlaube mir, denselben allen Lesern, die Gelegenheit haben, von seinen wohlfeilen und schönen Blättern zu erwerben, bestens zu empfehlen.

In der Nähe der Gemäldegallerie steigt man vom Prado zum oftgenannten Parke von Buen retiro hinauf. Derselbe hat vielleicht einen Durchmesser von einer halben Stunde und erstreckt sich innerhalb der Stadtmauern vom Thore von Alcalà bis zum Thore von Atocha. Angelegt wurde er unter der Regierung Philipp des Vierten und damals war er mit vielen Schlössern, Kirchen, Kasernen und einem schönen Theater eine Art selbstständige Stadt, worin der König seinen prachtvollen Hof hielt. Seine Nachfolger indessen ließen den Buen retiro verfallen, wenigstens geschah für seine Unterhaltung so gut wie gar nichts, oder was, wie unter Ferdinand dem Sechsten, dafür geschah, der ihn nach dem steifen Geschmack von Versailles umänderte, zerstörte nur die ehemalige Schönheit des Parkes vollkommen. Die Franzosen endlich machten eine Citadelle aus dem Buen retiro, von der aus sie Madrid vollkommen beherrschten, zerstörten aber dafür auch gründlichst die Gärten und Schlösser. Obgleich nun auch nach dem Befreiungskriege sehr viel geschah, um Buen retiro wieder einigermaßen herzustellen, so hat man ihm doch seine ehemalige Herrlichkeit nicht wiedergeben können; er ist eine Gartenruine geblieben, die aber immer noch sehr viel Schönes enthält; namentlich im südlichen Ende, der Blick auf den Manzanares hinab, sowie gegen Nordwesten eine wirklich schöne Aussicht auf die Stadt Madrid. Im Sommer freilich,

wo die breiten Alleen dicht belaubt sind und eine behagliche Kühlung gewähren, muß dieser Park in seiner angenehmen Einsamkeit ungleich reizender sein in der Nähe des überfüllten Prado. In der Mitte des Parks befindet sich ein kleiner See in ausgemauertem Becken; wir erlebten bei unserem Aufenthalt, für Madrid gewiß höchst merkwürdig, daß dieser See fest zugefroren war und sich namentlich deutsche Landsleute hier mit Schlittschuhlaufen vergnügten. Dieß war eine so seltsame und interessante Erscheinung für die guten Spanier, daß nicht nur eine große Volksmenge hinauslief, um dem zuzuschauen, sondern sich auch der königliche Hof bewogen fand, dorthin zu fahren.

Da aber bei Schnee und Eis weder Laub noch Blumen gedeihen und zu gewöhnlicher Zeit keine Spaziergänger anlocken, so fanden wir den Park leer, kahl, und sogar etwas melancholisch. Ein kleiner, abgeschlossener Garten im Buen retiro, dem Hofe vorbehalten, ist mit Tempelchen, kleinen Obelisken und mehr dergleichen Spielereien verziert, hat aber etwas Heimliches, wie eine Kinderstube, oder wie ein Garten für liebe Kinder. Leider sind dieselben alle verschwunden, die Räume liegen öde und leer und das Schnörkelwerk und Spielzeng ist einsam zurückgeblieben.

Der Theaterbesuch in Spanien scheint nicht so zur Volksleidenschaft geworden zu sein, wie zum Beispiel bei den Franzosen, denn der Spanier spart lieber seine Realen bis zum Sommer, wo er bei wöchentlich abgehaltenen Stiergefechten mehr Genuß und Befriedigung findet; doch sind die kleineren Theater Madrids, namentlich wenn Ballete gegeben werden, stark besucht. In den meisten herrscht der italienische Gebrauch, daß eine Oper oder eine Komödie, wenn sie gefällt, so lange gegeben wird, als der Zudrang des Publikums dauert. Madrid hat neun Theater, welche übrigens nicht immer geöffnet sind: Teatro del Oriente, del Circo, Lope de Vega, de la Cruz, del Principe, del Museo, del Instituto, de Variedades, de Buenavista. Im Theater del Oriente, auch das königliche Theater genannt, werden nur große Opern und Ballete gegeben. Es liegt in der Nähe des könig-

lichen Palastes, und wenn das gewaltige Aeußere desselben auch an einigen Geschmacklosigkeiten leidet und keine Ansprüche auf vollendete Schönheit machen kann, so gehört dagegen das Innere zu den elegantesten Häusern, die ich je gesehen. Nicht übermäßig groß, hat es vier Logenreihen und ist in allen Theilen einfach, aber geschmackvoll dekorirt; die Logen sind wie die italienischen abgetheilt, die des ersten Ranges haben kleine Vorzimmer, wo man Mantel und Hut ablegt und im angebrachten Spiegel seine Toilette corrigiren kann. Diese kleinen Cabinete werden erleuchtet durch Gasflammen unter matt geschliffenen Glaskugeln, die so in der durchbrochenen Mauer befestigt sind, daß ihre andere Hälfte zum Erleuchten des Corridors dient. Dieser Corridor ist hier zu gleicher Zeit Foyer, breit, lang, ziemlich hoch, elegant tapezirt, der Boden mit Strohmatten belegt und hat überall Sophas und Fauteuils. An weichen Teppichen und allen möglichen Sitzbequemlichkeiten fehlt es nicht in den Logen. Das Parterre ist durchweg mit numerirten Sitzen versehen; jeder derselben bildet einen förmlichen Fauteuil, der mit rothem Sammet überzogen ist; auch hier bedecken den Fußboden dicke Teppiche und vor jedem Sitz ist obendrein noch eine kleine gepolsterte Fußbank angebracht, was äußerst angenehm ist. Dabei ist die Beleuchtung brillant; man kommt auch ins Parterre in sehr gewählter Kleidung; in den Logen aber sind die Damen in großer Toilette, und wenn man sich so den schönen strahlenden Kreis betrachtet, die blitzenden Brillanten und die glänzenden Augen, die von Gold glitzernden Fächer in ewiger Bewegung, so überkommt einen unwillkürlich eine angenehme, festtägliche Stimmung.

Leider ist aber auch hier, wie in allen spanischen Theatern, das leidige und doch so süße Cigarrenrauchen an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung. Während der Vorstellung selbst wird freilich nicht geraucht, aber kaum ist der Vorhang gefallen, so zieht sich Alles in die Corridors zurück; die Thüren dort hinaus bleiben offen stehen, und der Fremde, der zum erstenmal hier ist, merkt mit Erstaunen, daß

zu allen diesen Oeffnungen der Duft des Tabaks in den Zuschauerraum dringt. Wenn er sich erstaunt umwendet, sieht er auch wohl ein paar Elegants, die an der Eingangsthür zum Parterre lehnen und in's Haus hinein dampfen; auch schlendert wohl hie und da einer sorglos zwischen den Sperrsitzen umher und betrachtet sich die oberen Gallerien, wobei er gemüthlich fortraucht. Dieß ist allerdings verboten, aber wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter und jeder hütet sich, den andern zu behelligen, denn er kann ja morgen selbst in den gleichen Fehler verfallen. Während der Zwischenakte ist es aber draußen in den Corridors selbst für einen Raucher erschrecklich; dicht gedrängt stehen die Männer in diesen Gängen, fast jeder hat die Papier-Cigarre im Munde, und die Damen, welche zu ihren Logen kommen, winden sich hustend und fächerwedelnd durch den Qualm. Aber die Spanierinnen aller Stände können in diesem Punkte schon etwas ertragen, und wenn auch auf der ersten Gallerie nicht so stark geraucht wird, wie unten, so sind doch auch dort die Gänge mit einem leichten Duft angefüllt, durch welchen man die umherwandelnden eleganten Damen nur wie im Nebel sieht. Uebrigens schreckt auch selbst das schöne Geschlecht hier nicht vor einer niedlichen Papier-Cigarre zurück und ich bemerkte im Teatro del Oriente häufig eine freilich schon ältliche Dame behaglich rauchend in der Ecke eines Sophas lehnen.

Wir sahen hier den unvermeidlichen Rigoletto, der mit seinen wirklich schönen Melodien in diesem Winter ganz Spanien erobert hatte; auch wurde er nicht schlecht gegeben, namentlich war die Oper sehr schön ausgestattet mit Decorationen und Costümen. Auch Meyerbeers Robert war auf's Neue einstudirt und vorbereitet, und sollte mit unerhörtem Glanz in Scene gehen. Schon früher hatte das prächtige Werk hier sehr angesprochen, und jetzt war auch schon zehn Tage im Voraus auf dem Bureau des Theaters kein Platz mehr in dem ganzen großen Hause zu haben; doch gelang es uns durch eine gute Protection für die vierte Vorstellung zwei Fauteuils zu erobern. Ich habe

das Haus nie so voll und nie so glänzend besetzt gesehen, und das Publikum folgte lebhaft den Schönheiten des Werkes. Daß es aber hier möglich war, diese zu empfinden und zu würdigen, war mir wieder ein neuer Beweis von der Vortrefflichkeit dieser frischen, glänzenden Musik, denn obgleich das Orchester unter der Leitung eines Böhmen sein Möglichstes that, so waren die Chöre doch äußerst mangelhaft und sangen z. B. die herrlichen Compositionen unisono. Ebenso waren die Solosänger, leider auch Robert, mittelmäßig; aber die Musik Meyerbeers ist nun einmal nicht zu ruiniren und das Publikum blieb animirt unter rauschenden Beifallspenden bis zum Schluß. Die Costüme waren prachtvoll und die Decorationen hätte man vollendet nennen können, wenn sich nicht am Schluß des vierten Acts der Teufel in's Spiel gemischt hätte und mit seiner ganzen Hölle erschienen wäre, um die gottlose Nonnenschaar zu verschlingen. Ueberall klafften Abgründe, aus denen blutrothe Flammen hervorzüngelten und — horribile dictu! — der Hintergrund des Klosterhofes verwandelte sich in den kolossalen Rachen eines fürchterlichen Ungeheuers, dessen glühender Schlund sämmtliche Nonnen verspeiste, als seien sie ein Bündel Monatrettige gewesen. Unbegreiflich ist es, daß die Maschinerie hier, auf dem ersten Theater, noch so zurück ist; sie sind nicht im Stande, auf offener Scene zu verwandeln, vielmehr wird ein Wolkenvorhang herabgelassen, hinter dem man nun die Zimmerleute hanthieren hört. Das spanische Publikum aber nimmt eine solche Pause ganz geduldig und gnädig auf und benützt die Zeit, um mit dem Nachbar zu plaudern, oder die Nachbarin im Spiele mit dem Fächer zu übertreffen.

Das Theater del Circo gibt kleine spanische Opern, die beliebten Zarzuelas, und hat ein ordentliches Ballet; die übrigen, die gerade geöffnet sind, mit Ausnahme des Theatro del Museo, füllen ihre Abende mit Possen, kleinen Lustspielen und Nationaltänzen aus. Die berühmteste Tänzerin Madrids in diesem Genre, Senora Nena, eine vortreffliche Künstlerin, ist leider schon über die ersten Stadien, wenn auch nicht Thorheiten der Jugend hinweg, doch vergißt man ihre dreißig

Jahre, wenn sie vortritt, den Kopf emporwirft und mit der Lebendigkeit einer Schlange dahinschlüpft, nachdem sie das Publikum zu ihrem Privatvergnügen mit ihren immer noch schönen glänzenden Augen eine lange Weile ruhig betrachtet. Sie lebt in ihrem Tanze, und wenn sie einmal angefangen hat mit den Castagnetten zu rasseln und ihren Oberkörper durchzubiegen, so wäre, glauben wir, keine Macht im Stande, sie zurückzuhalten; jede Muskel, jeder Nerv tanzt mit, und das geht so durch den längsten Pas, bis sie am Schluß mit einem unnachahmlichen Aplomb feststeht, lachend die weißen Zähne zeigt und, was die Hauptsache ist, nicht die Spur einer Ermüdung. Sie tanzt im Theatro Lope, wo sich auch die einzige vorzügliche Schauspielertruppe Madrids befindet. Hier sieht man die alten vortrefflichen spanischen Lustspiele, die berühmte Palma und zwei Brüder A., in deren Händen sich die ersten Fächer befinden. Die beiden letztern sind von der Königin dekorirt, und wenn einer von ihnen im besternten Frack erscheint, so erkennt man sogleich den Mann, der es gelernt hat, das Ordenskreuz auf der Brust auch in anderer Gesellschaft zu tragen. Wir sahen hier unter Anderem auch eine Uebersetzung der Dame aux Camélias, namentlich aber ältere Komödien, und die Palma spricht ein wunderbar schönes Spanisch, von so ausdrucksvollem Spiel begleitet, daß man sie versteht, auch wenn man nur wenige Worte dieser herrlichen Sprache weiß.

Madrid hat sehr viele und auch schöne Kaffeehäuser, freilich sind die hiesigen nicht mit dem Luxus ausgestattet, den man in Paris und Marseille findet; doch sind es weite Räume, oft von Säulen getragen, mit großen Spiegeln, reicher Vergoldung und Marmortischen. Es ist eigenthümlich, wie sich jeder Stand in seinem gewissen Local zusammenfindet; hier sieht man Kaufleute, dort Beamte, in einer andern Straße Militär, auf der Alcalà ist das große Café Suizo, das die Fremden, unter ihnen viele Deutsche, besuchen, und in welches auch wir häufig kamen. Interessant ist ein kleines Kaffeehaus in der Verlängerung der Straße de la Montera, wo gewöhnlich nur Gäste sind, die sich zur

edlen Kunst der Stierfechter zählen, kräftige Gestalten mit gebräunten Gesichtern, lebhaften Augen und vollem Haarwuchs, an dem hinten das kleine Zöpfchen ersichtlich ist, welches bei der Function zur Befestigung des Haarbeutels dient. Eines der bedeutenderen Kaffeehäuser bildete im gegenwärtigen Augenblicke den Aufenthaltsort der Minenspekulanten und war dasselbe jeden Abend überfüllt. Es ist nämlich in diesem Augenblick eine eigene Wuth in die Spanier gefahren, überall Gold- und Silberminen entdecken zu wollen, und obgleich das Land in der That sehr reich an edeln Metallen ist, so wird doch oft mit einer unbedeutenden Grube ein großartiger Minenschwindel getrieben, der auf diese Art viel edles Metall in Umlauf bringt, aber leider nur zur Wanderung von einer Tasche in die andere. Da viele fremde Ingenieure, namentlich Engländer, von diesen Gesellschaften, deren täglich neue entstehen, das Land bereisen, so geschah es uns häufig, daß wir mit ihnen verwechselt wurden, und man uns im Nachtquartier statt des sehnlich gewünschten Essens einen Korb mit Erz herbeischleppte, um unsere Ansicht zu vernehmen. Einmal spielte mir unser kleiner Oberbaurath den Streich, daß er den Leuten versicherte, ich sei ein deutscher Bergmeister, und auf das hin mußte ich über einen ganzen Haufen angeblicher Gold- und Silberstufen mein Urtheil abgeben, was ich denn auch nach besten Kräften that, jedoch so gewissenhaft war, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu machen.

Fast in allen spanischen Kaffeehäusern findet man die sonderbare Sitte, daß in einem der Nebensäle ein Clavier aufgestellt ist, an welchem ein hierzu aufgestellter Künstler unaufhörlich spielen muß. Natürlich waren hiezu nicht immer Virtuosen zu haben, und so wurden denn die Melodieen von Rossini, Bellini, Verdi, sowie die Walzer von Strauß und Gungl oft auf schreckliche Art heruntergeleiert. Uns war dieses immerwährende Geklimper überhaupt nicht angenehm, und zum Glück war auch in dem Kaffeehaus auf der Alcalà kein Clavier aufgestellt. Die deutschen Landsleute, die dort zahlreich zusammenkamen, hatten sich diesen Genuß ein- für allemal verbeten, was gewiß sehr zu

loben ist. Man könnte glauben, es sei diese Art der Unterhaltung der Gäste noch ein Anklang aus der Maurenzeit, denn im Orient findet man heutiges Tages noch den Meddah (Mährchenerzähler), der vom Kaffetschi gemiethet ist, und den ganzen Tag seine Geschichten vorbringen muß, sind nun wenige oder viel Gäste da. Ein Zusammenhang ist wenigstens denkbar, und in diesem Fall hätten die Spanier aus Dankbarkeit zuweilen türkische Melodien abspielen müssen, denn öfter hörte ich in Konstantinopel vom Meddah die Thaten des Sid-al-Battal (des spanischen Cid Campeador) den erstaunten Gläubigen berichten. Ein anderer Gebrauch in den spanischen Kaffeehäusern, den wir hier in Madrid fanden, hatte mehr unsern Beifall, es ist nämlich die Sitte, einen Fremden, der dem Spanier vorgestellt wird, den er vielleicht einmal gesprochen, nicht bezahlen zu lassen. Man hat zum Beispiel am Morgen flüchtig eine Bekanntschaft gemacht, die man vielleicht im Laufe des Tags wieder vergessen; man tritt Abends in's Kaffeehaus, nimmt seine Chocolade oder sein Gefrorenes, und wenn man seine Zeche berichtigen will, sagt der Mozo (Kellner) mit einer freundlichen Kopfbewegung: „es ya pagado, Señor." Man blickt verwundert um sich, denn an allen Tischen ist keiner der nähern Bekannten, endlich sehen wir jenen Herrn, mit dem wir heute Morgen zwei unbedeutende Worte gewechselt, und als er hinausgeht, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, bezeichnet ihn der Kellner auf dringendes Fragen als unsern Wohlthäter. Uebrigens kann uns die Sitte in Verlegenheit bringen, wir trinken unsern Kaffee — „es ya pagado" spricht der Mozo, worauf es denn unschicklich wäre, sich auf eines andern Mannes Kosten noch ein Gefrorenes geben zu lassen, was man sonst gerne gethan hätte.

In den hiesigen Kaffeehäusern bemerkt man wenig Lesende oder Spielende; die Journale scheinen überhaupt hier nur in politisch bewegten Zeiten eine Rolle zu spielen; dagegen sieht man die Spanier immer gruppenweise um die Tische sitzen, die Köpfe zusammengesteckt, und wenn man nach ihren ernsten Mienen und Geberden urtheilen

geirrt und sei Gott weiß nach welcher Richtung in
hineingerathen. Da endlich pfeift vorn die Lokomotive; ei
Spanier, der vor mir auf einer Bank geschlafen, wickelt
seinem Mantel, schaut um sich und sagt gähnend: „Madrid
Zug vermindert seine Schnelligkeit, wir fahren durch ein
liges Lattenthor, bei elenden Schuppen und Magazinen vo
befinden uns auf dem Bahnhof der spanischen Hauptstadt.

Für Madrid ist dieser außerordentlich bescheiden. Bei
die geringste Landstadt einen weit prächtigern aufzuweisen.
ist hier Alles so ruhig und still, den Zug verlassen kaum
oder vierzig Personen, schweigsame Gestalten, den zugespit
lianischen Hut auf dem Kopf, fest in den langen braunen
gewickelt; Gepäck ist so gut wie gar keines vorhanden, nur
da trägt Jemand ein kleines Bündel unter dem Arm.
men unsere Koffer in Empfang und als wir nun an den
des Bahnhofgebäudes traten, mochten wir immer noch
glauben, daß wir uns in der nächsten Nähe von Madrid
Vor uns auf einer Anhöhe sahen wir freilich Häusermas
da hinauf führte kein ordentlicher Weg, denn was hier
chen vorstellen sollte, war eine breite, unergründliche,
durch umherliegende Steinhaufen sich dahin ziehende
Daß es nicht einmal vor den Thoren der spanischen
eine ordentliche Straße geben solle, war uns unfaßli
wenig bemerkten wir einen Fiaker und das einzige Be
mittel war ein alter gebrechlicher Omnibus mit vier
spannt, dem wir uns anvertrauten und der uns nach
Stehenbleiben die Höhe hinaufbeförderte.

Ohne die geringste Uebertreibung habe ich unsern
Madrid geschildert und fühle mich deßhalb um so meh
zu sagen, daß sich der Anblick der Stadt wie mit einem
änderte, sobald wir nur auf einem ziemlich ordentlich
den ersten Häusern vorbeigefahren waren. Man befin
gleich auf dem Prado, dem prächtigen Spaziergange in

...en Löchern, die Straße sieht wie
...gen die Eilwagen an, zu spät zu
...en, dann ganze Tage. Klagen der
... zahlreich ein: hier sind Eilwagen
...mehrere umgeworfen. Gut. Man
...chriften; lange vergeblich. Endlich
...von oben herab die Sache in die
...près, seine Pflicht zu thun; man
...er den Stand der Straßen machen,
... den jämmerlichen Zustand durch-
...man gründlich zu Werk gehen zu
...mmission zur Untersuchung sämmt-
... natürlich viele Abtheilungen mit
...er-, Mittel- und Unter-Ingenieuren,
...Das rutscht nun im ganzen Land
...r berichtet an den andern, wonach
...n Bericht ebenfalls zusammenfaßt,
... Die sämmtlichen Klagen waren
...ht ein, daß sich alle Landstraßen
..., und das ist das Ganze. Der
...en, und da die große Werkmeisterin
...fängt, so läßt man die Sache auf
...ächsten Herbst. Das geht aber so
... und namentlich dringt das System
...urch.

...fang des Jahres 1854, noch ziem...
...te man doch schon den Lufthau...
...ßen Sturme voranzugehen pfleg...
... sich durchaus nicht alle Regierung...
...die härteste Art zu besprechen. U...
..., sondern anstatt, wie es früher
... von den Uebergriffen ihres M...

wollte, so müßte man glauben, rings um uns her würden Dinge von der größten Wichtigkeit verhandelt. Unser Bekannter, der spanische Architekt, dessen ich schon früher erwähnte, ein sehr liebenswürdiger Mann, der lange in Paris gelebt, versicherte mich übrigens lachend das Gegentheil und sagte: „Meine Landsleute pflegen mit diesem Ernst und dieser Wichtigkeit auch die allergeringsten Kleinigkeiten zu behandeln. Sehen Sie dort jene Gruppe junger Leute um einen älteren Herrn, der ihnen mit dem größten Aufwand von Pantomimen etwas erzählt. Alle scheinen für oder wider das Gehörte zu streiten; unruhig rücken sie hin und her, die Hände erheben sich, die Augen blitzen, und so könnte man glauben, es sei ein wichtiges Tagesereigniß, über das da abgesprochen wird. Keineswegs. Man unterhält sich über die unbedeutendste Neuigkeit."

Derselbe Freund nannte Spanien das Land, namentlich aber Madrid die Stadt des à peu près. So sind alle unsere Einrichtungen, sagte er, die Wege, welche uns mit dem Auslande verbinden, sind nur Landstraßen à peu près, unsere Eisenbahn sehr à peu près, unsere Constitution nicht minder à peu près, ja das geht so bis oben hinauf, wo man auch manches mit dem Prädikat à peu près belegen kann. Was nun Landstraßen und Eisenbahnen anbelangt, die wir zur Genüge kennen gelernt hatten, so stimmten wir ihm lachend bei, konnten aber nicht begreifen, warum denn in Spanien alle Kommunikationen so vernachlässigt seien und deßhalb die Straßen während der Winterszeit fast unfahrbar. Auf unsere Frage: ob sich denn die Regierung ihrer Chausseen nicht hie und da einmal ernstlich annehme? antwortete er: ich versichere Sie, daß man alljährlich einen großen Anlauf nimmt, etwas dafür zu thun, aber dabei bleibts auch. Im Frühjahr und Sommer, wo der Boden von der glühenden Sonne zu Pulver verbrannt wird, füllen sich die Unebenheiten der Straße so ziemlich aus, und wenn der aufwirbelnde Staub den Passagier auch fast blind macht, so fährt sich doch fast sanft darin; fängt es aber im Spätherbst an zu regnen, so haben wir gleich wieder das alte Elend.

Der Regen spült den Staub aus den Löchern, die Straße sieht wie ein Steinbruch aus, und nun fangen die Eilwagen an, zu spät zu kommen, zuerst nur ein paar Stunden, dann ganze Tage. Klagen der Unternehmer und Passagiere laufen zahlreich ein: hier sind Eilwagen stecken geblieben, dort haben gar mehrere umgeworfen. Gut. Man bestürmt das Ministerium mit Bittschriften; lange vergeblich. Endlich aber mit einemmal beschließt man von oben herab die Sache in die Hand zu nehmen und — à peu près, seine Pflicht zu thun; man läßt sich einen offiziellen Bericht über den Stand der Straßen machen, der, obgleich sehr à peu près, doch den jämmerlichen Zustand durchschimmern läßt. Darauf scheint man gründlich zu Werk gehen zu wollen, man ernennt eine Centralcommission zur Untersuchung sämmtlicher Straßen, unter ihr gibt es natürlich viele Abtheilungen mit hohen und niederen Commissären, Ober-, Mittel- und Unter-Ingenieuren, alle außerordentlich gut bezahlt. Das rutscht nun im ganzen Land umher, besieht sich die Straßen, einer berichtet an den andern, wonach endlich die Generalcommission ihren Bericht ebenfalls zusammenfaßt, und ihn dem Ministerium vorlegt. Die sämmtlichen Klagen waren nicht unbegründet, die Regierung sieht ein, daß sich alle Landstraßen in einem traurigen Zustand befinden, und das ist das Ganze. Der Winter ist unterdessen vorübergegangen, und da die große Werkmeisterin Sonne wieder kräftig zu arbeiten anfängt, so läßt man die Sache auf sich und auf ihr beruhen bis zum nächsten Herbst. Das geht aber so in allen Zweigen der Verwaltung, und namentlich dringt das System des à peu près überall glänzend durch.

Wenn es auch damals, zu Anfang des Jahres 1854, noch ziemlich still in Madrid war, so konnte man doch schon den Lufthauch spüren, der gewöhnlich einem großen Sturme voranzugehen pflegt. In den Kaffeehäusern genirte man sich durchaus nicht alle Regierungsmaßregeln laut und öffentlich auf die härteste Art zu besprechen. Und leider blieb man dabei nicht stehen, sondern anstatt, wie es früher der Fall war, die Person der Königin von den Uebergriffen ihres Mini-

steriums zu trennen und in Schutz zu nehmen, waren es gerade die schonungslosesten Aeußerungen, welche die Königin selbst betrafen. Nach dem fluchwürdigen Attentat auf Ihre Majestät am zweiten Februar 1852 hatte das noble spanische Volk derselben seine volle Sympathie wieder zugewandt, sie war wieder vollkommen populär geworden; es gelang aber dem Ministerium nicht, die allgemeine Theilnahme für die Königin zu erhalten.

Zu Anfang dieses Jahres war das Volk von Madrid in gespannter Erwartung. Die Königin befand sich ihrer Niederkunft nahe, und der Palast war häufig von einer großen Menschenmenge umlagert, welche erwartungsvoll zu den Fenstern emporschaute oder die aus- und eingehenden Beamten befragte. Auf der Puerta del Sol ging es noch lebhafter als gewöhnlich zu, und man sah zahlreiche Gruppen von Männern, welche mit ernsthaften Geberden zusammenstanden und sich über das bevorstehende Ereigniß unterhielten. Die Spanier glaubten, es werde ihnen ein Prinz, ein Thronerbe geschenkt. Die Spannung war außerordentlich, viele Cavalleriepatrouillen durchzogen die Straßen, und wie es hieß, war der größte Theil des Militärs in die Kasernen consignirt. Die Spannung erreichte den höchsten Grad, als am fünften Januar gegen zehn Uhr sämmtliche Glocken anfingen zu läuten, von allen Seiten Kanonendonner erschallte, einzelne Infanteriemassen ausrückten und Pikets der berittenen Leibwache der Königin in vollem Trabe durch die Straßen rasselten. Der Schloßplatz war mit einer unzähligen Menschenmasse bedeckt, die, obgleich aufs höchste gespannt, schweigend oder leise murmelnd nach den Thoren des Palastes blickte. Endlich kam von dort Nachricht. Eine freudige Bewegung drang durch die Masse der zunächst Stehenden, und der officielle Bericht: „La Reyna nuestra Señora ha dato á luz con toda felicidad una robusta Infanta á las diez y media del dia de hoy“ pflanzte sich von Mund zu Mund fort, und rief ein Vivat auf die Königin hervor.

Also eine Infanta, eine Prinzessin — kein Kronprinz. Und die

dreijährige Prinzessin von Asturien blieb also vorderhand noch präsumtive Thronerbin. Die arme Neugeborne lebte indessen, wie bekannt, nicht lange, und man kann wohl sagen, daß sie an den Folgen der noch bestehenden spanischen Etikette gestorben. Diese besagt nämlich, daß alle neugebornen königlichen Kinder vom Tage der Geburt an während drei Wochen in kein Bett gebracht werden dürfen, sondern in Kissen eingehüllt Tag und Nacht auf dem Schooße der dienstthuenden Kammerfrauen gehalten werden müssen, welche in diesem Dienst natürlich häufig abwechseln. Diese Verordnung, ein mildes warmes Wetter voraussetzend, brachte der armen Infantin den Tod, weil der dießjährige Winter in Madrid so kalt war, daß die weiten und hohen Gemächer des königlichen Palastes nicht genugsam erwärmt werden konnten. Schon am zweiten Tage nach der Geburt fand man das Kind erkältet, und am dritten Morgens vernahm man die Nachricht von seinem Tode.

Begreiflicherweise hatten wir unter diesen Verhältnissen keine Gelegenheit, die Königin Isabella zu sehen. Ihr lebensgroßes Portrait in der Akademie der bildenden Künste, das sehr ähnlich sein soll, stellt sie dar als eine nicht sehr große, aber dabei außerordentlich starke Dame mit bleichem Gesicht und kleinen Augen. Doch hat sie etwas Wohlwollendes und Aufgewecktes, gerade das Gegentheil von ihrem Bildniß auf den Münzen, welche den Ausdruck des königlichen Gesichtes so unangenehm geben, daß es mich wundert, wie die betreffenden Künstler es wagen konnten, einen solchen Kopf so tausendfach zu vervielfältigen. Die Königin Christine ist immer noch eine schöne stattliche Frau, nicht so stark als ihre königliche Tochter und mit angenehmem Gesichtsausdruck.

Auf verschiedene Art wetterleuchtete damals schon das Gewitter, welches jetzt so verheerend über Spanien hereingebrochen ist, und das gewiß noch lange nicht ausgetobt hat. Brach doch schon zu Anfang des Jahres die Empörung des Regiments Cordova aus, und mit Kartätschen niedergeschmettert wurden für die gleiche Sache Offiziere

und Soldaten, die man heute, gleich den Schaaren O'Donnells, als Befreier des Vaterlands gefeiert hätte. Sprach man doch in Andalusien offen davon, es müsse ein Ende gemacht werden mit der bestehenden Regierung, und man könne keinen geschicktern Zeitpunkt wählen, als den jetzigen, wo Franzosen und Engländer vollauf im Orient beschäftigt wären. Auch die Verhaftung mehrerer Generale deutete schon darauf hin, daß man Befürchtungen hegte und sich unsicher fühlte. Auch hatte die Königin zu Anfang des Jahres einen Gast, den unglücklichen Herzog von Parma, welcher kurze Zeit nachher unter dem Dolche eines Meuchelmörders fiel, den die kleinen Blätter der Hauptstadt auf alle Art anzufeinden nicht ermangelten, und dem der Clamor publico ein bezeichnendes Lebewohl zurief als er abreiste, wozu er ihm höhnisch Glück wünschte.

Man hatte von Seite des Hofs übrigens damals nicht verfehlt, dem Herzog von Parma eine große Parade zu veranstalten, gewiß in der Absicht, um den Madridern eine imposante Heeresmacht vor Augen zu stellen, über welche man verfügen zu können glaubte. Doch hatte man sich auch dießmal wieder getäuscht; das Heer schloß sich, wie schon so oft, ohne große Schwierigkeiten der Staatsneuerung an. Die Erfahrung hat sich bestätigt, daß die spanische Regierung weniger als die irgend eines andern Landes auf ihre Truppen rechnen kann, und daß diese nur zu geneigt sind, dem Bestehenden Opposition zu machen. Mit Ferdinand VII. unternahm das Heer im Jahr 1815 die Revolution, welche die Verfassung umstieß, und fünf Jahre später war es dasselbe Heer, welches dieselbe Verfassung wieder in Kraft setzte, um sie 1823 von neuem im Stich zu lassen. Und so haben die spanischen Truppen bis in das Jahr 1843 hinein jedesmal die Waffen gestreckt, wenn es darauf ankam, die Verfassung des Landes gegen Gewalt zu vertheidigen, mochte diese Gewalt von oben oder von unten, oder sogar vom Ausland kommen.

Dießmal war freilich die alte Verfassung unter Null herabgesunken, und das Heer hat sich erhoben, um eine neuere, volksthümlichere zu

unterstützen. Vielleicht erleben wir es aber noch, daß ihm auch diese abermals unbequem wird, und daß, was das Bajonnet herbeigerufen, von dem Bajonnet wieder beseitigt wird. Die Armee sieht übrigens in ihrem jetzigen Zustand vortrefflich aus, sie ist zahlreicher als seit langen Jahren, zählt, glaube ich, in allem 120,000 Mann, ist hübsch uniformirt und gut bewaffnet. Was ich von einzelnen Truppen sah: die berittene Leibwache der Königin und deren Hellebardiere, dann Artillerie, Carabineros, Ulanen, Bergjäger zu Pferd, Infanterie, hat alles ein eben so gutes und properes Aussehen, wie im französischen Nachbarland; natürlich besteht die Mannschaft aus jungen Leuten, die sich unter den Waffen hie und da noch unerfahren und unbeholfen zeigen, aber das ist in mancher größern Armee ebenso, und wenn man die afrikanischen Regimenter des französischen Heers, und den größten Theil des heutigen österreichischen und russischen Heers ausnimmt, so findet man ja auch im übrigen Europa wenig Soldaten von ächt kriegerischem Aussehen. Was das Offiziercorps anbelangt, so kann ich auch hier nur nach dem Aeußern urtheilen, dieses aber läßt bei den Spaniern nichts zu wünschen übrig; ihre Offiziere sind gut gekleidet, und machen durch Miene, Wuchs und Haltung einen durchaus günstigen Eindruck. Sonderbar ist das Beibehalten des Stocks als Zeichen des Befehlshabers, auch zu Pferd.

Wenn man die Spanier und den Charakter ihrer verschiedenen Volksstämme betrachtet, so begreift man wohl, daß sie eine Nation sein könnten, aber nur ausnahmsweise ein einiges Volk. Bei keiner der großen Nationen Europas, selbst nicht bei uns Deutschen, stehen die Provinzialunterschiede in Volkscharakter und Volkssitten einander so schroff gegenüber wie hier. Abgesehen davon, daß der Aragonier, der Andalusier, der Castilianer und der Baske sich gänzlich von einander abscheiden, da auch der letztern Sprache verschieden ist, so betrachtet selbst der Bewohner jeder Provinz den nächsten Nachbar im gewissen Sinn des Worts als einen Fremden, mit dem sich eng verbunden nicht gut leben läßt, der an einer Masse von Fehlern und Lächerlichkeiten

laborirt, und welchen zu verspotten und zu tadeln durchaus keine Sünde ist. Daher wohl ihre ewige Uneinigkeit; daher stehen sich auch die verschiedenen Stämme so oft feindselig gegenüber, und was von ihnen zusammenhält, bildet wieder zwei große, scharfgetrennte Lager, die Progressisten und Moderados. Kennen wir doch in der spanischen Geschichte nur zwei Momente, wo das Volk fest zusammen hielt: aus Zwang von oben unter der starren Faust Philipps II. und aus freiem Willen im Krieg gegen Napoleon. Deßhalb muß Spanien seiner Natur nach ein Föderativstaat sein und wird ebensowenig vollkommen constitutionell regiert werden können, als es je eine reine Monarchie war. Uebrigens ist das monarchische Princip in Spanien vorherrschend. Der Spanier ist unter einer halbwegs guten Regierung streng conservativ; das Königthum wäre geachtet, und Herrscher und Volk würden im besten Einklange leben, wie schon das alte Lied sagt:

El que quiera zer libre que aprenda,
En España hay un pueblo y un rey,
El primero dietando las leyes,
El segundo sujeto a la ley.

Wer da frei sein will, erfahre,
Volk und König sind in Spanien!
Das Gesetz, vom König kommt es,
Und das Volk ist ihm gehorsam!

Um diese Verschiedenheiten der Charaktere in kurzen Worten zu verdeutlichen, so ist dem stolzen Castilianer, bei dem wir uns gerade befinden, immer noch etwas geblieben von dem feierlichen Hidalgo mit großem Degen und steif emporgewichstem Schnurrbart, wie er zu den Zeiten des Don Quixote lebte, und wie wir ihn aus dem Gil Blas kennen, stolz auf sein Haus und auf seinen Stammbaum. Die Arbeit ist ihm eine Last, und sobald ein castilianischer Eckensteher keine Hand

zur Arbeit rührt, wenn ihn nicht der Hunger treibt, so sieht man den Gewerbsmann und den Bürger, namentlich draußen in den Dörfern, noch immer steif und aufrecht in braunem Mantel und spitzem Hut, und er wird sich nur mit finsterer Miene herablassen, dem Fremden eine Dienstleistung, für welche man ihn theuer bezahlen muß, zu verrichten.

Ganz anders ist der Andalusier: obgleich ebenfalls ein großer Freund vom Nichtsthun, ist er dabei lustig bis zur Ausgelassenheit, mittheilsam, witzig und voll von Späßen und Liedern, die er bereitwillig dem Fremden zum Besten gibt. Er liebt zierliche Kleider, ist durchdrungen von dem Gefühl seiner körperlichen Schönheit, liebenswürdig, zuvorkommend, und sich seiner Unwiderstehlichkeit beim schönen Geschlecht bewußt. Hier muß ich des Majo erwähnen, der, obgleich man ihn auch an andern Orten Spaniens findet, doch ächt andalusisch ist. Eine wörtliche Uebersetzung von Majo oder Maja gibt es gar nicht; doch werden diese Worte auch in der Bedeutung von schön, geputzt, gebraucht. — Ay, que majo estas, niña! Ei, wie hast du dich geputzt, Mädchen! Der Majo erhält seinen Namen hauptsächlich durch die Kleidung, die er trägt: vestido de majo, auch vestida andaluz, und es gibt nichts Schöneres, als einen jungen, wohlgewachsenen Andalusier im großen Majokostüm, einer kurzen Jacke von farbigem Sammt, mit seidenen Schnüren besetzt, voll Stickereien und silbernen Troddeln und Knöpfen; ein buntes seidenes Tuch locker um den Hals geschlungen, fällt vorn hinab, darf aber nicht das schneeweiße Hemd mit breiter Krause verdecken. Die engen Beinkleider, oft von Sammt, meistens aber von feinem Tuch, reichen bis an die Knie; um den Leib hat er die Faja, einen Gürtel von rother Seide, der mehrmals umgewickelt wird, und dessen Ende als Geldbeutel dient, und den man einschiebt; er hat feine weiße Strümpfe, niedere Schuhe und Kamaschen von hellbraunem Leder mit Stickereien und mit langen herabhängenden Schnüren verziert, vermittelst welcher die Kamaschen oben und unten so geschlossen werden, daß Strumpf und Wade sicht-

bar bleiben. Die Redecilla, so hieß das grüne Netz, in welches früher die Haare eingebunden wurden, ist in Spanien fast ganz abgekommen; aber nicht allein die Kleidung macht den Majo, er muß ein vortrefflicher Reiter sein, er muß eben so gut mit dem Gewehr, als mit der Navaja und dem Punal umgehen können. Die größten Stierkämpfer Spaniens waren Andalusier, und ein ächter Majo, ohne selbst Torrero zu sein, muß sich doch auf der Plaza de Toros zeigen können. Daß er seinen Fandango kennen muß, versteht sich von selbst; er muß aber auch die Guitarre fertig spielen, und alle bekannte Lieder auswendig wissen. Der Majo ist natürlicher Weise verliebter Natur, aber er darf nicht den Schmachtenden spielen, und wenn er auch durch Freigebigkeit bis zur Verschwendung seine Geliebte erfreut, so darf er doch sonst durch allzugroße Nachgiebigkeit seiner Würde nicht zu viel vergeben. Geiz soll er nicht kennen, eben so wenig Trunkenheit oder Weichlichkeit. Da er die Rache für Beleidigungen selbst übernimmt, so steht er meistens mit den Dienern der Gerechtigkeit auf einem sehr schlechten Fuße, weßhalb es auch wohl kommen mag, daß Majo noch die Nebenbedeutung eines Raufboldes hat. Alles in Allem genommen, würde man anderswo von einem Majo sagen: Ein guter Kerl, aber mauvais sujet. Majos gibt es unter allen Ständen, und wie früher die meisten Räuber, so gehören noch jetzt Contrebandisten und Stierfechter zu ihnen. Die Maja ist das würdige Ebenbild des Majo, heißblütig und verliebt, jammert sie nicht über eine Untreue, die man an ihr begangen, sondern weiß sich mit dem Dolche selbst zu rächen.

Im Allgemeinen ist der Andalusier, wenn er auch Lanze und Messer gut zu führen versteht, doch ein schlechter Soldat, denn er ist körperlicher Anstrengung unfähig, und fürchtet sich, sein köstliches Diesseits zu verlassen. Hat er nicht hier über sich einen beständig blauen Himmel, warme balsamische Düfte umsonst, die herrlichsten Früchte mit wenig Arbeit, und die schönsten Weiber der Erde!

Was kriegerische Eigenschaften anbelangt, so stehen den Söhnen des Südens die Bewohner des Nordens, die Basken und Catalonier,

am auffallendsten gegenüber. Ueberhaupt sind die Basken das nobelste und tüchtigste Volk unter den Spaniern; sie sind fleißig, zuverläßig, arbeitsam und treu, und sie haben sich nicht nur auf dem Schlachtfeld als vortrefflich bewährt, sondern enthielten sich auch während der Bürgerkriege aller Ausschweifungen, wie denn überhaupt Zucht und Sitte ein Grundzug ihres Charakters ist.

An Fleiß und Gewandtheit kommen ihnen die Catalonier gleich; ihre Hauptstadt, Barcelona, ist die einzige Stadt Spaniens, in welcher Industrie und Handel blüht; auch das Landvolk ist unermüdlich, und man muß den schlechten Boden Cataloniens sehen, um die Ausdauer zu bewundern, mit welcher sie ihm die täglichen Bedürfnisse abringen. Wahr ist das spanische Sprüchwort:

El Catalan
Saca de la piedra pan,

das heißt: der Catalonier weiß selbst aus Steinen Brod zu ziehen; wenn sie Mannszucht lernen wollten, wären sie eben so gute als tapfere Soldaten.

Beides sind dagegen die Aragonesen, doch hört man sonst in Spanien nicht viel Gutes von ihnen sagen; man wirft ihnen grobe Sitte und Sprache vor. Sie sind bettelhaft, unersättlich, unverschämt. Zu der Anekdote, die man sich von einem Fremden bei uns erzählt, er habe einem Lastträger für eine geringe Dienstleistung einen Dukaten geschenkt, um zu sehen, ob dieser zufrieden zu stellen sei, worauf derselbe noch um eine Kleinigkeit zu einem Schnaps bat, damit er das schöne Goldstück nicht zu wechseln brauche, ließe sich in Aragonien manches Seitenstück finden.

Den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern hat übrigens der Valencianer; man hält ihn für treulos, rachsüchtig und blutgierig, wo er das, nämlich ohne Gefahr, für sein theures Leben sein kann. Im Verhältniß kommen in Valencia Jahr aus Jahr ein die meisten Meuchelmorde vor; dabei ist er jedoch arbeitsam, nüchtern und sparsam bis zum Geiz.

Der Galizier ist der Savoyarde Spaniens. In der Jugend wandert er mit seinem Nationalinstrument, dem Dudelsack, aus seinem Dorfe nach einer größern Stadt, gewöhnlich nach Madrid oder Lissabon; später wird er Wasserträger, Hafenarbeiter oder Lastträger, und als solcher arbeitet er fleißig und unermüdlich mit seiner beispiellosen Genügsamkeit, und dadurch, daß keiner wie er das Sparen und Zusammenscharren versteht, gelingt es ihm meistens sich ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem er alsdann unfehlbar in seine Heimath zurückkehrt.

Der Asturianer endlich ist der Haushammel des Landes. Obgleich von Haus ungebildet und plump, läßt er sich leicht nach der Hand ziehen, zu Dienstleistungen abrichten, und ist deßhalb, namentlich in den wohlhabenderen Häusern von Madrid, als Bedienter sehr gesucht.

Was das gesellschaftliche Leben der Spanier anbelangt, so findet man für so viele Belustigungsarten bei uns, für Schauspiele, Kaffeehäuser, große langweilige Diners und ermüdende Soupers hier wenig Ersatz; nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten wird der einfache Lauf eines häuslichen spanischen Lebens unterbrochen, und ganz im Gegensatze zu uns, die wir so gerne fremde Sitten und Gebräuche nachahmen, geschieht dieß in Spanien äußerst selten, und dann nur von den allerhöchsten Ständen. Einer Menge von Dingen, welche wir zu unserer halbwegs behaglichen Existenz für unumgänglich nothwendig erachten, z. B. einem gewissen Comfort in Möbeln, Kleidung und dergleichen, legt der Spanier sehr wenig Werth bei, woher es denn auch wohl kommt, daß Fremde so leicht geneigt sind, das gesellschaftliche Leben der Spanier als einförmig und unerträglich zu verdammen.

Man kann sagen, daß sämmtliche öffentliche Belustigungen, Theater und Stiergefechte abgerechnet, in den Freuden des Paseo bestehen, des Spazierengehens, dem das spanische Volk jeden Standes, Alters und Geschlechtes mit wahrer Leidenschaft nachgeht. Hat doch selbst

jedes Dörfchen hier einen Platz mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, mit ein paar steinernen Bänken, und wenn's hoch kommt, auch einer Fontaine, unter dem stolzen Namen einer Alameda. Hier werden die Sommerabende zugebracht, man geht umher, man plaudert, man trinkt ein Glas frischen Wassers, welches des heißen Klima's wegen, und auch wohl als Anklang aus der Maurenzeit bei den Spaniern eine große Rolle spielt. Einer andern eigenthümlichen Belustigung erwähnte ich schon in Valencia. Es sind dieß die Versammlungen der Männer Morgens zwischen zehn und eilf Uhr, auf irgend einem öffentlichen Platze, Corillos; hier in Madrid auf der Puerta del Sol, und man findet sich da mit demselben Eifer ein, wie man bei uns ein Kaffeehaus oder einen politischen Klubb besucht.

Was nun die häuslichen Vergnügungen der Spanier anbelangt, die sogenannten Tertullas, so wird der Einheimische und Fremde selten für einen gewissen Abend dazu eingeladen; wer sich bei einer spanischen Familie vorstellen läßt, wird gebeten, „das Haus als das seinige zu betrachten," und eine solche Einladung gibt ihm ein Recht, so oft zu kommen, als es ihm beliebt. Erscheint er zur Zeit des Mittagessens, so versteht es sich von selbst, daß er am Tische Platz nimmt, kommt er zur Siesta, so ist Niemand für ihn zu Hause, stellt er sich Abends ein, und die Familie ist zufällig nicht auf der Alameda, so kann er, wenn es ihm gefällt, da bleiben, und am Gespräche Theil nehmen, wenn er musikalisch ist, die Gesellschaft durch Klavier- oder Guitarrenspiel erfreuen. Dazu kommen dann bald ein Paar Castagnetten zum Vorschein, man ersucht die jungen Damen zu singen oder zu tanzen, was nun auch meistens nach Herzenslust geschieht. Bälle nach unserer Art oder Tanzpartieen sind dagegen in Spanien äußerst selten, und fangen selbst jetzt erst nach und nach in der höheren Gesellschaft an Eingang zu finden. Da bei diesen Zusammenkünften keine Erfrischungen gereicht werden, höchstens eine Tasse Chocolade, wenn es lange dauert, so ist das ein eben so wohlfeiles Ver-

gnügen, wie das Spazierengehen, weßhalb auch fast alle Stände, Arme wie Reiche, häufig ihre Tertullas halten. Die Zwanglosigkeit dabei erstreckt sich auch auf die Kleidung, und es wird Niemand einfallen, wenn er sich vom Paseo weg zu einer Tertulla einfindet, vorher eine gewähltere Toilette zu machen.

Bei allen Zusammenkünften, sowie überhaupt im gesellschaftlichen Leben der Spanier nehmen die Frauen einen wichtigen Platz ein. Wenn man in einer Tertulla ein wenig aufmerksam ist, so bemerkt man gleich, daß überall kleine Herzensangelegenheiten abgemacht werden. Es ist dieß aber so begreiflich bei diesem leicht erregbaren Volke, und ich möchte den sehen, der kalt bleibt, wenn eine Spanierin mit ihren schönen Augen und der Kunst, sie zu gebrauchen, es darauf abgesehen hat, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Wenn die Gesetze der ehelichen Treue hier im Allgemeinen nicht so streng gewahrt werden, wie wir dieß wenigstens vom gesellschaftlichen Leben bei uns behaupten, so wird dagegen die Treue der Liebe und ihre Gesetze um so heiliger gehalten. Eine Spanierin, die ihrer Freundin gewiß keine Vorwürfe darüber machen wird, oder den vielleicht befreundeten Gemahl warnen, wenn sie einen Cortejo gefunden, ist dagegen wohl im Stande, diesen Liebhaber von einem Verrath zu benachrichtigen, der gegen ihn begangen werden soll. Treulosigkeit in der Liebe wird von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, sowie dagegen die Gesellschaft fast jedes Verhältniß, welches die Liebe knüpft, bereitwillig schützt. Huber in seinen Skizzen aus Spanien sagt: Die Spanierinnen machen die Liebe zu ihrer Hauptbeschäftigung und sehen die Pflichten und Gesetze derselben als die wichtigsten und bindendsten an.

Die strengen Urtheile, welche über die Spanierinnen gefällt werden, entspringen übrigens, wenn sie nicht blos das Produkt der Eitelkeit und der Einbildungskraft sind, aus der großen Freiheit und Ungezwungenheit im Ausdrucke, aus derselben Franqueza, welche dem ganzen gesellschaftlichen Leben der Spanier zu Grunde liegt, und den

Fremden bei oberflächlicher Beobachtung, bei der Gewohnheit theoretischer Schlüsse, oder sehr oft bei einer großen Eitelkeit, leicht zu sehr irrigen Folgerungen und Ansichten verleitet. Was indessen auch die Spanierinnen für Fehler haben mögen, sie sind weder zu coquet noch prüde, und das ist schon sehr viel.

Was die Frauen nun außer der Liebe in das gesellschaftliche Leben der Spanier bringen, und woran die ganze Gesellschaft Theil nehmen kann, während die Liebe dem Einzelnen gehört, ist eine unvergleichliche, natürliche Anmuth in der Rede, in dem Blicke, in allen Bewegungen, kurz in ihrem ganzen Wesen, welche man in der Art nirgends wieder findet, einen natürlichen Verstand und Witz, mit einer Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks verbunden, die wirklich bei dem fast gänzlichen Mangel an eigentlicher Erziehung und Unterricht erstaunenswerth ist, einen Enthusiasmus für den Ruhm, die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, und überhaupt eine Lebendigkeit und Frische aller Gefühle und Interessen, sei es Liebe, Religion, Haß, Eifersucht, Freude oder Schmerz, die sich ohne falsche Scham oder Prüderie äußert, und bei jeder Gelegenheit wie ein unbändiger Strom hervorbricht, in begeisterten Worten, glühenden Blicken und den ausdrucksvollsten und doch anmuthigsten Bewegungen.

Ein charakteristischer Zug in dem gesellschaftlichen Leben der Spanier ist der in andern Ländern unbekannte Grad von gesellschaftlicher Freiheit und Gleichheit, der in der Tertulla, auf dem Paseo, auf der Plaza, den Handwerker, den Kaufmann, den Offizier, den Beamten, den Geistlichen von jedem Range, den Adeligen, den Marques und Grafen, auf einem Fuß der vollkommensten Gleichheit in Berührung bringt.

Was aber in Spanien die Gesellschaften trennt, ist nur die geistige Bildung, die geistigen Bedürfnisse, nicht die äußere Stellung ihrer Mitglieder, und innerhalb dessen, was man im Allgemeinen die gebildeten Stände nennt, gibt es keine gesellschaftliche Aristokratie und Absonderung. Hier sind höchstens nur einige Ueberreste der alten

Grandezza auszunehmen, deren Leben nur dem Hof angehört. — Was unter- oder außerhalb dieser Gränze liegt, hat, wie sich denken läßt, nicht den Wunsch, sie zu überschreiten, sondern hält sich zu Seinesgleichen; aber wo der Zufall die untern oder untersten Stände mit den höhern oder höchsten zusammenführt, z. B. auf Reisen, sogar in Verhältnissen vorübergehender Dienstleistungen, da geschieht es immer mit der vollkommensten Gleichheit, die aber auch nur dadurch möglich wird, daß die unteren Stände geistig nur durch größere Unwissenheit sich von den höheren unterscheiden, während sie alle natürlichen Anlagen mit ihnen gemein haben, besonders aber einen natürlichen Anstand, eine Würde des Benehmens und der Haltung, und eine Leichtigkeit und Kraft des Ausdruckes, der kriechende oder rohe Gemeinheit ausschließt, und es dem Gebildeten, dem Vornehmen möglich macht, mit dem gemeinen Manne, wie mit Seinesgleichen umzugehen. So geschieht es denn, daß die äußern Formen der Höflichkeit und der gesellschaftlichen Berührungen unter allen Ständen ziemlich dieselben sind, also daß der gebildete Städter ohne unangenehme Empfindung oder Berührung in eine Venta voller Fuhrleute oder Maulthiertreiber, oder in ein Bauernhaus, und der Landmann oder Maulthiertreiber ohne Verlegenheit oder Demüthigung in das eleganteste Kaffeehaus oder in die Wohnung des reichsten Städters tritt. Diese Art von gesellschaftlicher Freiheit und Gleichheit, der rechtliche Stolz, die ernste gemessene Höflichkeit, die edle Haltung, die man durchgehends auch bei den untern Volksklassen in Spanien findet, bringt bei dem Fremden eine Art von bleibender angenehmer Empfindung, ein gewisses Behagen hervor, was ich wenigstens in keinem andern Lande empfunden, sondern im Gegentheil häufig schmerzlich entbehrt habe. Ja, auf die Gefahr hin, nicht recht verstanden zu werden, gestehe ich, daß dieses Gefühl mir alle Beschwerlichkeiten oder Gefahren, welche sonst mit dem Reisen in Spanien verbunden sein mögen, nicht nur erträglich, sondern angenehm gemacht hat, daß ich jetzt mit einer Art von Sehnsucht der

Abende gedenken kann, die ich nach ermüdenden Ritten in den spanischen Ventas zugebracht habe.

Dreizehntes Kapitel.

Escorial.

Winterlandschaft. Der Herzog von Rianzares. Der Leichenzug der Prinzessin. Eine Feenburg. Der Escorial. Ein blinder Führer. Philipp der Zweite in der Schlacht. Kloster und Kirche. Aussicht von der Kuppel. Der Rost San Lorenzo's. Nacht und Nebel. Der Leichenconduct. Die Uebernahme der Prinzessin. Nächtliches Kirchenamt. Die königliche Gruft. Die Beisetzung. Abschied vom Escorial.

Schon längere Zeit hatten wir auf günstige Witterung gewartet, um den Escorial zu besuchen; um diesen Ausflug zu machen, wünschten wir schon ein klein wenig Sonnenschein, denn der Escorial liegt bekanntlich noch weit höher als Madrid, in eine Schlucht des mächtigen Guadarramagebirges geschmiegt, welches, wie wir uns häufig von der Terrasse des königlichen Schlosses durch den Augenschein überzeugten, selbst auf seiner, Madrid zugekehrten, Südseite von oben bis unten mit einem weißen Schneemantel bedeckt war. Endlich kam trotz Eis und Schnee eine für unsere Tour entscheidende Stunde. Am fünften Januar ward die Königin Isabelle bekanntlich von einer Infantin entbunden, welche am achten desselben Monats starb und am dreizehnten im Escorial beigesetzt werden sollte. Man sagte uns, eine so günstige Gelegenheit, den Escorial in alter Pracht und Herrlichkeit aufleben zu sehen, dürften wir nicht vorübergehen lassen, weßhalb wir uns denn rasch entschlossen, nicht mehr auf Sonnenschein und warme Witterung zu warten, sondern einen Platz auf der Postkutsche zu nehmen, die alle zwei Tage Morgens früh um sechs Uhr aus der Calle de Fuentes nach dem Escorial abgeht.

So rollten wir denn am zwölften in der Morgendämmerung durch die Straßen, hatten angenehmer Weise die Berline erhalten (mit dem Coupé unserer Eilwagen gleichbedeutend), konnten also frei vor und um uns schauen und erblickten, als wir am königlichen Schloß vorbeifuhren, hier Infanterie- und Kavalleriemassen, welche auf der Plaza del Oriente und in den angränzenden Straßen aufgestellt waren und Spaliere gebildet hatten für die arme kleine Prinzessin, deren Körper, von großem Gefolge escortirt, schon eine Stunde vor uns Madrid verlassen hatte. Vor dem Thore, auf der Landstraße nach Galizien, dem Paseo de la Florida, begegneten uns reichvergoldete Saatskutschen mit sechs, acht und zehn Pferden oder Maulthieren bespannt, die schwarze Federbüsche an den Köpfen und lange Trauerflöre an den Geschirren trugen, begleitet von Kavalleriepikets. Sie hatten der Infantin das Geleite bis ans Weichbild der Stadt gegeben, von wo der Leichenzug in einfacherer Pracht nach dem Escorial gehen sollte.

Es war ein frostiger, nebeliger Morgen, der Boden ziemlich hart gefroren, weßhalb die Räder des Wagens freilich nicht so tief in den Koth einschnitten, wir aber desto empfindlichere Stöße erleiden mußten. Die mächtigen Ulmen am Wege auf dem eben erwähnten Paseo, sowie die Sträucher am Ufer des Manzanares gaben uns recht das Bild eines heimathlichen Winters, der kleine Fluß hatte an seinen weißbereiften Ufern sogar Eis angesetzt, die gewaltigen Bäume sowie die Sträucher zeigten ihre schwarzen, kahlen Aeste. Der Mayoral hatte Nase und Mund mit einem dicken Tuch verbunden, und der Zagal strampelte mit Händen und Füßen, um sich warm zu halten, da er mit seinem gewöhnlichen Geschäft, dem Antreiben der Maulthiere, nicht viel zu thun hatte; vor unsere Kutsche waren nämlich sechs tüchtige Pferde gespannt, die mit leichtem Zungenschlag und der Peitsche angetrieben, uns in einem gleichmäßigen tüchtigen Trab dahinzogen. Bis an die Brücke des Manzanares fuhren wir in der Ebene, dann aber hatten wir gleich wieder das uns bekannte Terrain der Mancha, beständig Berg auf und ab, durch ein ödes, unfruchtbares, langweiliges

Land. Die Straße von Madrid nach dem Escorial ist eine lange Strecke zugleich der Weg zu dem Lustschloß la Granja, wo sich der Hof während des Sommers mehrere Monate aufhält, und deßhalb recht gut erhalten. Auf einem hohen Damme ziemlich aufsteigend, der durch ein Thal mit steilen Wänden in die Höhe führt, kletterten unsere Pferde langsam empor und ließen uns vollkommen Zeit, einen Rückblick auf die Stadt zu werfen, deren Häusermassen undeutlich im Nebel verschwimmend hinter uns lagen. Rechts und links dehnte sich das kahle Land weit hinaus, ein kleiner Hügel am andern, keine Bäume, fast nirgends ein Strauchwerk, höchst selten die Spur einer menschlichen Wohnung. Hie und da bemerkte man einen Streifen Schnee, welcher den Anblick der graugelben Fläche doch um etwas belebter machte. Es war an diesem Bergabhange, wie man uns erzählte, wo Königin Christine ihren zweiten Gemahl, den damaligen Senor Munoz, jetzigen Herzog von Rianzares kennen lernte; sie begab sich nach la Granja, und ihre zehn Maulthiere waren nicht im Stande, den schwer bepackten Reisewagen, ohne mehrmals stehen zu bleiben, den Berg hinauf zu bringen. Bei einer solchen Rast standen die Thiere obendrein nicht fest, und der Wagen fing an rückwärts zu rollen, was gerade an dieser Stelle hätte sehr gefährlich werden können, denn wie schon erwähnt, führt die Straße hier über einen hohen Damm von zuweilen an sechzig bis achtzig Fuß Höhe. In diesem Augenblicke warf sich ein junger Mann von der berittenen Leibwache der Königin von seinem Pferde, sprang an den zurückweichenden Wagen hin, griff mit riesenhafter Stärke in die Speichen eines der Hinterräder und brachte ihn zum Stehen. Von der Königin blieb diese That, solch ein kräftiger Ausdruck der Ergebenheit, nicht unbemerkt; doch hatte Senor Munoz eine so glänzende Belohnung, wie sie ihm später zu Theil wurde, wohl nicht erwartet.

Jetzt erreichten wir die Hochebene, und der Mayoral, der mit einem kräftigen Peitschenschlag seine sechs Pferde zum gestreckten Lauf antrieb, zeigte darauf vor uns hin auf die Straße, wo sich in weiter

Ferne ein nebelhaft verschleiertes Gefühl von Wagen, Reitern und Fußgängern bewegte, — der Leichenzug der Prinzessin. Da wir sehr scharf fuhren, so erreichten wir in einer halben Stunde die letzten der Begleitung, escortirende Infanteriemassen, fuhren in kurzem Trabe zwischen ihnen hindurch, und darauf langsam an dem ganzen Zuge vorüber. Es war ein interessantes Bild, eine Erinnerung an alte spanische Pracht und Herrlichkeit mit gewaltigem, ergreifendem Contraste, wenn man die großen reichverzierten Equipagen mit zahlreicher Dienerschaft in gold- und silbergestickten Röcken, die Pferde mit prachtvollen Geschirren bedeckt so in der kalten, traurigen Winterlandschaft dahinziehen sah. Aeußerst malerisch nahm sich die berittene Leibwache der Königin aus, die in aufgelösten Reihen, in Gruppen von zwei und drei ritt, fest in ihre weißen Reitermäntel gewickelt, schöne, hohe Leute auf großen, kräftigen Pferden, in der rothen, goldgestickten Uniform mit weißen, anliegenden Beinkleidern und hohen, glänzenden Reitstiefeln, auf dem Kopfe den blitzenden Helm. Unser Zagal voltigirte vom Bocke herab, und näherte sich mit abgezogenem Hute einem der commandirenden Offiziere, den er im Auftrag des Mayoral um Erlaubniß bat, an dem Zuge im Trab vorbeifahren zu dürfen. Dieß wurde denn auch freundlichst, aber mit der Weisung bewilligt, die Pferde vorn beim Leichenwagen im Schritte gehen zu lassen. Bald ließen wir die Reiter hinter uns und erreichten wieder andere Kutschen, schwere Dienst- und Reisewagen mit Hochwürdenträgern, Kammerherren, zahlreicher Dienerschaft, Köchen und Hellebardieren der Königin angefüllt. Ihnen voraus fuhren abermals ein paar Staatscarossen mit hoher und niederer Geistlichkeit, und dann erreichten wir den Leichenwagen, der im langsamsten Schritte von zehn schwarzen Maulthieren mit dunkler Beschirrung und wehenden Federbüschen auf den Köpfen gezogen wurde. Zu Fuß gehende Stallleute in schwarzer Livree führten die Zügel der Thiere. Besonders dieser Wagen mit der kleinen Kinderleiche hatte hier in der weiten, düsteren, einsamen Ebene etwas unbeschreiblich Rührendes. Auf seinem Untergestell be-

fand sich ein auf vier Säulen getragener Baldachin, unter dem der kleine Sarg stand, verhüllt mit einer rothsammtnen, goldgestickten Decke, deren Fransen so tief herabhingen, daß sie beständig gestreift wurden von den langsam sich umdrehenden Rädern. Diese sowie der ganze Wagen waren aus weiß lakirtem Holze, alles mit künstlichen Rosenguirlanden umwunden. Obenauf lag ein mächtiger Blumenkranz, zwischen dem die königliche Krone hervorragte. Unser Mayoral und Zagal, selbst der vorreitende Postillon und natürlicher Weise auch wir Passagiere, nahmen unsere Hüte ab, bis wir bei dem Leichenwagen vorbei waren, dem abermals ein Trupp von der berittenen Leibwache der Königin vorauszog, dann aber machte sich unser Rosselenker eine frische Papiercigarre, rief dem Postillon ein lautes vorwärts! zu, knallte seinen Thieren tüchtig eins über, und dahin sausten wir, nach ächt spanischer Manier im gestreckten Galopp der Pferde, bald den ganzen Leichencondukt weit hinter uns lassend. Doch noch lange nachher, wenn ich aus dem Fenster zurückschaute, bemerkte ich den weißen Wagen, wie er langsam auf der dunklen Chaussee hin und her schwankte.

Nach einer Stunde tüchtigen Fahrens erreichten wir die erste Station, die Pferde wurden ausgespannt, dagegen die unvermeidlichen Maulthiere vorgelegt, und mit ihnen hatten wir auch wieder das beständige, unerträgliche Peitschengeknall und das ewige gellende Geschrei von Mayoral, Zagal und Delantero. Die Gegend blieb sich in ihrer Langweiligkeit völlig gleich, bald ging es auf der breiten Straße ziemlich steil abwärts, dann wieder ebenso aufwärts; rechts und links bestand die ganze Abwechslung in bald kleinern, bald größern Hügelreihen in schmutzig grauer oder gelbröthlicher Färbung. Zuweilen zeigten sich einige verkümmerte Bäume, kleine Buxbaumsträucher, Ginster und zwischen der Straßenetnfassung, aus roh über einander gelegten Steinen bestehend, wucherten Disteln und Brombeerstauden. Der Himmel war uns nicht ganz ungünstig, es regnete nicht, ja das graue Gewölk, welches heute Morgen schon über uns lagerte, wurde lichter

und durchsichtiger, und zuweilen sogar blickte aus der grauen Fläche eine blaue Stelle, welche aber bald wieder von Nebelmassen bedeckt wurde.

Der Guadarrama wuchs scheinbar vor uns in immer majestätischeren Massen auf. Seine Schneeumhüllung, welche ihn uns von Madrid aus fast weiß erscheinen ließ, sah hier durch tief eingehende Schluchten und vorspringende Felswände zerrissen und zerfetzt aus und ließ seine schroffen, zerklüfteten Formen um so deutlicher erkennen. Nach der zweiten Station überschritten wir einen Ausläufer des Gebirges, und zwar auf einer Straße, die man selbst in Deutschland hätte vortrefflich nennen können, in Spanien aber überraschend schön, sie war gut geebnet und stieg, kunstvoll angelegt, an den steilen Felsen in Windungen in die Höhe; den Weg größtentheils hier durchzusprengen war keine kleine Arbeit gewesen, die Abräumung, mächtige Felsenplatten und riesenhafte Blöcke, befand sich noch zu beiden Seiten der Straße. Unsere Maulthiere liefen in einem starken Trabe hinauf, und daß sie das auszuhalten im Stande sind, darin besteht der Vorzug, den man ihnen hier in Spanien, und mit großem Recht, vor den Pferden gibt.

Auf der Höhe angelangt, hatten wir vor uns ein weites Thal, hinter dem der Hauptzug des Guadarrama stolz und mächtig emporstieg, und zu gleicher Zeit einen Anblick, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. „Escorial!“ rief der Mayoral, indem er vor sich hinzeigte. Und an der gegenüber liegenden Felswand, sich scharf abhebend von der Schneedecke, welche sich dort befand, sahen wir in dunklen schweren Massen das riesenhafte Kloster mit seiner gewaltigen Kuppel und seinen hohen Thürmen, wie eine Feenburg thronen! Ja, wie eine Feenburg! wie das Schloß eines mächtigen Zauberers, der sein Werk hoch in die Luft hingestellt hat. Denn gerade so sah es aus. Ein Nebelstreifen hatte sich unten um die Grundmauern des Gebäudes gelagert, einer weißen Wolke ähnlich, die dasselbe zu tragen schien. Ueberraschend im höchsten Grade war

dieser Anblick; dazu war die Sonne so freundlich, in diesem Augenblicke einen kleinen Strahl ihres Lichtes zu senden, welcher auf die wogenden Nebelmassen fiel, sie hell beglänzte und einen wohlthuenden Schimmer auf die finstere Häusermasse fallen ließ. Dieß Bild allein hätte sich der Reise hieher verlohnt. — Und während wir abwärts rollten, blieb das Zauberschloß noch lange unverrückt vor unseren Augen wie hoch in der Luft schwebend stehen.

Der Escorial, eigentlich San Lorenzo el real la Victoria, wie der wahre Name des berühmten Hieronymitenklosters ist, hatte von seinem Stifter, König Philipp II., ein ungeheures Territorium von Ländereien erhalten, die sich südlich von ihm ausbreiten. Hier befanden sich früher Fruchtfelder, Parkanlagen, und für die Mönche Spaziergänge jeglicher Art durch Wald und Flur. Schon zwei Stunden vorher, ehe man den Escorial erreicht, kommt man an seine äußerste Gränze, ein Gebäude mit weitem, hohem Thorbogen, hinter dem aber leider die gute Straße aufhört und man bei einem rieselnden Bergwasser vorbei wie über einen Waldgrund fährt. Hier ist von der ehemaligen Chaussirung des Weges kaum eine Spur mehr übrig geblieben; die Mauern, welche ihn früher begränzten, sind zusammengestürzt, haben die Straße verengt und auch wohl hie und da das Flußbett ausgefüllt, so daß das Wasser schäumend anprallt und sich nun über die benachbarten Gründe einen anderen Weg suchen muß. Gleich hinter dem oben erwähnten Thorbogen erblicken wir zu unserer Linken ein mächtiges, vielleicht dreißig Fuß hohes Kreuz, welches auf der Stelle, wo es steht, mit seinem massenhaften Piedestal aus einem einzigen Steinblocke gehauen wurde. Von angesetztem Moos und Flechten hat es eine grünliche Farbe angenommen und paßt so recht in die traurige, öde Wildniß. In der besseren Jahreszeit, wenn alles grün ist, mag es hier wohl freundlicher sein und alsdann das murmelnde Wasser unter den dicht belaubten Eschen, Erlen und Ulmen vielleicht allerlei sonderbare Dinge erzählen, die sich hier heimlich begaben; denn in der alten Zeit war der Escorial nicht nur ein Aufent-

halt für Mönche, sein Gründer Philipp II. brachte hier mit dem ganzen Hofe jährlich einige Monate zu, und die armen spanischen Hofdamen und Edelfräulein, die sich gewiß in den düstern Klostermauern entsetzlich langweilten, liebten es wahrscheinlich, ihre Spaziergänge bis hier ans alte Kreuz auszudehnen, an dessen moosbedecktem Fuße man sicher oft einige von ihnen gelagert sah, wenn auch vielleicht nicht immer in inbrünstigem Gebet begriffen. —

Wir lassen es hinter uns, der Weg ist zuweilen so eng, daß die überhängenden Zweige den Wagen streifen, und wird dabei so kothig, daß unsere armen Maulthiere nur mit Mühe fortkommen. Dazu geht es nach einiger Zeit wieder ziemlich stark bergan, doch erhalten wir glücklicher Weise Vorspann und zwar zu unseren sechs Maulthieren noch vier Pferde, welche durch einander zu drei und drei gespannt werden, und so fahren wir nun unverdrossen wieder in scharfem Trab vorwärts. Wir nähern uns dem Ziele und erkennen das hier an regelmäßigen Alleen, die unsern Weg durchschneiden, dort an Thoren mit oder ohne Eisengitter, die wohl auf Felder und in umschlossene Parks führen. Letztere scheinen noch gut unterhalten zu sein, man sieht freistehende Gruppen von mächtigen Bäumen neben niederem Gebüsche, Wege, die sich um sie herum schlängeln, und von ihnen weg nach großen Teichen und ummauerten Bassins führen. Auch einen Springbrunnen bemerken wir, der seine kalten Wasserstrahlen in die winterliche Luft hinausspritzt; endlich auch wird der Weg wieder breiter und ist von einer hohen Granitmauer eingefaßt, über welche Steineichen ihre immergrünen Zweige hinausstrecken. Wir biegen um eine Ecke, und vor uns liegt das gewaltige Klosterschloß, ernst, ja düster auf seinen Terrassen und Plattformen, die sich gleich steinernen Redouten vor ihm erheben. Wie sehr man auch auf diesen großartigen Eindruck vorbereitet sein mag, der erste Anblick des Escorial überwältigt jede Erwartung. Ich glaubte ein Haus zu finden, sagt Rochau, und sah ein ausgehöhltes Granitgebirge vor mir.

Man nennt Juan Bautista de Toledo und Juan de Herrera als



die Baumeister des Escorial, aber ich glaube nicht an diese Namen, ich bin überzeugt, daß der Escorial von dem Künstler herrührt, der sich erbot, den Athos zum Standbild des macedonischen Alexander umzumeißeln. Wie die eiserne Nothwendigkeit steht der starre kalte Riesenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Und sicherlich, wenn von allen Bauwerken, die Spanien seit dem Ende der Römerzeit bis auf den heutigen Tag errichtet hat, wenn von allen seinen Schlössern und Kathedralen einst kein Stein mehr auf dem anderen sein wird, dann wird noch immer eine finstere und stolze Klosterruine am Guadarrama von der Fabelzeit Philipp's II. zeugen, die in wahnsinnigem Hochmuth auf diesem Fußgestell einen Platz einnehmen wollte zwischen der Menschheit und Gott. Der Escorial ist ein Denkmal der maßlosesten Selbstsucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt, mit welcher sie sich für lautere Frömmigkeit hält und ausgibt. Ein Grabstein für seinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für seine königliche Seele: das war der große Zweck Philipp II. bei der Gründung des Lorenzklosters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens gestellt, zu beten und Messen zu lesen für das Seelenheil eines einzigen Sünders, fort und fort bis an das Ende der Zeiten. Von den Häuptlingen alter Völker lesen wir, daß sie ihre Weiber und ihre Lieblingssclaven auf ihrem Grabe schlachten ließen; der Beherrscher Spaniens hat hundert, ja tausend Generationen, so wenigstens lag es in der Absicht Philipp's II., dazu bestimmt, auf seinem Sarge nicht etwa zu sterben, sondern in Banden des Leibes und des Geistes zu leben.

Der Nebel, welcher um die Terrassen des Escorials wogte, hatte sich weder ganz gehoben noch ganz gesenkt, und wenn aus Schluchten des Guadarrama zuweilen ein Windstoß herüber fuhr, so qualmte er hoch empor und verhüllte das riesenhafte Gebäude mit seinen Wolken, so daß es aussah, als brenne irgendwo in der Tiefe ein mächtiges Feuer, das seine mächtigen Rauchmassen hoch empor sende. Zu guter Letzt hatten unsere Zugthiere noch einen schweren Stand; es ging

sehr steil aufwärts bis zum Städtchen, welches neben dem Kloster liegt, und nur mit lautem Geschrei und Peitschenknallen konnte man die Maulthiere und Pferde auf ihren Beinen erhalten. Dazu fanden wir in der schlecht gepflasterten engen Straße Glatteis und waren in der That recht zufrieden, als wir endlich ohne besondere Unglücksfälle vor der Post hielten. Wir hatten von Madrid hieher — eine Entfernung von sieben Leguas — acht Stunden gebraucht. Das Städtchen Escorial, wohl von Escorias, erschöpften Minen, die sich in der Nähe befinden, abgeleitet — Escurial haben die Franzosen daraus gemacht, — nach welchem das Kloster benannt ist, liegt etwas höher als dieses; es ist klein und nimmt sich wie ein Anhängsel der gewaltigen Steinmassen da drunten aus. Seine einzige ordentliche Straße wird in der Mitte von einem klaren aber sehr schmalen Bergwasser durchströmt, und eine Häuserreihe derselben besteht aus zusammenhängenden, massiv aufgeführten Gebäuden, welche früher zu Wohnungen für Gefolge und Hofdiener benützt wurden. Auch befand sich hier der Palast, welchen die Infanten für ihre Familien bauten, der übrigens nie beendet wurde. Während der langen Bürgerkriege dienten diese kleinen, unfertigen, aber festen Häuser bald dieser bald jener Partei, welche sich gerade darin verschanzte, was auch nicht zu ihrer Erhaltung beitrug. Und so sind die meisten von ihnen jetzt nur noch Ruinen mit eingestürzten Dächern und ohne Fenster und Thüren.

Im Gasthofe zur Post bekamen wir ein paar gute Zimmer nach spanischen Begriffen, d. h. einen kleinen Salon mit Binsenmatten, in dem aber weder Thüre noch Fenster gehörig zu verschließen waren; draußen war es recht kalt und zu unserer Erwärmung wurden wir mit einem Brassero voll glühender Kohlen versehen; unsere Betten standen in zwei dunklen Alkoven. Doch machten wir von dieser Wohnung im Augenblick nur sehr kurzen Gebrauch; es drängte uns, schon heute von dem Kloster so viel wie möglich zu sehen, denn man hatte uns gesagt, wegen der Feierlichkeiten der Beisetzung könnte es uns vielleicht morgen schwer gemacht werden, das Innere genau zu betrachten.

Schon in Madrid hatten wir von dem seltsamen Führer gehört, welcher die Fremden durch das Labyrinth des Escorials begleite. Unser Wirth hatte gleich nach ihm geschickt, und es erschien bald ein alter Mann mit weißen Haaren, sehr langsam und vorsichtig gehend, wobei er sich auf die Schulter seiner kleinen Enkelin stützte. Er betrieb das Geschäft eines Cicerone schon seit langen Jahren, kannte nicht nur die Entstehung jedes Bildes und jeder Statue, sondern ich möchte fast sagen, jeden Stein, jede Treppenstufe, und wußte allerlei anmuthige Geschichten bald über dieß, bald über das zu erzählen. Dabei hatte er nur einen einzigen Fehler: er war nämlich blind, vollkommen blind, und nur eine langjährige Gewohnheit machte es ihm möglich, in der tiefen Nacht, die ihn umgab, die Fremden welche sich seiner Leitung anvertrauten, ohne die geringste Irrung durch das ganze Gebäude zu führen. Ich würde diese Thatsache nicht für möglich halten, wenn ich sie nicht erlebt hätte. Der Wirth, der übrigens Zweifel in unseren Mienen zu lesen schien, sagte lächelnd: „folgen Sie nur dem Cornelio, Sie werden sehen, er vergißt keinen Winkel des Klosters, keine Statue, kein Bild."

So schritten wir denn über die Straße, unter einer der bedeckten Brücken durch, mit denen die verfallenen Häuser, von denen ich oben sprach, unter einander verbunden sind, über finstere Gänge, die sich bald rechts, bald links wandten, und über große und kleine Treppen zum Platze vor dem Escorial hinab. Schon hier war uns der blinde Führer von großem Nutzen, er schritt voran und zeigte uns die Richtung des Weges an, jetzt rechts, jetzt links, sechs oder acht Schritte abwärts, dann vier gerade aus.

Da standen wir denn auf dem weiten, von langen niedrigen Gebäuden umgebenen Platze, in dessen Mitte der Escorial emporragt; es war uns wie ein Traum und wir hätten versucht sein können, nicht an die Erfüllung des sehnlichen Wunsches zu glauben, das achte Wunder der Welt, wie die Spanier wohl mit Recht das Kloster nennen, nun wirklich vor uns zu schauen. — Escorial! Das Wort ruft

so manche Erinnerungen wach, und die glänzende, wenn auch schreckliche Regierungszeit Philipp's II., der wir schon in der Jugend mit so großem Interesse gefolgt, tritt hier so lebendig vor unsere Seele. Ist es uns doch gerade, als würden wir den finsteren, unheimlichen König selbst vorüberschreiten sehen, ihn, in dessen weiten Reichen die Sonne nie unterging und die Flammen des Scheiterhaufens nie erlöschten, gefolgt von Personen, die uns so bekannt scheinen und doch so fabelhaft sind, Elisabeth, seiner königlichen Gemahlin, Karlos, seines Infanten, von dem man nicht weiß, wie und wo er geendigt, ja nicht einmal, ob sein Leib wirklich drunten ruht in dem Sarge, der seinen Namen trägt. Wenn wir die starre Form der granitnen Thürme betrachten, so fällt uns Alba ein, seines Königs würdigster Diener, und wir denken an seine blutigen Züge gegen Norden, unserer Heimath zu, es ist, als sehen wir Flandern und Brabant, den Aufruhr in den Provinzen, den Marktplatz von Brüssel mit seinem Schaffot und mit Egmont, den wir so sehr geliebt und dessen Schicksal wir von jeher bedauert haben. Ja ihn, den flandrischen Grafen können wir besonders nicht vergessen und müssen des Schlachttags von Saint-Quentin gedenken, denn der Sieg der spanischen Waffen dort ist die Ursache der Erbauung des Escorials. Ein spanischer Geschichtschreiber erzählt darüber: am zehnten August 1557 belagerte der König Philipp II. Saint-Quentin; Philibert von Savoyen führte die Spanier und wurde von Graf Egmonts flandrischen und deutschen Truppen glänzend unterstützt, sowie von ein paar tausend Engländern unter Pembroke. Die Franzosen boten die Schlacht an, welche mörderisch entbrannte; während sich aber die Soldaten für ihren König schlugen, hielt sich dieser außer Schußweite, wie ein armer Sünder zwischen zwei Beichtvätern und hörte nicht auf, Gebete zu murmeln und Schwüre und Gelübde an alle Heiligen zu thun. Der König fürchtete sich, sagt einfach der spanische Geschichtsschreiber; vor allen Dingen wandte er sich an San Lorenzo und gelobte ihm eine prachtvolle Kirche nebst Kloster, wenn er ihm ohne Gefahr für seine Person zum Siege verhelfen wolle. In

der That wurden auch die Franzosen vollständig geschlagen und der König hielt dem Heiligen sein Wort auf so umfassende und glänzende Art, daß alle Heiligen der Welt hätten damit zufrieden sein können.

Dabei hat wohl nie ein König mehr in seinem eigenen Charakter gebaut, als Philipp II., indem er dieses Werk herstellte. Die große Anfahrt zum Escorial ist von Nordost, so daß man die Gebäudemasse zur Linken hat, wenn man die Höhe erstiegen, auf der dieselbe liegt. Die Nordseite, vor der auch wir so eben mit unserem Führer ankommen, und die ihrer ganzen Länge nach zurückgelegt werden muß, um den Haupteingang, der auf der Westseite liegt, zu gewinnen, hat schon beim ersten Blick etwas Zurückstoßendes; betrachten wir die lange, unermeßliche Front, nur an beiden Enden von Thürmen flankirt, ohne allen Vorsprung, von zahllosen kleinen Fenstern durchbrochen, so gibt es keinen erkältenderen Anblick; man hofft auf der Westseite beim Hauptportal einige Unterbrechung dieser Monotonie zu finden, aber so bald man um die Ecke biegt, ist hier die gleiche Starrheit, die Säulen, welche die Mitte auszeichnen, nur angelehnt und mit der Wand verwachsen, kein offener Portikus, keine mächtige Arkade, die den Blick in einen luftigen Hof erlaubt; außer zwei entfernteren und unbedeutenden Seitenthüren ist die mittlere Hauptpforte nur eine, im Verhältniß mäßig große Thüre, mit der gleichsam durch eine Schlüsselumdrehung der ganze Gebäudekoloß von außen unzugänglich gemacht werden kann, nirgends ein Rücksprung, nirgends eine Verzierung auf dieser todten Façade, noch sonst eine künstlerische Laune, die auf die schwere Masse phantastisches Licht und Schatten wirft: ernst und feierlich, grau in grau steht der Riesenbau, ganz wie die kalte, unbeugsame Seele Philipps oder das starre und öde Herz des Königs, wenn überhaupt eines in seinem Busen schlug.

Die Anlage des Escorials ist, weil aus einem Gedanken entsprungen und auf einmal ausgeführt, auch eine vollkommen regelmäßige, symmetrische und contrastirt wesentlich mit den meisten derartigen

Bauanlagen, die ihr Entstehen der Länge der Zeit verdanken und bei denen mannigfach sich durchkreuzender Wille die ursprüngliche Idee verrückte. Wie der Zweck, dem dieses Gebäude dienen sollte, ein gedoppelter, so zerfällt auch der Plan in zwei gleiche Hälften; die Achse geht von Westen nach Osten durch den großen Hof und dann durch die gegen denselben sich öffnende Kirche, die demnach ihre Rückseite gegen Osten und also nach Madrid kehrt; nördlich davon liegt der königliche Palast, dessen Zimmer dadurch im Sommer eine herrliche Kühle erhalten, und das Seminar, südlich das Kloster. Diese zwei Seitenpartien bilden je zwei länglichte Vierecke, doppelt so lang als breit, und fassen die Kirche, an die sie dicht angebaut sind und den vor derselben liegenden Hof in ihre Mitte.

Der innere freie Raum in den zwei ungeheuren Vierecken des Palastes und des Klosters ist durch Querbaue, die von Norden nach Süden laufen, je in zwei quadratische Hälften getheilt; die Hälfte gegen Süden bildet im Schloß den Ehrenhof, im Kloster den Kreuzgang oder Patio de los Apostoles, die nach Westen abfallenden Hälften zerfallen aber durch kreuzweise Theilung je wieder in vier kleinere Höfe, alle von Bogengängen umgeben, so daß im Ganzen eilf Höfe entstehen, zu denen noch mehrere kleine am Zusammenstoß der verschiedenen Flügel kommen, welche theilweise tiefen Cisternen gleichen, in die nie ein Sonnenstrahl dringt und die den finsteren Charakter des Innern noch vermehren. Je im Kreuzungspunkt der vier kleinen Höfe erhebt sich ein hoher Thurm, so daß mit den Eckthürmen und den zwei Campanilen vorn an der Kirche sechs Wächter über die enorme Granitmasse hervorragen, über welche die gewaltige Kuppel sich noch hoch in die Lüfte erhebt. Die Silhouette dieses Gebäudes ist trotz der Einförmigkeit der einzelnen Façaden nichts destoweniger eine schöne und interessante, sowohl wie sie sich von der dicht dahinter aufsteigenden Gebirgswand abzeichnet, als auch, wenn man diese theilweise erstiegen, sich vom Himmel abhebt.

Der große Hof, Patio de los Reyes, den man nach Ueberschrei-

tung der Schwelle der Hauptpforte betritt, ist düster und zu beiden Seiten mit glatten Wänden geschlossen, der Portikus der Kirche gedrückt und schwer, man kommt erst nach und nach zu dem Bewußtsein der enormen Ausdehnung, da die einzelnen Theile so massenhafte Dimensionen haben, die vier Königsstatuen oben an der Kirchenfaçade in fast dreifacher Lebensgröße lasten schwer auf den Säulen des Portikus und unwillkürlich geht man gebeugt durch die Kirchenthür. Der Dom selbst ist edel und groß gedacht, das Innere in der Form des lateinischen Kreuzes wahrhaft majestätisch, aber alle Formen sind schwer, derb und streng gebunden, die riesigen Granitpfeiler und Bogen haben die Naturfarbe des Steines und nur die Gewölbe sind mit Fresken, meistens von Giordano, geschmückt. In älteren Reisebeschreibungen lesen wir freilich von ungeheuren Kostbarkeiten, welche Kirche und Kloster des Escorial enthielten, von einem Tabernakel aus massivem Golde, mit Thüren von Bergkrystall, von Altargefäßen aus feinstem Achate, eingesetzt mit funkelnden Topasen, von einer Statue des heiligen Lorenzo, aus reinem Silber und fünfzig Mark schwer, und von einem Christus aus Silber an silbernem Kreuze, dessen Dornenkrone, Wunden und Nägel aus Rubinen und Brillanten bestanden. Alles das ist mit den Mönchen verschwunden; nicht als ob die armen Vertriebenen selbst es mitgenommen hätten, sondern der Escorial wurde zum Besten des Staates und anderer Gebäude geplündert. So wurde auch der größte Theil seiner kostbaren Gemälde nach Madrid gebracht, und selbst das prächtige Glockenspiel von fünfzig Glocken, die harmonisch zusammenklangen, ist nicht mehr vorhanden.

Wenn man aber die ernsten, gewaltigen Formen des Doms betrachtet, so vermißt man durchaus nicht den Schmuck von Silber, Gold und Edelsteinen, und vollkommen passend erscheinen uns die noch vorhandenen einfacheren, aber schweren Verzierungen von Kupfer und Messing. Von diesen Metallen sind hier an Geländern, Gittern, Candelabern und Armleuchtern so ungeheure Massen verschwendet, daß man nicht begreift, welche Erzgruben im Stande waren, sie zu liefern.

Der Hauptaltar ist von Jaspis und Marmor und hat zu beiden Seiten herrliche Gruppen von vergoldeter Bronze, zwei Kaiser mit ihren Gemahlinnen knieen in Andacht versunken; über dem Eingang der Kirche, gleichsam als eine Empore, liegt der hohe prächtige Chor voll acustischer Wirkung mit seinem berühmten Kronleuchter von Bergcrystall, der von einem sehr schlechten Deckengemälde herabhängt. Unter demselben befindet sich ein kleines mechanisches Kunstwerk; der drehbare Pult nämlich, auf welchem die riesenhaften Chorbücher liegen, hat eine enorme Schwere, und läßt sich nichtsdestoweniger mit einem einzigen Finger spielend herumdrehen. Die Chorstühle, zahlreich genug, um ein paar hundert Mönche aufzunehmen, sind aus kostbaren Holzarten aber sehr einfach geformt, hier zeigt man auch den Sitz, welchen König Philipp II. einzunehmen pflegte; er befindet sich ganz hinten in der Ecke, scheinbar aus Bescheidenheit und Demuth so gewählt; wenn man sich aber dort hinsetzt, was wir nicht unterließen, so begreift man gleich, daß der umsichtige König auch noch einen andern Zweck bei der Wahl dieses Platzes hatte, denn von dort aus konnte er nicht bloß den ganzen Chor, sondern auch den größten Theil der Kirche übersehen. Dicht neben diesem Stuhle befindet sich eine kleine Thüre, durch welche Philipp erschien, und hier war es, wo der Abgesandte Don Juan d'Austrias sich erlaubte, während des Gottesdienstes einzutreten, um dem König die wichtige Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Lepanto zu melden. Der König aber, der dieser Botschaft wohl mit der größten Spannung entgegen harrte, unterbrach die ersten Worte der Meldung finster und ernst, indem er sagte: „Höre zuerst die Messe und dann sprich."

Ebenerwähnte kleine Thüre führt zu der, genau über dem Kirchenportal im Rücken des hohen Chors gelegenen kleinen Privatkapelle des Königs, wo sich der berühmte Christus von Benvenuto Cellini in weißem Marmor befindet. Doch fanden wir hier, wie auch bei den andern größeren Werken des großen Goldschmiedes, die wir gesehen, daß die Muskulatur des Körpers gar zu ängstlich und sorgfältig ausgeführt

ist, der Kopf, obgleich von sehr edlem und schönem Ausdruck, dagegen zu flach und unbedeutend gehalten erscheint. Auch dieses Kunstwerk sollte seiner Zeit nach Paris wandern, und da die Kiste zu klein gerathen war, schlug man ihm beide Arme ab, die sich später glücklicherweise in einem Winkel wieder vorfanden.

Die Königswohnung im Kloster liegt, wie schon bemerkt, gegen Madrid zu; im ersten Stocke wohnten seiner Zeit die Infanten Karlos und Sebastian, im zweiten Stocke der König und die Königin; alle Zimmer sind hier auffallend klein, selbst die Empfang- und Speisesäle unbedeutend und dazu noch mit geringem Comfort eingerichtet. Bemerkenswerth allein sind die Wandbekleidungen, meistens gewobene Seidentapeten von herrlicher Zeichnung und einer Frische der Farben, als seien sie erst heute angefertigt; nur die vier Zimmer des Königs sind statt mit diesen Seidenstoffen mit eingelegtem edlem Holz in reichster Abwechslung und prachtvoller Politur bekleidet. An größern Räumlichkeiten ist hier sehenswerth die Bibliothek des Klosters, eine geschmackvoll verzierte Halle, welche mit ihren Schätzen recht gut unterhalten zu werden scheint; von den Büchern sind die meisten in rothes, marokkanisches Leder gebunden und haben das Eigenthümliche, daß ihre Titel auf dem Goldschnitte, der nach außen gekehrt ist, zu lesen sind. Es sollen noch vierundzwanzigtausend Bände vorhanden sein, sowie viertausend Handschriften und unter diesen viele kostbare arabische Manuscripte, deren wahrscheinlich sehr interessanten Inhalt man entweder gar nicht, oder doch nur sehr ungenügend kennt. Ein breiter Corridor in der Nähe der Königswohnung mit gewölbter Decke, die Wände mit sehr schönen Fresken bedeckt, heißt der Schlachtensaal, man sieht dort aus der Maurenzeit einen Sturm auf die Alhambra, Darstellungen aus der Eroberung St. Quentins und die Schlachten von Lepanto und von Pavia.

Obgleich man, wie schon früher bemerkt, die schönsten Oelbilder von San Lorenzo nach Madrid in das königliche Museum gebracht, und obgleich auch während der Franzosenzeit viele werthvolle Stücke

verloren gegangen sind, so befinden sich doch noch in den Gängen und Zimmern des Escorial wohl an sechshundert Bilder, unter denen gewiß zwei Drittel Werke von großen Meistern, Spaniern, Niederländern und Deutschen, unter letzteren namentlich von Albrecht Dürer.

Daß wir, selbst beim Beschauen dieser Gegenstände von hohem Interesse, auch unserem blinden Führer häufig die Blicke zuwandten, wird man gewiß begreiflich finden; er führte aber auch sein Amt mit einer staunenerregenden Sicherheit. Während er beim Vorwärtsschreiten die rechte Hand auf die Schulter seiner kleinen Enkelin hielt, hatte er in der linken einen langen Stab, auf den er sich im Gehen stützte und ihn nur zuweilen tastend vor sich hin streckte. Kaum waren wir in das Kloster eingetreten, so fing er auch sogleich seine Erklärungen an, nannte uns die Zahl der Säulen, der Treppenstufen und dergleichen, wobei er nicht unterließ bald hierhin, bald dorthin zu zeigen und uns auf die Schönheit dieser oder jener Ausführung aufmerksam zu machen. In der That höchst merkwürdig war es aber, als er uns die Deckengemälde über der großen Haupttreppe, die am Apostelhofe liegt, erklärte. Schon als wir hinaufstiegen, sagte er: „Wenn Sie in die Höhe blicken, so werden Sie aus dem berühmten Bilde des Giordano die und die schöne Gruppe vor sich sehen; bemerken Sie dies und das, es sind die schönsten Stellen im Bild.“ Oben angekommen erklärte er uns nun jedes Einzelne nach seinen Haupt- und Nebengruppen, indem er mit seinem Stocke darauf hinwies und oftmals einer einzelnen hervorragenden Person nicht vergaß; ich muß gestehen, daß wir den Versuch machten, ihn irre zu führen, weil man uns versichert hatte, das sei unmöglich, so genau habe er Lokalitäten und alle Sehenswürdigkeiten seinem Gedächtniß eingeprägt. Und so war es auch. Ich stand neben ihm, er hatte mir das Bild vor uns erklärt, worauf ich mit einemmal von dem Gemälde sprach, welches hinter uns lag und er mir alsbald erwiederte: „Ah, Sie meinen das in unserem Rücken! dort ist die Figur, von der Sie reden.“ Damit wandte er sich um, und so ward es uns leicht, ihn durch Bemerkungen zu veranlassen, sich

häufig ganz herumzudrehen, worauf er denn zuletzt ohne Hülfe weiter schritt den langen Corridor hinab, bei mehreren unbedeutenden Gemälden vorbei und endlich mit der größten Sicherheit vor einem stehen blieb, das er uns ebenfalls erklärte. Ebenso auffallend war die Genauigkeit, mit welcher er uns den engen Weg zur Kuppel hinaufführte; Treppen und Gänge dahin sind anfänglich in die granitnen Mauern der Kirche gehauen oder vielmehr beim Bauen ausgespart und oft so eng, daß Einer hinter dem Anderen gehen muß. In der Höhe der Gewölbebogen führt dieser Gang rings um das Langhaus, die Kreuzarme und den Chor herum und ist in schwindelnder Höhe zu oberst über den Retabel des Hochaltars weggeführt, wo uns der blinde Führer an den Gewändern der hochstehenden Bronzestatuen vorbei und durch die herabhängenden Zipfel ihrer Mäntel schlüpfen ließ.

Häufig kann man auf diesem Wege einen Blick in die Kirche werfen, und bei jeder dieser Stellen blieb unser Führer stehen, wandte seine starren, glanzlosen Augen in den weiten Raum hinab und konnte zum Beispiel sagen: „Wenn Sie rechts bei dem Pfeiler, der gerade vor Ihnen steht, vorbei sehen, so haben Sie einen hübschen Blick auf den prächtigen Kronleuchter von Bergkrystall, welcher von hier so ganz eigenthümlich funkelt.“

Aufwärts zur Kuppel führt eine bequeme Treppe durch einen der riesenhaften Pfeiler des majestätischen Unterbaues, doch gelangt man über sie nur bis zu dem mit Blei gedeckten Kranze, der den Fuß der Kuppel umgibt. Ueberrascht hat uns die eiserne Consequenz in diesem Bauwerke, auch bei der Bedeckung der Kuppel, welche nicht etwa aus Kupfer oder Blei besteht, sondern die gekrümmte Fläche ist ebenfalls aus mächtigen Granitquadern zusammengefügt, in die zum Weiterhinaufsteigen von außen Stufen gehauen sind. Ist diese Ersteigung bei gewöhnlichem Wetter schon ziemlich gefährlich, so wäre es heut bei starkem Glatteise, welches den Bleiboden, die Eisenstangen des Geländers, ja selbst die rauhen Granitquadern mit einer spiegelglatten Kruste überzog, ein Wahnsinn gewesen, höher hinaufzuklettern, um so

mehr, da die Aussicht hier oben nicht besonders belohnend ist; man sieht gegen Norden dicht vor sich den Gebirgszug des Guadarrama, auf dieser Stelle fast ohne alle Vegetation, jetzt einigermaßen belebt durch lange Schneestreifen in Vertiefungen und Schluchten, durch welche die zackigen und zerklüfteten Felspartien noch schärfer hervortraten. Gegen Süden und Osten haben wir vor uns das grün bewachsene Thal bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Escorial liegt, hinter diesem dehnt sich dagegen weit die langweilige und öde Hochebene aus, heut mit trübseligen Wolken und Nebelmassen bedeckt, die langsam über sie dahin ziehen und uns nur ahnen lassen, wo Madrid liegt.

Interessant dagegen ist von hier oben der Anblick über die gewaltigen, durch Menschenhände zusammengetragenen Granitmassen zu unseren Füßen, diese unendlichen Häuserreihen, die unzähligen Höfe, die langen Fronten, welche zusammen das Kloster bilden. Hierbei kann man sich auch mit einiger Phantasie in die Idee des Erbauers finden, welche dem Hauptplan zu Grunde liegen soll. Er, welcher sich so gern an Martern und Märtyrern ergötzte, wollte diesem Hause, welches San Lorenzo gewidmet war, die Gestalt des Rostes geben, auf welchem der römische Kaiser Valerian im dritten Jahrhundert den Heiligen bei langsamem Feuer lebendig braten ließ. Die vier Thürme an den vier Ecken des Quadrats könnten die Beine des Rostes vorstellen, die Häuserreihen mit den zusammenhängenden Dächern, welche sich alle in rechtem Winkel durchschneiden, die Eisenstangen, und die Höfe dazwischen die Oeffnungen, durch welche die Flammen emporschlugen.

Mag nun die eben angeführte Idee bei dem Bau dieses Klosters zu Grunde gelegen haben oder nicht, so viel ist gewiß, daß es den Besuchern kalt und unheimlich entgegenweht aus diesen Steinmassen, welchen der finstere Geist, der sie zu einem Gebäude zusammen tragen ließ, seinen kenntlichen Stempel aufdrückte. Schwermüthig wie Kerkerhallen sind diese Räume, und ich bin überzeugt, der frischeste, gesundeste Lebensmuth müßte hier zu Grunde gehen. Traurig tönte der Widerhall unserer Schritte durch diese endlosen, leeren Gänge, und

wenn man beim Betrachten eines Bildes zufällig einmal allein zurückblieb, so konnte man erschrecken über die Todtenstille, die uns dann plötzlich umgab. Unheimlich erscheinen diese endlosen Corridors, diese gewaltigen Treppen, geräumig genug für Hunderte von Personen, jetzt nur bedeckt mit dem Staube, der sich langsam auf den grauen Granitstufen ansetzt. Eine einigermaßen freundliche Partie finden wir auf der Südseite. Dort ist eine von Säulen getragene Halle auf einer Terrasse erbaut, früher ein Aufenthalt für alte und kranke Mönche, die sich vielleicht zu einem Spaziergange in den weiten Gärten des Klosters nicht kräftig genug fühlten; doch sieht man hier die Parkanlagen vor sich, dicht unter der Terrasse Gärten im alt italienischen Geschmack mit geraden geschorenen Hecken, die Wege mit Steinplatten bedeckt und die Beete mit niederem Buxbaum verziert, der zu allerlei seltsam verschnörkelten und phantastischen Zeichnungen zusammen gepflanzt ist. Heute sahen diese Beete eigenthümlich aus, denn auf den Blättern der Buchssträucher war der Schnee liegen geblieben und so traten all die Zeichnungen weiß auf dem grauen Grunde der Steinplatten ausdrucksvoll hervor. Hinter diesen Gärten beginnt der Park, man sieht hohe Bäume, Wiesen, Teiche und kleine Bassins mit Springbrunnen.

Unterdessen war es spät geworden und der trübe nebelige Tag brachte so frühzeitig Dämmerung und Abend, daß wir nicht daran denken konnten, noch länger bei den verschiedenen Sehenswürdigkeiten im Kloster zu verweilen, wir schritten noch einmal durch die weite Kirche und sahen uns die Vorbereitungen an, welche zum Empfang der Leiche der Infantin getroffen waren. In der Mitte des Hauptschiffes hatte man auf dem Boden eine Estrade errichtet, über welcher eine rothe Sammtdecke lag; darauf stand ein kleiner Tisch oder besser gesagt, ein Gerüst, das gerade so aussah, nur war es auf allen Seiten mit weißem, silbergesticktem Atlas überzogen. Oben darüber lag eine kleinere Decke, ebenfalls von rothem Sammt mit dem königlichen Wappen und goldenen Fransen. Die Kirchendiener waren beschäftigt, riesenhafte Bronce-

candelaber mit Wachslichtern zu bestecken oder Wachsfackeln von merkwürdiger Decke um die Estrade aufzustellen, während zahlreiche Chorknaben sich die Langeweile mit Spielen vertrieben, welche gerade nicht besonders zur Heiligkeit des Ortes paßten. Es war fünf Uhr Nachmittags, und der Berechnung nach konnte der Zug mit der Leiche der Prinzessin gegen sieben eintreffen. Wäre Escorial eine volkreiche Stadt, so würden wahrscheinlich jetzt schon die Höfe des Klosters und der große Platz vor demselben mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt gewesen sein; da das Städtchen aber nicht viele Einwohner aufzuweisen hat, sich auch das Wetter für einen spanischen Geschmack höchst unangenehm anließ, — der Nebel beeilte sich nämlich so sehr auf die Erde herabzukommen, daß er sich dabei in einen feinen Sprühregen verwandelte, kalt und durchdringend, — so lag der Platz öde und leer, in der Entfernung sah man vielleicht einen Schatten vorbeihuschen, und im schnellen Trabe kam ein dem Zuge vorausgeschickter Reiter um die Ecke, fest in seinen weißen Mantel gewickelt.

Unser kleiner Salon in der Fonda, obgleich immer noch recht kühl, hatte doch durch fortgesetzte Brasseroerwärmung, durch angezündete Lichter und die Zubereitungen unseres bescheidenen Diners ein wohnlicheres Ansehen erhalten. Wir verabschiedeten unseren Blinden, der uns versprach, morgen früh wieder zu kommen, und setzten uns zu Tische. Schon in Madrid hatte man den kleinen Gasthof als den besten im Escorial bezeichnet und uns dabei aufmerksam gemacht, wir möchten nicht vergessen, uns die Tochter des Wirthes recht zu betrachten, ein Mädchen, selbst nach spanischen Begriffen von vollendeter Schönheit. Und dieß Lob war nicht übertrieben; wir hatten das Glück, bei Tische von ihr bedient zu werden, und sie that das gewiß nicht ohne Absicht, denn da wir beständig nur auf ihre schönen, glänzenden Augen, auf ihren lachenden Mund mit den frischen Lippen und weißen Zähnen sahen, so vergaßen wir es, dem Diner unsere volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und fanden erst nachher, daß dasselbe sehr mittelmäßig gewesen und uns von dem klugen Wirthe vermittelst

der in der That unvergleichlichen Schönheit seiner Tochter eingeschmeichelt worden sei. Wie gewöhnlich mußte uns eine vortreffliche schwarze und heiße Chocolade entschädigen, und kaum hatten wir diese beseitigt, so fingen die Glocken des Klosters drunten an zu läuten. Kanonenschüsse in regelmäßigen Pausen schlugen an unser Fenster, daß die schlecht eingefaßten Gläser klirrten, und Stimmen auf der Straße riefen: sie kommen! sie kommen!

Wir nahmen unsere Mäntel über, traten vor das Haus und schloßen uns einigen Vorübereilenden an, in deren Begleitung wir nach kurzer Zeit das Kloster erreichten. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht; der anhaltende Regen hatte freilich aufgehört, doch fielen noch hie und da einzelne schwere Tropfen hernieder, himmlische Thränen, recht passend zu der Feierlichkeit, die hier vor sich gehen sollte. Ein frischer Wind jagte den Nebel über den Platz daher uns kältend in das Gesicht, und hüllte alles dergestalt in seinen grauen Schleier, daß man nur wenige Schritte deutlich vor sich sehen konnte. Hier unten hatte sich die Scene bedeutend geändert; Infanterie war aufgestellt worden und bildete vom Hauptportal an ein Spalier um das Kloster herum bis an den Abhang hin, auf dem der Escorial liegt, und bis zur Straße, auf welcher auch wir herauf gefahren. Sonst waren bis jetzt noch nicht viele Zuschauer zur Feierlichkeit gekommen und die wenigen, welche da waren, verschwanden auf dem weiten Platz und zwischen den kolossalen Säulen des Eingangs. Hier befanden sich Wachsfackeln, die vor dem Zugwinde kaum ihr Licht erhalten konnten, weßhalb der Schein derselben unruhig hin und her zuckte, jetzt zusammen sank und der andringenden Nacht ihr Recht einräumte, jetzt wieder hoch empor flackerte, das gewaltige Granitgewölbe über uns auf Augenblicke hell erleuchtend. Auch in dem Portikus vor der Kirche am gegenüberstehenden Ende des Patio de los Reyes brannten Fackeln, den großen Raum spärlich erhellend, während dahinter die Thüren in den Dom weit offen standen, aus denen reiches Licht hervorstrahlte, zu dem sich das Auge gern wandte, namentlich gegen den

flimmernden Glanz der hunderte von Wachskerzen vor dem Chor und im Schiffe, welches aus dem Dunkel gesehen, eingerahmt von dem Bogen der gewaltigen Thüre, wie ein Weihnachtsbaum mit unzähligen Lichtchen aussah. So freundlich dieser Anblick in der That war, so ernst und düster erschien der des Platzes draußen; Pechpfannen brannten rings um die gewaltige Steinmasse des Klosters und warfen ihren dunkelrothen Schein an den grauen Mauern empor, spiegelten sich in den zahllosen Fenstern und versuchten es vergeblich, der Nebelmassen Herr zu werden, die wie ein böser Feind rings umher lagerten, gewaltsam näher drängten, und wenn sie auch von dem brennenden Pech hie und da ein röthliches Licht annahmen, doch den Schein desselben so eng umschlossen hielten, daß dem Soldatenspalier wenig davon zu gute kam; nur bei denen, welche am nächsten standen, bemerkte man das Blitzen eines Gewehrlaufes, eines Säbels; gleich den Nebenmann sah man nur noch in dunklen Umrissen, dessen Nachbar war schon ganz schattenhaft und die Uebrigen nicht mehr zu erkennen.

Wir schritten um das Kloster herum gegen das Ende des Soldatenspaliers, und noch ehe wir dieses erreicht hatten, sahen wir den Leichenzug vor uns aus der Tiefe emporsteigen, in diesen Umgebungen bei der geschilderten Nacht und Beleuchtung schauerlich prächtig. Zuerst war es, als wenn vor uns in der Tiefe die Nebel leuchtend würden, dann dunkelroth und sich zuletzt in eine glühende Lohe verwandelten, die immer höher und höher stieg. Wir vernahmen die ernsten, feierlichen Klänge der begleitenden Trauermusik, den tiefen und geheimnißvoll tönenden Gesang der Geistlichkeit, welche dem Sarge voraussschritt, sowie zuweilen das dumpfe Wirbeln der Trommeln; dabei wurde der Nebel vor uns immer heller und heller, die gewaltigen Massen desselben, welche sich im Thale gelagert hatten, schienen langsam aufzusteigen, sich dem Leichenzuge der Prinzessin anzuschließen, und qualmten bis hoch an den Himmel empor. Jetzt sahen wir Lichter hindurch schimmern, helle und dunkelrothe Flämmchen von den Wachskerzen und den Pechfackeln; ein Gewimmel schattenhafter Gestal-

ten hatte die Höhe erreicht, über ihnen empor glänzte ein goldenes Kreuz, welches zuerst deutlich sichtbar wurde, dann vernahm man plötzlich das Klappern der Hufe auf dem Pflaster, das dumpfe Rollen der Räder; das Commandowort zum Präsentiren des Gewehrs erscholl durch die Reihen der Soldaten, und eine Musikbande, die am Hauptportale aufgestellt war, spielte den königlichen Marsch.

In langsamem Schritte zog der Leichenconduct bei uns vorüber, voraus ein Piket der berittenen Leibwache der Königin, zwei Trompeter, an ihren Instrumenten lang herabhängend das mit Flor umhüllte spanische Wappen, ihnen folgte der Oberststallmeisterstab Ihrer Majestät, auf Pferden in reicher Zäumung mit Wappenschildern einen Reiter umgebend, der die Standarte des königlichen Hauses trug. Darnach erschien hohe und niedere Geistlichkeit, die Bischöfe von La Granja und San Ildefonso, welche die Leiche am Weichbilde des Escorial erwartet; ihnen voraus schritt ein Ehrenkaplan mit dem großen goldenen Kreuze der königlichen Kapelle von Madrid, hierauf kam ein Musikchor, Sänger und zahlreiche Dienerschaft des königlichen Hauses. Jetzt bemerkten wir schon von Weitem den weißen mit Rosen umwundenen Wagen, auf dem die Prinzessin lag; er bildete eine eigene reiche Gruppe in dem großen Zuge. Derselben voran ritt abermals ein Piket Garde du Corps, ihnen folgten Kammerherren und Edelleute des königlichen Hauses, der Obersthofmeister du jour zu Pferde mit dem Amtsstabe, gefolgt von zwei berittenen Leibwachen Ihrer Majestät. Unmittelbar vor dem weißen Wagen ritt der Großstallmeister des Königreichs, zu beiden Seiten zwei Oberstallmeister mit Wachsfackeln; die goldenen Schnüre der Decke, unter welcher die Infantin lag, wurden von vier Kammerherren gehalten, und hinter jedem derselben gingen zwei Lakaien mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Dem Wagen folgte der Oberstkammerherr Ihrer Majestät, der Marquis de Los Llamos, welchem die Ausführung der Funktion übertragen war; er hatte an seiner Seite den Erzbischof von Seleucia; hinter ihm ritt wieder ein Piket der königlichen Garden, ihnen folgten die

Staatswagen der Königin, der Oberst der Garde du Corps mit vier königlichen Stallmeistern, sowie ein Oberst der Cavallerie, welcher Deputationen aller der Waffengattungen führte, die sich in Madrid befanden.

So zogen sie an uns vorüber, und der feierliche, wirklich ergreifende Anblick, den der Leichenconduct gewährte, ist nicht mit Worten zu schildern. Die finstere Nacht, der wallende Nebel, Trauermusik, Trommelwirbel und die Salven der Artillerie, alles trug dazu bei, diesen Anblick großartig und mir unvergeßlich zu machen. Wie prächtig wurden die einzelnen Gruppen von den rothen Streiflichtern der Fackeln beleuchtet, wie funkelte im Schein derselben die glänzende Schirrung der Pferde, die reichen Stickereien der Reiter, die blanken Helme der Garde du Corps! Diese hatten ihre weißen Mäntel von dem rechten Arme zurückgeworfen und hielten den breiten Pallasch gesenkt in der Hand.

Vor dem Hauptportal hielt der Leichenwagen, wo sich bereits Edelleute des königlichen Hauses befanden, sowie das Ayuntamiento von Escorial, um den Körper der Infantin in Empfang zu nehmen. Zwei Oberstallmeister hoben den kleinen Sarg vom Wagen herab und übergaben ihn vier Kammerherren, welche ihn in die Vorhalle trugen und auf eine Erhöhung stellten, die man dort aufgerichtet hatte. Es war ein feierlicher Moment, als nun aus der geöffneten Kirchenthüre die Klänge der Orgel hervordrangen und unter derselben die Geistlichkeit der königlichen Kapelle des Escorial erschien und sich in Prozession langsam vorwärts bewegte über den dunkleren Hof der Könige nach der jetzt hell erleuchteten Vorhalle. In ihren reichen, gold- und silbergestickten Gewändern schritten die Priester bei Kerzenschimmer und Fackelschein unter Vortragung des großen, goldenen Kreuzes der Kirche über die Stufen herab, gefolgt von ihren Kaplanen, Vikaren und rothgekleideten Chorknaben, welche theils die Schleppen der langen Gewänder trugen, theils die goldenen Rauchfässer schwangen.

Nachdem sich beide Züge um den Sarg der Prinzessin gruppirt, trat der Kaplan und Secretär des Patriarchen der beiden Indien vor

und las mit lauter Stimme den Befehl Ihrer Majestät der Königin, wornach die Leiche ihrer Tochter dem ersten Geistlichen der Kirche San Lorenzo, welche früher ein Kloster gewesen, jetzt aber zum Range einer königlichen Kapelle erhoben worden sei, übergeben werden solle, damit derselbe nach hergebrachter Ordnung für die Beisetzung Sorge trage. Ein Archivar der Krone verlas hierauf eine Verordnung des Königs Philipp IV., die Beisetzung der Mitglieder des königlichen Hauses betreffend. Dann näherte sich der erste Geistliche des Escorial dem Sarge und fragte den Oberstkammerherrn Ihrer Majestät, ob er von der Königin beauftragt sei, den Körper der Infantin zu überbringen, was dieser mit einem lauten Ja beantwortete. Vor dem Kammerherrn wurde nun die rothe Decke abgehoben, der äußere Sarg geöffnet, in welchem sich ein zweiter von Blei befand, der eine mit Krystall verschlossene Oeffnung hatte, durch welche man den Kopf der Infantin sehen konnte. Der Oberststallmeister und der Oberstkammerherr traten näher, betrachteten einen Augenblick das kleine bleiche Gesicht und verkündeten den Umstehenden laut und feierlich, es sei dieß in der That der Leichnam Ihrer königlichen Hoheit, den sie im Schlosse von Madrid übernommen. Der erste Geistliche von San Lorenzo, von seinem Diakonus und Subdiakonus assistirt, sprach nun den Segen über die Todte, besprengte sie mit geweihtem Wasser, worauf sich beide Gefolge vereinigten und unter Voraustragung der zwei Kreuze den Sarg in die Kirche begleiteten, den vier Stallmeister emporhoben und später vor dem Hochaltar auf der schon oben erwähnten Estrade niederließen.

Es ist auffallend, wie oft bei der Beisetzung eines Mitglieds der königlichen Familie die Identität der Verstorbenen bestätigt werden muß. Gleich nach dem Tode der kleinen Prinzessin wurde diese in dem Schlafzimmer, wo sie verstorben, der ersten Staatsdame der Königin und Erzieherin der Prinzessin von Asturien übergeben, welche die kleine Leiche in einen der Säle bringen ließ, sich ihr zu Häupten setzte und warten mußte, bis der Minister des Hauses und der erste Notar des Königreichs erschienen, denen sie feierlich bezeugte, sie sei

beim Tode der Prinzessin zugegen gewesen und habe den Körper derselben keinen Augenblick verlassen, worüber der Großnotar folgenden Akt aufnahm: „Ich bezeuge und bestätige, daß Ihre königliche Hoheit im königlichen Palast eines natürlichen Todes starb; zu Erfüllung meines Amtes eilte ich an ihrem Todestage in der Frühe herbei, trat in einen der Säle des Palastes und sah die Leiche Ihrer königlichen Hoheit, das Gesicht gänzlich enthüllt; sie war bekleidet mit einem weißen Battistkleide, reich gestickt und mit dem königlichen Wappen eingefaßt; sie lag auf seidenen Kissen in einer großen Platte von Silber."

So oft nun ein neuer Beamter, der bei der Beerdigung zu thun hat, erscheint, spricht er in einem Protokoll aus, daß er sich von der Identität überzeugt habe. Die Kammerherren, welche bei Schließung des Sargs gegenwärtig sind, thun dasselbe, ebenso die Hausbeamten, welche ihn in die königliche Kapelle tragen, und hier nicht minder der Patriarch der beiden Indien nach sorgfältiger Betrachtung der Todten. Ja ehe man ihn auf den Wagen setzt, wird der Sarg nochmals geöffnet, und das Gleiche sahen wir in der Vorhalle von San Lorenzo.

Unterdessen war der Zug in der Kirche verschwunden, und während dem hatten die Geschütze eine neue Salve gegeben, die Glocken läuteten, draußen spielte das Musikchor fort und fort den königlichen Marsch, und nur zuweilen, wenn eine kleine Pause eintrat, hörte man die gewaltigen Töne der Orgel der Kirche. Doch nur kurze Zeit noch dauerten diese lärmenden Ehrenbezeugungen. Der letzte Schuß verhallte in den Bergen, das Musikchor schwieg, die Soldaten traten zusammen und marschirten in ihre Quartiere. Wir gingen in die Kirche, wo das ganze glänzende Gefolge um den Sarg gruppirt stand und einem feierlichen Todtenamte anwohnte. Den Katafalk umgaben große Blumentöpfe mit künstlichen Blumen, zur Rechten und zur Linken brannten acht Fackeln von weißem Wachs, und am Fußende vor dem Hochaltar stand der große Broncecandelaber, dessen man sich nur bei Begräbnissen eines Mitglieds der königlichen Familie bedient, mit sei-

nen neun Büscheln angezündeter Wachskerzen. Wie dröhnten so gewaltig die tiefen Töne der Orgel durch die weiten Räume der Kirche und wie klangen dazwischen so beruhigend die Stimmen der Sänger, als sie den Psalm anstimmten: sit nomen Domini benedictum!

Daß bei diesem Amte von Seiten des Gefolges gerade außerordentliche Andacht geherrscht hätte, will ich eben nicht behaupten, fand es auch sehr begreiflich, daß sich die Herrn vom Hofe nach dem anstrengenden Tagewerk aus der kalten Kirche hinweg in ihre warmen Zimmer sehnten. Wußten sie doch, daß in der ehemaligen Wohnung König Philipp's II. für ihr Unterkommen bestens gesorgt sei; waren doch schon im Lauf des Tages große Fourgons und Küchenwagen angefahren, und hatten wir doch selbst gesehen, wie die ungeheure Klosterküche, die seit langer, langer Zeit so gespensterhaft öde gelegen, sich jetzt auf einmal aufs angenehmste bevölkerte. Die alten Oefen seufzten behaglich, als nun endlich ihr Inneres einmal wieder erwärmt wurde, und die Bratenwender, an denen lange Zeit die Spinnen ungestört ihre Nester aufgehängt, schienen ohne Hülfe laufen zu wollen, als sie die vielen weißen Schürzen und Mützen erblickten, die das weite Gemach so lebendig machten.

Bald verschwand denn auch aus der Kirche die Pracht und Herrlichkeit des glänzenden Zuges und bei spärlicher Beleuchtung lag der kleine Sarg so unbedeutend unter den gewaltigen Bogen des Kirchenschiffes. Schwarze Schatten drangen aus den Nebenkapellen und von dem hohen dunklen Chor herab, sie schienen sich ebenfalls neugierig das arme kleine Königskind betrachten zu wollen, das hier nun so einsam und verlassen lag, verlassen wenigstens von dem geräuschvollen Leben, das vorhin hier geherrscht, denn die zwei Unterstallmeister und zwei Gardes du Corps, die sich an den Ecken der Estrade befanden und abwechselnd mit ihren Kameraden hier die Nachtwache hielten, sie wurden alle Viertelstunden abgelöst, standen so still und ruhig, daß man sie ebenfalls für leblos hätte halten können. Zur offenen Kirchen-

thüre herein wogte der Nebel, und als ich langsam durch seine dichten Massen ins Freie trat, bemerkte ich, daß er sich endlich tief niedergelassen hatte und daß helle Sterne am klaren Himmel freundlich blinkten auf die riesenhaften Steinmassen des Klosters, auf den weiten, dunkeln Platz und auf das fast ausgebrannte und verglimmende Feuer in den Pechpfannen.

Mit einem tüchtigen Punsche, in dessen Anfertigung die spanischen Wirthsleute selbst der kleineren Gasthöfe sehr erfahren sind, suchten wir die Erkältung zu vertreiben, die wir uns bei dem stundenlangen Verweilen auf dem nassen und frostigen Platze, sowie in der kalten Kirche unzweifelhaft geholt, unterhielten uns dabei noch eine Zeitlang über das heute Gesehene, wobei Einer des Anderen Gedächtniß auffrischte, und gingen darauf zu Bette, um einen guten Schlaf zu thun.

Es war heller Morgen als mich die Glockenklänge aufweckten; ich hatte von der gestern erlebten Ceremonie geträumt und noch heute früh beim Erwachen kam mir unsere ganze Reise wie ein Traum vor und es schien mir kaum möglich zu sein, als einer der Reisegefährten ausrief: „dort läuten schon die Glocken im Escorial.“ Und es war doch so. Die Einwohner des Städtchens, Fremde aus Madrid und das Militär der Escorte strömte bereits nach der Kirche, in der ein feierliches Seelenamt abgehalten wurde, welches der Erzbischof von Seleucia celebrirte unter Assistenz der Prälaten von La Granja, San Ildefonso und der Kaplane der vereinigten königlichen Kapellen. Die Sänger der Kapelle von Madrid sangen hierzu unter Musik und Orgelbegleitung. Um den Katafalk waren Sitze errichtet, auf denen sich das Gefolge befand, die Offiziere der Truppen und das Ayuntamiento von Escorial.

Es war uns gestern wegen der Vorbereitungen zum Empfang der verstorbenen Prinzessin nicht erlaubt worden, in die königliche Gruft hinabzusteigen, — gewiß der schönste und merkwürdigste Raum des ganzen Klosters. Die Idee hiezu scheint Philipp II. den alten Pharaonen entnommen zu haben, denn wie diese über ihre prächtigen

Grabkammern die colossalen Pyramiden aufthürmten, so hatte auch der spanische König gewiß die gleiche Absicht, als er unter die gewaltige Felsenburg jene prächtige Rotunde baute, in der sein königlicher Leib einst ruhen sollte. Das vergoldete Gitter wurde uns von einem Geistlichen geöffnet, und als wir die ersten Stufen zu dieser düstern Todtenpracht hinabstiegen, kam mir lebhaft der Eingang zur Pyramide des Cheops ins Gedächtniß; auch dort führt ein schmaler, mit geschliffenen Steinen bedeckter Gang steil in das königliche Grab hinab, freilich ohne Treppen, während man hier auf Stufen von Marmor niedersteigt. Die Wände und das gewölbte Dach hier ist von edlen Marmorarten und Jaspis, alles so blank geschliffen, daß sich die Flamme der Wachsfackel, welche uns leuchtete, auf allen Seiten blendend abspiegelte. Auf einer Ruhebank der Treppe führen rechts und links zwei Thüren zu den Begräbnissen der Infanten, welche aber schon seit langer Zeit dem Besucher nicht mehr geöffnet werden dürfen, weil sich diese Grüfte, wie man sagt, in einer traurigen Unordnung befinden.

Das Pantheon selbst, zu dem wir noch wenige Stufen hinunter stiegen, ist eine Rotunde mit massiver Kuppel, von der ein reicher Kronleuchter aus Krystall herabhängt; die Lichter an demselben waren schon angezündet und erlaubten uns so einen genaueren Blick auf die schauerliche Pracht, in der die todten Könige und Königinnen von Spanien so still und gänzlich abgeschieden von der Welt ruhen; denn ringsum sieht man weder Fenster noch sonstige Oeffnungen. Wände und Decken dieses Tempels sind aufs Kunstreichste mit Marmor in verschiedenen dunklen Farben ausgelegt; prächtig, aber düster ist der Altar; die Hinterwand desselben besteht aus einem einzigen Stücke Porphyr, der wie ein Spiegel geschliffen und von Jaspispilastern und Säulen von Antico verde eingerahmt ist. Ein schwarzes Marmorkreuz mit goldenem Krucifix, einfach aber schön, erhebt sich vom Altar und fesselt den Blick des Eintretenden, der sich im ersten Augenblicke vergeblich nach den Königsgräbern umsieht, denn diese sind nicht in die Augen fallend, sondern bestehen aus schwarzen Marmorsärgen, stehen

in Nischen, welche sich in der Wand befinden, und unterscheiden sich kaum von dieser; erst bei genauerem Betrachten endeckt man vier goldene Löwentatzen, welche jeden Sarkophag tragen, und einen goldenen Schild, auf welchem man in schwarzen Buchstaben die Namen der hier Ruhenden liest. Und welche Namen! Karl V., Philipp II. — — unter anderen, die uns weniger interessiren. Zur Rechten ruhen die Könige, zur Linken die Königinnen, doch ist noch manche Nische leer und harrt des schwarzen Marmorsarges.

Wohlthuend freundlich war heute in der schwarzen, spiegelnden Gruft der Altar verziert und mit weißen Spitzen und bunten Blumen hergerichtet zum Empfang der kleinen Prinzessin; doch war dieß auch wieder die Ursache, daß uns der Führer, ein junger Geistlicher, zur Eile antrieb, denn die Messe in der Kirche mußte bald zu Ende sein, und dem feierlichen Leichenzuge hier auf der Treppe der Gruft zu begegnen wäre für beide Theile recht unangenehm gewesen.

Nach beendigtem Amte droben ordnete sich die Geistlichkeit in Prozession, umzog den Katafalk und schritt alsdann unter Absingung des Psalmes: Laudate pueri Dominum de coelis dem Sarge voraus, der nun von vier königlichen Haushofmeistern getragen und am Eingange des Pantheon, welches sich unter dem Hauptaltar befindet, niedergesetzt wurde. Hier nahmen ihn vier Stallmeister der Königin in Empfang und trugen ihn die Stufen hinab bis zum ersten Treppenabsatze, von wo ihn vier Kammerherren der Königin vor den kleinen Altar, der sich im Pantheon selbst befindet, niedersetzten.

Nachdem sich die Großen des Hofs sowie die hohe Geistlichkeit und von dem übrigen Gefolge so viele als in der königlichen Gruft Platz fanden, um den Sarg versammelt hatten, wobei übrigens die Treppen bis oben hinauf dicht besetzt waren, wurde die äußere Umhüllung desselben abermals geöffnet und der Marquis de los Llamos sowie der Großnotar des Königreichs und die vier Kammerherren der verstorbenen Prinzessin betrachteten aufs Neue das Gesicht des königlichen Kindes. Sie erhoben die Hand und schwuren, das sei dieselbe

Leiche, die sie im Palast übernommen. Dann sprach der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: „Dieß ist gewiß und wahrhaftig der Körper der durchlauchtigsten Infantin von Spanien, Tochter unserer erhabenen Königin, welche Gott schützen möge, Donna Isabella II. und Don Franzisco de Assis Maria.“ Darnach schritten die hohe Geistlichkeit, die Großen und Edelleute des Hauses sowie eine Deputation des Ayuntamiento ebenfalls an den Sarg hin, schauten hinein, und nachdem dieß geschehen, fragte der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: „Haben alle Anwesenden, die Väter unserer heiligen Kirche, die Großen des Reichs, die Edelleute des Hauses, durch eigenen Anblick, sowie nach meinem Zeugnisse, dem des Großnotars des Königreichs und der begleitenden Kammerherren Ihrer Majestät diese Leiche für die durchlauchtige Infantin von Spanien erkannt, welche durch mich vom Palaste zu Madrid gestern hieher gebracht worden ist?“ Worauf alle Anwesenden erwiederten: „Ja, wir haben sie erkannt.“ Nun wurde der Sarg wieder geschlossen, der Schlüssel zur äußeren Umhüllung abgezogen und dem Director der königlichen Kapelle zu San Lorenzo übergeben, der ihn hoch emporhielt und feierlichst gelobte, die Befehle Ihrer Majestät, die fernere Beisetzung betreffend, aufs Pünktlichste zu erfüllen.

Hiemit war die ganze Handlung beendigt, während deren Verlauf die Musikchöre vor der Kirche den königlichen Marsch spielten und die Artillerie und Infanterie die vorgeschriebenen Salven thaten. Alle Anwesenden verließen die Gruft, in der Kirche hatte man den Katafalk und die Sitze bereits weggeräumt und kurze Zeit nachher lag der ganze weite Dom wieder so leer und öde, als sei gar keine Feierlichkeit hier begangen worden.

Auch wir verließen die Räume, nachdem wir dem hohen Chore noch einen Abschiedsblick zugesendet, den letzten auf Nimmerwiedersehen. Und das ist ein Gedanke, der mich häufig auf Reisen recht traurig stimmt. Doch hatten wir gestern und heute hier so viel Interessantes und Schönes gesehen, daß wir wohl zufrieden sein konn-

im Ri… …Augen das Kloster in beinahe alter
kaum … hatten wir doch die fast beständig
dene … …erhellt von hunderten von Wachskerzen
Schil… …den eigenthümlichen Duft des Weih-
hier … …Klänge der Orgel, erbebende Kirchenmusik
unter … Sang der Männerstimmen. Aber wie schnell
Köni… …waren, ebenso schnell verschwanden sie auch
und … die Chorknaben am Hochaltar die letzten Ker-

Gru… …schirten draußen die Soldaten ab mit klingen-
men … …auch schon die Kanonen über das Pflaster,
auch … …uber und verließen die Hofequipagen den Esco-
zur … im langsamsten Schritt ihrer Thiere angekommen
sein … …schnellen Trabe. Auch unsere Postkutsche stand schon
zu … dem Gasthofe; wir beschenkten unseren blinden Führer
… Abschied vom Wirth und seinem schönen Töchterlein,
Pr… …darauf den Hügel hinabrollten, auf dem das gewaltige
de… …blickten wir gern nochmals zurück nach der Granitburg
a… …die nun wieder einsam und allein da oben thronte,
… ihren Königen und Mönchen, ein prächtiger, unzerstör-
… Denkstein der alten Macht und Größe Spaniens, ein Wunder
… einsam und trauernd an der Felsenwand des Guadarrama,
… ägyptischen …miden und Königsgräber im Sande der Wüste.

Vierzehntes Kapitel.

Aranjuez.

Nach Aranjuez. Der königliche Palast. Das Meer von Antipola. Der Inselgarten. Schillers Don Carlos. Der Fürstengarten. Casa del Labrador. Theater in Aranjuez. Unsere Pony's. Herr W., der Sportsman. Don Quixote und Sancho Pansa. Reitübungen. Die Halbwegs-Venta. Süßholzanpflanzungen. Ein Zigeunerdorf. Toledo! Anblick der Stadt. Das fromme Schlachtroß des Cid.

So hatten wir denn beinahe Wochen in Madrid zugebracht und würden schon früher nach dem Süden aufgebrochen sein, wenn uns der dießjährige, für Spanien so harte Winter nicht mit seinem Gefolge von Frost und Kälte, unergründlichen Straßen und ausbleibenden Eilwagen festgehalten hätte. Die schönen Gärten von Aranjuez, die von hier unser erstes Reiseziel waren, kann man unmöglich bei Schnee und Eis sehen, und so warteten wir von Tag zu Tag auf freundlichere Witterung. Endlich, nach mehreren Tagen anhaltenden Regenwetters, welches übrigens das Gute hatte, auf den Höhen von Madrid den Schnee wegzunehmen, gegen Ende Januars fegte der Wind die grauen Wolken hinweg und säuberte den Himmel, der nun, wie sich dieser Erlösung freuend, wunderbar klar auf uns niederschien und eine warme, strahlende Sonne zeigte. Die Luft war angenehm, wie bei uns an einem Maitage, und der Boden, über welchen noch vor wenigen Tagen die Wasser rieselten, in wenigen Stunden ausgetrocknet, fest und hart.

Unser freundlicher spanischer Architekt, welcher den Abend vor unserer Abreise mit uns verbrachte, meinte lachend, jetzt können wir à peu près auf dauerndes gutes Wetter rechnen, weßhalb wir denn auch schleunigst unsere Koffer packten und an einem schönen Morgen gegen Aranjuez aufbrachen.

ten. Hatte sich doch vor unseren Augen das Kloster in beinahe alter Pracht und Herrlichkeit bevölkert; hatten wir doch die fast beständig so leer stehende schöne Kirche erhellt von hunderten von Wachskerzen gesehen, hatten ihn empfunden den eigenthümlichen Duft des Weihrauches, hatten gehört die Klänge der Orgel, erhebende Kirchenmusik und den feierlich-tiefen Klang der Männerstimmen. Aber wie schnell alle diese Bilder gekommen waren, ebenso schnell verschwanden sie auch wieder, und kaum hatten die Chorknaben am Hochaltar die letzten Kerzen ausgelöscht, so marschirten draußen die Soldaten ab mit klingendem Spiel, so rasselten auch schon die Kanonen über das Pflaster, jagten die Reiter vorüber und verließen die Hofequipagen den Escorial, sie, die gestern im langsamsten Schritt ihrer Thiere angekommen waren, heute im schnellen Trabe. Auch unsere Postkutsche stand schon angespannt vor dem Gasthofe; wir beschenkten unseren blinden Führer reichlich, nahmen Abschied vom Wirth und seinem schönen Töchterlein, und als wir darauf den Hügel hinabrollten, auf dem das gewaltige Kloster steht, blickten wir gern nochmals zurück nach der Granitburg Philipp's II., die nun wieder einsam und allein da oben thronte, verlassen von ihren Königen und Mönchen, ein prächtiger, unzerstörbarer Denkstein der alten Macht und Größe Spaniens, ein Wunder der Welt, einsam und trauernd an der Felsenwand des Guadarrama, wie die ägyptischen Pyramiden und Königsgräber im Sande der Wüste.

Vierzehntes Kapitel.

Aranjuez.

Nach Aranjuez. Der königliche Palast. Das Meer von Antipola. Der Inselgarten. Schillers Don Carlos. Der Fürstengarten. Casa del Labrador. Theater in Aranjuez. Unsere Pony's. Herr W., der Sportsman. Don Quixote und Sancho Pansa. Reitübungen. Die Halbwegs-Venta. Süßholzanpflanzungen. Ein Zigeunerdorf. Toledo! Anblick der Stadt. Das fromme Schlachtroß des Cid.

So hatten wir denn beinahe Wochen in Madrid zugebracht und würden schon früher nach dem Süden aufgebrochen sein, wenn uns der dießjährige, für Spanien so harte Winter nicht mit seinem Gefolge von Frost ünd Kälte, unergründlichen Straßen und ausbleibenden Eilwagen festgehalten hätte. Die schönen Gärten von Aranjuez, die von hier unser erstes Reiseziel waren, kann man unmöglich bei Schnee und Eis sehen, und so warteten wir von Tag zu Tag auf freundlichere Witterung. Endlich, nach mehreren Tagen anhaltenden Regenwetters, welches übrigens das Gute hatte, auf den Höhen von Madrid den Schnee wegzunehmen, gegen Ende Januars fegte der Wind die grauen Wolken hinweg und säuberte den Himmel, der nun, wie sich dieser Erlösung freuend, wunderbar klar auf uns niederschien und eine warme, strahlende Sonne zeigte. Die Luft war angenehm, wie bei uns an einem Maitage, und der Boden, über welchen noch vor wenigen Tagen die Wasser rieselten, in wenigen Stunden ausgetrocknet, fest und hart.

Unser freundlicher spanischer Architekt, welcher den Abend vor unserer Abreise mit uns verbrachte, meinte lachend, jetzt können wir à peu près auf dauerndes gutes Wetter rechnen, weßhalb wir denn auch schleunigst unsere Koffer packten und an einem schönen Morgen gegen Aranjuez aufbrachen.

Von Madrid bis dorthin sind es ungefähr sechs Leguas und sind beide Städte durch eine Eisenbahn verbunden, vermittelst welcher man diese Wegstrecke in anderthalb Stunden zurücklegt. Die Gegend, durch welche man fährt, ist kahl und uninteressant, wie die ganze Mancha flach hügelig, ohne Baumwuchs, eine weite röthliche Fläche. Eigentlich sind es keine Hügel, welche die Ebene um Madrid bilden, vielmehr thalartige Vertiefungen, die das Terrain nach allen Richtungen durchziehen; häufig von Winterströmen, die ebenso schnell verschwinden als sie kommen, zu zerrissenen Schluchten ausgewühlt, in denen sich die röthliche Farbe des Erdreichs in grelleren Tönen zeigt. Zerstreut bemerkt man hie und da bald einzelne Blöcke grobkörnigen Granites, bald sonderbare Massen dieses Gesteins auf einander gethürmt, untermischt mit großen glänzenden, rothen Feldspathkrystallen. Bebaute Felder sieht man nur wenige und die ganze Vegetation besteht aus einzelnen Stacheleichen oder aus mannshohem Ginster, der die Abhänge hie und da bedeckt, weßhalb wir auch nicht wenig überrascht sind, wenn nun auf einmal die Locomotive gellend pfeift, der Zug seine Schnelligkeit vermindert, wir durch einen tiefen Einschnitt dahinfliegen und uns nun plötzlich in einem Thale befinden, wo uns parkartige Anlagen mit der üppigsten Vegetation begrüßen, wo wir lange Alleen hundertjähriger Bäume bemerken, zwischen denen die Kuppeln und Thurmspitzen prächtiger Gebäude hervorblicken, und welches Alles überragt ist von einem schöneren Hügellande, malerisch gruppirt und mit dichtem Holze bewachsen. Woher diese reizende Vegetation kommt, wird uns alsbald klar; langsam klirrt die Locomotive über die lange Eisenbahnbrücke, unter welcher der wasserreiche Tajo daherfließt; weiterhin ist eine der längsten steinernen Brücken, die wohl je gebaut wurden, die prächtige Jaramabrücke aus der Regierungszeit Karls III., über das kleine Flüßchen gleichen Namens, der kurz vor diesem Punkte den armen Manzanares verschlungen und dabei doch so mager geblieben ist, daß er in gar keinem Verhältniß zu der eben erwähnten langen Brücke steht. Doch hat man auch hier auf die

Winter- und Regenzeit gerechnet, wo dann allerdings die beiden sonst so sanften Wässerchen plötzlich, wenn auch nur auf wenige Tage, toll und wild werden.

Indessen haben wir den Bahnhof von Aranjuez erreicht, dessen Gebäude sehr einfach und provisorisch aussehen. Ein kleiner Bube trägt unsere Nachtsäcke und begleitet uns nach der Fonda ingles, von der er behauptet, daß sie außerordentlich gut sei. Er hat uns auch nicht getäuscht: wir fanden am Eingange der Stadt in der Nähe des großen Schloßplatzes ein freundliches Haus, wo man uns ein paar gute Zimmer anwies. Die alte Wirthin, die uns im ersten Augenblicke für Landsleute halten mochte, sprach uns englisch an, rief aber, sobald sie den Irrthum bemerkte, ihren Mann herbei, einen Franzosen, dem wir uns schon besser verständlich machen konnten. Da der Morgen recht kühl gewesen war, wir auch frühzeitig von Madrid aufgebrochen, so verschmähten wir ein gutes Frühstück nicht, umsoweniger, als es auf englische Art zubereitet war und für uns eine angenehme Abwechslung gegen die spanische Küche darbot. Doch hielten wir uns nicht lange dabei auf, denn es drängte uns, die in vieler Beziehung so interessanten Orte, das Schloß und die Parks von Aranjuez zu besuchen.

Wir nahmen einen Führer und gingen zuerst durch das Städtchen, um uns die Lage desselben anzusehen. Es ist klein und niedlich, und den breiten, geraden Straßen, die sich rechtwinkelig durchschneiden, sowie den gleichförmigen Häusern und den großen, regelmäßigen Plätzen sieht man deutlich an, daß der Ort künstlichen Ursprungs ist und nach einem genauen Plane angelegt wurde. Die Stadt hat einen neuen hübschen Stierplatz, eine Kirche, ist mit Gärten und Alleen umgeben und hat keine Mauer, wodurch man von fast jeder der geraden Straßen eine angenehme Aussicht auf das Schloß, den Park oder die umliegenden Hügelketten hat. Schloß und Stadt sind durch den großen Schloßplatz von einander getrennt, der für die umliegenden Gebäude eine gute Wirkung macht, aber begreiflicherweise

jetzt, wo der Hof entfernt ist, still und öde liegt. Der Eingang in denselben führt durch zwei große Halbkreiskolonnaden, in deren Mitte eine schöne Kapelle steht; der Platz selbst ist auf drei Seiten mit gewölbten Arkaden eingefaßt, über denen sich Wohnungen der Beamten befinden, und wenn man ihn von der Stadt aus betritt, so hat man vor sich eine prächtige Terrasse mit Standbildern und springenden Wassern, an welche unmittelbar das Schloß stößt, das man jedoch erst in seiner ganzen Ausdehnung sieht, wenn man den Platz überschritten hat.

Der königliche Palast von Aranjuez, von Juan de Herrera erbaut, ist unsymmetrisch von Backsteinen, deren röthliche Farbe zwischen Einfassungen von grauem Stein übrigens nicht unangenehm ist, dabei aber in kleinem Maßstabe aufgeführt. Seine Hauptfaçade ist gegen Süden und nimmt sich trotz ihrer Unregelmäßigkeit nicht übel aus, doch bemerkt man auch hier weder Großartigkeit noch Reichthum des Styls. Gegen die Gärten hinaus hat das Schloß eine bedingte Aehnlichkeit mit St. Cloud. Auf der Terrasse war ein alter freundlicher Gärtner mit Arbeiten beschäftigt, die wir frühestens im Monat April zu besorgen pflegen; die Blumenbeete wurden aufgelockert und hergerichtet, Rosen geputzt und aufgebunden, und da es ein klarer warmer Tag war, so waren die überall sprudelnden Wasser von angenehmer Wirkung. Die Erlaubniß zur Besichtigung des königlichen Schlosses muß vom Verwalter desselben eingeholt werden. Während sich der alte Gärtner, von dem ich oben sprach, damit befaßte, setzten wir uns auf eine der vielen Bänke, die sich auf der Terrasse befanden, mit dem in der That sehr behaglichen Gefühl, vor uns die hundertjährigen Bäume des berühmten Parkes von Aranjuez zu sehen.

Man sagt, es sei Grimaldi gewesen, welcher die Niederlande als Gesandter besucht hatte und darauf die Veranlassung gab, Schloß und Stadt im holländischen Geschmacke zu erbauen; doch ist dieß nicht besonders gelungen, und wenn die eben angegebene Absicht wirklich vorlag, so hat man es nicht verstanden, in den Charakter des Musters

einzugehen. Das einzige, was vielleicht an eine holländische Stadt erinnern könnte, sind die erwähnten geraden Straßen, der Backstein als Baumaterial und ein Glockenspiel auf dem Schlosse, welches sich aber nur an hohen Festtagen hören läßt.

Der Name Aranjuez wird von einem Tempel des Jupiter abgeleitet, ara Jovis; ob übrigens ein solcher je existirt, ist eine Frage, die wohl nie entschieden werden wird. Vor den Zeiten Philipps II. war von einer eigentlichen königlichen Niederlassung hier nicht die Rede und es befanden sich nur in diesem schönen Thale mehrere Landsitze und kleine Jagdschlösser, dem Großmeister von Santiago gehörig, der in dem benachbarten Ocanna, welches damals Gränzfestung gegen die Saracenen war, seinen Sitz hatte. Karl V. und Ferdinand der Katholische kamen als die Erben des Großmeisters zuweilen auf kurze Zeit hieher, doch war es erst Philipp II., der das Schloß erbauen ließ und Aranjuez zur Frühlingsresidenz erhob. Seitdem hat dieses nun so stille Gebäude, die dichtverschlungenen Wege des Gartens, manch' Interessantes gesehen. Hier trieb Karl IV. sein melancholisches, unstetes Wesen, seine kleinen, oft so unschuldigen Liebhabereien, wie z. B. die Errichtung jener ungeheuren Seemacht aus imposanten Dreideckern, Fregatten, Corvetten, mit einer großen Anzahl von Feuerschlünden versehen, die auf dem benachbarten Teich von Antigola von dem Könige selbst manövrirt wurden. Leider waren die Schiffe nur wenige Fuß lang und die Matrosen aus Holz oder Pappendeckel, und von der ganzen Spielerei hatte nur der erwähnte Teich einigen Nutzen, der von jener Zeit an den Namen „das Meer von Antigola“ erhielt, mit welchem ihn auch heute noch das Volk benennt. Während aber so der König mit seinen Schiffchen spielte und zur Abwechslung Kaninchen schoß, ging der Rest der spanischen Marine durch das französische Bündniß bei Trafalgar zu Grunde. Hier in Aranjuez war es auch, wo Karl IV. abdankte, was zur nächsten Folge hatte, daß sein Minister Manuel Godoi, damals Großadmiral, Friedensfürst und Geheimerath der Königin Marie Luise, von den Leibwachen, seinen

früheren Kameraden, verhaftet und vom Volke fast zerrissen worden wäre, eine Scene, welche an Versailles erinnert, dessen Hofgeschichten denen von Aranjuez auch in manchen anderen Beziehungen zu vergleichen sind. Auch im Aeußeren gibt es hier Aehnlichkeiten; findet man doch selbst im großen Parke, dem Fürstengarten, Stellen in jenem steifen, verschnörkelten Geschmack aus den Zeiten Ludwigs XIV., Alleen von schönen Bäumen, sorgsam frisirt und verschnitten, künstliche Teiche, Statuen, meistens Erinnerungen aus der Regierungszeit des ersten spanischen Bourbon, Karl V., welcher sich leider die unnöthige Mühe gab, manches hier umzubauen und umzupflanzen.

Indessen ist unser alter Gärtner zurückgekommen und bringt die Erlaubniß zum Eintritt ins Schloß. In Erinnerung an die glänzende Geschichte Philipps II. und seines Hofes, sowie auch in Anbetracht des Dramas jener gewaltigen Zeit, welche nach Schiller hier begann, glaubt man den Palast von Aranjuez aufs Prächtigste eingerichtet zu finden, werth des Beherrschers von Reichen in denen die Sonne nie unterging, findet aber in dieser Richtung sich sehr enttäuscht. Schon die Räumlichkeiten des Schlosses sind nicht groß und imposant, und die Einrichtung sehr bescheiden und mangelhaft. In vielen Zimmern wurden die gewöhnlichsten Stoffe zu Vorhängen und zu Bedeckung von Möbeln angewandt, ja manches Gemach findet man mit Strohstühlen möblirt, und fast durchgängig statt der Teppiche allerdings kunstreich geflochtene Binsenmatten. Man kann sich denken, mit welch großem Interesse wir die Gemächer der Königin, noch mehr aber des Infanten Don Sebastians, und vor allem Don Carlos' betrachteten. Leider sind sie aber fast gänzlich ausgeräumt und man findet hier nicht mehr das Geringste, was mit einigem Scheine von Wahrheit aus jener Zeit herzuleiten wäre. Die Fenster in den Zimmern des Infanten Don Carlos gehen auf eine düstere aber doch interessante Partie des wunderschönen Inselgartens, den wir später betreten werden. — Wird man es komisch finden, wenn ich mich vor diesen Fenstern lehnend in tiefen Träumereien erging und lange zwischen die hundertjährigen

Bäume blickend, endlich jene gewaltige räthselhafte Zeit lebendig in mir aufsteigen ließ und die stillen Laubgänge mit meinen Phantasiegebilden bevölkerte! Ja, ich that das, und plötzlich schien mir der stille Garten nicht mehr wie ausgestorben: auf dem feinen Sande seiner Wege rauschte und knisterte es unter kleinen Damenfüßen und langen seidenen schleppenden Gewändern, Guitarrenklänge ertönten aus den dunklen Bosquets, und am Ende jener Allee, die der Infant hier von dem Fenster aus überblicken konnte, zeigte sich freilich nur auf Augenblicke die Gestalt einer schönen Dame mit dem Kopfe nickend, mit dem Fächer spielend, vielleicht die räthselhafte Prinzessin Eboli, die gewiß oft hinaufschaute nach den Fenstern des Königssohnes.

Doch diese Träumereien verschwanden wie sie kamen. Ich war allein geblieben in den Zimmern des Infanten, nun aber trat der Hausverwalter unter die Thüre mit seinem Schlüsselbunde klirrend. Folgen wir ihm in die übrigen Räume des Schlosses! Das einzige und wirkliche Prachtvolle ist der japanische Salon und der Spiegelsaal aus der Zeit Karls III. Die Wände sind mit Porzellanplatten bedeckt, welche man Basreliefs in Porzellan nennen könnte, denn aus dem farbig angegebenen Grunde treten die mannigfaltigsten Figuren: menschliche Gruppen, Thiere, Blumen, alles das verbunden durch das seltsamste Schnörkelwerk, in halber Rundung hervor. Interessant ist der Kronleuchter, ebenfalls aus Porzellan, ein wahrer Knäuel, wo sich Ranken und phantastische Gestalten aller Art in den sonderbarsten Wendungen hundertfach verschlingen. Die Ausschmückung dieses japanischen Salons lieferte die königliche Porzellanfabrik in Madrid, und wenn man diese wirklich kunstvollen Arbeiten bewundert, so kann man es nur bedauern, daß die Porzellanfabrikation heute so gut wie gar nicht mehr existirt. Was sich sonst noch an Sehenswürdigkeiten im Schlosse findet, sind einige gute Fresken und Deckengemälde von Velasquez, sowie hie und da zerstreut prachtvolle Mosaiken und Krystallgefässe, Alabasterwerke, Broncen, aus welchen übrig gebliebenen glänzenden Spuren man wohl errathen kann, wie die Einrichtung des Palastes einstens gewesen sein mag.

Das Prächtigste oder doch das Reizendste und Schönste in Aranjuez ist aber der Inselgarten, der dicht ans Schloß stößt und durch die vorhin erwähnte Blumenterrasse mit demselbeu zusammenhängt. Er hat seinen Namen daher, weil er von zwei Armen des Tajo umfaßt wird, der sich oberhalb spaltet und dann wie liebend die hoch aufgemauerten Terrassen umfluthet, auf denen der Garten liegt. Der schönste Punkt ist bei der Blumenterrasse, wo der Tajo in seiner ganzen Breite, kaum leicht bewegt, wie ein silbernes Band aus dem Schatten dichtbelaubter Bäume hervortritt, um unmittelbar vor dem Schlosse einen über zwanzig Fuß hohen imposanten Wasserfall zu bilden, dessen Anblick in der Hitze des Sommers kühlend und erfrischend sein muß. Dann wirkt sein Tosen, das Grollen und Murmeln seiner Wasser gewiß einschläfernd und ladet den Beschauer zur Siesta ein, der den schönen Fall von einem der steinernen Bänke betrachtet, welche am Rande der Terrassenbrustwehr, unter hundertjährigen Bäumen stehen. Eine prächtige vierfache Platanenallee der ältesten Bäume zieht sich neben dem Wasserfall und dem Tajo dahin; dieselbe hat vielleicht hundert Schritte vom Schlosse entfernt eine Wendung gemacht, man sieht von den Gebäuden nichts mehr und befindet sich auf einem heimlichen stillen Plätzchen, welches durch dichte Gebüsche und hohe Hecken vor jedem Blicke geschützt ist, während das Murmeln des Tajo einem argwöhnisch lauschenden Ohre nicht gestattet, den geringsten Laut eines Gespräches, das hier geführt wird, verrätherisch zu erspähen.

In diese Allee verlegte meine Phantasie den romantischsten Theil von Schillers Don Carlos. Der kühle, reizende Platz am Wasserfalle war wohl der Lieblingsaufenthalt des schlauen Beichtvaters, hier traf er den Prinzen, der nun darauf die Allee hinabeilte, zu jenem heimlichen, lauschigen Plätzchen, wo er die Königin traf, und wo der strenge König später erschien, um der armen, unschuldigen Prinzessin von Mondekar zehn Jahre Zeit zu geben, fern von Madrid über allerlei nachzudenken. Ich kann mir die Richtigkeit dieses aufgefundenen Punktes im Inselgarten von Aranjuez nicht nehmen lassen und war so sehr da-

von überzeugt, daß ich dort Epheublätter abbrach, und sie verschiedenen Damen in der Heimath mit der Angabe meiner Entdeckung zusandte.

Um den ganzen Inselgarten am Ufer des Tajo vorbei setzen sich diese Alleen fort, mit Bäumen in solcher Höhe und Stärke, daß sie an einen Urwald erinnern. Das Innere des Gartens besteht aus geraden, scheinbar regellosen Wegen, von denen immer eine Anzahl in Form eines Sternes auf einem großen Rundstücke zusammenläuft, wo sich alsdann Fontainen, Wasserwerke in den verschiedensten Arten, sowie Bänke zum Ausruhen befinden. Für die bessere Unterhaltung hätte schon etwas mehr geschehen können; die Wege waren nicht besonders reinlich gehalten, die glatten Thujahecken nicht sauber verschnitten, und in den steinernen Bassins und Schalen der Fontainen lag Kehricht aller Art, vertrocknete Blätter, selbst Schutt, und vielen sah man an, daß der belebende Wasserstrahl hier lange nicht emporgesprungen. Auch die Mittelpunkte der verschieden Sternwege, die großen Rondels waren sehr verwahrlost, mit Stein- und Erdenhaufen bedeckt, sowie mit zerbrochenen Bänken und Fußgestellen, auf denen die Bildsäulen fehlen. Es ist das schade um diesen wunderschönen Platz, so prächtig angelegt und so schön von der Natur bedacht; und trotz der Vernachlässigung, welche dieser Inselgarten erfahren, muß es im Sommer doch himmlisch sein im kleinen Parke von Aranjuez unter dem dichten Schatten dieser gewaltigen Bäume am Ufer der klaren Flut des Tajo oder im Innern des Gartens, wo in viele Wege kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, wo Massen prächtig blühender Rosen ihren süßen Duft freigebig spenden, unzählige Springbrunnen ihren klaren Strahl in die Höhe schleudern, der mit sanftem Geplätscher wieder herabfällt, und wo man, auf einer Steinbank ausruhend, von weitem her das Rauschen und Brausen des großen Wasserfalls vernimmt. Leider war es uns ja nicht vergönnt, diesen Garten in der schönen Jahreszeit zu sehen, wo die alten hohen Stämme überall mit Ephen und Lianenpflanzen umrankt sind und die Strahlen der Mittagssonne der Art gebrochen, daß man beinahe Kühle empfindet, wo bei der Hitze des Tages die frische Baum-

luft zur Rast auf den steinernen Bänken einladet, wo, wie der Verfasser von „Morgen- und Abendland“ erzählt, Rosenhecken und Rosenbäume duftende Bouquets in die düsteren Schatten der dichtgestellten Riesenbäume flechten. Ueberall, fährt er fort, stößt man alsdann wieder auf Perspectiven, die das Schloß in der Ferne zeigen, wenn man bereits den Ausweg verloren glaubt, und die schönen Bäume biegen ihre üppigen Zweige und Wipfel über die kühlen Wogen der beiden Ströme hinab, alles in natürlichen Bogengängen, alles dicht, alles Schatten, alles olle Zwang, oft gleich Urwald verschlungen, aber immer wieder von neuen Gängen durchbrochen. Solche gewaltige Bäume können nur Jahrhunderte erzeugen, sie haben das Größte und Herrlichste geschaut, sie haben die Könige beschattet, in deren Staaten die Sonne nie unterging, und die stille Liebe.

Der spanische Hof kam in den letzten Jahren nur höchst selten nach Aranjuez, da die Königin es mehr liebt, ihren Frühlings- und Sommeraufenthalt in La Granja zu nehmen, welches auf der Höhe des Guadarrama gelegen, sich einer frischen erquickenden Bergluft erfreut, wogegen das wasserreiche Thal von Aranjuez, im Sommer sehr dunstig und schwül, leicht Wechselfieber erzeugen soll.

Ueber die Blumenterrasse vor dem Schlosse zurückgehend kommt man über eine zierliche Drahtbrücke mit hohen Standbildern an den vier Ecken, welche den Tajo in einem einzigen Bogen überspannt, und erreicht nach kurzer Wanderung den „Fürstengarten,“ einen prächtigen und schönen Park, der in jeder Hinsicht vortrefflich unterhalten ist und über eine Stunde lang an den Ufern des Flusses dahinzieht. An der Madrider Straße ist er von einer herrlichen breiten Allee eingefaßt und von jener durch ein reiches Gitter getrennt, in welchem verschiedene hohe Steinthore befindlich sind, die zu beiden Seiten durch Portierhäuser dem Publikum den Eingang gewähren.

Es war ein prächtiger klarer Morgen, als wir hier auf den breiten Kieswegen wandelten; die Nebel welche uns heute früh kältend eingehüllt, waren von der Sonne niedergedrückt worden, hatten sich ver-

stohlen an Gräsern und Blättern angehängt und dienten nun der stolzen Siegerin als ebenso viele Spiegel, welche dienstbar die hellen Strahlen in allen Farben des Regenbogens zurückwarfen. Dabei war die Luft warm, würzig, angenehm und uns Deutschen hier in dem fernen Spanien so außerordentlich wohl zu Muth. Der Park, in dem wir wandelten, erinnerte in seiner frühjährlichen Färbung ja so sehr, bald an unsere großen deutschen Gärten, bald sogar an unsere lieben heimathlichen Wälder, denn so still und feierlich wie in diesen war es auch heute morgen hier in dem Fürstengarten von Aranjuez, so bekannt rauschten unsere Tritte in dem abgefallenen Platanenlaube und wenn wir lachten, — und wir lachten häufig, — so hallte das weit hinaus zwischen die Stämme der gewaltigen Bäume. Ich will nicht verschweigen, daß wir zu allerlei Kurzweil aufgelegt waren, daß wir deutsche Lieder sangen und daß wir uns das kindliche Vergnügen machten, uns als das Gefolge eines großen Herrn darzustellen, indem wir alsdann einen unter uns mit so außerordentlicher Ehrerbietung behandelten, beständig mit abgezogenem Hute und so tief gebückt zu ihm sprachen, daß ihn die Arbeiter des Parks und die Aufseher ebenfalls für nichts Geringes hielten und es gerade machten wie wir. Zu der Person des „Herrn" nahmen wir unsern Reisegesellschafter, Herrn W., vom Cid, der uns in Barcelona verlassen, den wir in Madrid wieder gefunden, und der mit uns die Tour nach Aranjuez und Toledo machte. Er nahm den Scherz bereitwillig auf und führte ihn vortrefflich durch, inclusive jenes kostbaren Momentes, wo die Pförtner des Gartens durch ein entsprechendes Trinkgeld nicht enttäuscht werden durften.

Wie schon gesagt, ist der Fürstengarten auf einer Seite vom Tajo begrenzt, der hier eine ansehnliche Wassermasse hat, welches in hunderten von Rinnen in den Park geführt wird, dort kleine Seen und Teiche speist und überall eine fast unglaublich üppige Vegetation hervorbringt. Schöner wäre es freilich noch gewesen, wenn man den Fluß selbst in den Garten hineingezogen hätte, statt daß er jetzt nur

als Gränze und Wasserkanal dient. Unbegreiflich ist es mir, daß man nicht wenigstens seine Ufer nach der Seite des Parkes zu einem reizenden Spaziergang umgeschaffen, wozu alles Material im Ueberfluß vorhanden gewesen wäre. Jetzt aber wird die Gränzlinie durch einen hohen und kahlen Erdaufwurf gebildet, der die Aussicht auf den Tajo sperrt und über den man mühsam hinabsteigen muß, um an den Fluß selbst zu gelangen. Dieser hat dann aber auch wieder sein Schönes durch die vollkommene Ungezwungenheit seiner Ufer, von denen das üppigste Buschwerk in sein tiefes Bett herabhängt, aus dem dann wieder Wasserpflanzen aller Art emporsteigen, durch welche wilde Enten und andere Vögel streichen, eine so malerische Wildniß bildend, daß man hier nicht glaubt, man befinde sich wenige Schritte bei einem so sorgfältig angelegten Parke.

Das Innere des Fürstengartens ist eine beständige Abwechslung, bald von dunklem Walddickicht, hie und da mit geheimnißvollen Pfaden durchschnitten und gebildet von riesenhaften Bäumen, dem herrlichsten grünen Laubholze, zwischen denen sich fast schwarze Cypressen erheben, so colossal, wie ich sie nur auf den Kirchhöfen Konstantinopels gesehen habe; bald von großen Platanen und Pappelalleen, — hier von den fruchtbarsten Obstgärten, zwischen denen Frühbeete und Glaskästen stehen, dort von großen, freien Waldtriften, umsäumt mit Cedern, Cypressen, Silberpappeln, Eichen und Wallnüssen, so einen stillen abgelegenen Raum bildend, in dem sich die seltsamsten Bauwerke, Teiche und Wasseranlagen der verschiedensten Art befinden. Dort sieht man Marmorgruppen, Karyatiden, Blumenkörbe, hier ziert eine der schönsten Anlagen einen Teich mit zwei Inseln, auf denen sich ein Marmortempel befindet, ihm gegenüber auf Felsen eine Granitpyramide, und diese verschiedenen Punkte sind durch Stein- und Gitterbrücken mit einander verbunden. Im Sommer muß es hier wahrhaft reizend sein, wo in den wildesten Theilen des Gartens das Strauchwerk von farbenprächtigen Blüthen strotzt, wie man sie bei uns kaum in Treibhäusern sieht, wo die Beete glänzen und schillern von den edelsten

Blumen, und wo deren Königin, die wunderbar prächtige Rose, alles dominirt in nie gesehener Herrlichkeit. Findet man doch hier kleine Gärtchen, mit niedern Hecken eingefaßt, in welche Thüren und viele eingezäunte Gänge zu Lauben, Bögen, Hütten und Blumenbeeten führen. Allein alle diese Blumen sind Rosen; die Hütten, die Lauben, die Bögen, die Thüren, die Zäune und die Bäume, alles ist alsdann Rose, rothe Rosen in Millionen über diesen kleinen Raum vertheilt, von paradiesischem Aroma getränkt, das die Vögel gierig einsaugen, das das Herz der Menschen erfrischt und es stärker und sehnender schlagen läßt.

Nach stundenlangem Umherschlendern im Parke — wir hatten uns absichtlich vom Führer nicht leiten lassen, sondern waren bald rechts, bald links in einen Weg eingebogen, der uns besonders reizend erschien, oder wo uns gerade durch lichtere Baumgruppen ein künstlicher Felsen mit Wasserwerken und Statuen anzog — gelangten wir endlich auf einen freien Platz, der sich als eine Art von Pleasureground vor einem kleinen niedlichen Schlosse erhob, welches vielleicht eine kleine Stunde von der Stadt entfernt, im dichtesten Theil des Parkes liegt. Dieser kleine Palast ist die niedlichste und reichste Villa, die man nur sehen kann; weder Verhältniß noch Styl des Bauwerkes fallen von außen durch Großartigkeit in die Augen, und doch betrachtet man es entzückt. Hier im abgelegenen Dickicht kommt es uns wie ein kleines Zauberschloß vor; seine Formen sind edel und geschmackvoll, und auf dem dunklen Waldgrunde hebt sich das weiße Gebäude mit seinen kleinen Terrassen, Mauervorsprüngen, Nischen mit Bildsäulen und Büsten scharf und lebendig ab. Es ist die berühmte Casa del Labrador, vor der wir stehen. Karl IV. hatte eines Tags die Idee, sich ein ländlich eingerichtetes Gartenhaus zu bauen; ob nun der ursprüngliche Plan anders war, oder ob der spanische König den kleinen Palast, wie er heute dasteht, für eine einfache ländliche Wohnung hielt, weiß ich nicht anzugeben; — genug, diese prächtige kleine Villa mitten im Park von Aranjuez heißt Casa del Labrador, Bauernhaus, und ist auf

diese Art wohl das reichste und in seinem Reichthum einzigste aller Bauernhäuser der ganzen Welt.

Gleich beim Eintritt in die Villa sehen wir, daß das Innere vollkommen würdig ist des reichen Aeußern; auf allen Seiten ist man umgeben von Marmor, Gold, Bronze, Malerei und prächtigen Sculpturen, und was das Erwähnenswertheste ist, alle Reichthümer, welche man hier sucht, sind auf's Geschmackvollste vertheilt und angebracht. Wir staunen die reich verzierten Plafonds an und bemerken im ersten Augenblicke nicht, daß wir auf ebenso kostbare Fußböden von künstlichem Marmormosaik treten; eine sinnreich gedachte Kreistreppe mit marmornen Stufen und vergoldetem Geländer, zu welchem man, nebenbei gesagt, sechshundert Unzen Goldes verbraucht hat, führt in den ersten Stock. Hier ist jedes Zimmer von dem andern verschieden, und wir schreiten staunend durch diese Masse von Reichthümern. Hier sehen wir die Böden, Thüreinfassungen, Wandbekleidungen von edlem Marmor, dort von kostbaren Holzarten, auf's Reichste eingelegt, alle Schlosserarbeiten versilbert und vergoldet. In diesen Zimmern überraschen uns die reichen, wie eben erst gemalten Plafonds, sowie die Seidentapeten aus den schwersten Stoffen, mit Stickereien überladen; in jenem sind dagegen die Wände von Meisterhand gemalt, mit prächtigen Möbeln versehen, Marmortische auf vergoldetem Untergestell tragen eine Unzahl kleiner Kunstwerke: Uhren, Vasen, Statuetten, wogegen Spiegeltische, Kamine und Etageren in den Ecken voll der seltensten Porzellanarbeiten sind.

In drei Zimmern dieses seltsamen Bauernhauses befinden sich Bildhauerwerke, namentlich Statuen, worunter Alterthümer, die jedem Museum zur Zierde gereichen würden. Der Glanzpunkt des Ganzen ist übrigens ein kleines Zimmer mit Nebenkabinet ganz in Paris nach Perciers Zeichnungen verfertigt, wenige Schritte lang und breit, wo aber an Kunstwerken, an Decken und Wandgemälden, an Gold, Marmor und edlen Holzarten das Unglaubliche zusammengetragen ist. Es ist unmöglich, mit Worten einen Begriff von der Pracht und dem

Reichthum zu machen, die sich hier in dem Gemach vereinigt finden; man sagt, die Verzierungen desselben haben vierzehn Millionen Realen gekostet, allerdings eine ungeheure Summe, aber fast glaublich, wenn man bedenkt, daß nicht nur Wände und Thüren von goldenen und Platina-Arabesken strotzen, und daß nicht nur jeder Stuhl und jedes andere kleine Möbel ein Kunstwerk ist, sondern selbst die Griffe an den Thürschlössern und an den Fensterbeschlägen von Künstlerhand aus Gold und Silber geformt wurden.

Unter anderen hat dieses Zimmer vier kleine reizende Wandgemälde Girodet's, die Jahreszeiten vorstellend, von so herrlicher Composition, daß unser Maler es nicht unterlassen konnte, sie trotz eines sehr mißbilligenden Blickes des Hausverwalters, der uns herumführte, in sein Buch zu skizziren. Ich glaube, daß es jedem wie uns ergehen wird: wir verließen die Casa del Labrador übersättigt, geblendet, und der lange Spaziergang von hier nach unserer Fonda zurück durch den schönen Park kam uns gut zu Statten, um den Unterschied zwischen unserem gewöhnlichen Leben und der ländlichen Einrichtung eines spanischen Königs nicht gar zu stark zu empfinden.

Abends setzte uns unsere alte Engländerin ein gutes Diner vor, zu welchem sie ein großes Rostbeef, auf englische Art zubereitet, mit vielem Stolze selbst auftrug. Zufälligerweise spielte heute in Aranjuez eine wandernde Schauspielertruppe, was wir unmöglich versäumen durften, und hatten wir uns deßhalb schon vor dem Essen Karten zu der Vorstellung genommen. Das Theaterlocal ist klein und unbedeutend, und die Schauspieler und das Stück waren so außerordentlich schlecht, daß wir uns eben dadurch vortrefflich amusirten. Das Publikum im Parterre bestand meistens aus Unteroffizieren der Garnison, welche sich für die Greuelthaten, die auf der Bühne vorfielen, auf's Lebhafteste interessirten und so sehr ergötzlich mitspielten. Nie in meinem Leben habe ich in fünf Acten und zwei Stunden eine solche Menge Schaudererregendes aller Art zusammen gedrängt gesehen wie hier; jede Scene hatte entweder eine Entführung, irgend einen Verrath an

den heiligsten Gefühlen der Menschheit, einen qualificirten Mord oder eine gesetzliche Hinrichtung.

Glücklicherweise hatten wir aber am heutigen Tage so viel Schönes gesehen, daß die schauerliche Komödie nicht im Stande war, während der Nacht meinen Schlaf zu beunruhigen; vielmehr wandelte ich im Traume durch die herrlichen Parke und Gärten, in denen jetzt Tausende von Rosen blühten und dufteten; alle Wasserwerke sandten ihre kühlenden Strahlen in die heiße Luft hinauf und unzählige Nachtigallen sangen dazwischen ihre schmelzenden Liebeslieder. Anfänglich klangen dieselben freudig und jauchzend, wie im Uebermaße des Glücks in dieser Herrlichkeit leben zu dürfen; bald aber mischte sich ein ernster und melancholischer Klang dazwischen, und als ich träumend an dem großen Wasserfall des Tajo stand, sein Brausen hörte und den erfrischenden Wasserstaub auf meinem heißen Gesichte fühlte, war es mir, als sänge eine der neckenden Nachtigallen: Ach! sie sind nur zu bald vorüber, die schönen Tage von Aranjuez!

Um halb sechs Uhr am andern Morgen standen unsere Pferde an dem Thore des Gasthofes Fonda ingles in Aranjuez bereit und wir waren im Begriff, sie zu besteigen, mit Ausnahme unseres kleinen Architekten, der, mit der Sprache besser bewandert als wir, den Zahlmeister machte, und sich in der Küche mit der überaus freundlichen Wirthin herumzankte, welche ihm mit lachendem Munde eine sehr unverschämte Rechnung einhändigte. Dank dem Rostbeef, welches wir bestellt, und dem Grog, den wir uns vor Schlafengehen gebraut, hatte man uns doch noch für Inglesen genommen, unsere Zeche wenigstens nach deren meist wohlgespickten Börsen berechnet. Um etwas davon herabzudingen, mußten wir unserem guten Oberbaurath zu Hülfe kommen, dessen freundliches Gemüth nicht im Stande war, einer Spanierin mit dem hier unentbehrlichen Lärm und Nachdruck entgegenzutreten. Endlich war der Streit geschlichtet und trotzdem, daß wir ihr fünfzig Realen abgehandelt, schieden wir doch im besten Frieden.

Unsere Pferde waren von einer sehr kleinen Race, eigentlich große

Pony's, jedoch von einer merkwürdigen Ausdauer, wie uns der Pferdeverleiher versicherte. Jeder von uns schnallte seine kleinen Habseligkeiten: Nachtsack, Decke oder dergleichen, hinter sich auf den Sattel, dann wurde nach Commando aufgestiegen, worauf wir uns wegen des Glatteises, welches die Steine bedeckte, sehr behutsam in Bewegung setzten.

Der Morgen dämmerte auf, sein freundliches Licht wurde aber zurückgehalten durch einen dichten Nebel, der dem Tajo entstieg und Alles in seine grauen Schleier hüllte. So war es uns denn bei unserer Abreise nicht vergönnt, Schloß und Park von Aranjuez noch einen Abschiedsblick zu schenken; von ersterem sahen wir nur ein Stück der rothen Palastmauer durch den Nebel schimmern, von letzterem nur die kahlen Aeste einiger Baumriesen, und vernahmen auch nur wie aus weiter, weiter Entfernung das Rauschen des Wasserfalles im Inselgarten, als wir über den weiten Platz San Antonio ritten. Dazu war der Nebel kalt, wir wickelten uns fest in die Mäntel, und lange wollte Lust und Scherz nicht gedeihen.

Der Weg von Aranjuez nach Toledo führt anfänglich stundenlang durch eine schnurgerade Allee, die mit zwei Reihen herrlicher Bäume besetzt ist; rechts und links befindet sich eine Art erhöhter Trottoirs, von Zäunen aus niederem Gebüsch eingefaßt, und da die Mittelstraße steinig und meistens unergründlich kothig war, so ritten wir auf diesen Trottoirs, aber Einer hinter dem Anderen, was ziemlich langweilig war. Zuweilen lassen Lücken in den Gebüschhecken oder Thore in seltsamem Geschmack ohne Gitter, deren Bestimmung wir nicht zu enträthseln vermochten, eine Durchsicht nach der Seite, wo man aber auch nicht viel Erfreuliches schaut. Die breite Allee scheint ein schmales Stück Civilisation zu sein, welches Aranjuez von Weitem ankündigen soll, und das wie ein grüner Streifen in dem öden, kahlen Terrain der Mancha liegt. Die Bäume, welche diese Allee bilden, sind nur durch sorgfältige Pflege so gediehen; überall sieht man nämlich kleine Gräben, welche das lebendige Wasser des

Tajo an ihre Wurzeln führen und auch wohl dazu bestimmen sind, Sommers den lästigen Staub der Straße zu dämpfen. Heute hatten wir von demselben gar nichts zu leiden; überhaupt war es ein großer Vortheil unserer Winterreise in Spanien, daß wir mit diesem grimmigen Feinde wenig zu thun bekamen.

Wir hatten nun die langweilige Allee hinter uns, konnten auf einer ziemlich schlechten Straße, die Berg auf und Berg ab führte, jetzt neben einander reiten und uns so manche kleine Unterhaltung verschaffen. Unser lieber Freund, Herr W., hatte schon seit längerer Zeit durchblicken lassen, daß er eigentlich ein ganz vortrefflicher Reiter sei, und erzählte gern von englischen Fuchsjagden, wo der Sprung über eine sechs Fuß hohe Gartenmauer oder einen zehn Fuß breiten Graben unter die Sachen gehöre, welche ihm jeden Augenblick vorgekommen seien. Trotz allem dem aber saß er ziemlich komisch zu Pferde, und bildete eine einigermaßen seltsame Figur. Die Beine hatte er bekleidet mit Hosen von wasserdichtem Zeuge, darüber fiel ein langer Paletot, um Hals und Kinn trug er einen dicken Shawl und auf dem Kopfe einen runden Hut, der bei dem Traben sehr starke Neigung zeigte, nach hinten zu rutschen. Daß man, wie er that, die Fußspitzen immer hartnäckig zu Boden kehre, behauptete er, sei so Gebrauch bei den englischen Sportsmen, ebenfalls, daß er die Zügel von Trense und Candare fest zusammengeklemmt in der linken Hand trug. Leider konnten wir bei unserem Ritte dem Herrn W. keinen breiten Graben zum Setzen offeriren und mit kleinen Rinnen ließ er sich gar nicht ein; da leitete er sein Pferd vorsichtig hindurch, oder später, wo das Terrain einmal gar zu coupirt und unangenehm war und er beträchtlich zurückblieb, so daß wir auf ihn warten mußten, kam er endlich an — sein Roß bescheiden am Zügel führend.

Unser kleiner Oberbaurath, der vor dem Aufsteigen sein Pferd mit finsteren Blicken und Kennermiene umschritten, und der gestern beim Grog hatte durchblicken lassen, er sei kein sonderlicher Reiter, zeigte aber schon nach einigen Stunden eine solche Kühnheit im Sattel, daß

wir ihm unsere volle Anerkennung nicht versagen konnten. Er ritt ein Grauschimmelchen von sanfter Natur, welches Neigung zum Galoppiren hatte, und wenn wir so ein kleines Wettrennen veranstalteten, so galoppirte er immer lustig voraus, freilich etwas stark vornüber gebeugt, aber er galoppirte doch; wogegen Herr W. nur trabte, nach englischer Sitte, wie er behauptete, denn nur so habe man sein Pferd in der Gewalt. Von dieser Gewalt legte er aber sehr zweideutige Proben ab; denn meistens trabte und hielt der Gaul nur dann, wenn die anderen Pferde es ebenso machten, und bei einem der letzteren Fälle, der einmal etwas plötzlich eintrat, verlor Herr W. die Bügel, schaute dann seinem Pferde bedenklich zwischen die Ohren, und eine ziemlich verbürgte Tradition behauptet, er habe in diesem kritischen Augenblick beide Zügel geopfert, um dafür den Sattelknopf zu ergreifen. Unser langer Maler kletterte lustig, wie immer, über Berg und Thal, wobei es ihn besonders freute, wenn sein Gewehr recht klirrte, und wobei er sich häufig an Biegungen des Weges fest in den Bügeln aufrichtete, um, ein zweiter Don Quixote, nach Abenteuern umzuschauen. Um bei diesem Vergleiche zu bleiben und nicht als parteiisch zu erscheinen, muß ich mich denn selbst als Sancho Pansa darstellen, und wenn ich auch keinen Esel ritt, so war doch mein Pony der kleinste und untersetzteste von allen, dabei aber der stärkste, um die ihm zuerkannte Last gehörig zu tragen.

Es war indessen gut, daß wir auf unserem Ritte nach Toledo durch allerlei lehrreiche Gespräche und lustige Lieder uns die Zeit vertreiben konnten; denn das Terrain, durch welches wir zogen, war wenigstens während der ersten Hälfte unseres Weges höchst uninteressant; kahl und unfruchtbar stieß ein Hügel an den anderen, dabei war gelber Sandboden vorherrschend, und unsere Straße zog sonach in einem gelben Streifen vor uns dahin, jetzt kaum unterscheidbar von der Fläche zur Rechten und Linken, jetzt wieder als eine helle Linie über braune Haiden, welche mit magerem Gebüsch und Buxbaum bewachsen waren. Die einzige Abwechslung bot weit zu unserer Rechten das schmale

Tajothal, mit Bäumen besetzt, theils kahl, theils belaubt, welche grau und grün schillerten, und das uns den ganzen Tag getreu zur Seite blieb. Hinter dem Flusse erhob sich eine Kette seltsam geformter Hügel, hier und da sah man ein altes Mauerwerk, auch wohl eine einsame graue Kirche, die uns recht verlassen erschien; denn da die Gegend ringsum wie ausgestorben ist, und wir auch nicht die Spur einer menschlichen Wohnung sahen, so begriffen wir nicht, woher die Hand kommen soll, um das Glöcklein dort oben in Bewegung zu setzen, daß es weithin schallt über die Ebene. Ja, wenn dieß plötzlich geschähe, würde man erschrecken, hier in der Oede und könnte zu dem Glauben berechtigt sein, als trieben dort oben allerhand Geister ihr unheimliches Wesen. — Vorbei denn!

Unsere Pferdchen galoppiren auf dem weichen Sande lustig vorwärts, Hügel auf, Hügel ab. Abwärts thut unser Arriero etwas langsamer, um sich und uns vor dem Hinstürzen zu bewahren. Es ist fast Mittagszeit und die uns versprochene Venta auf halbem Wege könnte eigentlich erscheinen. Jetzt taucht auch in der Ferne Mauerwerk vor uns auf, unser spanischer Begleiter legt auf echt türkische Art die gekrümmten Finger mehrmals an den Mund, schmatzt dazu, und will so gutes Essen und Trinken ausdrücken, welches er erwartet. Wir dagegen erwarten gar nichts, denn wir kennen von unserem Ritte durch die Mancha leider zu genau den Inhalt dieser Halbwegsherbergen, haben uns auch deßhalb in Aranjuez vorgesehen und hinten auf meinem Pferdchen liegt ein Zwerchsack, mit dem Nothwendigsten versehen. Wir habeu noch eine tiefe Schlucht zu passiren mit steilen Sandsteinfelsen, über welche wehende Sträucher herabnicken, dann galoppiren wir lustig aufwärts und erreichen das weite Plateau, auf welchem die Venta liegt — nur die Ruinen der Venta, ein verlassenes Haus, wie ich richtig geahnt. Unser Arriero kratzte sich hinter den Ohren und schwor bei allen Heiligen, die ihm gerade einfielen, daß hier noch vor einem halben Jahr die prachtvollste Wirthschaft gewesen sei, der süßeste Wein auf zehn Stunden in der Runde und Garbanzo's mit Speck,

daß einem die Seele im Leibe gelacht. Das Gemäuer dieses ehemaligen Gasthofes sah übrigens schon von Weitem so trostlos und verfallen aus, daß sich von uns Niemand hinbemühte; nur der Arriero trabte vor die Thür, umritt das Gehöfte kopfschüttelnd, und stellte, als er im Schritt zurückkehrte, wahrscheinlich traurige Betrachtungen an über den Wechsel alles Irdischen.

Was brauchten wir aber auch eine Venta mit rauchiger Küche und oftmals schmieriger Padrona? Waren wir nicht viel besser hier unter freiem Himmel aufgehoben, der sich freundlich, klar und blau über uns ausspannte? Dabei war die Luft angenehm und nicht zu kühl. Was wir von dem Erbauer dieser Venta genossen, war sein guter Geschmack, der ihn veranlaßte, sich gerade an dieser Stelle anzubauen, auf einer Anhöhe, die meilenweit ringsum das Terrain beherrschte. Ja, auch eine solche öde Gegend kann interessant sein, namentlich wenn man ermüdet vom Pferde gestiegen ist, sich lang ausstreckt in die duftenden Haidekräuter und zwischen ihren feinen Zweiglein und braunen Blüthen hindurch nach dieser Seite hin die Wellenlinie des fernen, grau verschwimmenden Horizontes betrachtet — eine Bergkette, die auch wir noch zu besteigen haben und noch mehrere der dahinter liegenden, bis wir endlich wieder an das weite blaue Meer gelangen, den Weg nach der heiligen Heimath. Auch nach jener Seite zu ist der Anblick nicht uninteressant; denn der Arriero hat den erwähnten Zwerchsack geöffnet, und mit leuchtenden Augen kaltes Geflügel, Schinken, hartgesottene Eier und Käse auf das vertrocknete Gras gelegt und daneben ein paar dickbauchige, freundliche Flaschen aufgestellt. Wie eine Weihnachtsbescheerung nimmt sich das unter den grünen Buxbaumsträuchern aus.

Unser Halt hier hat etwas Pittoreskes und verdient es wohl skizzirt zu werden. Die Pferde mit den zusammengebundenen Vorderfüßen weiden um uns her und den Abhang hinunter. Die lange Figur unseres andalusirten Malers steht aufrecht da, er hält sein Gewehr in Bereitschaft, denn es könnte ja allerlei Seltsames über uns herein-

brechen, wilde Räuber oder ein zahmes Kaninchen. Herr W., der seinen Cachenez abgelöst hat und hungrig auf die Collation blickt, meint, Spanien sei im Allgemeinen recht schön, und der kleine Oberbaurath wischt seine Brillengläser ab, um diese Schönheiten des Landes genau betrachten zu können. Endlich fallen wir mit einem wahren Wolfshunger über das Frühstück her, und da uns der Arriero trefflich unterstützt, so sind wir bald mit Geflügel, Eiern und Schinken fertig, haben Alles obendrein tüchtig mit Wein begossen und rüsten uns zum Aufbruch. Unser Spanier sammelt alle Ueberreste der Speisen sorgfältig in ein Stück Papier, und die der Getränke in seinen Magen, Jeder von uns zieht den Sattelgurt seines Pferdes fester an, dann schwingen wir uns auf, der kleine Oberbaurath, der ganz des Teufels ist, singt: „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ und galoppirt mit wahrer Todesverachtung den ziemlich steilen Hügel hinab. Wir waren so erstaunt über diese Keckheit, daß sich selbst der lange Maler, der immer etwas eifersüchtig war auf die Reitkunst der Anderen, nicht enthalten konnte, in die größten Lobsprüche auszubrechen, worauf uns denn der Oberbaurath lächelnd gestand, wir hätten alle Ursache, mit seiner Reiterei zufrieden zu sein, denn offenherzig gesagt, befinde er sich heute zum erstenmale so eigentlich recht zu Pferde.

Daß wir durch diese kleinen Neckereien rascher vorwärts kamen, war der Hauptvortheil derselben während dieses langwierigen Rittes. Glücklicherweise änderte sich auch nach einer Stunde das Terrain ein wenig, wir verließen die Fahrstraße, mit derselben Sand und Haide, und ritten durch grüne Berghalden — doch muß man sich keinen Wald auf unserem Wege vorstellen — dann durch Wiesenthäler, ohne alle Pfade, wo wir auch einigemal den Weg verloren, jedoch nicht die Richtung; denn schon kurz nach unserer Rast sahen wir fern am Horizont eine nebelhafte Masse emporsteigen, einen seltsam geformten Felsen, nicht unähnlich — dem des Alcazar von Toledo. Bald verschwand er unseren Blicken wieder, kam aber bei jeder Anhöhe, die wir erstiegen, abermals zum Vorschein, war jedoch noch lange Zeit



meinem Auge so undeutlich, daß ich ihm nicht die Form eines Schlosses abgewinnen konnte.

Toledo liegt von Aranjuez über fünf deutsche Meilen entfernt. Zwischen beiden Städten befindet sich kein Dorf; ja das einzige Haus ist die Venta, von der wir oben sprachen, und die in Trümmern liegt. Hier und da, aber äußerst selten, sieht man wohl die Spuren eines angebauten Feldes, einen unbedeutenden Streifen, wo der Pflug die Erde aufgerissen. Und doch scheint der Boden an manchen Stellen nicht schlecht zu sein, auf jeden Fall besser als in Catalonien, wo jede Handbreit Erde benutzt ist. Die gränzenlose Verwilderung hier kommt aber wohl daher, daß das ganze Terrain, auf dem wir heute ritten, Kroneigenthum ist, und nur zu Jagdgründen und Viehweiden benützt wird. Da aber kein hoher oder niederer Wald vorhanden ist, so beschränkt sich die Jagd wohl nur auf Kaninchen und Rebhühner; und was die Weide anbelangt, so sieht man nur in der Nähe von Aranjuez junge und alte Maulesel, sowie Pferde und Fohlen des königlichen Gestüts die Gesträuche abnagen und das magere Gras fressen. Uebrigens sind die Ynguada's von Aranjuez berühmt und sollen die besten Reit- und Zugthiere in Spanien hervorbringen.

Nach und nach trat denn auch die seltsame Silhouette der Stadt Toledo deutlicher und klarer zwischen den Bergen hervor. Wir unterschieden schon hohe Mauern mit ausgezackten Zinnen, sowie Thürme, doch Alles so auf einen Punkt zusammengedrängt und hoch erhoben, daß man hätte glauben müssen, Toledo sei nichts als ein mächtiges Schloß auf hohem, steilem Felsen. — Toledo! welch prächtig klingendes Wort! Toledo! Wenn man im Angesicht seiner hohen Mauern ihm entgegenreitet, zuweilen einen Blick darauf wirft, und dann, in Erinnerungen alter Zeiten schwelgend, vor sich niederschaut, und diesen Namen ausspricht, so ist er wie ein Zauberwort, das eine alte gewaltige Zeit lebendig vor unser inneres Gesicht zaubert. Man sieht Schwerter blitzen und Lanzen, Helmzierden wehen und christliche Fahnen mit dem rothen Kreuze von San Jago zwischen Reiherbüschen

und dem Feldzeichen der tapferen Mauren. Die stolze Geschichte Castiliens rollt an uns vorüber mit ihren Heldenthaten, die an's Fabelhafte streifen. Geharnischte Schattengestalten reiten mit uns gegen Toledo, und wenn wir ihre Blicke verstehen, so lesen wir in ihnen von Kampf und Sieg, von ritterlichen Abenteuern und zarter Minne, sehen aber auch, wie sie unser friedliches Reiterhäuflein mit ziemlich zweideutigen Blicken betrachten, wie ein sonderbares Lächeln über die eisernen Züge fliegt, während sie an uns vorüber galoppiren, uns natürlich weit zurücklassend; denn die Schattengestalten berühren ja nicht den Boden, und die längst vermoderten Pferde werden vom Hauch des Windes dahingeführt. — Toledo! Ja, bei seinem Anblicke wird es selbst uns ganz kriegerisch zu Muthe; der Boden hier haucht eine berauschende Atmosphäre aus. Gebt mir Schild und Lanze, auf, gen Toledo! — Dulcinea ist das schönste Weib der Erde! — —

Da aber Toledo für uns eine durchaus friedliche Stadt war und wir höchstens im Wirthshause ein solides Nachtessen zu erobern gedachten, so wandte sich unsere aufgeregte Phantasie einigen Räubern zu, die vielleicht hätten erscheinen können, und wenn in der Entfernung Reiter auftauchten, was übrigens selten genug geschah, so faßte Herr W. nach seinem Lifepreserver, und unser Don Quixote legte seine lange Vogelflinte schußgerecht über den Sattel. Es waren aber nur harmlose Wanderer, die uns begegneten oder welche wir einholten, um mit ihnen gegen Toledo zu ziehen. Einer der letzteren war ein junger Mann auf einem vortrefflich aussehenden Maulthiere, der lachend und plaudernd mit uns dahinzog, wobei er auf die Führung seines Thieres nicht genug Achtung gab; auf einmal stolperte dieses, stürzte nieder und warf seinen Reiter einige Schritte weit ziemlich unsanft auf den Boden. Ich erwähne dieses Umstandes nur, weil wir häufig sahen, wie Maulthiere stürzten, wo Pferde kaum strauchelten, und weil dieß der allgemeinen Behauptung von der Sicherheit des Maulthieres widerspricht, einer Behauptung, welcher ich, wie gesagt, nicht beipflichten kann. Mir war auf meinen vielen Ritten in

Spanien selbst ein altes Pferd lieber als sein Bastardbruder, der als Reitthier alle möglichen unangenehmen Eigenschaften vereinigt. Das Maulthier ist faul, tückisch und unbehülflich auf seinen Beinen, dabei eigensinnig wie — ein Maulthier, und fast jedes hat seine besondere schlimme Angewohnheit.

Unsere Ponys hielten sich vortrefflich, und schon zu guter Nachmittagsstunde kamen wir in die Nähe von Toledo, erreichten auch die Fahrstraße wieder, und zwar an einer Stelle, wo sich ein improvisirtes Dorf befand, das unsere ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es waren Gitano's, welche hier hausten, in Erdhütten oder unter Zelten, die aus schwarzen Filzdecken bestanden; die ganze weibliche Einwohnerschaft mit den Kindern saß vor diesen erbärmlichen Wohnungen und wusch ihre geringen Habseligkeiten; bunte, meistens gelbe und rothe Leinwandfetzen, von denen auch schon eine ziemliche Anzahl zum Trocknen über die umherwachsenden Sträucher ausgespannt war. Dieses Dorf lag an einem kleinen Bergabhange, etwas erhaben über einer weiten Thalebene, die bis zum Ufer des Tajo ging, wo wir heute zum erstenmal eine große Anzahl Männer und Buben mit Feldarbeit beschäftigt sahen. Eine Gesellschaft Engländer hatte die weiten, fruchtbaren Gründe da unten gekauft oder gepachtet und dort Süßholzpflanzungen angelegt, die, wie man uns sagte, vortrefflich gediehen und von den Zigeunern gegen Taglohn besorgt wurden. Es schien mir, als haben sie neben diesem Lohne auch die Vergünstigung, so viel Süßholz kauen zu dürfen, als ihnen beliebe; wenigstens waren Weiber und Kinder damit beschäftigt und boten auch uns freigebig davon an. Als ich, noch ein kleiner Knabe, mir zu Hause in der deutschen Heimat für einen Pfennig von diesem edlen Strauche kaufte, hätte ich mir da wohl träumen lassen, daß ich einstens mit demselben Gewächs von einer alten Zigeunerin regalirt werden würde, und obendrein im Angesichte von Toledo?! H. skizzirte das Dorf in sein Heft, dann schwangen wir uns wieder in die Sättel und ritten der alten Stadt entgegen.

Die Straße, auf der wir trabten, war so lange fest und breit, bis wir in die nächste Nähe von Toledo kamen; hier aber, wo wir auf die ersten verfallenen Mauern stießen, wo auf den Höhen links neben uns Ruinen und rechts im Tajothal ansehnliche Gebäude sichtbar wurden, fing das alte spanische Elend wieder an. Unsere Thiere sanken bis weit über die Fessel in den Koth, stolperten auch beträchtlich über Löcher und Steine, und der volle Anblick der alten prächtigen Stadt, den wir jetzt hatten, wurde uns durch die Aussicht getrübt, vielleicht in der nächsten Minute ein unfreiwilliges Schlammbad nehmen zu müssen. Und es war wahrlich schade, daß man hier nicht sorglos und behaglich so recht die malerische Umgebung genießend reiten konnte. Der Weg dicht vor den Mauern der Stadt war eine Art Spaziergang, mit Bäumen bepflanzt und mit breiten Pfaden für die Fußgänger versehen, mit im Gebüsch versteckten Steinbänken für die Ermüdeten. Mächtige Mauern aus der guten alten Zeit, fest und solid gebaut, erhoben sich zu unserer Linken, und hinter ihnen standen uralte Ulmen, die ihre Zweige weit über die Straße ausbreiteten. Zuweilen wichen diese Mauern im Halbkreise zurück, und hier befanden sich dann ebenfalls Ruheplätze mit schönen Springbrunnen, aus welchen das Wasser von einer Schale zur andern melodisch herabplätscherte.

Endlich hatten wir das böse Stück Weges überwunden und ließen es, da wir aufwärts gegen die Stadt ritten, hinter uns. Prächtig und malerisch schön ist Toledo, die alte Hauptstadt Castiliens, über alle Beschreibung prächtig in seinen Ruinen und Anklängen an die vergangene gewaltige Zeit. Wie seltsam zeichnete sich die Felsenstadt in ihrer gelben und röthlichen Färbung von dem tiefblauen Himmel ab, eigenthümlich und großartig! Toledo liegt auf einem steilen, von allen Seiten frei stehenden Felsen; seine Wohnhäuser sind keck über einander gebaut, und zwischen den mannigfaltigen altersgrauen Massen ragen schlanke Saracenenthürme hervor neben Festungswerken späterer, christlicher Jahrhunderte, während Ueberreste ehe-

maliger Festungsmauern einen steinernen Gürtel um sie ziehen. Aber diese Festungswerke, diese Ueberreste alter stolzer Schlösser sind so sonderbar zerrissen und verwittert, daß das Auge mit Entzücken über diese wunderbaren Ruinen dahinfliegt. Hier steigt ein stolzes Gebäude seltsam gezackt in unzähligen Terrassen vom Ufer des Tajo bis hoch empor an den Fuß des Alcazar. Aber in dem dunklen Mauerwerk ist kein Fenster mehr, das freundlich dem Abendsonnenstrahl zum Spiegel diente; die Thüren sind verschwunden, und da auch die hintere Mauer eingestürzt ist, so sieht man durch die leeren Fensterhöhlen das gelbe Gestein, an welches sich der Bau lehnt, und den blauen Himmel.

Und immer neue Schönheiten erblickt man, während man langsam emporreitet. Auf einem Felsen zu unserer Linken gegenüber der Stadt liegt ein altes Saracenenschloß aus gelbröthlichem Stein erbaut, der noch in der Abendsonne flimmert und glänzt, während dunkle Schatten schon auf unseren Weg und die tiefer liegenden Theile von Toledo fallen. Nur der Alcazar glänzt noch herausfordernd im Strahl der sinkenden Sonne, und das christliche Schloß scheint seinem gegenüber liegenden feindlichen Bruder in Ermangelung anderer Kämpfe wenigstens den letzten Kuß der Sonne streitig machen zu wollen.

Als Festung einer ehemaligen, ganz anderen Zeit hat Toledo eine einzige Lage. In einer tiefen, steilen Schlucht strömt der Tajo, „der Fluß mit goldenem Sand,“ fast ganz um den Felsen, auf welchem die Stadt wie auf einer Insel liegt; nur zwei gewaltige Brücken vermitteln die Verbindung — mit dem Festlande, könnte man sagen. Denken wir uns diese abgebrochen oder theilweise zerstört, so begreifen wir wohl, was die alten Geschichtschreiber erzählen von den furchtbaren Stürmen auf Toledo, die Hunderttausende von Menschenleben gekostet. An diesen glatten, steilen Felsen konnte man nur auf Händen und Füßen emporkriechen, und ein herabgerollter Baumstamm mußte Hunderte mit sich in die Tiefe reißen.

Die Straße, auf der wir trabten, war so lange fest und breit, bis wir in die nächste Nähe von Toledo kamen; hier aber, wo wir auf die ersten verfallenen Mauern stießen, wo auf den Höhen links neben uns Ruinen und rechts im Tajothal ansehnliche Gebäude sichtbar wurden, fing das alte spanische Elend wieder an. Unsere Thiere sanken bis weit über die Fessel in den Koth, stolperten auch beträchtlich über Löcher und Steine, und der volle Anblick der alten prächtigen Stadt, den wir jetzt hatten, wurde uns durch die Aussicht getrübt, vielleicht in der nächsten Minute ein unfreiwilliges Schlammbad nehmen zu müssen. Und es war wahrlich schade, daß man hier nicht sorglos und behaglich so recht die malerische Umgebung genießend reiten konnte. Der Weg dicht vor den Mauern der Stadt war eine Art Spaziergang, mit Bäumen bepflanzt und mit breiten Pfaden für die Fußgänger versehen, mit im Gebüsch versteckten Steinbänken für die Ermüdeten. Mächtige Mauern aus der guten alten Zeit, fest und solid gebaut, erhoben sich zu unserer Linken, und hinter ihnen standen uralte Ulmen, die ihre Zweige weit über die Straße ausbreiteten. Zuweilen wichen diese Mauern im Halbkreise zurück, und hier befanden sich dann ebenfalls Ruheplätze mit schönen Springbrunnen, aus welchen das Wasser von einer Schale zur andern melodisch herabplätscherte.

Endlich hatten wir das böse Stück Weges überwunden und ließen es, da wir aufwärts gegen die Stadt ritten, hinter uns. Prächtig und malerisch schön ist Toledo, die alte Hauptstadt Castiliens, über alle Beschreibung prächtig in seinen Ruinen und Anklängen an die vergangene gewaltige Zeit. Wie seltsam zeichnete sich die Felsenstadt in ihrer gelben und röthlichen Färbung von dem tiefblauen Himmel ab, eigenthümlich und großartig! Toledo liegt auf einem steilen, von allen Seiten frei stehenden Felsen; seine Wohnhäuser sind keck über einander gebaut, und zwischen den mannigfaltigen altersgrauen Massen ragen schlanke Saracenenthürme hervor neben Festungswerken späterer, christlicher Jahrhunderte, während Ueberreste ehe-

maliger Festungsmauern einen steinernen Gürtel um sie ziehen. Aber diese Festungswerke, diese Ueberreste alter stolzer Schlösser sind so sonderbar zerrissen und verwittert, daß das Auge mit Entzücken über diese wunderbaren Ruinen dahinfliegt. Hier steigt ein stolzes Gebäude seltsam gezackt in unzähligen Terrassen vom Ufer des Tajo bis hoch empor an den Fuß des Alcazar. Aber in dem dunklen Mauerwerk ist kein Fenster mehr, das freundlich dem Abendsonnenstrahl zum Spiegel diente; die Thüren sind verschwunden, und da auch die hintere Mauer eingestürzt ist, so sieht man durch die leeren Fensterhöhlen das gelbe Gestein, an welches sich der Bau lehnt, und den blauen Himmel.

Und immer neue Schönheiten erblickt man, während man langsam emporreitet. Auf einem Felsen zu unserer Linken gegenüber der Stadt liegt ein altes Saracenenschloß aus gelbröthlichem Stein erbaut, der noch in der Abendsonne flimmert und glänzt, während dunkle Schatten schon auf unseren Weg und die tiefer liegenden Theile von Toledo fallen. Nur der Alcazar glänzt noch herausfordernd im Strahl der sinkenden Sonne, und das christliche Schloß scheint seinem gegenüber liegenden feindlichen Bruder in Ermangelung anderer Kämpfe wenigstens den letzten Kuß der Sonne streitig machen zu wollen.

Als Festung einer ehemaligen, ganz anderen Zeit hat Toledo eine einzige Lage. In einer tiefen, steilen Schlucht strömt der Tajo, „der Fluß mit goldenem Sand,“ fast ganz um den Felsen, auf welchem die Stadt wie auf einer Insel liegt; nur zwei gewaltige Brücken vermitteln die Verbindung — mit dem Festlande, könnte man sagen. Denken wir uns diese abgebrochen oder theilweise zerstört, so begreifen wir wohl, was die alten Geschichtschreiber erzählen von den furchtbaren Stürmen auf Toledo, die Hunderttausende von Menschenleben gekostet. An diesen glatten, steilen Felsen konnte man nur auf Händen und Füßen emporkriechen, und ein herabgerollter Baumstamm mußte Hunderte mit sich in die Tiefe reißen.

Dabei lag die Stadt so einsam und todt vor uns, kein Geräusch verkündete, daß sie bewohnt sei, und als wir über die von Fels zu Fels von König Almansor von Cordova im Jahre 987 in einem einzigen Bogen gesprengte Brücke von Alcantara ritten, hoch über dem dunklen, rauschenden Wasser, da klapperten die Hufe unserer Pferde wahrhaft gespenstig auf dem schweren Pflaster der ehemaligen Zeit. Seltsam hallte das Echo wieder unter dem trotzigen Festungsthore mit seinem finsteren Gewölbe, von dem dahinter aufsteigenden Felsen und der Riesenmauer des Königs Wamba, und schien uns erzählen zu wollen von anderen, bedeutenderen Leuten, die es einst wachgerufen aus seinem Schlafe, von Sultan Mulay und dem Cid Campeador, die häufig hier aus- und eingezogen. Hoch oben vom Thor schaut der gewaltige Doppeladler Karls V. auf uns herab und gemahnt uns an dessen prächtige Regierungszeit.

Hinter diesem Thore führt ein Mauergang rechts um die Stadt, sehr hoch über der Ebene, die wir vorhin verlassen, aber immer noch um Hunderte von Fußen überragt von den Gebäudemassen zu unserer Linken. Die niedere Brustwehr erlaubte uns einen Blick in die Fläche hinaus, die im letzten Strahl der Abendsonne vor uns lag und in deren gelbgrauer Oede man weit, weit hinaus den Lauf des Tajo mit den Augen verfolgen kann. Nachdem wir ziemlich steil, aber immer noch an dieser äußeren Brustwehr geritten waren, wandte sich der Weg scharf links, das glatte Pflaster wurde steil wie ein Dach, und wir betraten die eigentliche Stadt durch einen maurischen Thorbogen, die sogenannte Puerta del Sol, der, allein übrig geblieben, zwischen Mauern aus der christlichen Zeit dastand und mir wahrhaft rührend erschien. War es doch das erste derartige gut erhaltene Bauwerk, dem wir in Spanien begegneten, und in seiner zierlichen Hufeisenform mit den feinen Sculpturen und den wohl erhaltenen arabischen Charakteren klang es besonders mir wie ein freundlicher Gruß aus dem fernen Orient, aus dem herrlichen Damascus, der Wiege seiner Erbauer, die ja auch ich einstens geschaut, und zugleich wie

ein freundlicher Willkomm jenes Theiles von Spanien, wo die glänzende Maurenzeit noch so deutlich aufgezeichnet ist in Bauwerken, Sitten und Gebräuchen, und den wir in kurzer Zeit betreten sollten.

Dieses Thor machte einen gewaltigen Eindruck auf uns alle, namentlich weil es so verlassen und hülflos und doch wieder so trotzig zwischen den Mauern und Häusern steht, sich besonders auszeichnend durch die gelbe Färbung seiner Steine, jetzt ein Fremdling in dem Lande, das seinen Vätern einst gehörte. Rechts neben uns erhebt sich auf hohen Felsenmauern ein Haus über dem andern, alle hoch, schmal, mit kleinen Bogenfenstern, denen das orientalische Gitter aufgezwungen ist. Neben schlanken christlichen Festungsthürmen sehen wir kleine maurische Kuppeln, neben Häusern mit flachen Terrassen gezackte Giebeldächer, die christliche und heidnische Zeit bunt durch einander gewürfelt. Auch eine alte Wasserleitung läuft neben unserem Wege, und deutlich sieht man, daß beide Nationen daran gearbeitet. Die weggebröckelte Säule unter dem maurischen Bogen ist durch einen schweren Pilaster ersetzt. Doch freuen wir uns hier dieser Wasserleitung. Die klaren Tropfen, die aus ihr an der Mauer herniederträufeln, beleben dieselbe, noch mehr aber grünes Gesträuch, welches die Feuchtigkeit gedeihen ließ und das nun freundlich über unseren Häuptern weht.

Ich kenne nur eine einzige Stadt, welche so ihren Charakter bewahrt hat wie Toledo, nur in ganz anderer Art; das ist das alte Pompeji, und vielleicht die Ritterstraße auf Rhodus. Wie man in jener Stadt der Griechen jeden Augenblick erwartet, vor sich ein paar Männer erscheinen zu sehen, im ernsten Gespräch aus einem Hause tretend, angethan mit der purpurgesäumten Toga, so blickt man hier in den engen, finsteren Gassen von Toledo erwartungsvoll um sich und glaubt jeden Augenblick eine geharnischte Gestalt erscheinen zu sehen, langsam aus der Seitenstraße herausreitend oder dort vor dem Hause mit dem kleinen Steinbalkon haltend, um einer Dame, die ihr freundlich nachwinkt, noch einige süße Worte des Abschiedes zuzuflüstern. Doch

könnte dieses geisterhafte Leben in Toledo noch mannigfaltiger sein; denn während wir den schwarzen gepanzerten Reiter dort langsam verschwinden sehen, und nur noch das rothe Kreuz auf seinem Schilde aus der dunklen Straße hervorleuchtet, öffnet sich neben uns vorsichtig und leise ein kunstreich verschlungenes Gitter, und wir erblicken den wehenden Schleier der Maurin, die sich zum Fenster herausbeugt, vielleicht um dem dahinziehenden Christen, vielleicht aber auch, um Einem aus jener glänzenden Schaar nachzuschauen, die so eben aus dem hufeisenförmigen Thore des hohen Gebäudes zu unserer Rechten herausſprengt, einem schlanken Reiter, in seidenem Gewande, den Stahlharnisch auf der Brust, mit Turban und Reiherbusch.

Und nicht blos in einigen Straßen bemerkt man diese Anklänge an die vergangene kriegerische Zeit, ganz Toledo ist voll davon, ein Museum der merkwürdigsten Art. In seinen winkeligen, steilen Gassen kann der aufmerksame Beobachter keinen Schritt thun, ohne jeden Augenblick durch etwas Interessantes gefesselt zu werden und stehen zu bleiben; hier ist es die eigenthümliche Form eines Hauses, dort eine Inschrift, eine halbzerbrochene Säule, zerfallenes Mauerwerk, an dem vielleicht hier und da Ueberreste der wunderbarsten Sculpturen sichtbar sind: ein trotziger Thorweg, dessen Bogen aus fast schwarzen Steinen gewölbt ist, während die Flügel aus kunstvoller Holzarbeit bestehen, die durch schwere Bronzenägel vor starker Berührung geschützt sind. Wenn man in den Gassen Toledos wandelt, so liest man ein illustrirtes Gedicht von der Adelsfreiheit, der Ritterlichkeit, der Ehre und Wehrhaftigkeit der spanischen Nation.

Ueberraschend war es uns und machte einen unheimlichen Eindruck bei unserem Einreiten so gar Niemanden auf den Gassen zu sehen. Gewiß war es ein minder belebtes Stadtviertel, durch welches wir unseren Einzug hielten, aber auffallend war es doch, daß wir bei klarem Himmel nicht einem einzigen menschlichen Wesen begegneten. Wohl vermehrte dieß den eigenthümlichen Eindruck, den Toledo auf uns machte, doch erschwerte es uns auch anderntheils das Auffinden unserer

Herberge; denn unser Arriero kannte wohl eine sehr geringe Posada in Toledo, von der Fonda de Lima hatte er indessen nie reden gehört. Endlich gelang es uns, eines Geistlichen habhaft zu werden, der uns auch freundliche Anweisung gab, unseren Gasthof zu finden. Ehe wir denselben übrigens erreichten, ging es meinem Pony wie dem Rosse des Cid, als dieser nach der Eroberung der Stadt mit dem tapferen Alonso VI. seinen Einzug in Toledo hielt. Und ich bin stolz auf diese Aehnlichkeit der Verhältnisse. Mein kleines Pferd rutschte nämlich auf dem glatten, steilen Pflaster aus und stürzte auf die Kniee, sprang aber gleich darauf wieder in die Höhe, um seinen Weg fortzusetzen. Babieca dagegen, das Schlachtroß des Cid, sank beim Einreiten seinerseits ebenfalls auf die Kniee und blieb ruhig liegen, was seinen Herrn so wie den König ungemein überraschte, da Babieca als sehr stolz und trotzig bekannt war. Man ließ deßhalb auf der Stelle nachgraben und fand unter der Erde den blutigen Christus wieder auf, der schon unter dem Gothenkönige Athagilde Lahme und Blinde heilte und seitdem spurlos verschwunden war. Dieses Wunder erschien um so größer, als zu seinen Füßen die ewige Lampe klar und hell brannte, als habe man sie erst gestern mit frischem Oel versehen, während das doch zum letzten Male vor so viel hundert Jahren geschehen war. Der blutige Christus ist übrigens heute noch zu sehen und zwar in der Kapelle del santisimo Christo de la sangre auf dem Zocodover, dem ältesten Marktplatze von Toledo.

Fünfzehntes Kapitel.

Toledo.

Die Straßen Toledo's. Toledo. Die Waffenfabrik. Alte Toledaner Klingen. Der Zorn des heiligen Petrus. Die Kathedrale. Der Hauptthurm. Blick auf die Stadt mit ihren Umgebungen. Der Tajo. Der Mirador König Roderichs. Ein Spaziergang um die Stadt. Die einsame Kapelle. Die Kämpfe um Toledo. San Juan de los Reyes. Das Judenquartier. Prächtige Ueberreste maurischer Baukunst. Das Spital von Santa Cruz. Der Alcazar. Der Pferdevermiether von Toledo. Eine Decoration zur Unterwelt.

Die Fonda, in der wir abgestiegen, war ein bescheidenes Haus, sehr klein, obgleich dessen Eingang, ein hoher gothischer Steinbogen, mehr versprach. Glücklicherweise waren wir die einzigen Fremden und erhielten deßhalb die besten Zimmer, zwei große Räume mit weißen Kalkwänden, an denen Schilderungen aus dem Leben des Cid Campeador und des Don Quixote hingen. Das Ameublement bestand aus einem Tische und Rohrstühlen, und die Betten, in eisernen Gestellen, wie fast überall in Spanien, waren ziemlich gut. Da unsere Wohnung in einem finsteren Hofe lag, von allen Seiten überragt von schwarzen Mauern, und deßhalb nie einen Sonnenstrahl zu sehen bekam, so war sie recht unangenehm kalt, und wir kauerten uns dicht um den Brassero zusammen, auf dessen Rand wir die Füße setzten, um uns einigermaßen zu erwärmen. Das war aber nach unseren Ritten immer die angenehmste Stunde; da gingen wir lachend und scherzend noch einmal den ganzen vergangenen Tag durch, da wurde die Karte über unsere Kniee ausgebreitet, die Stadt, wo wir uns gerade befanden, mit einem Bleistiftstriche versehen, und hierauf kam die süße Papier-Cigarre, deren aromatischen Rauch man wie den der türkischen Pfeife in die Lunge einzieht und nachher behaglich wieder ausströmen läßt.

Das sind freilich Kleinigkeiten, welche man zu Hause gar nicht schätzt, und die man nur dann recht empfindet, wenn man durch zehnstündiges Reiten auf einem schlechten Sattel müde und steif geworden

ist. Da es Sonntag war und deßhalb eine außerordentliche Theater-Vorstellung in Toledo, so ließen wir uns noch dorthin führen, blieben übrigens nicht lange, da weder Schauspielhaus noch Truppe der Mühe werth war; selbst Tänzer und Tänzerinnen waren unter der Mittelmäßigkeit.

Am andern Morgen machten wir einen Gang durch die Stadt, um auch den Charakter derselben in den Stadtvierteln, welche wir gestern bei unserem Einreiten nicht gesehen, kennen zu lernen, fanden aber überall die gleiche malerische Mannigfaltigkeit, überall schöne Denkmäler maurischer und mittelalterlicher Kunst an den Häusern und öffentlichen Gebäuden. Auch Menschen sahen wir heute, doch schien uns Toledo in allen Theilen wenig belebt; manche der schmalen Gassen konnte man durchwandeln, ehe man Jemand begegnete, und was wir hauptsächlich bemerkten, waren Priester in langen schwarzen Gewändern, von denen sich eine übergroße Anzahl hier befindet. Die schönen Toledanerinnen scheinen den maurischen Gebrauch festzuhalten und gern in ihren Häusern zu bleiben; denn wir bemerkten auf den Gassen nur wenig Mantillen, die ein hübsches Gesicht einrahmten, wogegen sie häufiger hinter den Gittern ihrer kleinen Fenster hervorlauschten, aus denen auch oft ein helltönender Gesang unter Guitarrebegleitung zu uns herausdrang.

Toledo ist sehr finster und schweigend geworden; vielleicht waren wir auch durch das unendliche Getreibe auf der Puerta del Sol in Madrid verwöhnt; aber im Allgemeinen sagt man es der alten Ritterstadt nach, daß sie stumm auf ihren Felsen liege, trauernd über das Verschwinden ihrer ehemaligen Größe. Und sie hat ein Recht dazu. Ihr Name Toledo, auf Hebräisch Toledoth: Stadt der (alten) Geschlechter, sagt mit gerechtem Stolze, daß sich einst die Blüthe des spanischen Adels in ihren Mauern befunden. Das ist jetzt freilich ganz anders geworden. Glanz und Leben ist ausgeflossen nach den Ufern des Manzanares, und nur Felsen und Häuser sind zurückgeblieben, ein versteinertes Bild der Melancholie.

Wenn man in den alten Büchern liest von der großen Bevölkerung Toledo's in früheren Zeiten, so begreift man weder, wo all die Tausende Platz gefunden, noch, wo die Räumlichkeiten waren für die glänzenden Hofhaltungen der spanischen Großen. Es ist derselbe Gedanke, der uns beim Betrachten namentlich der deutschen Ritterburgen aufstößt. Alles klein und eng, nirgends Platz für den uns jetzt so unentbehrlich scheinenden Comfort des Lebens. Recht wohnlich und behaglich kann Toledo nie gewesen sein, und wenn auch vielleicht viele der ehemaligen größeren Häuser verschwunden sind, so sind doch die Gassen und Plätze die gleichen geblieben. Letztere sind aber unbedeutend, und was die ersteren betrifft, so gibt es wohl in keiner Stadt der ganzen Welt schmälere und winkligere Passagen als hier. Steil auf und ab winden sich durch die ganze Stadt die Straßen, abschüssig und mit schlechtem Kieselpflaster, welches ohne die Idee eines Trottoirs beide Häuserreihen ausfüllt; zuweilen befindet sich in der Mitte eine Rinne, um das Regenwasser abzuleiten, und sie sind dabei so eng, daß in die wenigsten ein Sonnenstrahl eindringen kann; unter sich das schlüpfrige Pflaster, hat man zu beiden Seiten schwarze Mauern mit unbedeutenden Fenstern und über sich einen schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels.

Dabei ist aber jedes Haus wie eine Burg massiv aus Stein gebaut und gewöhnlich nur von einer einzigen Familie bewohnt. Nach maurischer und andalusischer Sitte haben indeß die meisten Häuser einen Hof; durch das massive Thor vor den Blicken jedes Unbefugten gewahrt, dient er den Bewohnern zum freundlichen Aufenthalte. Meistens ist er mit Blumen geschmückt, die den unentbehrlichen Springbrunnen umgeben; rings herum laufen Arcaden, von Säulen getragen, und ein dichtes Dach von Weinlaub hält im Sommer die brennenden Sonnenstrahlen ab.

Die Waffenschmiede von Toledo waren ehemals berühmt, und die Toledaner Klingen eben so geschätzt wie die von Damascus und Khorassan; aber auch diese Werkstätten, welche im Mittelalter so kunstvolle

Arbeiten erzeugten, sind verschwunden; nichts Neues, Bedeutendes wird von Privaten mehr gemacht, und um vielleicht ein altes werthvolles Stück zu finden, kroch ich vergebens einen halben Tag lang durch die dunklen Schmieden einiger Schwertfeger. Und doch ist in der Nähe von Toledo immer noch die größte Waffenfabrik Spaniens, welche einen großen Theil des Bedarfs für die Truppen liefert, weiter aber auch nicht viel; freilich sieht man in einem der Magazine der Fabrik ein paar Curiositäten, neues Fabrikat nach einem alten prächtigen Modelle gearbeitet; aber nur das Aeußere ist nachgeahmt, den inneren Werth der Klingen hat man nicht zu erreichen vermocht.

Der erste Tag unseres Hierseins war wunderschön, und so stiegen wir am frühen Morgen, da die Thüren zu der Kathedrale und andern Sehenswürdigkeiten verschlossen waren, zur Waffenfabrik hinab; sie liegt südwestlich eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, unten im Thale am Ufer des Tajo. Ein großes, weißes, weitläufiges Gebäude mit einem Zaun, der aus alten Lanzen gebildet ist, und auf dessen Zwischenpfeilern sich statt der Capitäle alte Granaten befinden, aus deren Zündlöchern künstliche Flammen von rothgemaltem Blech hervorsehen. Die früher so berühmte Fabrica de Armas hat sich aber total überlebt; wohl sind noch ein paar hundert Arbeiter hier beschäftigt, auch sollen immer noch gute Militärklingen hier gemacht werden. Wenn man aber gegen diese königliche erste Anstalt von Spanien eine der kleinsten deutschen Fabriken, z. B. in Solingen, betrachtet, so sieht man in letzterer doch ein ganz anderes Treiben und Schaffen. An den mechanischen Hülfsmitteln hier scheint seit langen Jahren nichts verbessert worden zu sein und manche neue Erfindung in diesem Fache ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Streck- und Pochwerke, Schleif- und Polirmaschinen sind alle Holz-Constructionen und arbeiten mit dicken Wellen und schwerfälligen Rädern, die von den Fluthen des Tajo in Bewegung gesetzt werden. Wenn man an ein derartiges Etablissement bei uns denkt, mit seiner Dampfkraft, den rührigen Arbeitern, den umherfliegenden schlanken Rädern, so kommt einem die

Wirthschaft hier ein wenig lahm vor. Wie schon bemerkt, werden fast nur Militärwaffen hier angefertigt, besonders Kavallerie-Säbel, und daneben für den Fremden, der sich gerne ein Andenken mitnehmen möchte, kleine mit Gold eingelegte Dolche mit dem Fabrikzeichen von Toledo, die man aber theuer genug bezahlen muß.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß die berühmte alt-spanische Klinge, die gute treue Toledana, welche von Romanzendichtern eben so gern und häufig besungen wurde, als die Augen der Geliebten, als Sonne und Mond, aus einzelnen kleineren Werkstätten hervorging, wo ein Meister den andern in der Güte der Waaren zu übertreffen suchte. In frühester Zeit waren es die Mauren, die, wie so viel Gutes und Schönes, auch ihre vörtreffliche Damascirkunst in Spanien einführten; später ließen sich kunstfertige Italiener hier in Toledo nieder, in deren Werkstätten jene Klingen, von denen der Krieger träumt, wie der Dichter sagt, geschaffen wurden. Schon an der Art der Arbeit sieht man heut zu Tage, daß sie nicht fabrikmäßig betrieben wurde; fast jede Waffe ist von der andern in Einzelheiten verschieden, meistens durch die immer wechselnde hübsche Zeichnung des Korbes, noch häufiger aber durch die Form der Klinge und deren Inschriften, die immer so charakteristisch und sinnreich gewählt waren, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, eine Sammlung dieser Sprüche anzulegen. Einige derselben findet man wohl hier und da wiederholt, z. B.: No me saques sin razon, no me envaines sin honor: ziehe mich nicht ohne Grund, steck' mich nicht ein ohne Ehr'!

Eine schöne Toledoklinge, die ich selbst besitze, mit einem der zierlichsten Griffe, die man sehen kann, führt die schöne Inschrift: Eres mi fuerza, seras mi esperanz. Große Werkstätten hatten daneben auch eine Art Zeichen, durch welche ihre besten Arbeiten von den anderen kenntlich waren, z. B. die eingehauenen Worte: El Morillo, el Moro de Zaragoza, oder el Perillo, das Hündchen. Statt des letzteren findet man auch häufig ein Zeichen eingeschnitten, das in we-

nigen rohen Strichen das Bild eines Hundes darstellt, so auf der Klinge, von welcher ich oben sprach.

Nachdem wir ein paar Einkäufe in der Waffenfabrik gemacht, kehrten wir zur Stadt zurück. Gern wären wir noch einige Stunden an den Ufern des Tajo umhergewandelt; denn trotzdem wir uns erst in der Mitte des Monats Januar befanden, hatten wir doch einen vollkommenen Frühlingstag. Die Sonne schien klar herab vom wolkenlosen Himmel, und unter ihrem warmen Kusse duftete die Erde so eigenthümlich und angenehm, wie bei uns „im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Knospen springen.“ Aber der gewissenhafte Reisende ist ein geplagtes Geschöpf, mache er nun in Wein, Tabak, in Leinwand oder in Naturansichten und Sehenswürdigkeiten; er muß im Schweiße seines Angesichts seine Kunden besuchen, damit sein Notizbuch nicht leer bleibe und zahlreiche Bestellungen in der Heimat ankommen. Wir besuchten noch die zu unserer Rechten liegende Basilica de Santa Leocadia, einen höchst interessanten Ueberrest der alten prächtigen Kirche dieses Namens; dann gemahnte uns aber der tiefe Ton der berühmten Campana de Toledo, deren weitschallende Stimme durch die klare Luft zu uns herüber drang, daß nun die Thüren der Kathedrale geöffnet seien. Wir kletterten wieder zur Stadt hinauf, während uns der Führer von dieser großen Glocke einiges Fabelhafte erzählte. Sie hatte ihre Schicksale gehabt, so gut wie jede ihrer bekannten Colleginnen, bekam auch wie viele derselben beim ersten Läuten einen Riß, von dessen Entstehen die Sage erzählt, der heilige Petrus, vor dem Himmelsthore sitzend, habe einst ein gewaltiges Lärmen aus der Gegend von Toledo her gehört; als er hinabblickte, bemerkte er die stattliche Campana, nnd zwar in einer Größe, wie seine Kirchen in Rom keine dergleichen aufweisen konnten, worauf er denn in einem Anfalle sehr unchristlicher Eifersucht einen seiner großen Schlüssel hinabschleuderte und die Glocke so gewaltig traf, daß sie einen großen Sprung bekam.

Die meisten unserer berühmten Dome wurden leider in alter Zeit

von untergeordneten Bauwerken umgeben, die sich, wie Schutz suchend, an die mächtigen Mauern klebten oder zwischen den Strebepfeilern einnisteten. Dieser Mißbrauch ist hauptsächlich auch bei der Kathedrale von Toledo zu beklagen; denn von außen verschwindet sie fast unter der Masse von kirchlichen und bürgerlichen Umbauten, die sich auf allen Seiten an sie anlehnen. Dagegen hat vielleicht diese Umkleidung hier dazu beigetragen, daß der Kern dieser prächtigen Kirche unter den schweren Zeiten, die an ihr vorübergingen, fast gar nicht gelitten; Alles ist an ihr gut erhalten, nirgends sieht man eine Spur von Verwüstungen, wie an vielen ähnlichen Bauwerken. Die Kirche, an deren Stelle schon im Jahre 525 der sechszehnte Gothenkönig Recaredo aus Anlaß seiner Bekehrung zum Christenthum einen kleinen Tempel gegründet hatte, der wechselweise je nach dem Kriegsglück dem christlichen und dem muhamedanischen Bekenntniß diente, verdankt ihre Entstehung dem Könige Don Ferdinand, dem Eroberer von Sevilla. Im Jahre 1258 durch den Architekten Pedro Perez begonnen, wurde sie erst nach zweihundert zweiunddreißig Jahren (1490) unter Isabella der Katholischen, die für Toledo so viel gethan hat, vollendet. Bei vierhundert Fuß Länge und zweihundert Fuß Breite zählt sie fünf Schiffe und diese sind durch Säulenbündel von einander getrennt, die bei mäßiger Höhe verhältnißmäßig dick sind, leider aber dem Innern den Eindruck der an gothischen Bauwerken so wohlthuenden Schlankheit benehmen. Daher kommt es wohl, daß, obgleich die Kathedrale von Toledo eines der schönsten, namentlich reichsten Werke mittelalterlicher Kunst ist, sie doch durch ihre architektonischen Formen und Verhältnisse neben den gothischen Bauwerken ersten Ranges nicht bestehen kann. Ihr Reichthum aber ist unendlich groß, sowohl an edlen Metallen, kostbaren Steinen als prächtigen Bildern und Sculpturen; es hat nicht nur jeder spanische König seit dem siebenten Jahrhundert bis auf Karl III. die Kirche mit einem kostbaren Geschenke bedacht, nicht nur hat jede Epoche sie nach dem herrschenden Geschmacke verschönert und trugen Erzbischöfe, Bischöfe und reiche Bürger zur Vergrößerung der Kathe-

drale bei, sondern arme Pilger und Bettler spendeten willig ihre geringen Gaben. Der feurige Glaube, dem die einfache Majestät dieses Baues nicht mehr genügte, umgab denselben im Laufe der Zeit mit einer Menge von Kapellen, die seinen Raum fast verdoppeln; ein prachtvoller Kreuzgang, um den die Wohnungen der Chorherren liegen, schließt sich an der einen Seite an, und als heiligen Begräbnißort der ersten Geschlechter füllten die frommen Stifter die Kirche und die Kapelle mit den kostbarsten Kunstwerken an. Wohin man sich wendet, sieht man glänzende Edelsteine und Vergoldungen, die Mauern mit den herrlichsten Marmorarbeiten bedeckt und kostbare Holzschneidereien, deren Ausführung viele Menschenalter in Anspruch nahmen. Ja, die Prachtliebe hier ging so weit, daß die Steinfugen des Mauerwerks neben dem Hochaltar vergoldet sind, was wohl reich, aber nicht geschmackvoll aussieht.

Der erzbischöfliche Sitz von Toledo war früher der reichste in ganz Spanien, er hatte 400,000 Piaster Einkünfte, unter ihm standen die Bisthümer von Cordova, Jaen, Carthagena, Cuenca, Siguenza, Segovia, Osma und Valladolid; zu ihm gehörten vierzig Klöster und sechsundzwanzig Pfarrkirchen; sein Capitel, aus hundert hohen Prälaten bestehend, lebte mit kaiserlicher Pracht. Das ist nun alles verschwunden, und wenn man zur Zeit der Messe durch die weiten Hallen der Kathedrale wandelt, so sieht man wenige dürftige Priester, welche den heiligen Dienst besorgen; die mit Edelsteinen bedeckten Monstranzen, die Statuen der heiligen Jungfrau mit ihren Gewändern, ganz aus Perlen und Gold bestehend, sind freilich noch vorhanden; aber man sieht nicht mehr wie damals Großwürdenträger der Kirche von allen Graden, von unzähligen Chorknaben umgeben, ihre Kniee vor dem Allerheiligsten beugen. Das Rauschen der seidenen und gestickten Gewänder ist verschwunden, die alte Pracht und Herrlichkeit zu Grabe getragen, und wenn heute die gewaltige Orgel ihre mächtigen Klänge in die gewölbten Hallen hineinschmettert, so dröhnt das wahrhaft abschreckend in dem leeren Raume; denn statt der tiefen

Stimmen der hundert Chorherren und Prälaten, die früher aus den zahlreichen Chorstühlen antworteten, vernimmt man jetzt nur noch die schwachen Gesänge von einem Dutzend alter, zitternder Männer, auf die das ganze Kapitel zusammengeschmolzen ist.

Trotz alledem aber gewährt es wieder ein so süßes, ja berauschendes Gefühl, in diesen ehrwürdigen Hallen umherzuwandeln. Eindrücke der mannigfachsten Art stürmen auf die Seele ein und erheben das Herz. Es ist, als läse man in einem gewaltigen Gedichte von der vergangenen Zeit; der Weihrauch duftet, Blicke und Gedanken irren an den bunten gemalten Scheiben hin und her, sie können nicht hinaus, sie müssen immer wieder zurückkehren in die Kirche, in das eigene Herz, und während die Orgel singt und jubelt von alter Pracht und Herrlichkeit, scheinen sich die todten Priester- und Fürstenstatuen allmählich zu beleben; man glaubt sie nach einander flüstern zu hören: Dieß und das geschah zu meiner Zeit.

Am Hochaltar und Chor, welche nach spanischer Sitte eine Kirche in der Kirche bilden, ist nun zusammengedrängt, was die Kunst Kostbares zu erfinden im Stande war. Es blendet einem fast die Augen, wenn man die Arbeiten betrachtet; Schnitzwerke in kostbarem Holz, in Marmor neben getriebener Arbeit in edlen Metallen bilden die Wände dieses Innersten; zahllose Marmorfiguren von großem Kunstwerthe sieht man bald in Gruppen, bald vereinzelt. Vom Fundament bis hinauf zur Decke ist nicht ein Platz handgroß, der nicht verziert wäre, und zudem umgibt den Chor ein herrliches vergoldetes Gitter mit vier Ellen hohen ziselirten Stäben und Knäufen. Zu allem dem kommt noch, daß die Pfeiler mit einem eigenthümlichen Netze von Vergoldungen überzogen sind, dessen Endfäden sich hinaufziehen bis an die verschlungenen Rippen des Gewölbes, und so, wie durch zahllose goldene Ranken mit den Rosen der Decke zusammenhängen, man könnte sagen: als kostbare Frucht von ihr getragen werden.

Der Retabel des Hochaltares, der das Chor als eine gerade Wand abschließt, ist durch eine Menge feiner Pfeiler in einzelne Nischen ab-

getheilt, deren zierlich durchbrochene Baldachine immer wieder die Untergestelle zu darüber befindlichen Reliefen bilden, in denen von der Geburt bis zur Himmelfahrt des Erlösers alle Momente seines heiligen Lebens mit hoher Kunst dargestellt sind, Alles in ganz runden Figuren meisterhafter Schnitzarbeit ausgeführt und mit den Farben des Lebens colorirt; dazwischen Vergoldung, wo sich nur ein Platz dafür findet, so daß diese Gruppen aus dem tiefen Schatten ihrer Nischen mit einer überraschenden Lebendigkeit heraustreten und das Ganze, besonders wenn ein warmes Licht durch eines der hohen bunten Fenster darauf fällt, eine zauberhafte Wirkung macht. Welche Feder wäre im Stande, diesen Glanz und Reichthum zu beschreiben, so wie das geheime heilige Grauen, das die Seele des Beschauers, wie die Herzen der vielen Tausende, die hier schon gekniet, erfüllt! Rührend ist die Kindlichkeit der Auffassung dieser uralten Sculpturwerke, und selbst in späteren Zeiten, wo die Kunst schon auf Abwege gerathen war, nöthigt uns das Bestreben, etwas Herrliches, noch nie Dagewesenes mit ganz neuen Mitteln zur Ehre des Glaubens hervorzubringen, wie in der Kapelle de la Antigua, zur Verehrung, und wenn z. B. der Altar, genannt el Transparente, der sich hinter dem Retabel des Hochaltars befindet, auch von höchst ausschweifender Composition und Ornamentik ist, und wahrhafte Monstruositäten dabei vorkommen, so ist doch die Ueberschwänglichkeit der Zusammenstellung thurmhoch über einander aufsteigender Chöre von Engeln in Marmorwolken, Sonnenstrahlen, Sternen, Säulen und Gesimsen aus den kostbarsten Stoffen und von überreicher Färbung, trotzdem daß alle Gränzlinien verwischt sind, wo Sculptur und Architektur aufhört und die Malerei beginnt, von frappanter Wirkung, und man läßt dem gewaltigen Triebe eine Zeit lang Gerechtigkeit widerfahren, das Heiligste mit allen nur denkbaren Mitteln der Kunst zu ehren.

Weit edler und reiner sind die Formen der meisten Begräbnißkapellen, unter denen diejenige der Familie des Don Alvaro de Luna besonders hervorragt. Wunderschöne gothische Maßwerke bedecken die

Wände, und durch vielfach verschlungene, in den korrektesten Dessins ausgehauene Steingitter, die diese Kapelle von der Kirche trennen, hat man den Blick in das geheimnißvolle Dunkel der Hallen des Chorumganges. Von den herrlichen Grabmalen kann man sich kaum trennen, und wie schön sind die Kapelle des heiligen Ildefonso und die Kapelle de Reyes Nuevos, welche von ihrem im Chorumgange angebrachten Portado durch die Kapelle bis zur Sacristei eine ununterbrochene Reihe der vortrefflichsten Muster elegantester Renaissancearchitektur darbietet! Doch es wäre kein Ende, die Kunstschätze der einzelnen Kapellen aufzuzählen. Nur derjenigen unter dem Thurme wollen wir noch gedenken, die ganz arabisch ist, und deren wimmelndes, prachtvolles Detail der Wölbung bei je längerem Betrachten ein immer größeres Räthsel wird, und endlich des von Cardinal Cisneros erbauten Wintercapitelsaales, zu dem vom Seitenschiff aus eine herrliche, von gothischer Filigranarchitektur gekrönte Thür von der Hand des Antonio Rodriguez führt. Der Capitelvorsaal, dessen Wände mit schönen Fresken von Jean de Bourgogne geschmückt sind, hat eine Decke von wunderbarer Arbeit, von der man kaum weiß, ob Araber oder Christen sie gefertigt haben, so sehr durchdringen sich die wechselvollen gothischen und maurischen Formen, und Alles leuchtet von den brennendsten Farben. Der Capitelsaal selbst aber, dessen Wölbung ganz in goldenem Glanze strahlt, und von welcher zahllose Stalaktiten herunter zu hangen scheinen, hat nur einen Raum, der ihm annäherungsweise gleicht, den ehrwürdigen großen Saal des venetianischen Dogenpalastes; ernst und würdig schauen im Kreise herum in doppelter Reihe die Bildnisse der Kirchenfürsten auf den Besucher herunter. Dem Eingange gegenüber steht erhöht der erzbischöfliche Stuhl, bedeckt mit den reichsten Sculpturen und überragt von einem schönen Bilde, der Krönung Marias. Zu beiden Seiten erheben sich mehrere Rang hoch schön geschnitzte Chorstühle, und die Wände sind bedeckt mit fünfzehn merkwürdigen historischen Bildern Johanns von Burgund. Ein stolzer, feierlicher Raum!

Schon vorhin erwähnte ich des Reichthums der Kathedrale von

Toledo an edlen Metallen. — Neben einer Anzahl silberner und goldener Gefässe, neben den vielen Gewändern der heiligen Jungfrau, die so mit Perlen und Diamanten bedeckt sind, daß man zwischen ihnen durch keinen Faden des Gewebes sehen kann, ist in der That sehr bemerkenswerth eine Monstranz von Gold und Silber, woran der Metallwerth nicht gegen die riesenhafte Arbeit in Betracht kommen kann. Wie man uns erzählte, haben drei Generationen einer Goldschmiedsfamilie, der Vater, der Sohn und der Enkel, ihr ganzes Leben auf diese Arbeit verwandt. — Auch an alten Bildern ist die Kirche sehr reich, doch sind sie mit Ausnahme der Altarbilder so unvortheilhaft aufgehängt, daß es selbst für einen Kenner, der ich nicht bin, unmöglich wäre, sie mit Vortheil zu betrachten.

Die vielen Grabdenkmäler in der Kirche sind von großer und angenehmer Wirkung für den Umherwandelnden; an den stillen marmornen Erzbischöfen können die Blicke ausruhen, wenn sie geblendet von dem Glanze des Goldes und dem ungewissen Leuchten und Schimmern der Glasmalereien einen stillen Winkel suchen. Und das Ausruhenlassen der Blicke und Gedanken kann man schon brauchen, nachdem man ein paar Stunden lang umher gewandelt. Man fühlt sich ermüdet, übersättigt von dem, was man gesehen, und braucht eine Restauration; und ich für meine Person fand diese in der großen Kirche öfters, wenn ich mich in einen finsteren Winkel niedersetzte, das Gesicht in die Hände verbarg, und so die Ruhe auf mich einwirken ließ.

Auch ein Spaziergang in den prachtvollen Kreuzgängen, welche an den Dom stoßen, thut so wohl und erfrischt. An der Thür warfen wir noch einen Blick rückwärts in den dämmernden Raum, die ganze Kirche funkelt vor dem Auge wie ein Kaleidoskop; die Kerzen am Hochaltare schimmern gleich rothen Funken und wie durch Nebel zu uns herüber. Hinter dem Chore liegt der ganze gewaltige Raum noch dunkler; und oben ganz in der Höhe läßt ein offenes Fenster einen Lichtstrom hereindringen, auf welchem der Staub sich mit Be-

hagen schwingt, und dessen Strahl eine erhabene Marmorfigur trifft, die im allgemeinen Halbdunkel hell leuchtend und wie verklärt dasteht. Drunten vor dem Altar ist der heilige Dienst zu Ende, die Priester ziehen sich, die Knie beugend, zurück; von der Orgel herab sausen und brausen nur noch einzelne Töne. Man hört die Wegeilenden leise husten und sich räuspern; die Tritte ihrer Füße schlurfen auf dem Pflaster. Einer, der an uns vorbeigeschritten ist, hebt den schweren Vorhang an der Kirchenthür in die Höhe, ein gewaltiger Strom des scharf glänzenden hellen Tageslichtes dringt plötzlich herein, beleuchtet das reiche Schnitzwerk der Thür, deren Figuren aus der biblischen Geschichte Centauren, Liebesgötter, Laubgewinde und Arabesken umgeben, so wie auch die schweren Formen zweier Weihwasserbecken dicht neben uns. Und dieses Licht, welches hereinblitzt, läßt die Kirchenschiffe noch ernster und dunkler, ja, fast unheimlich erscheinen.

Gern verlassen wir die Kathedrale und erfreuen uns draußen an der Tageshelle, an dem goldenen Sonnenstrahle, der sich an den schlanken Pfeilern des Kreuzganges herumwindet, der an den durchbrochenen Fenstern hier glänzende Lichter aufsetzt, und gleich nebenan tiefe Schatten hervorruft. Doch, nachdem wir uns lange in den dunkeln Räumen der Kirche aufgehalten, steigen wir gern auf den Thurm hinauf, um einen Blick auf Toledo und die umliegende Landschaft zu thun.

Dieser Thurm hat drei Theile, und seine Breite läßt ihn weniger hoch erscheinen, als er wirklich ist. Der untere Theil ist ein Prisma mit viereckiger Basis, von Strebepfeilern an den Ecken flankirt und die glatten Flächen ganz mit gothischem Maßwerk überdeckt; oben führt ein reich durchbrochenes Steingeländer um die Terrasse, aus der sich der zweite Theil mit achteckiger Basis erhebt, welcher in zwei Stockwerke mit je acht reichgegliederten Spitzbogenöffnungen zerfällt, und um den sich eine Menge Fialen und Spitzsäulen gruppiren. Früher mag sich dieser Theil weit zierlicher ausgenommen haben; denn die Durchsichtigkeit hat sehr abgenommen durch eine Masse nachher ange-

brachter Verstärkungspfeiler, die, wo nur Raum war, hinter den freistehenden Streben aufgeführt wurden. Die Pyramide zu oberst, die den dritten Theil bildet und sich schnell verjüngt, hat eine eigenthümliche Zierde durch drei Gürtel von wagrecht in die Luft starrenden Spitzen erhalten, die, an und für sich von beträchtlicher Größe, ganz die Wirkung einer dreifachen mächtigen Krone machen. Der ganze Thurm, von der Sohle bis zum Kreuze, hat eine Höhe von dreihundert dreißig Fuß. Die Treppen, welche hinauf führen, sind sehr bequem, und man gelangt ohne große Mühe bis an den durchbrochenen Theil des Thurmes, wo die schon erwähnte berühmte Glocke von Toledo hängt. Allerdings hat diese eine anständige Größe, doch glaube ich, daß das Sprüchwort übertrieben ist, nach welchem unter der Campana fünfzehn Schuster im Kreise nicht nur sitzen können, sondern mit langgezogenem Zwirn frischweg nähen, ohne daß einer den andern genire.

Von hier oben hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt. Toledo liegt rings um uns ausgebreitet und sieht noch von hier oben besonders ehrwürdig aus. Es ist ein stattlicher Steinhaufe in grauer und gelblicher Farbe, und wenn man den Umfang betrachtet, so begreift man wohl, daß Toledo statt der 15,000 Menschen, die jetzt hier leben, früher eine vier- bis sechsfache Zahl beherbergen konnte. Eigenthümlich ist der Anblick auf die Dächer und Terrassen; vielfach sieht man auf den letzteren noch einen kleinen Aufbau von Säulen und Bogenfenstern, durch welche man den frischen Luftstrom genießen und weit hinaus in das Land lugen konnte. Diese Aufbauten nehmen sich auf den grauen Mauern wie eine eigene Stadt auf den Dächern aus. Auch mehrfache Ueberbleibsel aus der Maurenzeit entdeckt man hier oben, und kleine Kuppeln, die sich, von unten gesehen, scheinbar ängstlich zwischen den hohen trotzigen christlichen Thürmen verbergen, treten hier frei zu Tage; überhaupt entdeckt man von der Gallerie des Thurmes eine Menge hervorragender Bauwerke, die in dem Labyrinth der engen Gassen verschwinden.

Einer der Geistlichen der Kirche, ein freundlicher alter Mann, der zu unserem Glücke geläufig Französisch sprach, hatte uns hinaufbegleitet, und nannte uns gern einzelne hervorragende Punkte der Stadt. Ziemlich deutlich sahen wir auch von hier, wie der Tajo dieselbe auf drei Viertheilen ihres Umfangs umkreist; weit über die öde Fläche daher, welche wir gestern geritten, schlängelt er sich in einem grünen Streifen, wie eine langgezogene Oase in der Wüste, und bricht sich dicht vor der Stadt einen Weg durch gewaltige Granitmassen, statt, wie er wohl gekonnt hätte, quer über die Sandebene gemächlich weiter zu laufen, — ein schönes Bild jener alten echten Ritterlichkeit, die auch Kampf und Tod aufsuchte und sich den entgegentretenden Hindernissen frisch und muthig entgegenwarf.

Vor uns, entlegen vom Felsenufer des Flusses, sehen wir einen mächtigen Bau aus dem sechszehnten Jahrhundert, das Thor von Bisagra. Auf der anderen Seite der Stadt befindet sich die St.-Martinsbrücke, und derselben gegenüber auf dem verlängerten Tajoufer ein mächtiger gothischer verfallener Bau, der Mirador des unglücklichen Königs Roderich.

Bemerken Sie wohl, sagte unser Geistlicher, den alten grauen Thurm in der Nähe der Martinsbrücke; er ist mit Inschriften bedeckt, und an ihm kleben zerbröckelte Mauerreste, die man am Ufer des Tajo hinab verfolgen kann, welche ehemals einen stattlichen Palast umschlossen, der dem Grafen Julian gehörte; von seinem Mirador aus sah König Roderich diesen Palast, und in demselben die schöne Tochter des Grafen. Unten am Wasserspiegel des Tajo sieht man heute noch die Ueberreste eines anderen Thurmes, wo die Grafentochter ihre Bäder hatte, und wo sie vom Könige überrascht und verführt wurde, worauf der erzürnte Vater, um diese Schmach zu rächen, die Mauren aus Afrika herüberrief und so sein Vaterland in die Hände der Ungläubigen lieferte.

Welche Bilder, welche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Trümmerhaufen! Eigenthümlich ist es, daß der Name der Grafentochter

verloren ging und später erst die Araber wieder, wohl aus Dankbarkeit, ihrer in Romanzen gedachten; dort nannten sie sie aber die Caba, ein verlorenes Mädchen.

So hat hier jeder verfallene Thurm, jeder Trümmerhaufe, jeder Stein seine Sagen und Geschichten und unzählig sind diese maurischen und mittelalterlichen Trümmer, die überall zerstreut liegen, deren Bedeutung aufzuschreiben gewiß höchst interessant wäre. Selbst im Flußbett des Tajo sieht man eine Menge Ruinen, Brückenpfeiler, Ueberreste von Thürmen, ja, die Mauern eingestürzter Paläste mit leeren Fensterhöhlen, von denen Niemand genau etwas weiß, als daß sie seit Menschengedenken so dagestanden.

So war es Nachmittag geworden, und da wir, um nichts von der kostbaren Tageszeit zu verlieren, unser Diner auf sechs Uhr Abends bestellt hatten, nahmen wir in unserer Fonda ein einfaches Frühstück von hartgesottenen Eiern und Schinken und folgten darauf wieder unserem Führer zu der oben erwähnten St. Martins-Brücke, von wo wir bei klarem Himmel und heiterem Sonnenscheine noch einen Spaziergang um die halbe Stadt machen wollten. Diese Brücke, über die sich wie einer ihrer Beständtheile ein schlanker Thurm erhebt, ehrwürdig durch sein hohes Alter und Träger einiger arabischen Inschriften aus grauer Vorzeit, übersetzt mit zwei gewaltigen riesenhaften Spitzbogen und zwei kleineren die tobenden Wasser des Tajo. Mehrmals durch Ueberschwemmungen und in Folge der Kriege zerstört, wurde sie ebenso oft wieder erneuert, um den Zugang zur Stadt unter dem niedern Bogen des Thurmes durch, an dem heute noch der kaiserliche Doppeladler prangt, wieder herzustellen, aber auch die letzte Wiederherstellung unter dem Erzbischof Pedro Tenorio sollte durch etwas besonderes bezeichnet sein. Während der Architekt den Hauptbogen derselben vollendete und man die hölzerne Gewölbrüstung zu entfernen sich anschickte, entdeckte er, daß durch irgend einen Fehler der Construktion der Einsturz dieses Bogens die unausweichliche Folge sein würde. Der trostlose Künstler vertraute diesen entsetzlichen Kummer seiner Frau,

die sogleich, anstatt ihre Klage mit der ihres Mannes zu vereinigen, auf Mittel sann, seine Ehre zu retten. In der Nacht legte sie, unterstützt von einer ergebenen Magd, im Geheim das Feuer an die Holzunterlage, die Flammen griffen um sich und Gerüst und Bogen stürzten in die Tiefe. Jedermann fand darin ein unvermuthetes Unglück und nicht die Schuld des Erbauers, und dieser wurde aufs Neue mit dem Wiederaufbau, der dießmal auch gelang, betraut. Aber die Frau, die dieses beherzte Auskunftsmittel erdacht, wußte das Schweigen nicht zu bewahren und entdeckte, sei es aus Eitelkeit oder aus Gewissensscrupel, ihre That dem Erzbischof, der, großmüthig wie alle erhabenen Geister, der Hingebung dieser muthigen Frau, weit entfernt, sie zu tadeln, das wohlwollendste Lob ertheilte. Etwas Belohnenderes, als diesen Weg um die Stadt, gibt es nicht leicht, obgleich derselbe nur noch kurze Zeit mit der Straße nach dem Süden zusammenfällt. Bei unserem Gang über die Brücke steigt uns zur Seite der imposante nackte Fels des Mirador aus der feuchten Tiefe auf und strahlt die Glut der auf ihn prallenden Sonne auf uns herüber. Gleich über der Brücke zieht sich der Weg links auf die Höhe des andern Tajoufers und zeigt sich als einen eigensinnigen Flußweg, der über Felsplatten, Klippen und Steingeröll bald steil aufwärts, bald ebenso abwärts führt, jetzt auf einem glatten Steinplateau, dann am Rande der Felsen hin. Habe ich doch lange Jahre nichts Schöneres und Malerischeres gesehen, als von hier aus den beständig wechselnden, aber immer malerisch schönen und prächtigen Anblick auf Toledo, namentlich wie derselbe heute Abends war in der wunderbarsten Färbung der Abendsonne. Man geht den Fluß entlang, der tief unter uns in einer Schlucht von fünf- bis sechshundert Fuß Tiefe rauscht und an dessen uns gegenüberliegendem Ufer sich fast in gleicher Höhe mit uns der platte, nach allen Seiten schroff abfallende Felskegel erhebt, auf welchem die Stadt liegt.

Während man ihn so umwandelt, zeigen sich bei jedem Schritt neue und immer schönere Bilder unserem entzückten Auge. Bald fesseln uns die wilden Felsen, an deren Rande wir stehen, mächtige,

kahle Steinplatten, aber von herrlich warmer rother und gelber Färbung mit dem mageren Grün einzelner größerer Buxbaumsträucher, welche hier und da in den Fugen wachsen. Diese Felsen in den wunderlichsten Formen dehnen sich nach allen Seiten aus, sich rückwärts an die trostlose Ebene anschließend; vor uns bilden sie tiefe, zackige Spalten, in welchen der grüne Tajo rauscht und schäumt. Schatten bedeckt schon seine Fluten und eben so die gegenüberliegende Felswand, die oben mit dem eigenthümlichsten Durcheinander von Bauwerken gekrönt ist. Zwischen altem Gemäuer und zerstörten Thürmen hat sich ein Neubau eingenistet, dessen Fenster glänzen und strahlen. Alte Festungswerke, die den Abhang hinabklettern, scheinen wegen ihres moosbedeckten Gesteins mit den Felsen, an welchen sie kleben, zu Einer Masse verwachsen zu sein. Ueber diese hinauf bauen sich staffelförmig die Häuser der Stadt in dem bunten Allerlei von Bauwerken so vieler Jahrhunderte, die wir schon früher beschrieben; aber der helle Sonnenschein, der darauf lagert, gleicht alles das aufs freundlichste aus und gibt den Terrassen und Hohlziegeldächern, den Kuppeln und Thürmen die gleiche glühend röthliche Färbung.

Langsam gehen wir vorwärts, und langsam scheint sich die Stadt vor uns zu drehen, während wir sie umwandeln, und führt uns immer neue malerische Bilder vor Augen. Ist es nicht eine gezackte Mauer, die tief hinabgeht bis zum Wasserspiegel, so ist es ein trotziger Thurm, der so keck auf einem Felsenvorsprunge steht, daß man sich wundert, wie ihn nicht schon lange der Wind hinabgeweht. Bald sinken die Häusermassen Toledos vor unserem Blicke scheinbar zusammen, bald steigen sie wieder hoch empor, je nach unserem Standpunkte; aber immer liegt die alte ritterliche Stadt vor uns, gleich schön und prächtig, bei jedem Schritt für Maler und Zeichner die verschiedensten und dankbarsten Aufgaben zu zeigen. Von der Kathedrale sieht man den Thurm auf dem ganzen Wege; nur zuweilen zeigt sich die niederige Kirche zwischen den Häusern, um aber beim Weiterschreiten unserem Blicke bald wieder zu verschwinden. Fast beständig haben wir

dagegen die gewaltigen Massen des Alcazars vor uns, der hoch emporragt über die Stadt, Alles beherrschend.

Der Fußpfad selbst, auf dem wir gehen, wird mit jedem Schritte malerischer und interessanter. Wir haben das Felsplateau verlassen, ein Hohlweg nimmt uns auf, in dem wir auf schlüpfrigen Steinen abwärts steigen, und wir sehen eine Zeit lang nichts als graue Mauern zu beiden Seiten und einen schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels über uns. Jetzt bemerken wir zu unserer Linken eine kleine, offene Pforte, wir treten hinein und befinden uns auf einer Terrasse, von deren Stützmauern es Hunderte von Fußen steil in den Tajo hinabgeht. Die Brustwehr hat eine Veranda, zwischen deren Säulen hindurch, und von ihnen gleichsam eingerahmt, wir eine neue köstliche Ansicht der gegenüberliegenden Stadt haben. Niemand stört uns hier, als wir uns, im Anschauen versunken, auf der Brustwehr niederlassen; denn Terrasse und Veranda ist nicht Privat-Eigenthum, sondern gehört zu einer kleinen Kapelle, die im Hintergrunde in den Felsen gehauen ist, deren Thüren weit offen stehen, welche uns einen kleinen, mit Heiligenbildern und Goldflittern ausgeputzten Altar zeigen, und ein einfaches Christusbild, bei dem die ewige Lampe brennt, heimlich und traulich in dieser Einsamkeit. Neben dieser Kapelle ist kunstlos eine flache Schale in den Stein gehauen, in welche aus dem Felsen ein Strahl frischen, klaren Wassers hereinsprudelt. Leider können wir uns nicht zu lange hier aufhalten, denn die Sonne ist schon stark hinabgesunken, und wir haben noch ein ziemlich Stück Weges bis zur Brücke von Alcantara. Bald haben wir den Hohlweg verlassen, überschauen abermals von der Höhe die ganze Stadt und folgen nun unserem schmalen Pfade, der uns rechts in das Land hineinführt; an den Felsplatten weg steigen wir ziemlich steil abwärts und haben nach wenigen Minuten ein stilles und einsames Thal erreicht, so still und völlig abgeschieden, daß man glauben sollte, meilenweit um uns her seien nicht die Spuren einer menschlichen Wohnung. Die Wände dieses Thales sind mit dichten Bux-

baumsträuchern bedeckt, was dem Auge sehr wohl thut im Gegensatze zu den kahlen gelben Felspartieen, die wir soeben verlassen. Der Boden ist mit grünen Kräutern und frischem Grase bedeckt, und eine reichliche Quelle entspringt hier und befruchtet rings umher das Erdreich. Wenn die einfache Steinbank neben der Quelle erzählen könnte, wir würden von diesem Platze viel Interessantes erfahren; denn ich bin überzeugt, daß sich bei den vielen und langen Belagerungen, welche Toledo zu bestehen hatte, hier an diesem abgeschiedenen und doch so nahe bei der Stadt liegenden Orte jedesmal ein Theil des feindlichen Lagers verschanzte und daß Thal und Quelle abwechselnd das christliche Kreuz und den Halbmond sahen. Doch schon ist Alles hier mit tiefem Abendschatten angefüllt, und es treibt uns die Höhe hinan, auf deren Rande wir Sträucher und Gräser vom letzten Strahl der Sonne vergoldet sehen. Hier oben ist ein prächtiger Sitz, eine breite Felsplatte, die uns so freundlich zum Ausruhen einzuladen scheint, daß wir nicht widerstreben können. Sehen wir ja doch das Ziel unserer heutigen Wanderung, die Brücke von Alcantara, ganz in unserer Nähe, und es fesselt uns ja auch der Gedanke, daß wir das prächtige Toledo von diesem Punkte aus so schön beleuchtet wohl nie in unserem Leben mehr wiedersehen werden.

Wenn man Toledos Lage betrachtet, so begreift man leicht, welch wichtige Rolle die Stadt in der alten Kriegsgeschichte Spaniens gespielt. Für die damalige Zeit, für die einfachen Angriffsmittel, welche die frühere Kriegskunst bei Belagerungen bot, war Toledo durch seine natürliche Lage beinahe unzugänglich. Wie schon bemerkt, ist der Felsen, auf welchem die Stadt liegt, nach der Flußseite so hoch und steil und obendrein durch die Schlucht, in welcher der Tajo fließt, wie durch einen ungeheuren Graben geschützt, daß man hier fast keine Vertheidigung, nur eine Bewaffnung brauchte. Auf der Landseite ist die natürliche Felsmauer allerdings weniger steil und hoch, dagegen die Ausdehnung dieser Fronte so gering, daß die Belagerten alle ihre Kraft auf diesem Punkte vereinigen konnten, um mit geringem Ver-

luste Sturm um Sturm abzuschlagen. Daß dieß häufig geschah und die Stadt sich überhaupt aufs hartnäckigste vertheidigte, lesen wir in den Büchern der alten Geschichtschreiber.

Ich kann hier nicht umhin, dem Buch eines jüngeren Beschreibers der Stadt Toledo, unserem verehrten Rochau, dessen nicht genug zu empfehlendes „Reiseleben in Spanien“ ich selbst bei meinen Ritten in der Satteltasche bei mir führte, nachfolgende kurze, gedrängte Beschreibung der Kämpfe um Toledo zu entnehmen.

„Toledo war eine von den wenigen Städten, die sich gegen die Araber tapfer vertheidigten; es wurde erst zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera erobert, und wie es scheint, nur mit Hülfe der Einverständnisse, welche die Saracenen mit der zahlreichen jüdischen Bevölkerung anzuknüpfen wußten, die sich für die Mißhandlungen mehrerer Jahrhunderte und für die zuletzt erzwungene Scheinbekehrung zum Christenthum zu rächen hatte. Meister Toledos, gaben die Araber den Juden Gewalt und Waffen in die Hand, um sich eine starke Besatzung zu ersparen. Toledo blieb indessen während der ganzen Dauer der arabischen Herrschaft die aufrührerischste Stadt des ganzen Landes, es war das Barcelona des damaligen Spaniens. Die Stärke seiner Bevölkerung, ihre Zusammensetzung aus drei Glaubens- und National-Parteien, die an Zahl nicht viel von einander verschieden sein mochten, und das Vertrauen auf die Festigkeit der Stadtmauern, alle diese Ursachen wirkten zusammen, um Toledo in einem fast beständigen Zustande des Krieges und der Empörung zu erhalten. Der Chalif Hakem, der Enkel Abderrhaman's, benutzte endlich irgend einen Kriegslärm als Vorwand, um auf einem hochgelegenen Punkte der Stadt, an der Stelle, wo die heutige Christophskirche steht, eine Burg zu bauen, die ihm die Unterwürfigkeit der Stadt gewährleisten sollte. Zur Feier der Vollendung dieses Baues, welchen man den Toledanern nicht aufgezwungen, sondern aufgeschwatzt hatte, wurde ein großes Fest in der neuen Citadelle veranstaltet, zu welchem der Chalif oder sein verantwortlicher Minister einen großen

Theil der Bürgerschaft einladen ließ; aber von fünftausend Gästen, die im fröhlichen Getümmel durch das Thor der Burg gezogen waren, kehrte kein Einziger in die Stadt zurück: sie wurden bis auf den letzten Mann erschlagen und in einer großen Grube verscharrt, die man zu diesem Zwecke von vornherein in Bereitschaft gesetzt hatte. Diese energische Regierungshandlung schaffte denn wirklich auch einige Zeit Ruhe; aber schon 834 brach ein neuer Aufstand aus, der trotz der Citadelle erst vier Jahre später durch den Hunger gedämpft werden konnte, so daß klar wurde, die Maßregel des Chalifen Hakem oder seines verantwortlichen Ministers sei doch im Grunde nur eine halbe gewesen, und die Regierung habe das Wohl des Staates durch unzeitige Großmuth Preis gegeben. Ob sich nun der Chalif und sein Kabinet jene Lehre zu Nutze gemacht, und ob sie bei der nächsten Gelegenheit zehntausend der unruhigen Köpfe von Toledo haben abschlagen lassen, davon erinnere ich mich nicht gelesen zu haben.

Im Anfang des eilften Jahrhunderts verlegte der Statthalter Mahomed's auf Erden seinen Fürstensitz nach Toledo, und fünfzig Jahre später wurde die alte Residenz der gothischen Könige von Alphons VI. zurückerobert, der zu diesem Ende einen förmlichen Kreuzzug ausgeschrieben hatte, an welchem Ritter und Reisige aus allen Ländern der Christenheit Theil nahmen.

Vergebens rückten die Saracenen später zu wiederholten Malen mit unermeßlicher Heeresmacht vor Toledo; diese Stadt blieb hundert und fünfzig Jahre lang das Bollwerk Castiliens gegen das Volk Ismael's, bis die Araber durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden, deren Pässe sie während der letzten dreihundert Jahre ihres Reiches in Spanien kaum noch in einzelnen unbedeutenden Streifzügen überschritten."

Die Sonne war schon längst am Horizont verschwunden, als wir nach der Stadt zurückkehrten und, aufwärts durch die steilen Gassen kletternd, unsere Wohnung erreichten. Da die Wohnungen, wie ich schon früher bemerkt, meist hinten hinaus, dem Hofe zu liegen, so sieht

man bei Abend auf der Straßenseite wenig erleuchtete Fenster, was die Straßen still und trübselig macht; auch begegneten wir sehr wenig Menschen. Die schweren Hausthore waren verschlossen, und nur hier und da bemerkten wir einen Diener oder eine alte Frau, welche den Brassero für den abendlichen Gebrauch mitten auf die Straße gestellt hatte und mit einem Wedel die Kohlen anfachte, so daß man in der Dunkelheit die Funken weit umher fliegen sah. Zu Hause glühte ebenfalls der Brassero, flackerten die dreiarmigen Leuchter, und dort fanden wir den Tisch gedeckt, auf dem alsbald unser bescheidenes Diner aufgetragen wurde. Natürlicher Weise ist, sobald der Abend hereingebrochen, der Fremde in Toledo auf seine Stube angewiesen. Das Theater war wirklich zu schlecht, die Kaffeehäuser eng, trübselig und finster, und ein ziemlich kalter Wind, der an den Felsen herfegte, ließ selbst keinen Spaziergang auf den Marktplatz zu. Ich gestehe auch, daß wir von der heutigen Tour ziemlich ermüdet waren und uns deßhalb bald in unsere Schlafgemächer zurückzogen. Vorher nahmen wir übrigens noch freundlichen Abschied von unserem lieben Reisegefährten Herrn W., den seine Geschäfte schon am anderen Morgen nach Madrid zurückriefen. Er hatte sich für den Eilwagen einschreiben lassen, der ungefähr zehn Stunden zur Fahrt von hier nach der Hauptstadt braucht, wobei man Aranjuez rechts liegen läßt.

Am anderen Morgen gingen wir nach der Kirche San Juan de los Reyes, einem schönen Denkmal gothischer Kunst aus den Zeiten Ferdinands und Isabellas, zum Dank für den Sieg über die portugiesischen Waffen bei Toro erbaut. Das Innere der Kirche, mit vielen Bildhauer-Arbeiten geschmückt, unter welchen sich übrigens große Kunstwerke befinden, ist hier und da etwas überladen, wie dieß Eigenthümlichkeit der Bauwerke des sogenannten gothique fleuri ist; schön in Kreuzform geordnet mit hoch oben angebrachten Fenstern sind die Wände mit der feinsten Steinfiligran-Arbeit bedeckt, ein breiter prachtvoller Fries, der sich unter den Fenstern rings herum zieht, trägt immerwährend die Inschrift **Ferdinandus et Ysabella**, und das ge-

krönte F und Y begegnet dem Auge auf allen Schildern, unzählige Heiligenstatuen mit zierlichen Baldachinen überdeckt stehen in langen Reihen zwischen großen Wappenschildern, so daß fast nirgends die glatte Wandfläche sichtbar bleibt. Der oben erwähnte Fries erweitert sich an einem der Kreuzpfeiler zu einer um denselben herlaufenden freischwebenden Gallerie, welche die schönste Kanzel bildet, die wohl gedacht werden kann; in reich ornirten Bogen überdeckt das Gewölbe diesen reizenden Raum, der, obwohl von keiner besondern Ausdehnung, doch zum Prächtigsten gehört, was in Kirchenbauten in Spanien zu finden sein wird. Ist die Kirche reich und mannigfaltig, so ist es noch mehr der daranstoßende Kreuzgang, in dem ebenfalls Statuen in Menge auf wunderschönen Untersätzen sich an die Strebpfeiler anlehnen; halbverfallen, wie er leider ist, gibt er mit den üppigen Rankengewächsen, die zu den schlanken, von dem feinst durchbrochenen Maaßwerk ausgefüllten Fenstern hereinwuchern, ein Bild von unbeschreiblich malerischer Wirkung. An den Außenwänden sieht man eine traurige Merkwürdigkeit: eiserne Fesseln nämlich in langen Reihen aufgehängt, welche man den Mauren in Granada abgenommen, und welche sie christlichen Sklaven anzulegen pflegten; es sind Ringe, durch schuhlange dicke Eisenstäbe verbunden, und müssen dem Ansehen nach von außerordentlicher Schwere sein.

Bei der Kirche San Juan beginnt ein Stadtviertel, welches man in dem eng begränzten Toledo, dessen schmale Gassen und zusammengedrängte Häuser uns deutlich gezeigt, wie sehr man bemüht war, hier auf dem Felskegel jeden Schuh breit des kostbaren Raumes gehörig zu benutzen, nicht vermuthet, leere, öde Stätten nämlich, mit Trümmerhaufen aller Art bedeckt und von alten Wohnhäusern umgeben, die trotz ihrer Armseligkeit in Bauart und Form so echt maurisch sind, daß man glaubt, irgendwo in einem syrischen Orte zu sein. Ob die Kriege hier ihre verwüstenden Spuren hinterlassen, oder große Feuersbrünste, oder ob hier ein maurischer Herrscher ehemals Gärten und Badanlagen besaß, wer weiß das? Der weite Platz ist öde und leer,

aber trotzdem interessant und malerisch. Schutthaufen liegen überall umher, deren Geröll sich in langen, schrägen Linien bis an den Tajo hinunterzieht. Die hellgelben Gebäude, von denen ich oben sprach, scheinen sich wie scheu zurückgezogen zu haben, um mit ihrem luftigen Aufbau die wüsten Stätten ängstlich zu betrachten. In diesem Stadtviertel muß sich das Maurenthum am längsten erhalten haben; heute gehört es zum Judenquartier, und da wir unserem kundigen Führer folgten, so zeigte er uns in jedem scheinbar baufälligen Gebäude, oder hinter jeder Mauer, wo wir höchstens eine alte Scheuer erwarteten, einige schöne Denkmäler altarabischen Glanzes. Nachdem wir an einem derselben angeklopft, öffnet sich uns ein altes, zusammengeflicktes Thor, und wir treten in einen Hof, in dessen Hintergrunde sich ein Gebäude erhebt, das schon von außen durch seine Form etwas verspricht. Wie sind wir aber überrascht, als wir nun diesen Raum betreten und die reichen Knäufe auf den achteckigen Pfeilern sehen, welche die Bogen tragen, die in zierlicher Hufeisenform von einem zum andern gesprengt sind. Die Bogenstellungen trennen das Gebäude in drei Schiffe und tragen noch viele Spuren von Vergoldung, bunter Malerei und Stukkatur. An den Wänden und Säulenschäften die zierlichsten Arbeiten in glänzenden, alle Farben zeigenden Fayence-Platten! Leider war in diesem Raume arg gehaust worden. Die Decken sind herabgefallen und die rohen Sparren schauen herein. Die Malereien waren größtentheils zerkratzt und abgeschlagen, und in den Ecken lagen ganze Haufen der kostbarsten Azulejos, wo wir uns für ein paar Realen nach Belieben herauslesen durften. Heute heißt dieser Bau Santa Maria la blanca, und war einst die Hauptsynagoge von Toledo.

Nahe bei diesem Bauwerke, in dem von außen ganz unscheinbaren Hause, von welchem ich oben sprach, befindet sich die andere, frühere jüdische Synagoge, ein schöner Raum, ebenfalls im besten maurischen Styl und dabei vortrefflich erhalten; man erkennt noch deutlich den prächtigen Plafond mit Boiserieen, mit ihren Vergoldungen in herabhangenden Tropfen wie Eiszapfen und Versteinerungen aussehend.

Ueberhaupt ist diese Decke noch vortrefflich erhalten und von einer wunderschönen aus dem Achteck entspringenden Eintheilung, zierlicher, sternförmiger Cassaturen, die nach der Mitte ansteigen. In den Ecken sind noch Ueberreste der wunderbaren arabischen Bogen, in unzähligen Höhlungen durchbrochen, die ihnen das Ansehen von Bienenzellgeweben verleihen. Von unten sind die Seitenwände bis auf Mannshöhe noch mit gut erhaltenen Azulejos bedeckt, an diese schließen sich die zierlichen Stuckarbeiten an; doch ist leider die frühere Malerei auf denselben verschwunden, und man sieht deutlich, daß die ganze herrliche Fläche von Vandalenhänden weiß übertüncht wurde. Auf den beiden kurzen Seiten des langen Saales befinden sich oben in der Höhe kleine Räumlichkeiten, welche durch die bekannten kunstreichen maurischen Gitter von dem Saale selbst abgesperrt waren. Diese Gitter sind das Zierlichste, was man sehen kann, gerade goldene Linien, die sich so unglaublich verschlingen und umwinden, daß das Auge kaum folgen kann; und so in den Zwischenräumen die zierlichsten Figuren, meistens Achtecke oder Sternchen, bilden. Hier und da sieht man in der Stuckarbeit noch Spuren von Inschriften, die aber ebenfalls durch weiße Tünche fast ganz zugedeckt und vertilgt sind. Heute ist diese Kirche dem San Benito Abad geweiht und wird gemeinhin el Transito genannt.

Ueber den öden Platz, in welchem die Synagoge liegt, gehen wir abermals und kommen nach kurzer Zeit an dem schönen arabischen Thurme, Santo Tomé, vorbei wieder in belebte Stadtviertel und endlich auf den Sammelplatz des Toledaner gewerblichen Lebens, den Zocodover. Dieser kleine Marktplatz zeigt ebenfalls noch deutlich seinen maurischen Ursprung, er ist von regelmäßiger Form, mit kleinen Häusern umgeben, deren jedes von dem andern verschieden ist. Aber an fast allen entdeckten wir etwas, das die Zeit seiner Erbauer verräth; hier ein paar schlanke Säulen, welche einen Balkon mit zierlicher Brüstung tragen, dort einen zugemauerten Bogen in Hufeisenform; an jenem Hause ein paar schmale vergitterte Fenster, in dem

anderen daneben einen zierlichen Hof mit Mosaikpflaster, einem kleinen Springbrunnen und offenen Arcaden. Leider dient er nicht mehr den Zwecken, zu denen ihn seine Erbauer bestimmt, und verschwunden sind Weiber und Kinder, die sich ehemals beim Klange des Saitenspiels einem süßen Nichtsthun hingaben. In den Ecken, wo früher Teppiche und Polster lagen, erblickt man jetzt Pferdegeschirr unordentlich durch einander geworfen, und aus dem Hause selbst klingen statt der Guitarrenklänge taktmäßige Ambosschläge zu uns herüber.

So sind fast alle Häuser des Zocodover, wo ehemals die alten Geschlechter wohnten, auf's prosaischste umgewandelt, und den heutigen Bedürfnissen entsprechend, reihen sich hier Werkstätten und Kramläden an einander. Dadurch ist nun freilich der Platz belebt, und interessante Bauerngruppen aus der Mancha, die rothe wollene Decke auf der Schulter, den spitzen Hut auf dem Kopfe, besorgen ihre Einkäufe oder stehen plauderud und Cigarren rauchend bei einander, während ein paar Reiter aus dem toledaner Gebirge in ihrem bunten, malerischen Costüme, welches an's Andalusische erinnert, mit Messern und langen Flinten bewaffnet, über den Zocodover galoppiren und lustig nach diesem oder jenem Fenster hinaufgrüßen, wo sich ein Paar blitzender Augen unter einer schwarzen Mantille sehen läßt. — Der Platz ist mit Bäumen bepflanzt und mit Steinbänken von sehr alter Form versehen, die wir beim kleinsten Sonnenstrahle, der sich auf den Platz schleicht, auch jetzt im Winter fast immer besetzt fanden. Freilich war vom schönen Geschlechte nicht viel zu sehen, vom anderen dagegen ganze Reihen bleichsüchtiger Seminaristen in langem schwarzem Rock, die hier unbeweglich saßen, wie Krähen auf einer Stange.

Auf der südlichen Seite des Zocodover, ungefähr in der Mitte, befindet sich ein großer Thorbogen, hinter welchem die gepflasterte Straße steil wie ein Dach den Tajo hinab fällt. Wir folgen ihr einige Schritte, denn hier befinden sich zwei der merkwürdigsten Bauwerke von Toledo: das Spital von Sta. Cruz, links dicht an der Straße, von welcher ihr Vorhof durch ein äußerst kunstreiches Gitter

getrennt ist: rechts eine Caserne, neben welcher sich ein altes Latten-thor befindet, durch welches der Weg zu dem mit Recht berühmten Alcazar von Toledo führt.

Kaum ist man aus dem Thorbogen getreten, so zieht die Façade des Spitals die Blicke unwiderstehlich auf sich, und nachdem man die Schwelle des den Vorhof umgebenden Eisengitters überschritten, bleibt man gefesselt stehen; das Gebäude imponirt nicht durch seine Größe, aber sogleich erkennt man, daß man etwas ganz Ungewöhnliches vor sich hat. Aus der ersten Zeit der Renaissance stammend, ist ein Reiz über die Verhältnisse des Ganzen und der Einzelheiten ausgegossen, der bei genauer Betrachtung zur Bewunderung hinreißt. Der Haupteingang, eine viereckige Thüre mit darüber angebrachter Halbkreisbekrönung und seine nächsten Umgebungen sind von einer Feinheit des Verständnisses und einer Zartheit der Ausführung, die ihn zu einem der hervorragendsten Erzeugnisse dieser Kunstperiode machen. Nachdem man das geräumige Vestibul durchschritten, gelangt man in einen weiten Hof mit zwei Bogenstellungen über einander von sehr gut abgewogenen Proportionen, aber bei einer Wendung rückwärts trifft der Blick auf die Haupttreppe, die in drei Armen von dem Hofboden zum oberen Stock führt und ein Ausruf freudiger Ueberraschung ist die unwillkürliche Wirkung dieses Anblickes. So einfach in der ganzen Anlage, gibt es nichts zierlicheres und wohlverstandeneres, wobei das Ornament edler vertheilt und die Einzelheiten künstlerischer durchgebildet sein könnten. Herrliche Säle mit gekrümmten, prächtig geschnitzten Holzdecken liegen um den Hof her und die Kirche im griechischen Kreuz angelegt mit einem schlanken Dom in der Mitte, muß gleichfalls von wunderschöner Wirkung gewesen sein, nun sind leider zwei der Kreuzarme durch eingeschobene Wände davon abgeschnitten und so der Raum verstümmelt. Von dem großen Cardinal Mendoza wurde dieser Bau an der Stelle der alten Burg der Gothenkönige, die besonders von Galafre, dem Vater der berühmten Galiana bewohnt

wurde, 1504 gegründet und zu einem Findelhaus bestimmt. Heinrich von Egas, der Sohn des Erbauers der Kathedrale von Toledo, errichtete den Bau, der ihn zu einem der ersten Künstler seiner Zeit erhebt. Nach Durchwanderung aller Räume dieses Hauses, das später ein Spital wurde und heute eine Cadettenschule ist, wandten wir nicht, ohne uns das Bild der herrlichen Treppe, einer wahren Perle, noch einmal recht eingeprägt zu haben, uns dem Alcazar zu.

Um ihn sehen zu dürfen, muß man sich die Erlaubniß beim Direktor der Kriegsschule holen, der in der eben erwähnten Caserne wohnt und mir eine Art Platzoffizier zu sein schien. Wir ließen uns bei ihm melden, er empfing uns recht wohlwollend und als ihm unser wortführender Architekt in einer wohl gesetzten Rede unseren Wunsch vorgetragen, gab er uns eine schriftliche Erlaubniß zum Besuche des Alcazar; doch hatten wir uns damit keinen Führer erworben, der uns zu den prächtigen Ruinen hinaufbegleitete, um uns Dieß und Das zu erklären; es wurde uns vielmehr bei Vorzeigung unseres Papiers von einem Manne der Wache nur das vorhin erwähnte Gitterthor geöffnet, und dann mochten wir unsern Weg den Berg hinauf suchen, so gut uns das möglich war. Doch konnten wir nicht fehlen; denn kaum waren wir so weit empor gestiegen, um die Caserne unter uns zu sehen, so erblickten wir über uns auch schon die gewaltigen Massen des Alcazar, der, von allen Seiten frei stehend, trotzig und ernst in das Land hineinschaut. Dieses ehemalige Schloß von Toledo ist eine der prächtigsten und interessantesten Ruinen. Wer es versteht, kann hier Ueberbleibsel auffinden von der Baukunst vieler Jahrhunderte, die hier nach einander ergänzten und restaurirten; ob sich noch Spuren von dem ersten Erbauer, dem Gothenkönig Wamba auffinden lassen, vermochte selbst unser Oberbaurath nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Gothische, maurische und castilische Fürsten haben den Alcazar der Reihe nach bewohnt und ihn nach dem je herrschenden Geschmacke verändert und ausgeschmückt hinterlassen, eines der seltsamsten Gebäude, die vielleicht jemals existirt. Leider ist hiervon fast gar

nichts auf unsere Zeit gekommen; die gewaltigen Kämpfe in und um Toledo legten den größten Theil dieses Schlosses in Trümmer, und so blieb es lange stehen, bis endlich Karl III. den Wiederaufbau unternahm und mit königlicher Pracht vollführte; ihm also hat man die jetzige großartige Ruine zu verdanken. Daß es nur Ruine ist, daran tragen die Spanier selbst die Schuld; denn in den ersten Jahren des Unabhängigkeitskrieges schossen sie den Alcazar in Brand, um die Franzosen daraus zu vertreiben. Da indessen das mächtige Gebäude von würfelähnlicher Form meistens aus festen Granitmauern bestand, so konnte das Feuer dem Aeußeren nicht viel anhaben, das denn auch namentlich in seiner der Stadt zugekehrten Hauptfaçade, majestätisch und großartig aussieht. Hier ist die Mauer des Gebäudes von zwei starken Thürmen flankirt, welche eine äußere Gallerie mit einander verband. Noch deutlich sieht man das kunstvolle steinerne Geländer derselben fast unversehrt an der Vordermauer.

Prächtig ist der große innere viereckige Hof und wäre eines Palladio würdig, bietet aber in neuester Zeit ein trauriges Bild der Zerstörung. Die jonischen und korinthischen Säulen, welche die zwei Reihen rings umherlaufender Arcaden tragen, sind vortrefflichster Arbeit, doch stehen nur die untern noch alle aufrecht, und sind ihre Capitäle theilweise abgeschunden und zertrümmert, die Säulenschäfte vom Rauche geschwärzt und auf mehrere Schuh hoch umgeben von Stein- und Kalktrümmern. Die breiten prächtigen Treppen, welche im Hintergrunde des Hofes nach den oberen Gemächern führten, liegen, da die Vorderwand eingestürzt ist, vor den Augen bloß da, und mancher der marmornen Fußtritte ist aus seinen Fugen gewichen, aus denen nun Gras und Strauchwerk lustig emporgewachsen ist. Steigt man hinauf, so bleibt man oben schwindelnd stehen, denn dort, wo man ehemals ein weites Vestibule betrat, befindet sich nichts mehr, als vier nackte Seitenmauern, die vor uns tief hinab gehen. Die Gewölbe und Platten des Fußbodens sind verschwunden, und an einigen

Stellen blicken wir durch zerbrochene Kellerbogen auf den untersten Grund des Schlosses hinab.

Wenn wir nun den Treppen folgen, die uns hinunter in den Keller führen, so erstaunen wir über diese mächtigen unterirdischen Bauten. Der Begriff eines Kellers reicht hier nicht aus; es sind unterirdische Hallen und Säle, die in einem großen Quadrat rings unter dem Gebäude durch einander laufen. Von Seiten der Franzosen wurden sie als Ställe benutzt, und es hatten hier die Pferde mehrerer Regimenter Platz. Auch heute noch befindet sich eine kleine Cavallerie-Abtheilung hier, doch nehmen sich die paar Pferde und die wenigen Leute in dem unermeßlichen Gebäude fast unheimlich oder komisch aus. Die letztere Wirkung machten mir zwei dieser Reiter, die auf der weiten Terrasse vor dem Schlosse saßen und singend die Knöpfe ihrer Uniformen putzten. Dieß ist alles Leben und aller Glanz, die übrig geblieben sind von dem Palaste des reichsten Königs der Christenheit.

Nachdem wir uns ziemlich lange in dem alten Schlosse aufgehalten, auch Oberbaurath Leins nach Herzenslust gemessen und gezeichnet, traten wir wieder ins Freie und setzten uns, ehe wir wieder zur Stadt hinabstiegen, auf den Rand des Berges, wo wir eine prächtige Aussicht in das Tajothal und auf die weite Mancha hatten, um diese Aussicht zu genießen und dabei einen kleinen Kriegsrath zu halten. Da wir nach dem südlichen Spanien wollten, so hatten wir freilich von Madrid aus bis hieher den richtigen Weg eingeschlagen, fanden uns aber, was das Weiterkommen per Eilwagen anbelangte, hier auf jenem Punkte, wo die Welt so zu sagen mit Brettern vernagelt ist. Jede Spur einer Chaussee hört bei Toledo auf, und was an Straßen und Wegen von hier weiter führt, sind äußerst unebene Pfade für Maulthiere und Pferde, höchstens für kleine Bauernkarren. Die große Straße von Madrid nach Sevilla lief freilich nördlich bei Toledo vorbei in einer Entfernung von vielleicht vier Leguas und in der deutschen Heimath hätten wir im gleichen Falle nur dorthin zur nächsten Sta-

tion zu reisen gebraucht, um einen Platz im nächstankommenden Hauptwagen oder in einer Beichaise zu erhalten. Letztere aber sind für Spanien ganz unbekannte Dinge, und was den Eilwagen anbelangt, so sind sämmtliche Plätze desselben gewöhnlich schon lange Zeit vorher in Madrid für die ganze Tour bis nach Sevilla besetzt, so daß man selbst auf den größeren Zwischenstationen, wie Baylen und Cordova, befürchten muß, wochenlang liegen zu bleiben. Das Alles hatten wir freilich in Madrid schon überlegt, hatten eingedenk unserer höchst fatiganten Eilwagentour, nur mit stillem Grauen den Marterkasten betrachtet, der jeden Abend vor den Fenstern unseres Hotels mit zehn bis zwölf Maulthieren bespannt wurde und Abends um zehn Uhr nach Sevilla abging, bis wohin er drei Tage und vier Nächte brauchen sollte, jetzt aber im Winter oft fünf Tage und fünf Nächte unterwegs blieb.

Einen Ritt von Toledo nach Andalusien hatte man uns wieder eben so ernstlich abgerathen wie damals, als wir unsere Tour zu Pferde durch die Mancha machen wollten. Alle die wir um Rath fragten, meinten achselzuckend, im Winter sei dieß eine gewagte Geschichte, das Wetter kalt, Flüsse und Bäche häufig ausgetreten, die Straßen öde und leer und wenn man auch hie und da Reitern begegnete, so wäre einem eine solche Begegnung noch unlieber, als gar keine. Endlich fanden wir Jemanden, der uns die Sache in einem besseren Licht darstellte und uns mit gutem Rath an die Hand ging; es war dieß ein freundlicher und liebenswürdiger Landsmann, Herr Steinfeld, der uns bei dem Aufenthalte in Madrid mit Freundlichkeit jeder Art überhäufte, und in dessen gastlichem Hause wir Abends manche Partie Whist spielten, und manchen vortrefflichen Punsch tranken. Möge es ihm und seiner Gemahlin, einer liebenswürdigen Andalusierin, dafür recht wohl ergehen auf Erden! Herr Steinfeld meinte nun, für gesunde Leute, wie wir, die auch des Reitens nicht unkundig seien, wäre eine solche Tour nach Andalusien selbst im Winter wohl zu machen; ja, da er in nächster Zeit selbst in Sevilla

Geschäfte habe, so sei er nicht abgeneigt, wenigstens mit uns den Ritt über die Felsenpässe der Siera Morena zu machen. Die Sache war danach reiflich überlegt und besprochen worden; Herr Steinfeld und noch einer unserer Bekannten wollte mit dem Eilwagen nach Val de Penas fahren; dort sollten wir am bestimmten Tage ebenfalls eintreffen und dann vereint unsern Weg zu Pferde fortsetzen. Ob wir nun direkt von Toledo nach Val de Penas reiten oder nach Madrid zurückkehren und von da den Eilwagen nehmen sollten? Diese Frage beschäftigte uns, als wir kriegsräthelnd auf der Terrasse des Alcazar bei einander saßen. Unser Oberbaurath hatte sich zur Fahrt entschlossen; er that es in der edlen Absicht, uns dadurch einen wichtigen Dienst zu leisten; denn wir mußten doch Jemanden haben, der unsere Koffer von Madrid nach Val de Penas besorgte, und so gewann er noch einen Tag zu Besichtigung des Taller del Moro, des Cristo de la luz, der Parroquia San Roman und wie die alten Bauwesen, die er unermüdlich aufsuchte, alle hießen. Der Maler Horschelt und ich mochten uns dagegen nicht zur Eilwagentour verstehen und entschlossen uns also zu einem neuen abenteuerlichen Ritte. Schon seit einigen Tagen hatten wir pro und contra Eilwagen mit uns selbst gekämpft und waren jetzt recht froh, als wir endlich mit uns im Reinen zur Stadt hinabstiegen. Am Zocodover sei einer der ersten Pferdevermiether von Toledo hatte man uns gesagt, und wir fanden auch bald dessen Behausung, und zwar in jenem kleinen maurischen Hofe, von dem ich vorhin gesprochen, wo wir den großen Haufen Pferdegeschirr gesehen. Der Patron war ein dicker Mann mit einem ernsten und finsteren Gesichte, der kaum von seinem Stuhle aufstand, als wir in seine Wohnung traten, und unter einem steifen Kopfnicken mit seinen Fingern leicht den breiten Rand seines Hutes berührte. Unseren Wunsch, Pferde und einen Begleiter nach Val de Penas zu erhalten, nahm er sehr herablassend auf, wechselte aber einen bedeutsamen Blick mit zweien seiner Stallleute, die neben ihm standen, die aber beide sehr hoch die Achseln zuckten und meinten, das sei ein weiter Weg. „Sehr

weit," bekräftigte der Patron, „bei zweiunddreißig Leguas." „In wie viel Tagen können wir das zu Pferde machen?" fragte ich ihn. Er rechnete an den Fingern nach: „Erstes Nachtquartier Yevenes, sieben Leguas; den zweiten Tag nach Fuentelfresno, acht Leguas; den dritten nach Almagro, acht Leguas; bleiben für den vierten Tag ebenfalls noch acht Leguas nach Val de Penas — wenn die Herren, fuhr er lächelnd fort, sich ausdauernd genug fühlen, vier Tage lang täglich beinahe acht Leguas über sehr schlechten Weg zu reiten. Wenn es die Thiere aushalten, meinten wir, so soll es an uns nicht fehlen. Das sei eben die Frage, entgegnete der Patron wichtig; er müsse uns das Beste geben, was in seinem Stalle sei, und daß er dafür einen höheren Preis verlange, als für ein gewöhnliches Reitthier, das würden wir doch wohl begreiflich finden. Wir fanden dieß aber durchaus nicht begreiflich, sondern erklärten ihm, nur auf den in Spanien gewöhnlichen Preis, und zwar für Tag und Pferd einen Duro unterhandeln zu wollen. Zuerst zuckte er verächtlich die Achseln, gab auch ein paar Carajo von sich und meinte, das sei der Preis für einen schlechten Esel, für ein miserables Maulthier, höchstens für eine Tagereise zur Sommerzeit. Natürlich machten wir auf diese Bemerkung hin Miene, den Hof zu verlassen; doch hielt er uns mit der Bemerkung zurück, er wolle nochmals das Ganze berechnen. Wir brauchten also drei Pferde, zwei für uns, eines für den Begleiter: seien täglich drei Duros, in vier Tagen zwölf, für die Rückreise eben soviel, mache vierundzwanzig. Allerdings pflegt man bei Reittouren so in Spanien zu rechnen, doch mit dem Unterschiede, daß man für drei Tage der Hinreise nur zwei zur Rückkehr annimmt; davon wollte aber der Pferdevermiether nichts hören. Vierundzwanzig Duros und ein Trinkgeld für unseren Begleiter, im Falle wir mit ihm zufrieden seien, das war sein Ultimatum, auf welches endlich eingegangen wurde, unter der Bedingung, morgen früh um sechs Uhr abzureisen. Wir besahen noch Pferde und Sattelzeug — eine Vorsicht, welche bei ähnlicher Veranlassung kein Reisender in Spanien versäumen sollte. Auch unsern

Begleiter ließen wir uns vorstellen; es war ein junger Bursche mit einem pfiffigen Gesichte, der uns freundlich angrinste.

So waren wir also für den nächsten Tag engagirt und froh, dem verhaßten Eilwagen entronnen zu sein.

Da der Tag schön und klar zu Ende ging, so machten wir noch einen Spaziergang an den Tajo hinab, und zwar bis tief an das Flußufer unterhalb der Brücke von Alcantara. Da liegt eine alte kleine Mühle zwischen den Felsen des Ufers so still und melancholisch, wie ich mich lange nicht erinnerte, Aehnliches gesehen zu haben. Ein Wehr von schwarzen, bemoosten Steinen staut das Wasser zu einem kleinen dunkeln See, der unergründlich tief zu sein scheint und dabei so verführerisch ruhig und klar ist, so anlockend und geheimnißvoll glänzend, daß es, glaube ich, für ein betrübtes Gemüth gefährlich wäre, hier lange hineinzuschauen; ist man doch hier in der tiefen Schlucht, namentlich wenn der Abend niedersinkt, wie von allem Leben abgeschnitten. Geheimnißvoll gluckst und murmelt das Wasser neben uns und schleift in seltsamen Tönen an den steilen Felswänden, während es eilfertig dahinschießt und uns zuzurufen scheint: Komm mit, komm mit! — Dunkle Abendschatten liegen schon auf der tiefen Schlucht, und nur das dahinströmende Wasser leuchtet und glänzt eigenthümlich. In unbestimmten Umrissen sehen wir gegenüber auf der Stadtseite die alten Thürme am Wasser stehen und die zerbröckelten Mauern, welche sich den Abhang hinaufziehen. Dort bemerken wir noch die gewaltigen Ueberreste eines alten Gebäudes, das staffelförmig bis zur Stadt emporsteigt und von irgend éinem Erzbischof von Toledo erbaut wurde, um die Stadt mit einer größeren Menge Wassers zu versehen, das hier mittelst eines Druckwerkes emporgehoben werden sollte; doch wurde es nie beendigt, die dicken Mauern verfielen nach und nach, und jetzt blicken die leeren Fensterhöhlen recht unheimlich zu uns herüber.

Wollte man eine passende Decoration für den Styx malen, so brauchte man nur die Felsenschlucht an der alten Mühle hier zu co-

piren. Der Pfad, auf dem wir hinabgeklettert, ist in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen; man fühlt sich abgeschnitten von der ganzen Welt, und während wir hoch über uns die Felsenzacken, so wie die Zinnen des Alcazar vom letzten Strahle der Abendsonne beleuchtet sehen, tönt es in uns, die wir uns so tief unten in der Nacht befinden: „Laßt alle Hoffnung hinter euch!" Den prächtigsten Schluß dieser Unterweltdecoration macht vor uns die hohe schwarze Brücke von Alcantara, deren einziger riesenhafter Bogen sich in dem ruhigen Wasser wiederspiegelt und sich zu einer vollkommenen Rundung abschließt, ein Kreis, der, von der Abendröthe angestrahlt, jenseits der Brücke in röthlicher Gluth glänzt, mit seiner finsteren Einfassung den Eingang zur Hölle vorstellen könnte. Allerlei Nachtvögel, Eulen und Fledermäuse umschwirren uns, während wir schweigend aufwärts klettern. Uns alle Drei hatte die Oede des Ortes seltsam erfaßt, so wie nicht minder der Gedanke an unsere morgende Trennung, voraussichtlich freilich nur für wenige Tage, aber — wer kann das so genau wissen, wenn man sich mit spanischen Eilwagen und Reitgelegenheiten einlassen muß? Erst als wir wieder in unserer Locande bei unserem Brassero saßen, nach dem Essen unsern guten, heißen Punsch trinkend, thauten unsere Gemüther wieder auf, daß wir im Stande waren, unsere kleinen Geschäfte zu arrangiren. Der Verabredung gemäß sollte uns Leins mit Herrn Steinfeld und dessen Freunde nach vier Tagen zu Val de Penas treffen, er nahm auch den größten Theil unserer Baarschaft mit; denn Horschelt und ich wollten, um für alle Fälle sicher zu gehen, nur das eben Nothwendige mit uns führen. Unsere kleinen Nachtsäcke versorgten wir dagegen reichlich mit Wäsche, um nicht wieder in Verlegenheit zu kommen, wie bei unserem Ritte durch die Mancha. Also in vier Tagen Zusammentreffen in Val de Penas, dem kleinen Orte, wo der berühmteste spanische Landwein wächst! Und so trennten wir uns denn wirklich am andern Morgen mit einem lustigen „Auf Wiedersehen in der schönsten Val de Penas-Laune!"

Sechzehntes Kapitel.

Ein Ritt nach Andalusien.

Unsere Pferde. Abschied von Toledo. Eine öde Landschaft. Orgaz. Eine Posada mit ihren Gästen. Felipe. Yevenes. Schöne Bergformen. Eine verdächtige Hochebene. Diner im Freien. Ein schöner Abend. Fuente el fresno. Man hält mich für den Alkaden. Eine ärmliche Schlafkammer. Freundliche Gegend und hübsche Dörfer. Reitvergnügen. Erinnerungen an Syrien. Der Esel und der Bock. Seltsame Musik bei einem Begräbniß. Almagro. Der Mistkäfer. Herrlicher Sonnenaufgang. Anblick der Sierra Morena. Man hält uns für Räuber. Val de Penas. Unsere Freunde. Don Alonzo de Santa Cruz. Fußwanderung. Eine große Venta. Ritt zu Esel. Durch die Sierra Morena. Raubvögel und Jagdlust. Santa Elena. Die deutsche Niederlassung La Carolina.

Am vierten Februar verließen wir Morgens früh um fünf Uhr unsere Fonda und schritten durch die noch menschenleeren Gassen Toledos zur Brücke von Alcantara hinab, wohin wir der steilen Gassen wegen, die wir beim Einreiten genugsam kennen gelernt, unsere Pferde und Führer bestellt hatten. Der Letztere war pünktlich und wartete schon auf uns, zugleich mit dem Pferdevermiether selbst, der uns nochmals seine Thiere lobte und uns zu gleicher Zeit eine glückliche Reise wünschte. Was diese Thiere anbelangt, so waren es zwei nicht übermäßig gut aussehende Pferde und ein stattliches Maulthier; von den ersteren hatte sich der Maler Horschelt einen hochbeinigen Rappen ausgesucht, und ich mir einen untersetzten Braunen erwählt; das Maulthier wurde von unserem Führer bestiegen, nachdem es vorher mit unseren Nachtsäcken, Mänteln und einigem Proviant beladen worden war. Diese Ladung war oben auf dem Sattel vertheilt, so daß sie einem hohen Polster gleichsah, und ungefähr bis zur Stirne des Thieres reichte. Mit Hülfe einer kleinen Mauer schwang sich nun unser Arriero auf seinen hohen Sitz und sah nun dort oben aus wie ein Courier der Wüste auf seinem Reitkameel. Die Zäumung des Maulthiers und vermittelst derselben seine Leitung war auch nicht weniger einfach und patriarchalisch, denn sie bestand aus einem Halfter-

strick, welcher unserem Maulthier, weil es sehr jung und feurig war, ausnahmsweise durch das Maul gezogen wurde. Ich hatte jedoch noch nie ein zierlicheres und schlankeres Geschöpf der Art gesehen und fand hier zum ersten Mal, daß der Bastard von Pferd und Esel zuweilen außerordentlich schön sein kann; es hatte nichts von den sonst so plumpen Formen seiner Kameraden: die Füße waren schlank und vollkommen rein, hatten die feinen Fesseln des edlen mütterlichen Pferdes und den zierlichen Huf des väterlichen Esels; auch der Kopf war schön, das Auge glänzend und feurig und selbst die Ohren so anständig kurz, als das bei der nicht zu verläugnenden Abkunft nur möglich war. Daß der Geist des Thieres, seine Leistungsfähigkeit dem Aeußeren vollkommen gleich kam, erfuhren wir in der ersten Zeit nach unserem Abreiten. Denn kaum hatten wir uns in die Sättel geschwungen, so ritt unser Führer ein paar Schritte voraus, mühsam sein Thier an dem Halfterstricke haltend, und blickte zurück, wobei er uns zurief, ob Alles in Ordnung sei; er ließ uns kaum Zeit, unsere Steigbügel anzupassen und nachzusehen, ob unsere langen Gewehre fest in dem eisernen Haken am Sattel hingen, denn als er uns hoch zu Roß sah, schnalzte er mit der Zunge, stimmte ein andalusisches Lied an, daß es von den alten Mauern und Felsen wiederhallte, und ließ sein ungeduldiges Thier vorwärts schießen.

Obgleich der Weg von der Alcantarabrücke ziemlich steil nach der gegenüberliegenden Höhe hinauf führt, auch nichts weniger als gut und eben, vielmehr mit Felsplatten und Steingerölle aller Art bedeckt war, so ging doch das Maulthier in scharfem Trabe aufwärts, und wir bemühten uns, mit starker Sporenhülfe nachzueilen. Auf der Höhe angekommen, zügelten wir den Eifer unseres Führers und bedeuteten ihn, einen Augenblick zu halten, da wir von hier aus der alten, prachtvollen Stadt noch einen letzten Blick schenken wollten. Dazu hätten wir auch keinen bessern Augenblick wählen können. Zu unserer Linken stieg die Sonne auf und schoß ihre ersten Strahlen über das öde Felsenplateau und durch die Schlucht des Tajo auf den

Alcazar von Toledo, der nun in dem goldnen Lichte flimmerte und strahlte. Die grauen Häuser der Stadt unter ihm lagen noch theilweise im Schatten; nur hie und da wurde die Kuppel einer Kirche oder die Zinnen eines hohen Thurmes ebenfalls von dem Sonnenlichte überglänzt, dazu die tiefblauen Schatten in der Felsenschlucht, welche der Fluß durchströmt, mit den aufsteigenden leichten Wassernebeln, die sich in der Höhe ebenfalls heller färbten und durchsichtig wurden, — das Alles gab ein unvergeßliches Bild, ein Gemälde mit der prächtigsten Abwechslung von Schatten und Licht, von verschwindender Nacht und aufstrahlendem, glänzendem Sonnenlichte.

Leb wohl, Toledo, du schöne ritterliche Stadt, leb wohl auf Nimmerwiedersehen! — War es uns doch im ersten Augenblicke wahrhaft traurig zu Muth, von dieser herrlichen Felsenburg scheiden zu müssen; fühlten wir doch, wie vielleicht jener unglückliche Feldherr der Mauren, der wohl lange auf derselben Stelle stand, während seine geschlagenen Schaaren gegen Westen zogen, und sich nicht trennen konnte von der Burg seiner Väter und endlich in wildem Schmerze seinen Dolch zog und ihn weit von sich ab in die Schlucht des Tajo schleuderte, „wo er ruhen soll“ — wie der tapfere Sarazene zähneknirschend sprach, — „ein Pfand, das ich wieder holen muß, ein Zeichen meiner verpfändeten Ehre, das ich auslösen werde.“ Wenn wir auch keinen Dolch dort hinabschleuderten und auch keine so wilden, schmerzlichen Worte sprachen, wie der unglückliche Maurenfürst, so sandten wir doch innige und herzliche Blicke nach der alten Steinmasse hinüber, und riefen ihr freundliche Worte des Abschieds zu, wofür sich die Stadt zum Gegengruß jetzt ganz in das hellste Sonnenlicht kleidete und uns aus hunderten von leuchtenden und strahlenden Fensteraugen nachblickte; ja sogar beredt war ihre Erwiderung auf unseren Gruß, denn als wir unsere Pferde wandten, um weiter zu reiten, begannen drüben die Glocken der Kathedrale zu läuten, und die mächtige Stimme der Campana de Toledo schien uns nachrufen zu wollen: kehrt bald wieder! kehrt bald wieder! — Vergeblicher Wunsch;

das war ja gerade das Herbe an dem Abschiede von all diesen schönen Orten, daß wir sie voraussichtlich wohl auf Nimmerwiedersehen verließen.

Unser Führer hatte ungeduldig das Ende dieser Träumereien erwartet, und sobald er sah, daß wir unsere Pferde umwandten, trabte er wieder lustig vor uns her, stimmte aufs Neue sein Lied an, und ohne sich weiter nach uns umzuschauen, überließ er es uns nachzufolgen, was übrigens keine Kleinigkeit war, da unsere Pferde seinem Maulthier weder an Kraft noch Ausdauer gleichkamen.

Es ist eigenthümlich, wie fast überall in Spanien alle Spuren von Kultur verschwinden und nichts mehr die Nähe einer großen Stadt anzeigt, sobald man diese aus dem Gesicht verloren hat. Kaum war Toledo hinter uns im Thale versunken, so umgab uns eine förmliche Steinwüste, in welcher der Weg, auf dem wir ritten, eine solche Benennung eigentlich gar nicht verdiente, denn er war nichts mehr als ein rother Streifen Sand, der sich zwischen den grauen Felsblöcken in beständigen Schlangenwindungen hin und her zog. Wir befanden uns auf einer Hochebene, die rings um uns, so weit das Auge reichte, nicht die geringste Kultur oder die Spuren von menschlichen Wohnungen zeigte. Um so eigenthümlicher klang in dieser Oede der tiefe Ton der großen Glocke von Toledo, der durch den Nordostwind getragen, noch eine Zeit lang über die weite Fläche deutlich zu uns herüberdrang. Endlich verstummte auch er, und wir trabten feierlich gestimmt in der stillen schweigenden Landschaft. Es war ein seltsam geformtes Plateau, auf dem wir ritten, dessen Oberfläche bald stieg, bald sich senkte, und uns ringsumher den Anblick auf schön geformte Bergketten gewährte, die in sehr großen Entfernungen hinter weiten Thälern um uns zu liegen schienen; namentlich vor uns lag ein imposanter Gebirgszug — wir glaubten schon, die Sierra Morena zu sehen; doch waren es noch die Montes de Toledo, die wir in den nächsten Tagen passiren sollten, ehe wir das ebengenannte Gebirge, wohl das majestätischste Spaniens, erreichten.

Unser Weg blieb sich in seiner Unebenheit immer gleich, nur lief

er zuweilen in ziemlicher Breite durch eine Schlucht von Felsblöcken gebildet, um sich hinter derselben vielleicht in zwanzig kleine Fußpfade zu theilen, die in allen möglichen Wendungen zwischen großen Steinen, mit denen das Feld besäet war, durchliefen. Die Vegetation, die wir erblickten, war sehr gering, die Wiesen braunroth, und zwischen den Steinen bemerkten wir hie und da einen Buxbaumstrauch, Ginster, so wie kalte Sträuche, welche ihre nackten Aeste zeigten. Wir ritten den ganzen Morgen fort, ohne irgend jemand zu begegnen, was wir von andern Reisenden sahen, war eine Familie zu Esel, die mit uns aus Toledo zog, ein Mann und eine Frau mit zwei Kindern, die wir aber bald hinter uns ließen. Auch unser Führer verminderte uns nicht durch seine angenehme Gegenwart die Oede der Landschaft; er war auf seinem flinken Maulthiere weit voraus, und nur, wenn er einen kleinen Hügel erstieg, sahen wir, wie er auf der Höhe desselben nach uns umschaute und winkte, und dann gleich wieder verschwand. Zuweilen holten wir ihn durch ein halbstündiges scharfes Traben wieder ein, doch lief sein Thier einen so eigenthümlichen Paß, daß wir im Schritt beständig hinter ihm zurückblieben; und immerwährend durch das schlechte Terrain in schneller Gangart zu reiten und dabei die häufig stolpernden Pferde aufmerksam zu führen, dazu hatten wir auch gerade keine Lust. So ließen wir ihn denn ziehen, rauchten unsere Cigarren, sangen deutsche Lieder und sprachen von der Heimat.

Gegen Mittag änderte sich auch die Landschaft und wurde angenehmer für das Auge. Vor uns tauchte eine nicht sehr entfernte Bergkette auf, an der Horschelt mit seinen guten Augen Felsen und Gesträuch entdeckte. Die Hochebene, auf der wir ritten, senkte sich zu einem weiten Thale hinab, und unser Weg, bisher hart und steinig, wurde mit einem Mal weich und sandig; zu unserer Rechten sahen wir einen kleinen Bach, der im raschen Lauf durch das Thal eilte, und in dessen braunrother Fläche einen angenehmen grünen Streifen von Gras und kleinem Gesträuche bildete. Vor uns hatten wir eine sanfte Anhöhe, auf welcher unser Führer einen Augenblick hielt und uns

eifriger als bisher zuwinkte; wir galoppirten ihm nach und sahen von dort oben ein kleines Dorf, das wir in einer guten halben Stunde erreichen konnten. Unser Nachtquartier konnte es übrigens nicht sein, dazu war es noch zu früh; sollte doch unsere erste Tagreise acht Leguas, das sind über vierzehn deutsche Stunden, betragen. Das Dörfchen vor uns hieß Orgaz, und unser Arriero hatte beschlossen, dort zu frühstücken, was ihn übrigens zu solcher Eile antrieb, daß er bald in einem Hohlwege, der zum Dorfe führte, verschwand. So schnell wir konnten, folgten wir ihm, doch war das Terrain zu sehr coupirt, um schnell darin zu reiten. Der Bach, von dem ich vorhin sprach, lief nahe bei dem Dorfe hin, ja eine Zeit lang im Wege selbst, so daß wir auch hier auf gewisse Art längere Zeit tief im Kothe ritten, ehe wir die ersten Häuser von Orgaz erreichten; ja in den ersten Straßen des Dorfes blieben uns die Wasser des Baches treu zur Seite, und wir mußten unsere Thiere bald rechts, bald links leiten, um einmal tiefen Pfützen, das anderemal hohen Dünger- und Steinhaufen auszuweichen. Da es Sonntag war, befanden sich die Einwohner meistens vor ihren Häusern, blickten uns freundlich grüßend an, und da sie wohl sahen, daß der voraneilende Arriero zu uns gehöre, so riefen sie uns zu, ob wir rechts oder links reiten müßten. Endlich erreichten wir einen kleinen Platz mit der Kirche und sahen gegenüber an einem scheunenartigen Gebäude ein großes offenes Thor, unter welchem unser Felipe freundlich grinsend stand, beide Hände in die Hosentaschen gesteckt. Wir ritten in den Hof, wo wir abstiegen und unsere Pferde übergaben.

Ein spanisches Wirthshaus ist für den müden und hungrigen Reisenden in seiner Armseligkeit ein trauriger Aufenthalt, dabei aber so malerisch, als man etwas sehen kann. Ein finsterer, von einem schadhaften Dache halbbedeckter Hof ist mit Karren von verschiedener Größe, mit Fässern und Decken, welche von dem Rücken der Maulthiere herabgenommen wurden, angefüllt, und mit diesen nützlichen Geschöpfen selbst, welche in einer Ecke bei einander stehen, die Köpfe

Wände, und durch vielfach verschlungene, in den
ausgehauene Steingitter, die diese Kapelle von der
man den Blick in das geheimnißvolle Dunkel der
ganges. Von den herrlichen Grabmalen kann man
und wie schön sind die Kapelle des heiligen
de Reyes Nuevos, welche von ihrem im
Portado durch die Kapelle bis zur Sacristei eine
der vortrefflichsten Muster elegantester Renaissance
Doch es wäre kein Ende, die Kunstschätze der einzelnen
zuzählen. Nur derjenigen unter dem Thurme wollen
die ganz arabisch ist, und deren wimmelndes,
Wölbung bei je längerem Betrachten ein immer
und endlich des von Cardinal Cisneros erbauten
zu dem vom Seitenschiff aus eine herrliche, von
architektur gekrönte Thür von der Hand des Antonio
Der Capitelvorsaal, dessen Wände mit schönen
Bourgogne geschmückt sind, hat eine Decke von
von der man kaum weiß, ob Araber oder Christen
so sehr durchdringen sich die wechselvollen gothischen
Formen, und Alles leuchtet von den brennendsten
pitelsaal selbst aber, dessen Wölbung ganz in goldenem
und von welcher zahllose Stalaktiten herunter zu
nur einen Raum, der ihm annäherungsweise gleicht,
großen Saal des venetianischen Dogenpalastes;
schauen im Kreise herum in doppelter Reihe die
fürsten auf den Besucher herunter. Dem Eingange
erhöht der erzbischöfliche Stuhl, bedeckt mit den
und überragt von einem schönen Bilde, der
beiden Seiten erheben sich mehrere Rang hoch
stühle, und die Wände sind bedeckt mit fünfzehn
schen Bildern Johanns von Burgund. Ein stolzer,

Schon vorhin erwähnte ich des Reichthums

wurden mit einer Schärpe um die Hüften be-
um die Knie, von welchem bis zum Knö-
Gamasche reichte mit vielen herabhängenden
, wo dann Schuhe darunter zu sehen waren,
zusammengebunden, wo dagegen einfache
Fußbekleidung vertraten. Bei diesem Ko-
, daß die Köpfe, welche dazu gehören, von
allhaftem Ausdrucke sind; ebenso ist auch ihr
weise, und jener Kerl dort, auf den langen,
machte uns nicht nur bereitwillig Platz,
langen, sondern bot mir auch auf zierliche
Anstande seine Papiercigarre an, welche er eben
den Mund zu stecken. Da ich sein Geschenk
eine Puros einhändigte, so konnte ich über-
ein Wort mit einander gesprochen zu haben,
schieden.

uns zu glauben, daß der Aufenthalt in der
ständig genug sei, denn nachdem er mit der
er uns feierlich, ihm zu folgen, ließ uns im
Treppe hinaufklettern, und brachte uns auf
jedem Schritte krachte und wankte. Dort öff-
, welche in eine völlig leere Kammer ohne
Oeffnung führte, und bedeutete uns, wir würden
Brod und Wein bedient werden. Da wir es
Terrasse zu bleiben, so brachte man eine Kiste,
sollte, sowie ein paar niedrige Schemel, auf
dann kamen die Eier, hart gekocht, Brod, wel-
und schwarzer Landwein, der vortrefflich war.
lase versicherten wir uns gegenseitig hoch und
Amusanteres gebe, als in Spanien zu Pferde zu
brachten wir ein Pereat auf sämmtliche Landkut-
wir unseren Krug leer getrunken hatten, stolperten

hängen lassen, und von allen andern lebenden Wesen, als da sind: Hunde, Katzen, Schweine, Ziegen, Hühner, die ebenfalls hier ihren Aufenthaltsort haben, sorgfältig gemieden werden; denn das spanische Maulthier ist tückisch und boshaft und schlägt und beißt, so wie etwas in seine Nähe kommt. Neben dem Karren liegt ein großer Haufen von Sätteln, so gruppirt, daß sie eine bequeme Unterlage abgeben für einen der Arrieros, der, den spitzen Hut auf dem Kopfe, die brennende Papiercigarre im Munde, faul und behaglich da liegt und mit seinen blitzenden Augen die eintretenden Fremden mustert. Beim Eingang eines solchen Hofes befindet sich gewöhnlich ein Ziehbrunnen, und hier sieht man irgend ein Mädchen beschäftigt, Wasser herauf zu holen, um die angekommenen Thiere trinken zu lassen. Um solche Kleinigkeiten bekümmert sich der Arriero selbst nicht; so unser edler Felipe, denn nachdem er sein Maulthier irgendwo festgebunden, ließ er unsere Pferde auf der Stelle stehen, wo wir abgesessen waren, und trat sogleich in die Küche, welche zugleich Wohnzimmer und Salon ist, um mit Begierde eine neue Papiercigarre zu drehen und anzuzünden. Diese Küche stößt gewöhnlich an den Hof, von dem sie durch die offene Thüre ihr Licht empfängt, und ist meistens ein großes finsteres Gemach, bis unter die schwarzgeräucherten Dachsparren reichend, von welchen Schinken, Speckseiten, Büschel spanischen Pfeffers, auch sogenannte Liebesäpfel und dergl. mehr herabhängen.

Auf dem Boden braunte ein hellloderndes Feuer, und um dasselbe saßen und standen vielleicht ein halbes Dutzend schöner, junger Kerle, die man, was Kostüm und Haltung anbelangt, auf einem unserer Theater ohne alle Züthat zur Darstellung einer Räuberbande hätte benützen können. Keck auf dem Ohre trugen sie den castilianischen Hut mit der niederen Krämpe; die verschnürte, aber meistens sehr geflickte Jacke, stand auf der Brust offen und ließ ein sehr gelbes Hemd sehen, das um den Hals von einem strickartig zusammengedrehten, meistens gelben oder rothen Tuche zusammengehalten wurde. Die engen, kurzen Beinkleider, an denen noch Spuren von zahllosen Knö-

pfen zu sehen waren, wurden mit einer Schärpe um die Hüften befestigt, und flatterten unten um die Knie, von welchem bis zum Knöchel hinab eine lockere Gamasche reichte mit vielen herabhängenden Schnüren, weit klaffend, wo dann Schuhe darunter zu sehen waren, oder waren mit Bindfaden zusammengebunden, wo dagegen einfache Sandalen die eben genannte Fußbekleidung vertraten. Bei diesem Kostüm ist es übrigens gut, daß die Köpfe, welche dazu gehören, von angenehmem, meistens schalkhaftem Ausdrucke sind; ebenso ist auch ihr Benehmen und ihre Redeweise, und jener Kerl dort, auf den langen, glänzenden Gewehrlauf gestützt, machte uns nicht nur bereitwillig Platz, um an das Feuer zu gelangen, sondern bot mir auch auf zierliche Art und mit wahrem Anstande seine Papiercigarre an, welche er eben im Begriff war, selbst in den Mund zu stecken. Da ich sein Geschenk annahm und ihm dafür eine Puros einhändigte, so konnte ich überzeugt sein, daß wir, ohne ein Wort mit einander gesprochen zu haben, als die besten Freunde schieden.

Felipe schien übrigens zu glauben, daß der Aufenthalt in der Küche für uns nicht anständig genug sei, denn nachdem er mit der Wirthin geflüstert, winkte er uns feierlich, ihm zu folgen, ließ uns im Hofe eine hühnerartige Treppe hinaufklettern, und brachte uns auf eine Altane, die unter jedem Schritte krachte und wankte. Dort öffnete er uns eine Thüre, welche in eine völlig leere Kammer ohne Fenster und sonstige Oeffnung führte, und bedeutete uns, wir würden augenblicklich mit Eiern, Brod und Wein bedient werden. Da wir es aber vorzogen, auf der Terrasse zu bleiben, so brachte man eine Kiste, welche den Tisch vorstellen sollte, sowie ein paar niedrige Schemel, auf welche wir uns setzten; dann kamen die Eier, hart gekocht, Brod, welches weiß und gut, und schwarzer Landwein, der vortrefflich war. Schon beim dritten Glase versicherten wir uns gegenseitig hoch und theuer, daß es nichts Amusanteres gebe, als in Spanien zu Pferde zu reisen, beim sechsten brachten wir ein Pereat auf sämmtliche Landkutschen aus, und als wir unseren Krug leer getrunken hatten, stolperten

wir die Treppen hinab, zahlten unsere Zeche, mein Freund mit dem langen Gewehr hielt mir den Bügel und dann galoppirten wir durch das Dorf, dießmal unserem Felipe voraus, der Mühe hatte, uns nach halbstündigem scharfem Ritte wieder einzuholen.

Das Dörfchen Orgaz liegt in einem breiten Thale, in welchem man einige Spuren von bebauten Feldern sieht; auch führt eine ziemlich breite und ordentliche Straße hindurch und gegen den Höhenzug, den wir schon früher gesehen und nun übersteigen mußten. Ueber diese Berge war die Straße nicht ohne Kunst angelegt, und obgleich wir hoch hinauf mußten, ging sie doch so bequem in Wendungen, daß wir, ohne unsere Thiere zu ermüden, lange Strecken traben konnten. Wir brauchten ungefähr zwei Stunden, bis wir von Orgaz aus diese Höhen erreicht hatten. Oben hatten wir eine weite und nicht uninteressante Aussicht nach allen Seiten; namentlich vor uns war das Terrain und die Fernsicht mannigfaltig belebt. Die Steinwüste, welche Toledo auf der Ost- und Westseite umgibt, lag hinter uns, und rückwärts blickend sahen wir deutlich das wild zerrissene Plateau, welches wir heute Vormittag durchritten; in grauer Färbung mit gelblichen und röthlichen Streifen lag es da, fast wie die weiten Flächen der Mancha anzuschauen, nur waren die Terrainlinien hier in dem zerklüfteten Boden weniger langweilig als dort, wo sich Hügel an Hügel reiht, fast alle gleich geformt. Vor uns dagegen sahen wir zuerst am Fuße des Berges, auf dessen Höhe wir uns befanden, das Dörfchen Yevenes, unser heutiges Nachtquartier, und hinter demselben eine kleine Ebene, an deren Ende sich die Montes de Toledo erhoben, ein tüchtiger Gebirgsstock in ziemlich weiter Ausdehnung voll Schluchten und Felspartieen, den wir morgen zu überschreiten hatten; für heute aber waren wir bald am Ziele, und da ich vom langen Ritt recht müde geworden war, so stieg ich von meinem Pferde ab, schlang den Zügel um meinen Arm und spazierte mit einem höchst angenehmen und behaglichen Gefühl auf dem breiten, gut unterhaltenen Wege unserem Nachtquartier zu.

Yevenes hatte ein stattlicheres Aussehen als Orgaz; eine recht anständige Kirche, um welche die kleinen weißen Häuser lagen, deren letztere sich an die Bergwand schmiegten, von der wir herabzogen. Hier sahen wir auch Spuren von Gärten, sogar einige kleine Landhäuser, und vor einem derselben saß eine Gesellschaft von Herren und Damen beisammen, plaudernd und in die weite Ebene hinausschauend. Felipe erkundigte sich hier nach der besten Posada, worauf ihm freundlich der weitläufigste Bescheid zu Theil wurde. Zu unserer Rechten auf der Berghöhe, von der wir herabstiegen, befand sich ein altes Mauerwerk, die Ruine eines Schlosses oder dergleichen, und nicht weit davon eine kleine Kapelle, deren Glocke bei unserem Einzug in's Dorf melodisch läutete.

Die Posada lag am Ende des Dorfes, beinahe das letzte Haus nach dem Thale zu. Wir ritten in einen von Mauern umschlossenen Hof, und kamen dann in die von andern spanischen Posaden her uns schon bekannte große Halle, wo die Familie des Wirths mit den eingekehrten Fremden und deren Thieren in angenehmer Gemeinschaft lebt. Man kann einen solchen Platz mit einer großen Scheuer vergleichen, oder mit einem Schuppen, der durch Pfeiler, welche das Dachgebälke tragen, in verschiedene Abtheilungen getheilt wird. In einer derselben befindet sich die Küche, gegenüber stehen Maulthiere und Pferde, und der Mittelraum wird zu Handel und Wandel und später zu Schlafstellen für die Fremden benützt. Da wir aber von Felipe als etwas ganz Absonderliches gepriesen wurden, so erhielten wir das einzige Schlafzimmer des Hauses, und zwar das der Wirthin und ihrer Töchter, welche sich für die Nacht anderswo einquartierten. Dieß Schlafzimmer war auch eine der oben erwähnten Abtheilungen und nur durch eine dünne Lehmwand von dem großen Raum abgeschieden. Ein Fenster ohne Glas ging auf die Straße, und das Meublement bestand aus einem gewaltigen Bette, einigen Stühlen, einem Tische und zwei großen hölzernen Truhen; an der Decke befanden sich Schnüre, von welchen eine Unzahl Weintrauben herabhingen.

Da Yevenes nicht an der Hauptstraße liegt, auch die Zeit des Reiseverkehrs für Spanien noch nicht gekommen war, so befand sich der große Raum vor der Küche ziemlich leer; und zwei oder drei Maulthiere und vielleicht ein Dutzend Esel standen vor den Krippen, letztere träumend oder in stille Selbstbeschaulichkeit verloren, den Kopf tief herabhängend, eins der langen Ohren abwechselnd gesenkt. Von den dazu gehörigen Arrieros, schönen, kräftigen Burschen, wie die in Orgaz beschriebenen, waren einige beschäftigt, Päcke abzuladen und die Sättel auf einen Haufen zu werfen, andere aber hatten es sich an dem lodernden Herdfeuer schon bequem gemacht, rauchten Papiercigarren, und einer trällerte ein Lied, wozu er auf einer verstimmten Guitarre herumgriff. Der Ausdruck „Herdfeuer" ist eigentlich eine unrichtige Bezeichnung, indem sich in diesen Posaden nirgends ein Herd befindet, vielmehr brennt das Feuer auf dem gepflasterten Boden, öfter aber auf einem abgenützten Mühlsteine, der in die Erde eingestampft ist.

Unsere Wirthin, die Padrona, eine wohlbeleibte Frau mit freundlichem, gutmüthigem Gesichtsausdruck — sie stemmte gerne ihre Arme in die Seite — führte uns in das Schlafzimmer, und als wir uns dort unserer Manta's und Gewehre entledigt hatten, ersuchte sie uns, die Disposition für unser Abendessen zu treffen, d. h. ihr unsere Wünsche hierüber mitzutheilen. Da aber immer noch eine spanische Conversation außerordentlich schwierig für uns war, wir namentlich von den Benennungen der eßbaren Gegenstände nur sehr dunkle Begriffe hatten, so führte ich die Padrona in den Raum vor der Küche, wo ich beim Einreiten einige sehr schätzenswerthe Gegenstände erblickt; hier hingen nämlich an der Wand eine lange Reihe von rothen Feldhühnern, auch Hasen und ein ausgeweidetes Reh. Nachdem ich an dieser Stelle der Hauswirthin unsern großen Hunger pantomimisch dargestellt, zeigte ich auf einige der Wildsorten, dann auf den Kessel am Feuer, und gab ihr zu verstehen, mein Wunsch sei, daß einige dieser vortrefflichen Sachen ihren Weg dorthin finden möchten. Dazu wuß-

ten wir Eier, Chocolade, Wein und Brod bei ihrem wahren Namen zu benennen, verwahrten uns feierlich gegen allen Ajo, d. i. Knoblauch, und wurden von der guten Padrona bestens verstanden.

Da es draußen noch ganz hell war, so machten wir einen Spaziergang durch das Dorf; es hat ein besseres Aussehen, als die meisten in der großen Mancha: die Straßen waren mit kleinen Kieselsteinen gepflastert und die niedrigen Häuser, welche flache Dächer hatten, mit weißer Farbe sauber angestrichen. Glasfenster schienen hier als ein überflüssiger Artikel betrachtet zu werden, nur an einem einzigen Gebäude, einer Zeugwaarenhandlung, vor deren Thüre Manta's und rothe Schärpen im Winde flatterten, sahen wir dergleichen; im Uebrigen wurden die überaus kleinen Fensteröffnungen zur Nachtzeit einfach mit hölzernen Läden verschlossen, blieben es auch wohl während des Tages, — und bei manchen Häusern sahen wir dies, — wo dann Licht und Luft durch die weit offen stehende Hausthüre in's Innere drang. Von der Einwohnerschaft von Yevenes bemerkten wir wenig, nur hie und da stand eine Gruppe von Männern, alle in langen, meistens braunen Mänteln, Cigarren rauchend und plaudernd bei einander; Kinder spielten frühjährlich auf der Gasse mit Steinen und kleinen Hölzchen, und die Weiber und Mädchen schienen sich in die Wohnung zurückgezogen zu haben; nur zuweilen erschienen ein paar unter den Hausthüren, um uns neugierig nachzuschauen. Im Allgemeinen nahm sich Yevenes sehr still und öde aus, namentlich der Platz vor der Kirche, wo das Gras zwischen den Steinen wucherte. Von dieser Kirche selbst ist nichts zu sagen, es war ein ziemlich großes Gebäude aus grauen Steinen und in gar keinem Style erbaut.

Nach Hause zurückgekehrt, fanden wir unser Schlafgemach bestens hergerichtet, den Tisch mit einem weißen Tuche gedeckt und die beiden großen Truhen, um ihnen ein Ansehen zu geben, mit farbigen Schürzen verhängt. Unser Abendessen war recht gelungen und hätte man es selbst unter andern Umständen vortrefflich nennen kennen, Feldhühner mit Reis, einen geschmorten Hasen, Eier mit Schinken, dazu schnee-

weißes Brod und fast schwarzer Wein, nicht zu vergessen die herrlichste Chocolade der Welt, wir tafelten königlich, und zu unserer vollkommenen Restauration von den Mühseligkeiten des Rittes fehlte nichts als ein guter Schlaf, der aber auch so freundlich war, uns alsbald in seine Arme zu nehmen, und bis zur Morgendämmerung zu beglücken, obgleich wir frühzeitig mit den Hühnern zu Bette gegangen waren. — Glückselige Zeit, an die ich mich oft erinnere, sowie an unsere unfreundliche, finstere spanische Kammer, wenn in der Heimat die schlaflosen Nächte oft so unendlich lang erscheinen und das weiße gespenstige Gaslicht durch die hellen Fensterscheiben dringt.

Unser edler Felipe, der nicht minder gut dinirt und geschlafen als wir, weckte uns beim Grauen des Morgens. Wir kleideten uns an, zahlten unsere Zeche, die in den meisten dieser Posaden für Mittag- oder Nachtessen, Bett und Frühstück gewöhnlich einen Duro betrug, 2 fl. 30 kr. rh.; das letztere besteht in der Regel aus Chokolade und Picatostes, d. h. in Olivenöl gebackenes Brod.

Da unsere Posada, wie schon bemerkt, am Ende des Dorfes lag, so waren wir bald im Freien, ritten noch eine kurze Strecke abwärts und befanden uns dann in der Fläche, die wir gestern Abend vom Berge aus gesehen, bemerkten aber, daß uns in Betreff derselben unser hoher Standpunkt einigermaßen betrogen hatte, und daß von einer ausgedehnten Ebene nach unseren Begriffen durchaus keine Rede war; nebendem, daß die Morgendämmerung noch alles in ihren Schatten hüllte, hatten sich auch Nebel aufgemacht, die uns dicht und kältend umgaben; auch sanken sie nicht wieder herab, sondern hoben sich hoch empor, den Himmel mit grauen Wolken überziehend.

Eine Zeitlang ritten wir im Thale fort, an Fruchtfeldern vorbei, bald aber wurde der Weg sandig, es ging aufwärts eine Heide hinan durch lange und breite Gassen, die von mannshohen Buxbaumsträuchen gebildet waren. Das Terrain war gänzlich verschieden von dem, welches wir gestern durchritten, und nicht so langweilig als das Felsenplateau zwischen Toledo und Orgaz; hätte uns ein heller Sonnenschein

beglückt und die Landschaft gefärbt, so würden wir sie wunderschön gefunden haben, so aber bei grauem trübem Regenhimmel machten die Schluchten, durch welche wir ritten, einen gewaltigen, ernsten Eindruck. Bald ging es zwischen Felsen hindurch, neben dem Flußbette eines klaren Bergwassers dahin, deren wir heute viel sahen, bald über breite Wiesen, rechts und links mit grünen Gebüschen besäumt, lange Strecken aufwärts, ohne eigentlichen Weg, und auf der Höhe angekommen, hatten wir meistens rechts und links den Anblick einer düstern, aber prachtvollen Gebirgslandschaft, wie man sie bei uns in Deutschland nicht schöner sehen kann. Die vielen Wasser, welche überall hervorsprudelten, begünstigten eine reiche Vegetation, und wenn wir so vom Wege in die Berge hineinschauten, so erblickten wir an dem niederen Gebirgszug neben und unter uns deutlich alle Quer- und Längenthäler, ausgezeichnet durch ihre mannigfaltigen grünen Schattirungen. Bei einer solchen Partie wurde einmal das heimatliche Gefühl meines großen Malers außerordentlich rege, denn er machte mich auf einen herrlichen Bergkegel aufmerksam, der seiner Behauptung nach das genaueste Ebenbild des Wendelsteines im baierischen Oberlande sei. Schöne Formen hatte dieser Spanier allerdings; sein Fuß war grün bewachsen, an ihn schlossen sich graue, nackte Felspartieen, und sein Haupt, in violettem, bläulichem Duft, schien von den freilich tiefhängenden Wolken berührt zu werden. Neben ihm öffnete sich ein breites Thal, dessen Grund mit Wiesen bedeckt war, weder Weg noch Steg hatte, und weiter hinten von einer Menge kleiner Berge eingeschlossen war, von denen einer über den andern hervorsah. Interessant war uns dieses Thal, weil sich in seiner Mitte ein grauer Fels erhob, der die fast schwarzen Mauern einer mächtigen Burg trug, die noch ziemlich wohl erhalten schien; wenigstens bemerkten wir unversehrte Thürme, eine vollkommen geschlossene Umfassungsmauer und ein großes Gebäude mit hohem Giebeldach. So viel wir aber weiter sehen konnten, waren die Fenster ohne Glas und Läden, und aus keinem der zahlreichen Schornsteine kräuselte sich irgend ein freundlicher Rauch hervor.

Unser Weg war heute belebter als gestern; lange Züge Maulthiere kamen uns entgegen oder wurden von uns eingeholt, wogegen Schaaren von Eseln ohne Ladung uns den Vorrang abliefen und lustig bei uns vorbeitrabten; unsere Pferde waren vom gestrigen Marsche etwas ermüdet, und das beständige Auf- und Abklettern an den Bergen, bald durch sumpfige Wiesen, bald über glatte Steine hinweg, ließ sie zu keiner schnellen Gangart kommen; nur zuweilen erlaubte uns irgend ein Sandstreifen oder ein Stück festen Weges einen halbstündigen Trab, doch war dieses nicht andauernd genug, um es den Reitern zu Esel gleichthun zu können, von denen beständig Andere mit freundlichem Gruß, aber lachend an unsern Rozinanten vorbeizogen. Diese kleinen spanischen Esel haben eine merkwürdige Behendigkeit; mag das Terrain sein, wie es will, mag es steil aufwärts oder abwärts gehen, über einen fußbreiten, schlüpfrigen Pfad oder über breite, glatte, abhängige Felsenplatten, die vier kleinen Hufe bewegen sich mit einer fast lächerlichen Geschwindigkeit dahin, das unbedeutende Thierchen, oft mit einem schweren Kerl beladen, trippelt beständig kopfnickend einher, holt uns ein und ist kurze Zeit nachher in den Schluchten, die wir vorsichtig hinabreiten müssen, unsern Augen wieder entschwunden. Felipe ärgerte sich jedesmal darüber, doch mußte er selbst mit seinem kräftigen Maulthiere langsam thun, denn auch dieses war schon ein paarmal gestolpert und hatte sich, von dem schweren Gepäck niedergedrückt, nur durch die größte Kraftanstrengung aufrecht erhalten.

Wir waren schon mehrere Stunden geritten und der Weg führte seit einiger Zeit beständig aufwärts, die umliegenden Berge ließen wir unter uns und kamen gegen Mittag auf eine weite Hochebene, mit spärlichem Grase bewachsen und mit großen Gruppen von Buxbaumsträuchen übersäet, durch welche unser Weg bald rechts, bald links lief. Zu beiden Seiten hatten wir niedere Hügelketten, ebenfalls mit Gesträuch bewachsen, zwischen denen hie und da ein blauer Rauch emporstieg; auch bemerkten wir Rinder- und Schafheerden, hörten entferntes Hundegebell und sahen von Zeit zu Zeit einen Hirten, auf sein langes

Gewehr gestützt, uns aufmerksam nachblicken. Felipe hatte schon seit einiger Zeit eine ernste Miene angenommen, rauchte weniger Papiercigarren als sonst, und meinte endlich, hier, wo wir uns gerade befänden, sei eine etwas unsichere Gegend, und den Hirten, Kohlenbrennern und Forstwächtern, die sich hier beständig herumtrieben, nicht recht zu trauen. Er ersuchte uns darauf, das Maulthier mit dem Gepäck in die Mitte zu nehmen, selbst aber ziemlich weit von einander zu reiten, um mehr Terrain überschauen zu können, und unsere Gewehre aufzuheben, daß man sie aus der Entfernung sehen könne.

Wie weit die Furcht unseres tapfern Arriero begründet war, bin ich nicht im Stande anzugeben, daß aber die Hochebene, auf welcher wir während ein paar Stunden ritten, ein höchst ödes und unheimliches Aussehen hatte, war in der That nicht zu läugnen. So weit man blicken konnte, entdeckte man keine Spur einer menschlichen Wohnung, und was wir von Unseresgleichen in der Entfernung zwischen den Buxbaumsträuchen zuweilen hin und her streichen sahen, war auch gerade nicht Zutrauen erweckend. Diese Kerle mit ihren dunklen Gesichtern, ihren zerlumpten Anzügen, mit Ledergamaschen oder Stricksandalen, namentlich aber mit dem spitzen Hute, der ja bei uns als Attribut eines spanischen oder italienischen Banditen gilt, sahen mindestens wie ächte Strauchdiebe aus. Doch passirte uns durchaus nichts Unangenehmes, und gegen zwei Uhr hatten wir glücklich das Ende jenes Plateaus erreicht und erblickten vor uns eine breite Schlucht, die wieder abwärts zur Ebene führte. Einiges, was ich im Vorbeigehen gesehen, schien mir anzudeuten, daß das Terrain hinter uns nicht immer so unbewohnt und öde gelegen, zuweilen sahen wir große Stein- und Trümmerhaufen und einmal sogar die Ruine eines Bauwerkes nach Art alter Wasserleitungen; ich zählte wenigstens zwanzig Pfeiler, die noch durch Bogen verbunden waren, deren Ende und Anfang aber ebenfalls durch Trümmerhaufen bezeichnet war, konnte aber später nicht in Erfahrung bringen, was man von diesem eigenthümlichen Bauwerke hier auf der Hochebene wisse.

Bis hieher hatte uns Felipe aus Furcht vor den Räubern nicht vergönnt, unser mitgenommenes Frühstück anzugreifen; auch jetzt wollte er noch nicht halten, sondern weiter hinabziehen, bis zu einer vortrefflichen Venta, von welcher er träumte; doch waren uns diese s. g. Halbwegs-Venta's von unserem Zuge durch die Mancha noch in zu trostlosem Andenken, als daß wir noch weiter geritten wären. Felipe mußte nachgeben, und wir machten deßhalb am Rande der Hochebene einen Halt, banden Maulthiere und Pferde, nachdem wir ihnen die Kopfzeuge abgenommen, an ein paar Buxbaumsträucher, deren Blätter sie sogleich anfingen eifrig zu benagen. Die Padrona in Yevenes hatte für unser Frühstück reichlich gesorgt, uns ein paar gebratene Feldhühner eingewickelt, Brod und hartgesottene Eier hinzugefügt und guten rothen Wein mitgegeben, der allerdings nach dem Bockschlauche schmeckte, aber uns trotzdem vortrefflich mundete.

Nachdem wir abgespeist und wieder aufgezäumt hatten, erlaubte uns Felipe unsere Gewehre wieder an die Sattelhaken zu hängen; wir schwangen uns auf, und da der Weg vor uns etwas besser war, trabten wir lustig den Bergabhang hinab. Hier oben auf der Höhe des Gebirges war eine kleine Wasserscheide, und wir ritten jetzt mit den sprudelnden Bergwassern, während uns andere bis dahin entgegen gerauscht waren. Eine Zeit lang fiel Weg und Flußbett zusammen, doch war der Grund ziemlich hart, bestand aus feinem weißen Kiessande, und nebenbei schien das klare, frische Wasser den Füßen unserer müden Thiere wohl zu thun.

Im Verhältniß, wie wir abwärts stiegen, verminderte sich auch das Oede und Finstere der Landschaft; die Felsenkronen, welche uns auf der andern Seite der Hochebene umgeben, waren verschwunden, und die Berge und Hügel vor und neben uns hatten abgerundete Häupter, oft mit Buschwerk bedeckt, die niedrigeren sogar mit grünen Wiesen. Auch unser Weg lief an einer breiten Schlucht sanft abwärts, vor uns schob sich die Bergkette immer mehr aus einander.

UNIVERSITY OF MICHIGAN

wie sich vor uns die Hügel immer mehr verflachten und endlich in jene weite Ebene versanken, die wir schon gestern von der Höhe hinter Yevenes gesehen.

Der Himmel hatte sich gleich nach Mittag aufgeklärt und gewährte uns jetzt noch einen schönen Abend; wir ritten gegen Süden, nach Westen zu war unsere Aussicht durch die muldenförmigen Ausläufer des Gebirges verdeckt und so bemerkten wir die Sonne nicht, wie sie niedersank, ihr volles Licht dagegen fiel auf das Thal vor uns und beglänzte dieses sowie den Himmel auf wunderbare Weise; namentlich den letzteren habe ich selten so schön gesehen; er erglühte in tiefem Purpurroth, leichte Wölkchen, die emporzufliehen schienen, waren umkränzt mit blauen und violetten Tinten, die, wie die Sonne tiefer und tiefer sank, in herrlichster Mannigfaltigkeit glänzten, endlich zum sanftesten Roth verblaßten, wodurch denn der Himmel zwischen ihnen eine unaussprechlich schöne meergrüne Färbung erhielt.

Die Ebene vor uns war vielfach unterbrochen bald durch Wiesen oder kleine Waldungen, bald durch weite Strecken schwarzen Bodens, des fruchtbarsten Landes, dann wieder auch durch lange Streifen rothen und gelben Sandes. Weit am Horizonte hob sich ein majestätischer Gebirgszug, den wir schon heute Morgen erblickten, in schönen Formen, jetzt bei untergehender Sonne in tiefdunkler prächtiger Färbung, wahrscheinlich die Sierra Morena, an deren Fuß Val de Penas liegt, wo wir unsern Reisegefährten wieder zu finden hofften. Die Strahlen der Sonne gaben der vor uns liegenden herrlichen Landschaft etwas unbeschreiblich Reizendes, etwas trügerisch Glänzendes, das wir morgen nicht wieder zu finden hoffen durften, wenn wir die Ebene selbst durchritten. Lieblich machten sich von hier oben eine Menge kleiner Bäche, deren Lauf wir bald durch den glitzernden Wasserspiegel, bald durch eine Einfassung des saftigsten Grüns in ihren eigensinnigen Wendungen weit hinaus verfolgen konnten; dazu dampften

in höchst angenehmer Frische. Uns war zu Muthe, als hätten wir den Winter hinter uns gelassen im Thal des Manzanares und auf den Felsen von Toledo, und schauten jetzt vor uns in die weite, erwachende Landschaft, die sich zu schmücken begann für die schönere Jahreszeit; es war uns recht frühjahrlich zu Muth, ja der Boden schien uns den so wohlbekannten süßen Duft auszuhauchen und die Knospen der Bäume und Gesträucher zusehends anzuschwellen.

Da unser jetziger Weg nicht so viel Steingerölle und Unebenheiten zeigte, so ritten wir ziemlich schnell und glaubten in kurzer Zeit unser Nachtquartier erreichen zu können. Doch täuschte uns der gewaltige Bogen, den die breite Thalschlucht machte, und es vergingen ein paar Stunden, ehe wir hinabkamen; allein der Abend war so schön, die Natur um uns so großartig und herrlich, daß uns die Zeit rasch genug verging. Auch fehlte es nicht an Begegnungen und Bildern mannigfaltiger Art; hier tauchten einige kleine Hütten in einer Seitenschlucht auf, dort ein schwarzer Meiler, dessen bläulicher Rauch fast gerade in die Höhe stieg, da er von keinem Lufthauche bewegt wurde. Viel Spaß machte uns eine Zeitlang ein kleiner Bube, der auf einer Wiese neben unserem Wege auf einem kleinen schwarzen Esel galoppirte und von dem muthwilligen Thiere ein paarmal abgeworfen wurde, worauf ihn der Reiter aber alsbald am Ohre oder am Schweif faßte, sich eine Strecke weit mit fortschleppen ließ und dann mit lächerlicher Anstrengung wieder auf den Rücken des Thieres kletterte, worauf das Jagen alsbald wieder bis zu einem ähnlichen Abschlusse begann.

Wir hatten gehofft, von droben an immer abwärts steigend unser Quartier zu erreichen, sahen uns aber getäuscht, denn als wir im Thale ankamen, bemerkten wir eine neue Hügelkette, die quer vor uns lagerte und noch überschritten werden mußte. Diese sei aber auch die letzte. behauptete Felipe. Da der Boden aus weichem Sande bestand, so meinte er, wir sollten zu guter Letzt noch ein kleines Wettrennen halten, worauf er alsbald mit seinem flinken Maulthier im Galopp



vorangіng und wir ihm so gut als möglich folgten. Auf der Höhe angekommen, sahen wir denn auch die weite Ebene dicht vor uns und auf wenige Schritte das Dorf Fuente el Fresno — unser heutiges Nachtquartier. Mir schien es weniger groß als unser gestriges, aus einer einzigen Straße bestehend, die am Abhange der letzten Hügelkette hinlief und größtentheils nur eine Reihe Häuser hatte. Eine kleine Kapelle zeigte ein unbedeutendes Thürmchen.

Unser heutiger Wirth war der Alcade des Orts, Don Jose Maria Arritajo, ein freundlicher Mann in brauner Capa, der uns am Thore seines Hauses recht herablassend empfing, ja mir vielleicht sogar den Steigbügel gehalten hätte, wenn ihm nicht ein herumlungernder junger Bursche bei diesem Liebesdienst zuvorgekommen wäre. Die Posada, welche der Herr Alcalde hielt, war in einem viel kleineren Maßstabe als unsere gestrige, die weite Halle fehlte und die Küche nur ein kleines Gemach neben dem Thorweg, natürlich mit hochloderndem Feuer, um welches schon eine Menge Eseltreiber und andere Gesellen es sich bequem gemacht hatten. Ein paar hübsche zerlumpte Kerle, denen man bei uns mit Schrecken begegnet wäre, lachten uns freundlich entgegen, indem sie sich freuten, uns wieder zu sehen. Es waren von jenen Reitern zu Esel, die heute Morgen den Zorn Felipe's rege gemacht und die es auch jetzt nicht unterließen, ihn tüchtig zu necken, daß er mit seinem langbeinigen Maulthier zurückgeblieben sei. Horschelt zeichnete den hübschesten dieser Bursche, worüber sich Alle wie die Kinder freuten und das ganze Haus herbeilief, um das Bild Christovals — so hieß der junge Eseltreiber — zu sehen. Daß hierauf Alle gezeichnet sein wollten, versteht sich von selbst. Der Maler kam nicht eher zur Ruhe, bis er auch den Alcalden, als den Würdigsten, mit einigen Strichen skizzirt.

Während dieß drinnen vor sich ging, besprach ich mich draußen mit der Wirthin über unser Diner, dessen Hauptbestandtheil aus Tauben mit Reis bestehen sollte, und trat dann unter das Hofthor, um mich in der Straße umzusehen. Seitwärts vom Hause standen

fünf oder sechs sehr zerlumpte Arriero's, die heftig zusammen stritten, aber plötzlich aufhörten, als sie meiner ansichtig wurden, ihre Hüte abzogen, auf mich zutraten, worauf der älteste begann, mit außerordentlicher Beredtsamkeit eine Menge Worte an mich hinzusprechen, von denen ich „Alcazar de San Juan," von dem sie her kämen, und „Senor Alcade" verstand, womit sie mich anzureden schienen. Wahrscheinlich hatte mir nur mein andalusisches Costüm in ihren Augen zu dieser Würde verholfen, denn als ich ihnen achselzuckend ein paar Worte ihrer schönen Sprache, wahrscheinlich schauerlich genug, entgegnete, prallten sie lachend zurück und wandten sich von mir. Ein Mädchen, welches mit einem Kinde auf dem Schooß an der benachbarten Hausthüre saß, erklärte ihnen mit lustiger Miene, ich sei ein Fremder, der eben eingeritten, Senor Alcalde aber wohne im Nebenhause und sie möchten nur hineingehen. Das thaten sie denn auch, natürlich mit abgezogenen Hüten, und ich ging hinter ihnen drein, um die Audienz mit anzusehen, welche ihnen der Ortsvorsteher in der Kaminecke sitzend augenblicklich ertheilte. Es war komisch, wie er dabei trachtete, seine Stellung und das ernste, würdevolle Gesicht beizubehalten, mit dem er dem Maler sitzen zu müssen geglaubt. Worüber der Streit gehandelt, kann ich nicht angeben, doch wurde er baldigst geschlichtet, und beide Parteien schienen ziemlich befriedigt das Haus zu verlassen.

Hinter der Küche wurde uns eine Schlafkammer eingeräumt, die sehr einfach und ländlich war, neben dem Lager, das man für uns hergerichtet, führte eine Leiter auf den offenen Söller des Hauses, und im Hintergrunde des Gemachs befand sich eine weite, unverschließbare Oeffnung, die in den Raum ging, wo die Maulthiere und Esel standen. Dabei war der Strohsack meines Bettes so offenherzig, daß ein kleiner hungriger Esel mit dem Maul in seinem Innern wühlte, Halm um Halm hervorzog und in stiller Betrachtung verspeiste, bis ich ihm ernstlich wehrte.

Unser Mittag- oder Nachtessen wurde in einem einzigen Gange

aufgetragen, bestehend aus einer großen Schüssel voll Reis und gekochter Tauben, und war mit einem solchen Aufwand von spanischem Pfeffer versehen, daß uns schon nach dem ersten Löffel der Schweiß ausbrach und wir zur Abkühlung mehr Wein tranken als gerade nothwendig war. Dazu war das Ameublement und Eßgeräthe des Herrn Alcalden sehr mangelhaft; man hatte uns ein Tischchen hingestellt, kaum groß genug für vierjährige Kinder, welches den Maler mit seinen langen Beinen zur völligen Verzweiflung brachte; hiezu passend waren auch die Messer, denn sie schienen aus einer Kinderküche herzustammen; glücklicher Weise aber waren die hölzernen Löffel recht groß, zum Trinken fanden wir hier wieder jenes Glasgefäß, das wir schon in der Mancha gesehen in Gestalt einer kleinen Gießkanne, welches man hoch empor hebt und den Wein vermittelst des langen Rohrs in den Schlund hinabgießt. Diese Art zu trinken hat bei den großen sehr gemischten Gesellschaften, in welche man hier in Spanien häufig geräth, den Vortheil, daß die Lippen mit dem Glase gar nicht in Berührung kommen und man sich also nicht zu scheuen braucht, mit Jedermann aus demselben Gefäß zu trinken.

Um während der Nacht nicht von dem vorhin erwähnten hungrigen Esel belästigt zu werden, zog ich den Schragen, auf dem sich mein Lager befand, von der Fensteröffnung zurück, und nachdem ich noch am Herdfeuer mit dem Alcalden, sowie unsern Freunden, den Eseltreibern, einige Papiercigarren ausgetauscht und geraucht, gingen wir zu Bette, eigentlich zu Strohsack. Daß von Verschließen einer spanischen Wirthshausthüre keine Rede ist, brauche ich wohl nicht zu sagen; obendrein aber haben diese noch so viel Spalten und Löcher, daß man durch dieselben bequem hindurch schauen kann, was auch häufig genug von neugierigen Hausbewohnern geschah, die vielleicht gern sehen mochten, was die „Extraños“ in ihren Zimmern trieben. Am heutigen Abend aber waren diese Extraños sehr ermüdet, legten sich alsbald nieder und schliefen den Schlaf der Gerechten bis zur Morgendämmerung.

Nachdem wir am andern Tage die Chocolade gefrühstückt und bereits zu Pferde saßen, erschien unser würdiger Wirth und Alcalde, um uns einen tüchtigen Schnaps aufzunöthigen, der, wie er sagte, gegen die Morgennebel vortrefflich sei. Und er hatte Recht, uns auf diese Art innerlich zu durchwärmen, denn über die weite Ebene vor uns strich eine so kalte Morgenluft, daß wir uns fest in unsere Mantas wickeln mußten. Anfänglich wird es dem Fremden schwer, diese Manta, ein einfaches längliches Stück Zeug, ohne Aermel und Knopf, beim Tragen fest um sich zu behalten, hat man sich aber einmal einige kleine Kunstgriffe zu eigen gemacht, so bleibt man warm und behaglich darin, wie das Kind in seinen Wickeln. Man nimmt die Manta um die Schulter, wie eine Dame ihren Shawl, doch so, daß die rechte Seite länger herabhängt, welche man, wie das Ende eines Radmantels, fest über die linke Schulter wirft, so Hals und Brust gleichzeitig bedeckend.

In kurzer Zeit waren wir vollends zur Ebene niedergestiegen, und wenn auch der Weg hier recht flach und weich war, — wir ritten meistens durch schwarzen Moorboden, — so hatte er dagegen die große Unbequemlichkeit, daß ihn ein Bach zu seinem Bette auserkoren hatte, in dessen Wasser unsere Pferde oftmals lange Strecken bis an die Knie wateten; und wenn wir dem entgehen wollten und rechts oder links auf die Felder ritten, so waren diese so feucht und schlammig, daß die Thiere hier nur mit großer Mühe fortkommen konnten. Angenehm war es, daß die Sonne heute ebenso prächtig aufging, wie sie gestern Abend niedergesunken war, und ein Meer von lichtem Glanz, welches sie rings umher ausgoß, ließ uns den fatalen Weg vergessen. Auch der heutige Morgen erinnerte uns wieder recht lebhaft an das heimathliche Frühjahr; die Wiesen waren mit Thau bedeckt und mit jenen weißen Fäden, die aus der Entfernung wie silberne Schleier glänzen; Alles glühte und strahlte im frischen Licht der Morgensonne, so die feuchten Gräser, das Wasser zu unseren Füßen und die farbigen Streifen des Sandbodens, der bald hier,

bald da, rechts und links in der Ferne, sichtbar wurde. Neben uns weideten zahlreiche Heerden, und wo wir dicht an ihnen hinritten, hoben sie die nassen Mäuler hoch empor, blickten uns mit ihren treuherzigen Augen an und brummten leise, vielleicht zum Willkomm und Abschied.

Rückwärts blickend sahen wir unser Nachtquartier Fuente el Fresno am Fuß des Berges geschmiegt. Seit vorgestern hatte sich nun das Terrain, durch welches unser Weg lief, zum drittenmal verändert; bei Toledo eine steinige Hochebene, hinter Yevenes, eine Terrasse tiefer, Waldboden, Wiese, und hier bei Fuente el Fresno, abermals ein paar hundert Schuh tiefer, eine fruchtbare Ebene, streckenweise sogar wohl angebaut, gut bewässert, mit zahlreichen Viehherden. Es ist eigenthümlich, wie von Madrid aus oder von Toledo das Land gegen Osten und Süden beständig staffelförmig abfällt. So befanden wir uns hier auf dem Plateau, welches vom Fuß der Montes de Toledo bis nach der Sierra Morena reicht, welche auf dieser Seite nur einige hundert Fuß hoch emporsteigt, um nach Andalusien hin als eine neue Terrasse von eben so viel tausend Fuß bis in die Ebene von Baylen und Jaen niederzureichen. Durch die geringe Höhe der Sierra Morena gegen Norden kommt es denn auch, daß sie von niederen, unbedeutenderen Bergketten so lange verdeckt wird. So sahen wir dieses Gebirge heute Morgen, in der Ebene reitend, wieder nicht mehr, dagegen war ein anderer Gebirgszug am Horizonte aufgetaucht, ein Seitenläufer der Sierra de Alcaras, welcher östlich allerdings mit der Sierra Morena zusammenzuhängen scheint. Auch die bläuliche Wand dieser Bergkette hatte so die eigenthümlichen und malerischen Zackenformen, welche man so häufig bei den spanischen Bergen antrifft, und woher auch wohl der Name Sierra = Säge für Gebirge im Allgemeinen kommen mag, sowie auch der öfters wiederkehrende Ausdruck für Pässe und Schluchten dientes, Zähne, wie die dientes de la vieja zwischen Sevilla und Antequera und Granada und Guadix. Wenn

man hier in Spanien von einer Ebene spricht, so muß man sich keine Flächen darunter vorstellen, sondern das Terrain ist wellenförmig, indem sich ein kleiner Hügel an den andern reiht, woher es denn auch kommt, daß der Weg jetzt auf- und abwärts, jetzt rechts und links läuft.

Die Vegetation hatte sich schon bedeutend verändert, Haide, Ginster und niedere Buxbaumsträucher waren gänzlich verschwunden, und dafür sahen wir häufig Gruppen von ziemlich großen Steineichen und in der Nähe der Flußbette Eschen, Erlen und Pappeln, auch bemerkten wir in geschützten Lagen wieder bessere Olivenbäume; überhaupt schien die Gegend hier sorgfältig angebaut zu sein. Ein paar Stunden nach unserem Austritt erreichten wir die weitläufigen Gebäude eines ehemaligen Klosters, welche jetzt zu landwirthschaftlichen Zwecken benützt wurden und auch eine Posada enthielten. Wie die Lage der meisten Klöster, die ich noch gesehen, war auch diese sorgfältig gewählt und hatte man dazu einen höheren Hügel ausgesucht, der die Umgegend beherrschte und dessen Fuß von einem ziemlich ausgedehnten Teiche bespült wurde; rings umher lagen Fruchtfelder und schöne grüne Wiesen.

Felipe schien nicht Lust zu haben, sich bei der Posada aufzuhalten, „denn," sagte er, „heute hätten wir an guten Wirthshäusern und Dörfern die Auswahl." Doch betrog ihn auch heute wieder ein tückischer Zufall; wohl passirten wir ein paar hübsche, reinliche Dörfer, wo Felipe nicht anhalten wollte, weil sein Sinn auf ein zweites Kloster gerichtet war, das wir um Mittag erreichen sollten. Endlich sahen wir auch die Kirche desselben und daneben stattliche Gebäude, die etwas versprachen; als wir aber an das große Thor kamen, öffnete sich erst nach langem Pochen ein kleines Thürchen in demselben, und eine alte Frau, die an der Spalte erschien, gab uns den untröstlichen Bescheid, die Venta sei vor einiger Zeit geschlossen worden und sie dürfe niemand in die Gebäude lassen. Glücklicherweise hatten wir, wie auch gestern, einigen Mundvorrath mitgenommen, weßhalb es uns auch gar

nicht eingefallen wäre, ein Obdach aufzusuchen, wenn sich nicht gegen zehn Uhr ein so scharfer und kalter Wind erhoben hätte, daß wir uns trotz Spanien und allen Frühlingsbotschaften, nach einem flackernden Feuer sehnten. Felipe ließ übrigens kein Wort der Klage hören, er zuckte leicht mit den Achseln, und wir hatten bald in einem Winkel der hohen Mauer, welche den Klostergarten umgab, ein windstilles Plätzchen gefunden.

Nach glücklich beendetem Frühstück, an welchem auch unsere Thiere theilgenommen, zäumten wir diese wieder auf, zogen die Sattelgurte fester und ritten von dannen. Bald nachher kamen wir durch das seichte Flußbett des Guadiana, der, wie die meisten kleineren Flüsse Spaniens, um diese Zeit sehr wenig Wasser enthielt, doch sahen wir an breiten Sandstreifen auf seinen beiden Ufern, die mit Steingeröll bedeckt waren, daß der Fluß auch zeitweise anders aussehen müsse. Und dieß ist auch der Fall, namentlich im Frühjahr nach heftigen Regengüssen, wo er oft in vierundzwanzig Stunden anschwillt und reißend durch die Ebene schäumt. Für solche Fälle findet man denn wohl an den Hauptstraßen lange steinerne Brücken aus alter Zeit, von denen aber die meisten untauglich sind, da die wilden Wasser einstens Pfeiler und Bogen weggerissen, an deren Wiederherstellung hier natürlich kein Mensch denkt. Diese Nachlässigkeit ist unbegreiflich, namentlich da es an dem herrlichsten Baumaterial nicht fehlt. Die gleiche Sorglosigkeit herrscht ja aber auch bei den Straßen selbst. Wie oft ritten wir stundenlang durch tiefe Kothpfützen, selbst auf Hauptstraßen, an Stellen, wo sich sogar an einer Seite eine felsige Wand hinzog, von der man nur Steine abzustoßen brauchte, die dann ohne weitere Mühe hinabgerollt wären und so die Straße verbessert hätten.

Was den Weg anbelangt, auf dem wir nun schon seit drei Tagen ritten, und der doch von einer wichtigen Stadt, wie Toledo, ausging, so befand er sich in einem Naturzustande, und die Ingenieure, welche ihn angelegt, waren im wahren Sinne des Wortes Esel gewesen.

Wo der erste Trupp dieser nützlichen Thiere hinzog, da folgten die anderen so lange, bis vielleicht später ein feiner Kopf unter ihnen einen besseren Pfad über die benachbarten Aecker auffand, worauf denn die alte Straße für fernere Zeiten verlassen blieb.

Als wir uns zum Ritt von Toledo anschickten, hatte man uns auch wohl schüchtern von Ladrones gesprochen, uns aber mit noch größerer Besorgniß die Frage gestellt: was wollen Sie anfangen, wenn unterwegs ein tüchtiges Regenwetter eintritt? Und unser Gastwirth hatte gemeint, im Sommer sei er auch schon einmal nach Fuenta el Fresno geritten, aber im Winter — davor wolle ihn Gott bewahren. Und der Mann hatte recht. Was bei anhaltend schlechtem Wetter in diesen Gegenden und auf diesen Wegen mit uns geworden wäre, weiß ich selbst nicht. Doch hatten wir ja mit vielem Glück schon drei Viertel des Weges hinter uns, auch war der Himmel klar und blau, der allerdings heftige Wind trocknete Felder und Straßen augenscheinlich ab, und wenn ich meinem Reisegefährten scherzweise die Frage stellte: „würdest du selbst bei Regenwetter Toledo zu Pferd verlassen haben, oder in den Eilwagen gestiegen sein?“ so antwortete er mir lachend: „Nein, das Letztere gewiß nicht, es ist doch ein ganz anderes Leben, so sein eigener Herr zu sein und hoch vom Sattel herab in die Welt schauen zu können.“ — Und so war es auch. Ich hasse nichts so sehr, als das dumpfe Hinbrüten, in welches wir bei einer längeren Fahrt, selbst in bester Gesellschaft, am Ende verfallen. Und so tausenderlei Schönes geht dabei für uns verloren, wird uns von dem engen Rahmen des Wagenfensters neidisch abgesperrt, so viele Bilder und Eindrücke aller Art, die wir, frei um uns schauend, so gerne in die Seele strömen lassen, — schöne Bilder, prächtige Gedanken, die uns erfreuen, wenn wir auch nicht im Stande sind, den hundertsten Theil davon wieder zu geben. Wie angenehm ist es auch, um leiblicher Genüsse zu gedenken, mit der Befriedigung eines schönen Durstes nicht von der Stunde des Mayorals abhängig zu sein, der wieder auf den schlechten Weg und elende Maulthiere angewiesen ist.

So kommen wir jetzt an ein freundliches Dorf mit breiten und zugleich gepflasterten Straßen, an dessen Eingang sich Felipe lächelnd umschaut und, indem er die ausgespreizten Finger der rechten Hand an den aufwärts gekehrten Mund hält, pantomimisch die gläserne Gießkanne bezeichnet, von der ich früher sprach. Der vortreffliche Führer weiß eine noch vortrefflichere kleine Kneipe mit dem allervortrefflichsten Landwein, der sehr gut schmeckt und nur wenige Kupfermünzen kostet. Wir restauriren uns, und dann geht es wieder lustig vorwärts, bei Wiesen und Feldern vorbei, durch die Furth eines Baches, aufwärts über eine Haide, die schon dichter mit starken Olivenbäumen besetzt ist. Wir kommen bereits dem Süden näher, sind wieder in der Mancha und haben links die Stadt Ciudad real, die wir aber nicht sehen.

Für mich war es höchst interessant, als wir nun an großen Olivenpflanzungen vorbeikamen, wo gerade die Ernte gehalten wurde. Ich bemerkte, daß dieß hier auf die gleiche Weise vor sich ging, wie ich es häufig in Italien gesehen. Auch hier lagen um den Stamm herum große Tücher von grauer Leinwand, und Männer waren beschäftigt, mit langen Stangen die Früchte abzuschlagen, während kleine Bursche und Mädchen überall an den Zweigen hingen und die schönsten Oliven in Körbchen pflückten. Als es später wurde und wir in die Nähe des Städtchens Almagro, des Zieles unseres heutigen Marsches, kamen, geriethen wir in zahlreiche Haufen dieser nun nach Hause zurückkehrenden Arbeiter. Viele saßen auf Pferden und Eseln und erinnerten mich in ihrem Costüm an die Bauern und Beduinen bei Beirut und Jaffa. An den nackten Füßen hatten sie Sandalen, darüber eine kurze Hose von Leinwand, eine Blouse von gleichem Stoff, und über Alles das fiel ein breiter, langer Mantel herab, oftmals weiß und braun gestreift und von gleichem Schnitt, wie ihn die Söhne der Wüste tragen. Auch das flatternde Kopftuch fehlte nicht, hier ein lose umgewundenes Taschentuch, gelb und roth, und um die Täuschung vollständig zu machen, trugen die meisten Männer auf der

Schulter die langen Stangen, welche sie zum Olivenabschlagen benutzt, in derselben Haltung, wie der Beduine die Lanze. Weiber und Kinder waren nicht weniger malerisch bekleidet, und die ersteren trugen häufig einen Anzug, der in der That unbeschreiblich ist; über ein kurzes Röckchen hing die lange, farbige Manta herab, deren Ende über den Kopf geschlungen war, was den Figuren etwas Unbestimmtes, aber höchst Malerisches gab. Die meisten der Weiber und Mädchen trugen Krüge auf den Schultern, ähnlich den alten Amphoren. Obgleich sie wahrscheinlich den ganzen Tag nach spanischen Begriffen stark gearbeitet hatten, waren doch Alle lustig und guter Dinge, ein alter Mann auf einem grauen Esel riß unbarmherzig in die Saiten seiner Guitarre, dazu knackten ein paar junge Bursche mit den Castagnetten und sangen eins der andalusischen Lieder, so seltsam klingend für ein fremdes Ohr, von denen man anfänglich glaubt, sie haben alle die nämliche Melodie, was wohl daher kommt, daß die Wendungen am Schlusse in der That fast immer die gleichen sind, und welche Vaterland und Abstammung ebensowenig zu verläugnen vermögen, als ein großer Theil des südspanischen Volks selbst. Wie oft glaubte ich zu träumen, sowie ich die Klänge jener Lieder, namentlich aus weiblichem Munde, vernahm, und wenn ich die Augen schloß, fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt nach Damaskus, wo an schönen Abenden, wenn wir auf der Terrasse unseres Hauses wandelten, die Stimmen unsichtbarer Sänger sich in gleichen melancholischen Tönen ebenso tremulirend wie hier vernehmen ließen.

Aber wir sind ja in Spanien, wo der Ernst eines solchen Liedes gleich wieder gemildert wird durch die neckischen Seguidillas, Zigeunerliedchen, die nur dem Volke hier eigen sind und allenfalls mit den österreichischen Schnaderhüpferln in Rhythmus und Melodie verglichen werden können. An Beweglichkeit und Scherz übertreffen die Nachkömmlinge ihre Vorfahren in vieler Hinsicht, und wenn der Orientale selten aus seinem Gleichmuthe herauskommt, so ist die geringste Kleinigkeit im Stande, den südlichen Spanier zu erfreuen. So trieben

sich heute Abend bei unserer Begegnung an der Spitze des Zuges der Landleute ein Eselfohlen und ein kleiner schwarzer Bock mit einander herum, welche bald das Ziel der allgemeinen Aufmerksamkeit wurden und Guitarre, Castagnetten und Gesang verstummen ließen. Es gab aber auch nicht leicht etwas Possierlicheres, als wenn der kleine Esel mit seinem gravitätischen Wesen, den schweren Kopf bedächtig auf- und abnickend, dahinschritt und ihn nun der Bock in den ausgelassensten Sprüngen so lange angriff, bis sein geduldiger Gegner begann, den Kopf zwischen die Vorderfüße zu stecken, hinten auszuschlagen und endlich in den unbehülflichsten Courbetten davonsprang. Ja, wenn er auf diese Art in Bewegung gesetzt war, so konnte er gar nicht mehr zur Ruhe kommen und tanzte unter dem schallenden Gelächter aller Zuschauer auf dem benachbarten Acker ganz allein umher, wobei er aber beständig ausschlug und von sich stieß, als müsse er sich eine ganze Menge unsichtbarer Gegner vom Leibe halten; hierauf verfiel er dann wieder in seinen kleinen Hundetrab, und das wartete der boshafte Bock ruhig ab, um dann seine Beleidigungen sogleich wieder aufs neue zu beginnen.

Die ganze Schaar, Alt und Jung, interessirte sich für dieses Kampfspiel und feuerte unter immerwährendem Lachen bald den Esel, bald den Bock an; dieß trieben sie so fort, bis wir nach einer kleinen halben Stunde Almagro dicht vor uns liegen sahen. Von außen gewährte dieser Ort ein ungleich stattlicheres Aussehen als unser früheres Nachtquartier und präsentirte sich als eine hübsche Stadt mit einer bedeutenden Kirche und emporragenden Gebäuden verschiedener Art. Wir wünschten unsern Begleitern einen guten Abend, der freundlich erwiedert wurde, und trabten schneller vorwärts, um unser heutiges Reiseziel zu erreichen, wurden aber dicht vor dem Eingang in die Straße noch einige Augenblicke durch einen Leichenzug aufgehalten, der uns entgegen kam und von einer Musik begleitet war, wie ich nie etwas Aehnliches gehört. Dem Zuge voraus schritt nämlich ein Mann mit einem Bombardon, dem sechs Sänger folgten, welche in ziemlich

kunstloser Weise einen Psalm vortrugen, zu welchem besagtes Bombardon in den tiefsten und rauhesten Tönen den Grundton angab. Etwas Roheres und Ohrenzerreißenderes erinnere ich mich nicht gehört zu haben; ja es machte trotz der ernsten Handlung einen wahrhaft komischen Eindruck, auch konnte man in Versuchung kommen, sich ein paar Jahrtausende zurückversetzt zu glauben, wo allenfalls die Druiden einen ihrer Mitbürger auf ähnliche Art zur letzten Ruhestätte geleitet haben würden. Dabei blies der Musikant mit aller Kraft seiner Lunge, und als wir schon zwischen den Häusern von Almagro ritten, hörten wir noch einzelne der tiefen und brummenden Töne des Bombardons.

Almagro ist ziemlich bedeutend, hat 8000 Einwohner, zwei Pfarrkirchen, einige Klöster, und hier war früher die Residenz der Großmeisterin der Damen des Ritterordens von Calatráva; die Straßen des Städtchens sind breit, gepflastert, aber sie lagen einsam, ohne alles Leben; mitunter sahen wir große stattliche Häuser von zwei bis drei Stockwerken, ganz von Stein, die Fenster mit kleinen eisernen Balkons versehen, mit mächtigen Einfahrten, über denen sich in Stein gehauene Wappen befanden. Zu den auffallenden Zügen, die dem Reisenden in Castilien entgegentreten, gehört das häufige Vorkommen solch großer, durch ihre Bauart nicht selten den besten Zeiten der spanischen Architektur angehörender, aber unbewohnter, verödeter und unheimlicher Gebäude, welche besonders dazu beitragen, vielen jener Städte ihren ernsten, düsteru, aber eben deßhalb imposanten, geheimnißvollen, die Phantasie vielfach beschäftigenden Charakter zu geben. Es sind dieß Wohnungen, zum Theil Stammhäuser und Majoratssitze adeliger Geschlechter, deren Besitzer aber schon seit Jahrhunderten zum größten Schaden des Landes in den Kreisen der Hauptstadt und den Intriguen des Hofes sogar auch das Andenken an die würdige, wohlthätige Stellung verloren haben, die sie inmitten ihrer Besitzungen behaupten könnten; kaum daß der Tod des Vaters den Sohn auf wenige Tage und vielleicht zum ersten- und letztenmal in die Wohnung seiner Vorfahren führt, um die Huldigungen seiner Vasallen, die Ehr-

furchtsbezeugungen der großen Anzahl auf mancherlei Weise von einem alten, reichen Geschlechte abhängiger Menschen anzunehmen, deren Wohl und Weh nachher gewissenlosen Geschäftsführern und Advokaten überlassen bleibt. — Auch an freundlichen Häusern und zierlichen Gärtchen ritten wir vorbei, die wohlgepflegt erschienen und mit eisernen Gittern abgesperrt waren. Endlich kamen wir auf den Hauptmarkt der Stadt, einen großen viereckigen Platz, rings mit Häusern umgeben, deren unterer Stock aus Arkaden bestand, in welchen sich kleine Läden und Boutiken befanden. Daß wir uns dem Süden wieder näherten, sahen wir an großen Haufen Orangen und Granatäpfeln, die hier aufgeschichtet waren.

Statt der gestrigen und vorgestrigen Posada führte unser heutiger Gasthof den Namen Fonda und bestand aus ein paar großen, um einen Hof gelegenen Gebäuden, welche oben eine offene Gallerie hatten, von welcher aus man in die verschiedenen Zimmer gelangte. Anfänglich glaubten wir, hier endlich einmal ein behagliches Unterkommen zu finden; als uns aber ein zerlumpter Kerl, halb Hausknecht, halb Mozo, die besten Gemächer des Hauses zeigte und sich sonst keine Seele in diesem „Hôtel“ um uns bekümmerte, vermißten wir schmerzlich unsere Posaden der vorigen Tage mit ihrer gemeinschaftlichen Küche und ihrem ganzen patriarchalischen Wesen, besonders den herzlichen Empfang sämmtlicher Hausbewohner bis zu den Hunden hinab, die uns ebenfalls mit freundlichem Schweifwedeln bewillkommt hatten, während hier vor der Thüre eine knurrende Bestie lag, die der Mozo erst mit einem Fußtritt entfernen mußte.

Man wies uns zwei Gemächer an, eine Art Vorzimmer mit einem Fenster nach dem Hofe und ein Schlafzimmer ohne weitere Oeffnung als die Thüre, zu welcher wir hereintraten. Hier befanden sich zwei große hölzerne Schragen mit einigem Bettwerk, im Vorzimmer aber ein wackeliger Tisch und zwei defekte Stühle. Der Kellner ließ uns allein, und gleich darauf erschien eine Magd, welche uns einen Brasero mit fast ausgebrannten Kohlen brachte, und sich zu gleicher Zeit

erkundigte, wann wir zu Nacht zu speisen wünschten. In ganz Spanien hatten wir unter dem jüngeren weiblichen Geschlecht keine schmutzigere Erscheinung gesehen, als diese Donna; ihr einstens bunter Anzug hatte eine graue Aschfarbe angenommen, die sich auch ihrem vollen Gesichte mitgetheilt hatte, aus welchem übrigens frische Lippen, weiße Zähne und ein paar schöne, große Augen hervorglänzten. Es war uns nicht sehr angenehm, die Zubereitung unseres Nachtessens in den Händen dieses Mistkäfers zu wissen, und um dieselbe so weit als möglich zu überwachen, beschlossen wir, später in die Küche zu gehen; vorher aber machten wir einen Spaziergang auf den Markt, wo wir für geringes Geld eine Anzahl der schönsten Orangen einkauften.

Was wir später in der Küche von der Anfertigung unseres Essens sahen, trug nicht gerade dazu bei, unsern Appetit zu vermehren. Man bereitete für uns Hammelfleisch mit Reis, und obgleich die Padrona des Hauses, welche in der Ecke saß, die Kocherei höchstselbst zu überwachen schien und zuweilen mit dem Löffel in der Brühe herumfuhr, auch dieselbe kostete, so war es doch der Mistkäfer, der mit eigenen schmutzigen Händen die Ingredienzien hinzuthat, als: Zwiebel, Salz oder Pfeffer. Daß sie dabei mit eben diesen Händen abwechselnd in ihr schwarzes, struppiges Haar fuhr, war noch nicht das Schlimmste, und nach später glücklich vollbrachtem Nachtessen versicherte mich Horschelt, er habe gesehen, wie der Mistkäfer vor der Thüre einiges Holz klein gemacht und sich dabei eines Vortheils bedient habe, den man auch bei unsern Holzspältern sieht, um den glatten Stiel des Beils fester halten zu können. Doch in ähnlichen Fällen „schließt man die Augen zu und greift es herzhaft an.“ Daß wir es mit unserem Nachtessen nach zwölfstündigem Ritte ebenso machten, wird uns keine hungrige Seele verübeln; dabei war aber Hammelfleisch und Reis ziemlich schlecht, der Wein mittelmäßig, und sogar unser letzter Trost, die Chocolade, eine Brühe fast so dünn, wie man sie im lieben Deutschland zu trinken pflegt. Ueberhaupt hatten wir mit Schrecken bemerkt, daß je mehr wir uns dem Süden Spaniens näherten, die Chocolade

an Güte abnahm; es war nicht mehr die prächtige dicke Masse von Valencia und den Posaden aus der Mancha, deren fingerdicken Rahm man mit dem Löffel abschöpfte und dieser dann doch noch in dem übrigen fast aufrecht stehen blieb. So ändert sich alles in dieser Welt, aber was half unser Klagen? wir machten dadurch die Köchin nicht reinlicher und die Chocolade nicht dicker. Interessant war uns ein großer, sehr alter, messingner, dreiarmiger Leuchter, welcher unserem Souper leuchtete; dieser hatte nämlich oben auf der Spitze den kaiserlich österreichischen Doppeladler, wohl kunstlos gearbeitet, aber nicht zu verkennen. Obgleich man denselben in Spanien an fast allen Gebäuden aus der Regierungszeit Karls V. häufig findet, so überraschte es uns doch eigenthümlich, ihn an einem Hausgeräth zu finden, doch fanden wir es angenehm, das bekannte, liebe Wappenzeichen hier vor uns zu sehen.

Die ganze Fonda mit ihren ziemlich großen Gebäuden hatte dabei etwas so Oedes und Unheimliches, daß wir zum erstenmal unsere Thüre zu verriegeln suchten und vor Schlafengehen die Gewehre neben uns lehnten und die Messer unter dem Kopfkissen verbargen. Morgen also sollten wir Val de Penas erreichen und dort unsere Freunde wiederfinden; ich sage Freunde, denn neben unserem Reisegefährten, Oberbaurath Leins, hatten uns bekanntlich noch ein paar liebe deutsche Bekannte aus Madrid, Herr Steinfeld und Herr Weiß, am Fuß der Sierra Morena Rendezvous gegeben, um mit uns durch den herrlichen Gebirgspaß zu ziehen.

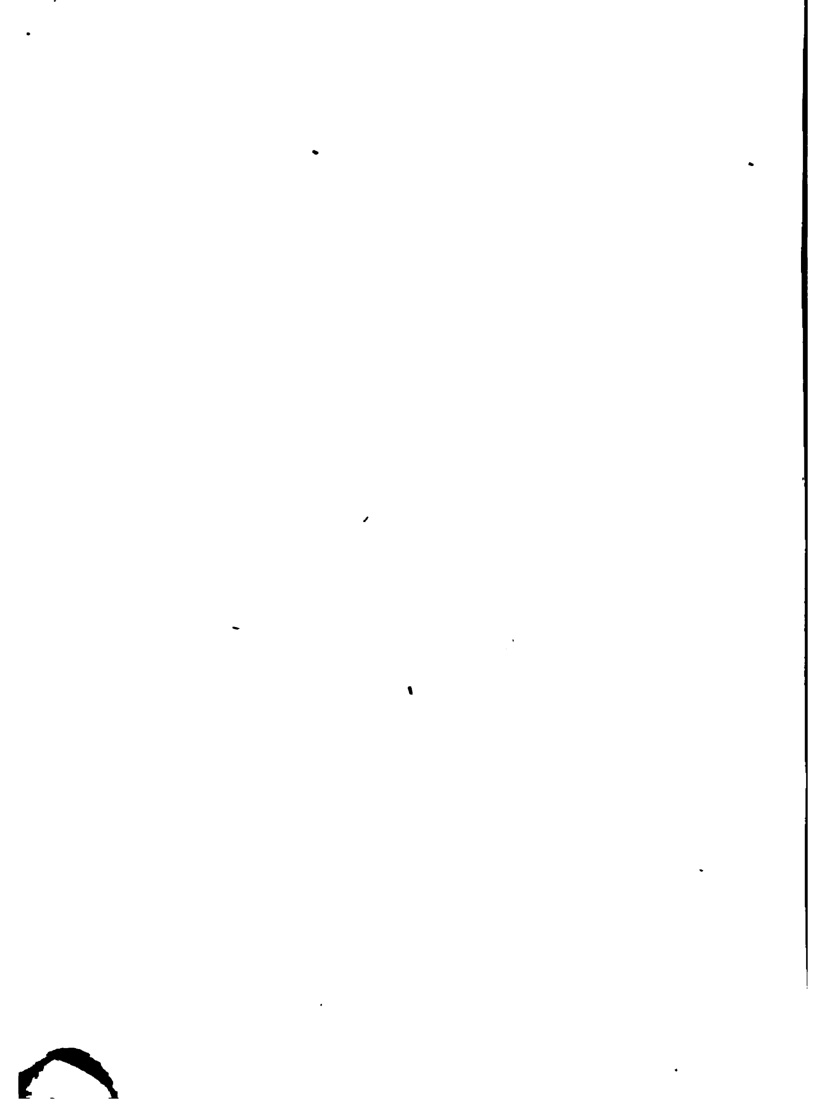
Schon öfters während der langen Ritte der letzten Tage hatten wir uns dieses Zusammentreffen aufs Lebhafteste und Freundlichste ausgemalt, und beschlossen, wo möglich den Freunden zuvorzukommen und sie mit einem Glase des vortrefflichen Weines, der dort wächst, des besten spanischen Landweines — in der schönsten Val de Penas-Laune zu empfangen. Da wir aber von Almagro dorthin noch eine Strecke von circa acht Leguas hatten, beschlossen wir, noch vor der Morgendämmerung aufzubrechen, was auch dem edlen Felipe recht an-

genehm zu sein schien, denn da er uns in Val de Penas verlassen sollte, so hoffte er, an demselben Tage mit seinen Thieren noch eine gute Strecke des Heimwegs zurücklegen zu können.

Es war noch finstere Nacht, als er uns weckte, kaum drei Uhr, und sogar in unserem Schlafzimmer recht empfindlich kalt. Wir kleideten uns hastig an, und erhielten unsere Chocolade durch den Mistkäfer, den Felipe ebenfalls zu so guter Stunde von seinem Strohsacke aufgejagt. Daß diese edle Spanierin in ihrem vollständigen Anzug zu Bett gegangen sein mußte, sahen wir deutlich an ihren Kleidern, welche sich genau in demselben Zustande befanden, wie Abends vorher. Unsere Rechnung war größer als an den vorhergehenden Tagen, und so verließen wir denn noch ziemlich schlaftrunken und mißmuthig die Fonda und klepperten durch die öden Gassen Almagro's.

F. W. Hackländer's Werke.

XXIV. Band.



F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

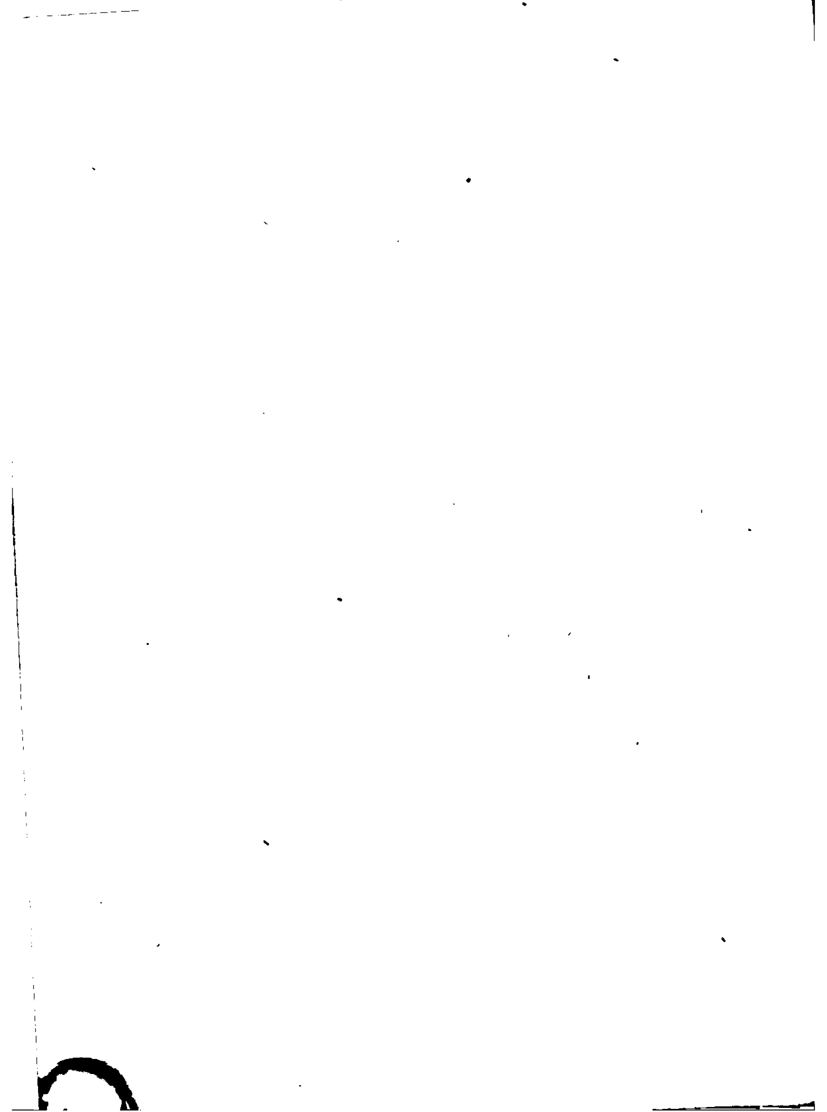
Vierundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Dritter Band.



Sechzehntes Kapitel.

Ein Ritt nach Andalusien.

(Fortsetzung.)

Der Himmel war klar und sternenhell und die Kälte so groß, daß der Boden hart gefroren war. Wenn ich bei diesen unseren Touren zu Pferde saß, so war es mein erstes Geschäft, sämmtliches Gepäck, Waffen und alle Gegenstände zu untersuchen, die ich bei mir trug, ob ich nichts zurückgelassen. Dieß hatte ich heute Morgen vergessen, mich fest in meine Manta gewickelt, und trabte, die brennende Cigarre im Munde, verdrossen und schweigend über das dämmerige Feld dahin; Horschelt machte es ebenso, und Felipe, den die Bepackung seines Maulthiers aufgehalten hatte, kam hinter uns drein. Auf einmal rief er uns zu, wir möchten einen Augenblick halten. Ich wandte mein Pferd um und sah sogleich, daß uns vom Stadtthore her Jemand eiligst nachlief und zuweilen rief. Wir ritten zurück, der ankommenden Person entgegen, und sahen, daß es der arme Mistkäfer war, der mir meine Geldtasche brachte, die ich im Zimmer liegen gelassen hatte. Ich habe diese Thatsache als einen Beweis der großen Ehrlichkeit, die überhaupt unter dem spanischen Volke zu finden ist, unmöglich verschweigen können. Die Versuchung war gewiß groß für das arme Mädchen, denn wenn ich auch keine Reichthümer bei mir

trug, so führte ich doch in unserer gemeinschaftlichen Reisekasse mehr Gold, als die ehrliche Finderin in ihrem ganzen Leben zu verdienen hoffen durfte. Daß wir sie großmüthig belohnten, verstand sich von selbst; erhielt ich doch meine Geldtasche wieder und zu gleicher Zeit eine ziemliche Strafpredigt meines langen Malers, der sich recht lebhaft die Folgen eines solchen Verlustes ausmalte. Dieser Vorfall hatte übrigens das Gute, daß er unsere üble Laune brach und wir von da angenehm plaudernd vorwärts gingen, — gingen im wahren Sinne des Wortes, denn die Kälte des Morgens war so empfindlich, daß wir nur gehend im Stande waren, unsere erstarrten Füße etwas zu erwärmen.

Almagro liegt in der früher erwähnten Ebene, doch eine halbe Stunde von dem Orte entfernt fängt das Terrain schon an zu jener Bergkette aufzusteigen, die mit der Sierra de Alcaraz zusammenhängt und die wir während des gestrigen Rittes in ihren eigenthümlich gezackten Formen beständig vor Augen hatten. Bei unserem Ausritte konnten wir der tiefen Finsterniß wegen von dem vor uns liegenden Terrain nicht viel erkennen und mußten nur froh sein, ohne zu stürzen, wenn auch beständig stolpernd, das vor uns liegende Ackerfeld zu passiren, welches von den tiefen Geleisen der Straße durchschnitten wurde, entgegengesetzt aber von der Pflugschar aufgerissen war. Bald übrigens graute der Tag im Osten und der klare sternfunkelnde Himmel über uns versprach einen guten Tag. Wir zogen emporsteigend dem Sonnenaufgange entgegen und erfreuten uns an der tiefen glühenden Röthe, welche hier dem strahlenden Gestirn voranflog und die größere Hälfte des Himmelsgewölbes bedeckte. Vor uns zeichnete sich die Helle scharf ab zwischen malerisch in einander geschobenen Bergen, deren tiefe Thäler, vorhin noch in wechselnden Schatten vom Schwarz zum Grau, von diesem zum Violett, sich nun plötzlich mit rother Gluth ausfüllten. Es ergriff uns eine wahrhaft feierliche Stimmung, als wir zugleich mit der Sonne immer höher und höher stiegen, und es war uns, als hätten wir uns mit ihr auf der Bergkette droben ein Ren-

dezvous gegeben, eine Zusammenkunft, in welcher sie uns viel Schönes erzählen würde von dem, was sie gestern in der Heimat bei unsern Lieben gesehen. Der gestrige belebte Tag war zu solchen Berichten nicht geeignet, aber die einsame Stille des frühen Morgens zu dergleichen freundschaftlichen Mittheilungen besonders geschaffen.

Jetzt schoß der erste Sonnenstrahl über die vor uns liegenden Berge daher, zitternd und flimmernd, einen gewaltigen Regen von Silber und Gold, von Brillanten und farbigen Edelsteinen, die sich an Aesten und Gräsern festhingen, um uns her ausbreitend. Der Boden zu unsern Füßen flammte glühend auf und war zu gleicher Zeit wunderbar schattirt, denn jede Erhöhung, jedes kleine Steinchen, vorn vom Lichte hell bestrahlt, warf hinter sich einen langen, dunklen Schlagschatten. Fast unheimlich und gespenstig erschienen unsere Schatten und die unserer Pferde, die langgestreckt hinter uns dreinzogen und uns auf die schauerlichste Art karrikirten.

Die erste Bergkette hatten wir erstiegen und sahen parallel mit dieser eine zweite höhere, durch ein tiefes, aber nicht sehr breites Thal von uns getrennt. Das Terrain hier oben war rauh und kahl; spärlich wuchsen Sträucher und kleine Steineichen zwischen den schieferfarbigen Felsen, von ganz eigenthümlich durcheinander geworfenen Formen. Man sagt, in der Nähe des Passes, auf dem wir gerade ritten, befinde sich noch vollkommen erkennbar ein ausgebrannter Vulkan, eine Angabe, die ganz und gar zu dem Charakter der Gegend paßte. Die Erde rings umher ist schwarz, und wenn man auch die Spuren von bearbeiteten Feldern sieht, so sind diese wahrhaft trostlos mit dichtem Steingeröll übersät. Unser heutiger Weg schien nicht so wie der gestrige durch den Zufall angelegt zu sein, sondern man sah wohl, daß hier Menschenhände thätig gewesen waren und ihm seinen Lauf vorgezeichnet hatten. Daß er sehr steil abwärts führte, daran waren die schroffen Bergwände schuld, und da wir in Spanien reisten, wunderten wir uns weiter nicht über die großen und kleinen Felsen und Steine, die von den Höhen herabgerollt waren und ruhig mitten im Wege lagen.

Felipe gönnte uns übrigens keinen langen Spaziergang, denn auf der Höhe angekommen, ermahnte er uns aufzusteigen und schneller zu reiten, er schien große Eile zu haben, nach Val de Penas zu kommen; dabei fing er sein vorgestriges Manöver wieder an und ersuchte uns, die Gewehre in Bereitschaft zu setzen, da dieser Bergpaß ebenfalls einer der verrufensten von ganz Spanien sei. Doch hatten wir nicht die mindeste Lust, uns mit dem Selbsttragen der Waffen zu beschäftigen, indem wir auf dem außerordentlich holperigen Wege alle unsere Aufmerksamkeit der Führung der Pferde zuwenden mußten, die jeden Augenblick stolperten. Horschelts Pferd stürzte einmal heftig auf die Knie nieder, sprang aber glücklicherweise im nächsten Augenblick wieder auf, ohne seinen Reiter abzuwerfen.

Jetzt hatten wir das Thal durchritten und stiegen an der zweiten Bergkette in die Höhe. Mit jedem Schritte wurde übrigens die Gegend wilder und großartiger, und als wir auf der Höhe angekommen waren, hielten wir mit einem Ausruf der Verwunderung an. Vor uns hatten wir eine der malerischsten Schluchten, die eine kühne Phantasie nur erfinden kann; wie Coulissen schoben sich mehrere hundert Fuß hohe Felsen senkrecht und scharf gezackt so in und durch einander, daß man die überaus steil abfallende Straße nur wenige Schritte mit den Augen verfolgen konnte. Zur Linken hatten wir einen den Pfad noch überragenden halbrunden Berg, der uns die Aussicht sperrte, rechts dagegen lagen die Felszacken terrassenförmig unter einander und schlossen sich in weiter Ferne scheinbar an ein majestätisches Gebirge, welches in prächtigen Umrissen und fast schwarzer Färbung dort lag — die Sierra Morena, die wir jetzt endlich und, wie wir glaubten, ziemlich nahe vor uns sahen. Gerade vor uns den Weg und die Schlucht hinab aber war der Anblick entzückend schön; tief unten sahen wir das Ende dieses Bergpasses scharf begränzt durch zwei riesenhafte Felswände, zwischen denen hindurch wir einen schmalen Streifen des grünen Thales erblickten. Von den dunkelgrauen Felsen eingerahmt erschien dieß im hellsten Sonnenlichte

wie ein glänzender Lichtstreifen, leuchtend und strahlend, während unten in der Schlucht und hier oben in dem Passe selbst die tiefen Schatten wahrhaft malerisch wechselten mit dem glühenden Lichte der Morgensonne, das rings um uns her die höchsten Felsspitzen vergoldete.

Wir hätten hier stundenlang verweilen können, namentlich Maler Horschelt bedauerte es sehr, daß ihm die Zeit mangelte, eine Farbenskizze aufzunehmen, doch wollte sich Felipe auf unseren Vorschlag, hier einen Ruhepunkt zu machen, durchaus nicht einlassen, sondern fuhr bei dieser Zumuthung höchst verdrießlich auf seinem Maulthiere hin und her und meinte, das sei ein undankbares Unternehmen, hier auf diesem verrufenen Platze anhalten zu wollen; er seinestheils habe nicht die geringste Lust dazu. So zogen wir denn noch eine kleine Strecke auf ebenem Wege fort, bevor wir an den Bergabhang kamen, und erlebten auf dem „verrufenen Platze“ ein ganz eigenthümliches Abenteuer. Wir ritten in einem schmalen und tiefen Hohlwege, und als wir an die Schlucht gelangten, sahen wir mit einemmale, daß uns andere Reisende entgegenkamen und zwar, was das auffallendste war, nicht zu Pferd oder Maulthier, sondern auf großen zweirädrigen Karren, deren jeder von mehreren Maulthieren gezogen wurde und sich langsam und mühsam herauf bewegte, so daß die hölzernen Fuhrwerke zwischen den Steinen bedenklich krachten und Räder und Achsen ächzten. Die Karavane bestand aus vier Wagen, die hinteren mit Ballen und Kisten beladen, während auf dem ersten ein wohlgekleideter Mann saß, im langen Ueberrock, den runden Hut auf dem Kopfe, auf dem Schoß eine doppelläufige Flinte; hinter ihm auf einem Strohsacke befanden sich zwei Frauenzimmer und ein paar kleine Kinder. Das alles stieg so plötzlich vor uns aus der Tiefe auf, daß wir im ersten Augenblick überrascht anhielten, im zweiten aber um uns herschauten, um in dem engen Hohlwege eine Möglichkeit des Ausweichens zu entdecken. Die war durchaus nicht vorhanden, und schon wollte ich mein Pferd herumwerfen, um wieder zurückzureiten, als Felipe mit einem lauten Ausrufe des Aergers sein Maulthier gegen die ziemlich steile Wand des

Hohlweges trieb und es zwang, in ein paar tüchtigen Sätzen hinaufzuspringen. Horschelt folgte ihm, indem er seinem Pferd einen tüchtigen Hieb mit der Reitpeitsche gab, und ich machte es ebenso. Doch da ich sah, daß das Gewehr des Malers bei dem Satze aufwärts heftig an einen Stein anschlug, so riß ich das meinige vom Sattelhaken in die Höhe und kam so mit hochgeschwungener Waffe droben an, wobei ich durch einen flüchtigen Blick auf den Mann im Wagen wohl bemerkte, daß dieser seine Doppelflinte wie zum Schuß emporhob. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir uns auf dem Feld über dem Hohlwege angekommen, von vier Guardias Civiles, zwei zu Fuß, zwei zu Pferd, umringt sahen, während ein paar auf der andern Seite der Straße die Gewehre nach uns richteten. Ich hätte laut auflachen können, denn mir schien es im ersten Augenblicke klar zu sein, daß man uns bei unserer eiligen Flucht aus dem Hohlwege für zweideutige Gesellen hielt, die vielleicht von oben herab eine Attaque auf die Reisenden drunten versuchen würden. Natürlicherweise hielten wir ruhig, und um meine gänzlich friedfertigen Gesinnungen darzuthun hing ich mein Gewehr wieder ruhig an den Sattelhaken. Nachdem sich sämmtliche Gensdarmerie, auch die von der andern Seite um uns versammelt, trat ein Unteroffizier derselben an Felipe heran und begann mit sehr ernster Miene ein Examen, wobei sich jedoch bald herausstellte, daß wir harmlose Reisende waren. Nur Eines wollte dem Manne der öffentlichen Sicherheit nicht recht einleuchten; „warum,“ sagte er, „wenn eure Papiere anders in Ordnung sind, zieht ihr hier allein in dieser verrufenen Gegend herum und habt euch nicht von Almagro ein paar meiner Kameraden mitgeben lassen, wie es sonst wohl der Brauch ist?“ Nun wußten wir aber in der That nicht, daß dieser Paß wirklich unsicher war, denn wenn wir dem Gerede von Felipe hätten trauen wollen, so hätten wir uns von [illegible] al de Penas müssen begleiten lassen. Um aber das [illegible] isdarmen in die Vortrefflichkeit unserer Papiere [illegible] gen, beeilte ich mich, aus meiner Geld-

tasche ein wichtiges Dokument hervorzuholen, welches ich der Freundlichkeit des preußischen Gesandten in Madrid, Herrn Grafen von Galen, verdankte. Dieß war nämlich eine offene Ordre des Herzogs von H., General en chef der gesammten spanischen Gensdarmerie, welche besagte, daß uns damit das Recht verliehen sei, in allen Provinzen des Königreichs Guardias Civiles zu Pferd und zu Fuß so viel zu requiriren, als uns zum Geleite nothwendig seien. Dabei sprach der Herzog den Befehl aus, uns auch in jeder andern Weise Hülfe angedeihen lassen zu wollen.

Mit welch merkwürdigem Gesichtsausdruck der vor uns haltende Gensdarmerie-Unteroffizier dieß Papier durchlas, brauche ich nicht zu beschreiben; er faltete es zusammen, und als er darauf ehrfurchtsvoll seine Hand an den Hut legte, schauten sich seine Kameraden ziemlich überrascht an und wußten nicht, was sie von der plötzlichen Sinnesänderung ihres Chefs halten sollten. Ich glaube, ein paar der letzteren wären gar zu gern mit uns nach Val de Penas zurückgekehrt, doch bedankten wir uns auf's Beste für dieß Anerbieten, welches uns der Unteroffizier machte, wünschten ihm einen guten Tag, ebenso wie dem Herrn und den Damen im Wagen drunten und ritten sehr vergnügt die Schlucht hinab.

Auf Felipe hatte das Vorzeigen des Papiers mit dem wichtigen Inhalte einen unverkennbaren Eindruck gemacht; er betrachtete uns scheu von der Seite und mit Zeichen der größten Hochachtung. Ob es ihm merkwürdiger erschien, daß wir uns überhaupt im Besitz dieses Papiers befanden, oder daß wir trotz desselben kein Geleit requirirten, bin ich wahrhaftig nicht im Stande, anzugeben. Unser Führer bedauerte nur, von dem Vorhandensein desselben nicht früher Kenntniß gehabt zu haben; die in Almagro meinte er, hätten uns anders springen müssen, und die gesalzene Rechnung hätten wir ihnen zur Hälfte gestrichen. „So ein Papier," setzte er hinzu, „könnte mich zum reichen Manne machen."

Unterdessen ritten wir vorsichtig den Felspaß hinab und erfreu-

ten uns an den grandiosen Formen, in denen die Felsmassen rechts und links höher und höher emporstiegen. Der Berg hatte sehr wenig Abdachung und fiel rechts und links von dem Passe so steil abwärts, daß wir unten wie durch ein kolossales Felsenthor ins Freie traten. Der Rückblick von hier war wahrhaft majestätisch, und Horschelt ließ sich durch keine Einreden Felipe's abhalten, die himmelhohen Felsen mit ihren wunderlichen Formen flüchtig zu skizziren. Was diesem Passe noch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war, daß sobald er hinter uns lag, wir auf der nun sanft absteigenden Straße in weniger als einer Viertelstunde auf den Grund einer großen Thalebene von so freundlichem, lachendem und heiterem Ansehen gelangten, daß der Contrast der Wildniß hinter uns unmöglich größer sein konnte. In den sanftesten Wellenlinien breitete sich die Fläche stundenweit vor uns aus, zur Linken mit den Ausläufern der Bergkette, von der wir eben herabkamen, eingefaßt, die aber, wie sie niedriger wurden, einen freundlicheren Charakter annahmen und statt der dunkelgrauen Felsen nur malerisch zerklüftete Schichten und Streifen in Roth und Gelb zeigten, nebenbei auch eine kräftigere Vegetation. Vor uns und zur Rechten war die Landschaft in einem weiten Bogen durch die Anfänge der Sierra Morena begränzt, die nach einem duftigen Morgen nun vom hellsten Sonnenlichte bestrahlt, in prächtigen dunklen Farben glänzten. Dabei war die Kälte des frühen Morgens verschwunden, Frühlingslüfte umspielten uns, so daß wir bald unsere Manta's ablegten. Am Fuße des Berges, den wir eben passirt, lag ein freundliches Dorf, Moral de Calatrava, mit breiten, reinlichen Straßen, hübschen Häusern und spitzem Kirchthurm mit röthlichem Dache, der allerlei heimathliche Erinnerungen in uns erweckte. Felipe schlug vor, sich nach der harten Tour, die wir schon gemacht, hier durch ein kleines Frühstück zu restauriren und führte uns zu diesem Zwecke vor eine kleine Posada, wo wir einen vortrefflichen Wein, sehr gutes Brod und eine erträgliche Wurst fanden.

Munter ging es dann weiter in die Ebene hinaus, auf einem

breiten, sandigen Wege, der den Hufen unserer armen Thiere sehr wohl zu thun schien; wenigstens trabten sie lustig darauf los, hinter dem unermüdlichen Felipe drein, der uns mehr und mehr zur Eile antrieb. Die Straße führte über Wiesen, bei gut angebauten Fruchtfeldern vorbei, und hie und da zur Abwechslung am Rande eines Baches, dessen Ufer mit Erlen und Weiden besetzt waren, und dabei lief der Weg immer in der sanftesten Wellenlinie auf und ab, ein kleiner Hügel befand sich am andern, was der ganzen Ebene ein eigenthümlich bewegtes, aber auch ziemlich langweiliges Ansehen gab. Uebrigens ist dieß eine bemerkenswerthe Fläche, reich an gutem Wein und Getreide, namentlich in regnerischen Jahren und mit den ausgedehntesten und futterreichsten Weiden, welche zahlreiche Viehheerden nähren. Unfern von Moral el Calatrava fließt der Javallon der Guadiana entgegen, den Plinius schon als ein Wunder bespricht. Zwischen Alcaraz und Ossa de Montiel nämlich hat er seinen Ursprung in einer Reihe von Teichen, und ist dann, der hohen Berge wegen, wodurch er sich sein Bett gebrochen, eine Stunde lang nicht mehr sichtbar, um plötzlich bei San Juan wieder zum Vorschein zu kommen, weßhalb die Spanier sagen, er habe eine so große Brücke, daß ganze Schafheerden auf derselben weiden könnten. Durch dieß weite, bald sandige, bald sumpfige Thal ritten wir nun fort, Stunde um Stunde, bis um Mittag, wo wir in weiter Ferne die Kirchthurmspitze von Val de Penas erblickten, nach dreitägigem mühevollem Marsche das langersehnte Ziel unserer kleinen Tour, wo uns die Freunde vielleicht schon seit mehreren Stunden erwarteten.

„Hatje, Hatje!“ schrie Felipe immerfort und trieb zur Eile. — Noch eine weitere Stunde und die Häuser von Val de Penas traten deutlich hervor, ebenso wie zu unserer Rechten die schönen Formen der Sierra Morena. Bald sahen wir auch die Landstraße links auf den Höhen und konnten ihren breiten Streifen verfolgen, bis er in den Gassen von Val de Penas verschwand. Abermals eine Stunde, da hatten wir die ersten Häuser des Ortes erreicht und unser edler Felipe,

stolz auf die glücklich vollbrachte Reise, ritt nun im Schritt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, der Hauptstraße zu, die — es war gerade ein Festtag — ziemlich belebt war.

Val de Peñas hat zwei anständige Fonda's, in welchen die beiden Linien der von Madrid kommenden Diligencen anhalten, weßhalb wir ungewiß waren, wo wir unsere Freunde finden sollten. Als wir durch die Straßen ritten, betrachteten wir aufmerksam die Häuser und hofften immer, das lachende Gesicht unseres Oberbauraths Leins irgendwo zu entdecken, der ja versprochen hatte, uns als pünktlichster Reisemarschall zu erwarten. — Vergebens. Wir erreichten die erste Fonda, ritten in den Hof und forschten zugleich, ob nicht gestern Abend oder heute Morgen einige Fremde angekommen seien. Es war Niemand da. Wir gingen in die andere Fonda, die gegenüber lag — auch da Niemand. Man wird begreiflich finden, daß uns das ziemlich verdrießlich machte, um so mehr, als man uns sagte, die Eilwagen von Madrid passirten Val de Peñas gegen ein, zwei oder drei Uhr in der Nacht. So waren denn die sehnlichst erwarteten Freunde nicht eingetroffen und konnten im besten Falle erst morgen Früh ankommen. Wir kehrten in den ersten Gasthof zurück, wo wir unsere Pferde gelassen, und da wir dieselben nur bis hieher gemiethet hatten, wir auch auf alle Fälle warten mußten, so zahlten wir unsern Führer aus, beschenkten ihn auf's Beste, worauf der edle Felipe einen herzlichen Abschied von uns nahm, um sogleich wieder nach Moral de Calatrava zurückzukehren.

Unser Gasthof an der großen Straße nach dem Süden gelegen und zugleich Stationsort der hier sich kreuzenden Eilwagen hatte eine fast großstädtische Einrichtung. Ein Kellner in runder Jacke, die Serviette auf dem linken Arm, — wir hatten einen solchen seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen, — führte uns in den Speisesaal, wo eine hübsche und gut gedeckte Tafel bereit stand. Man erwarte in einer Stunde, sagte er uns, die Eilwagen von Cordova und Granada, doch könnten wir auch vorher speisen, wenn es uns beliebe. — Die Eil-

wagen von Cordova und Granada, wie das entzückend klingt! Ja, wir waren diesen herrlichen Orten schon um ein bedeutendes näher gerückt, hatten die langweilige unangenehme Tour von Madrid hieher glücklich umgangen und den angestrengten Ritt hinter uns, auf wenige Stunden vor uns aber die prächtige Sierra Morena, und in nächster Nähe eine wohlbesetzte Tafel mit dem funkelnden Val-de-Penas-Wein, besaßen hiezu tüchtigen Hunger und Durst, und dies Alles zusammengenommen versüßte in etwas die fehlgeschlagene Hoffnung, von den Freunden herzlich bewillkommt zu werden.

Nach gründlicher, vollbrachter Mahlzeit, ausnahmsweise bei einer Tasse Kaffee, zu der eine von den wenigen guten Cigarren, die wir noch besaßen, nicht fehlte, ward unser mißlungenes Rendezvous besprochen und mit Zuziehung des Kellners auch in seinen Folgen von allen Seiten beleuchtet. Die nächsten Eilwagen, von denen einer unsere Freunde höchst wahrscheinlich brachte, erreichten Val de Penas also erst in der kommenden Nacht gegen drei Uhr Morgens. Was war nun zu thun? Wollten wir die Reisegefährten hier erwarten, so durften wir natürlich nicht zu Bette gehen oder mußten schon um zwei Uhr wieder aufstehen. Beides recht unangenehm. Kommen sie aber morgen auch noch nicht, so hatten wir von Val de Penas nach Santa Elena auf der Höhe der Sierra Morena bei zehn Leguas, einen gar zu langen Weg, und dazu keine Pferde, die, wie der Kellner uns versicherte, hier in Val de Penas schwer zu bekommen sein sollten. Wir beschlossen demnach, noch heute Nachmittag auf irgend eine Art nach Santa Cruz, am Fuße des Gebirges, zu gelangen und den Freunden ein Schreiben zurückzulassen, worin wir ihnen unsern Entschluß anzeigten und zugleich, daß wir dort in der Venta „zum halben Monde," wo die Eilwagen wenige Minuten anhielten, zu finden sein würden.

Der Kellner, der das Haus voller Fremden hatte und uns deßhalb kein anständiges Zimmer abtreten konnte, billigte unsern Entschluß und meinte, das beste Mittel, um auf angenehme Art nach Santa

Cruz zu kommen, sei, sich einer der vielen Galeras, Frachtfuhrwerke anzuvertrauen, die jeden Augenblick am Hause vorbeipassirten. Wir schrieben also unsere Briefe an die Freunde, trugen einen hinüber in den andern Gasthof, und als wir zurückkehrten, hatte der Kellner auch bereits eine vortreffliche Fahrgelegenheit, wie er sagte, für uns aufgefunden. „Man kann sich hier nicht Jedermann anvertrauen," sprach er mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und einem wichtigen Schwenken seiner Serviette; „aber da draußen ist einer meiner genauen Bekannten, Don Alonso de Santa Cruz, der sich um ein Billiges das Vergnügen machen wird, Sie mitzunehmen."

Wir gingen auf die Straße und sahen in einiger Entfernung einen zweirädrigen Karren, hochbeladen und mit vier Maulthieren bespannt, eines vor das andere. Das war die vortreffliche Fahrgelegenheit. Daneben stand ein alter Kerl, unrasirt, ziemlich schmierig angezogen, mit einer sehr geflickten Capa, die er aber malerisch über die Schulter geworfen hatte, und einem spitzen Hut voller Löcher, den er keck auf dem rechten Ohre trug — Don Alonso de Santa Cruz. Hätte man nicht recht gehabt, sich unter solchem Namen einen Granden erster Klasse vorzustellen, der zufällig in einer mit sechs Pferden bespannten Equipage vorbeikäme und sich ein Vergnügen daraus machte, ein paar fremde und ermüdete Cavalleros aufzuladen? Wir traten also zu Don Alonso, um seine billigen Fahrbedingungen zu vernehmen. Er sah uns ziemlich hochmüthig an und meinte, zwei Duros sei nicht zu viel, — zwei Duros, über fünf Gulden für einen Weg von nicht ganz vier Stunden auf einem schwer beladenen, stoßenden Karren. Ich fragte ihn lächelnd, er meine wohl zwei Duros für Jeden. „Natürlicher Weise," war die Antwort, die sehr würdevoll gegeben wurde. Jetzt brachen wir aber in ein so gewaltiges Lachen aus, daß der Kellner davon angesteckt wurde, und in welches sogar Don Alonso selbst, nachdem er uns einen Augenblick recht sauer angeschaut, herzlich mit einstimmte. Um mit ihm in's Reine zu kommen, boten wir ihm einen halben Duro für uns und unser Gepäck, was er denn auch nach einigem Widerstre-

ben einging. Unsere Nachtsäcke, Mäntel und Waffen luden wir auf die Galera, zogen es aber vor, noch eine Strecke zu Fuß zu gehen da die Chaussee breit und eben, das Wetter warm und angenehm war.

So zogen wir denn abermals dahin, dießmal als harmlose Fußreisende, und wenn uns auch Don Alonso zum Oestern einlud, den Karren zu besteigen, so hatten wir doch keine Lust dazu, da wir sahen, wie er in den Geleisen hin und her gestoßen wurde. Die breite Chaussee führte fast eben durch ein schönes, wohlangebautes Land voll gut bearbeiteter Felder und Olivenpflanzungen, zwischen welchen hie und da spitzige Kirchthürme hervorschauten. Daß wir dem Süden näher gerückt waren, bemerkten wir auch an einzelnen Aloen, die hin und wider an den Rändern des Weges emporwuchsen. Zum Schutz der großen Straße von Madrid nach Sevilla gegen Räuber sind jedesmal in einem Zwischenraum von zwei bis drei Leguas, gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Stationshäuser für die Guardias Civiles erbaut, von denen Patrouillen das Land durchstreifen, einzelne Posten aber auch an der Landstraße vertheilt sind, wo sie aus ihren runden zeltförmigen Erdhütten alles beobachten, was vorüberzieht. Auch wir entgingen der Aufmerksamkeit eines dieser Straßenwächter nicht, der uns auf die höflichste Art von der Welt nach unseren Papieren fragte. Der früher erwähnte Befehl des Chefs der Gensdarmerie that auch hier wieder seine Wirkung, der Gensdarm legte ehrfurchtsvoll grüßend seine Hand an den Hut und entließ uns mit einem freundlichen buenas noches, ein kleiner Vorfall, dem Don Alonso aufmerksam zuschaute und der uns in seiner Achtung auffallend befestigte.

Inzwischen war es dunkel geworden, und an dem klaren Nachthimmel strahlten und glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht. Ich glaube jeder, der sich viel im Freien aufhält und häufig die seltsamen Sternbilder dort oben sieht, faßt für irgend eins derselben eine besondere Neigung. So ist es mir wenigstens ergangen, und wenn ich den Orion sehe, so durchströmt ein angenehmes, erwärmendes Ge-

Hohlweges trieb und es zwang, in ein paar tüchtigen Sätzen hinaufzuspringen. Horschelt folgte ihm, indem er seinem Pferd einen tüchtigen Hieb mit der Reitpeitsche gab, und ich machte es ebenso. Doch da ich sah, daß das Gewehr des Malers bei dem Satze aufwärts heftig an einen Stein anschlug, so riß ich das meinige vom Sattelhaken in die Höhe und kam so mit hochgeschwungener Waffe droben an, wobei ich durch einen flüchtigen Blick auf den Mann im Wagen wohl bemerkte, daß dieser seine Doppelflinte wie zum Schuß emporhob. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir uns auf dem Feld über dem Hohlwege angekommen, von vier Guardias Civiles, zwei zu Fuß, zwei zu Pferd, umringt sahen, während ein paar auf der andern Seite der Straße die Gewehre nach uns richteten. Ich hätte laut auflachen können, denn mir schien es im ersten Augenblicke klar zu sein, daß man uns bei unserer eiligen Flucht aus dem Hohlwege für zweideutige Gesellen hielt, die vielleicht von oben herab eine Attaque auf die Reisenden drunten versuchen würden. Natürlicherweise hielten wir ruhig, und um meine gänzlich friedfertigen Gesinnungen darzuthun hing ich mein Gewehr wieder ruhig an den Sattelhaken. Nachdem sich sämmtliche Gensdarmerie, auch die von der andern Seite um uns versammelt, trat ein Unteroffizier derselben an Felipe heran und begann mit sehr ernster Miene ein Examen, wobei sich jedoch bald herausstellte, daß wir harmlose Reisende waren. Nur Eines wollte dem Manne der öffentlichen Sicherheit nicht recht einleuchten; „warum," sagte er, „wenn eure Papiere anders in Ordnung sind, zieht ihr hier allein in dieser verrufenen Gegend herum und habt euch nicht von Almagro ein paar meiner Kameraden mitgeben lassen, wie es sonst wohl der Brauch ist?" Nun wußten wir aber in der That nicht, daß dieser Paß wirklich unsicher war, denn wenn wir dem Gerede von Felipe hätten trauen wollen, so hätten wir uns von Toledo bis nach Val de Penas müssen begleiten lassen. Um aber das Mißtrauen des Gensdarmen in die Vortrefflichkeit unserer Papiere gänzlich niederzuschlagen, beeilte ich mich, aus meiner Geld-

tasche ein wichtiges Dokument hervorzuholen, welches ich der Freundlichkeit des preußischen Gesandten in Madrid, Herrn Grafen von Galen, verdankte. Dieß war nämlich eine offene Ordre des Herzogs von H., General en chef der gesammten spanischen Gensdarmerie, welche besagte, daß uns damit das Recht verliehen sei, in allen Provinzen des Königreichs Guardias Civiles zu Pferd und zu Fuß so viel zu requiriren, als uns zum Gelette nothwendig seien. Dabei sprach der Herzog den Befehl aus, uns auch in jeder andern Weise Hülfe angedeihen lassen zu wollen.

Mit welch merkwürdigem Gesichtsausdruck der vor uns haltende Gensdarmerie-Unteroffizier dieß Papier durchlas, brauche ich nicht zu beschreiben; er faltete es zusammen, und als er darauf ehrfurchtsvoll seine Hand an den Hut legte, schauten sich seine Kameraden ziemlich überrascht an und wußten nicht, was sie von der plötzlichen Sinnesänderung ihres Chefs halten sollten. Ich glaube, ein paar der letzteren wären gar zu gern mit uns nach Val de Penas zurückgekehrt, doch bedankten wir uns auf's Beste für dieß Anerbieten, welches uns der Unteroffizier machte, wünschten ihm einen guten Tag, ebenso wie dem Herrn und den Damen im Wagen drunten und ritten sehr vergnügt die Schlucht hinab.

Auf Felipe hatte das Vorzeigen des Papiers mit dem wichtigen Inhalte einen unverkennbaren Eindruck gemacht; er betrachtete uns scheu von der Seite und mit Zeichen der größten Hochachtung. Ob es ihm merkwürdiger erschien, daß wir uns überhaupt im Besitz dieses Papiers befanden, oder daß wir trotz desselben kein Geleit requirirten, bin ich wahrhaftig nicht im Stande, anzugeben. Unser Führer bedauerte nur, von dem Vorhandensein desselben nicht früher Kenntniß gehabt zu haben; die in Almagro meinte er, hätten uns anders springen müssen, und die gesalzene Rechnung hätten wir ihnen zur Hälfte gestrichen. „So ein Papier," setzte er hinzu, „könnte mich zum reichen Manne machen."

Unterdessen ritten wir vorsichtig den Felspaß hinab und erfreu-

ten uns an den grandiosen Formen, in denen die Felsmassen rechts und links höher und höher emporstiegen. Der Berg hatte sehr wenig Abdachung und fiel rechts und links von dem Passe so steil abwärts, daß wir unten wie durch ein kolossales Felsenthor ins Freie traten. Der Rückblick von hier war wahrhaft majestätisch, und Horschelt ließ sich durch keine Einreden Felipe's abhalten, die himmelhohen Felsen mit ihren wunderlichen Formen flüchtig zu skizziren. Was diesem Passe noch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war, daß sobald er hinter uns lag, wir auf der nun sanft absteigenden Straße in weniger als einer Viertelstunde auf den Grund einer großen Thalebene von so freundlichem, lachendem und heiterem Ansehen gelangten, daß der Contrast der Wildniß hinter uns unmöglich größer sein konnte. In den sanftesten Wellenlinien breitete sich die Fläche stundenweit vor uns aus, zur Linken mit den Ausläufern der Bergkette, von der wir eben herabkamen, eingefaßt, die aber, wie sie niedriger wurden, einen freundlicheren Charakter annahmen und statt der dunkelgrauen Felsen nur malerisch zerklüftete Schichten und Streifen in Roth und Gelb zeigten, nebenbei auch eine kräftigere Vegetation. Vor uns und zur Rechten war die Landschaft in einem weiten Bogen durch die Anfänge der Sierra Morena begränzt, die nach einem duftigen Morgen nun vom hellsten Sonnenlichte bestrahlt, in prächtigen dunklen Farben glänzten. Dabei war die Kälte des frühen Morgens verschwunden, Frühlingslüfte umspielten uns, so daß wir bald unsere Manta's ablegten. Am Fuße des Berges, den wir eben passirt, lag ein freundliches Dorf, Moral de Calatrava, mit breiten, reinlichen Straßen, hübschen Häusern und spitzem Kirchthurm mit röthlichem Dache, der allerlei heimathliche Erinnerungen in uns erweckte. Felipe schlug vor, sich nach der harten Tour, die wir schon gemacht, hier durch ein kleines Frühstück zu restauriren und führte uns zu diesem Zwecke vor eine kleine Posada, wo wir einen vortrefflichen Wein, sehr gutes Brod und eine erträgliche Wurst fanden.

Munter ging es dann weiter in die Ebene hinaus, auf einem

breiten, sandigen Wege, der den Hufen unserer armen Thiere sehr wohl zu thun schien; wenigstens trabten sie lustig darauf los, hinter dem unermüdlichen Felipe drein, der uns mehr und mehr zur Eile antrieb. Die Straße führte über Wiesen, bei gut angebauten Fruchtfeldern vorbei, und hie und da zur Abwechslung am Rande eines Baches, dessen Ufer mit Erlen und Weiden besetzt waren, und dabei lief der Weg immer in der sanftesten Wellenlinie auf und ab, ein kleiner Hügel befand sich am andern, was der ganzen Ebene ein eigenthümlich bewegtes, aber auch ziemlich langweiliges Ansehen gab. Uebrigens ist dieß eine bemerkenswerthe Fläche, reich an gutem Wein und Getreide, namentlich in regnerischen Jahren und mit den ausgedehntesten und futterreichsten Weiden, welche zahlreiche Viehheerden nähren. Unfern von Moral el Calatrava fließt der Javallon der Guadiana entgegen, den Plinius schon als ein Wunder bespricht. Zwischen Alcaraz und Ossa de Montiel nämlich hat er seinen Ursprung in einer Reihe von Teichen, und ist dann, der hohen Berge wegen, wodurch er sich sein Bett gebrochen, eine Stunde lang nicht mehr sichtbar, um plötzlich bei San Juan wieder zum Vorschein zu kommen, weßhalb die Spanier sagen, er habe eine so große Brücke, daß ganze Schafheerden auf derselben weiden könnten. Durch dieß weite, bald sandige, bald sumpfige Thal ritten wir nun fort, Stunde um Stunde, bis um Mittag, wo wir in weiter Ferne die Kirchthurmspitze von Val de Penas erblickten, nach dreitägigem mühevollem Marsche das langersehnte Ziel unserer kleinen Tour, wo uns die Freunde vielleicht schon seit mehreren Stunden erwarteten.

„Hatje, Hatje!" schrie Felipe immerfort und trieb zur Eile. — Noch eine weitere Stunde und die Häuser von Val de Penas traten deutlich hervor, ebenso wie zu unserer Rechten die schönen Formen der Sierra Morena. Bald sahen wir auch die Landstraße links auf den Höhen und konnten ihren breiten Streifen verfolgen, bis er in den Gassen von Val de Penas verschwand. Abermals eine Stunde, da hatten wir die ersten Häuser des Ortes erreicht und unser edler Felipe,

stolz auf die glücklich vollbrachte Reise, ritt nun im Schritt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, der Hauptstraße zu, die — es war gerade ein Festtag — ziemlich belebt war.

Val de Peñas hat zwei anständige Fonda's, in welchen die beiden Linien der von Madrid kommenden Diligencen anhalten, weßhalb wir ungewiß waren, wo wir unsere Freunde finden sollten. Als wir durch die Straßen ritten, betrachteten wir aufmerksam die Häuser und hofften immer, das lachende Gesicht unseres Oberbaurath Leins irgendwo zu entdecken, der ja versprochen hatte, uns als pünktlichster Reisemarschall zu erwarten. — Vergebens. Wir erreichten die erste Fonda, ritten in den Hof und forschten zugleich, ob nicht gestern Abend oder heute Morgen einige Fremde angekommen seien. Es war Niemand da. Wir gingen in die andere Fonda, die gegenüber lag — auch da Niemand. Man wird begreiflich finden, daß uns das ziemlich verdrießlich machte, um so mehr, als man uns sagte, die Eilwagen von Madrid passirten Val de Peñas gegen ein, zwei oder drei Uhr in der Nacht. So waren denn die sehnlichst erwarteten Freunde nicht eingetroffen und konnten im besten Falle erst morgen Früh ankommen. Wir kehrten in den ersten Gasthof zurück, wo wir unsere Pferde gelassen, und da wir dieselben nur bis hieher gemiethet hatten, wir auch auf alle Fälle warten mußten, so zahlten wir unsern Führer aus, beschenkten ihn auf's Beste, worauf der edle Felipe einen herzlichen Abschied von uns nahm, um sogleich wieder nach Moral de Calatrava zurückzukehren.

Unser Gasthof an der großen Straße nach dem Süden gelegen und zugleich Stationsort der hier sich kreuzenden Eilwagen hatte eine fast großstädtische Einrichtung. Ein Kellner in runder Jacke, die Serviette auf dem linken Arm, — wir hatten einen solchen seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen, — führte uns in den Speisesaal, wo eine hübsche und gut gedeckte Tafel bereit stand. Man erwarte in einer Stunde, sagte er uns, die Eilwagen von Cordova und Granada, doch könnten wir auch vorher speisen, wenn es uns beliebe. — Die Eil-

wagen von Cordova und Granada, wie das entzückend klingt! Ja, wir waren diesen herrlichen Orten schon um ein bedeutendes näher gerückt, hatten die langweilige unangenehme Tour von Madrid hieher glücklich umgangen und den angestrengten Ritt hinter uns, auf wenige Stunden vor uns aber die prächtige Sierra Morena, und in nächster Nähe eine wohlbesetzte Tafel mit dem funkelnden Val-de-Penas-Wein, besaßen hiezu tüchtigen Hunger und Durst, und dies Alles zusammengenommen versüßte in etwas die fehlgeschlagene Hoffnung, von den Freunden herzlich bewillkommt zu werden.

Nach gründlicher, vollbrachter Mahlzeit, ausnahmsweise bei einer Tasse Kaffee, zu der eine von den wenigen guten Cigarren, die wir noch besaßen, nicht fehlte, ward unser mißlungenes Rendezvous besprochen und mit Zuziehung des Kellners auch in seinen Folgen von allen Seiten beleuchtet. Die nächsten Eilwagen, von denen einer unsere Freunde höchst wahrscheinlich brachte, erreichten Val de Penas also erst in der kommenden Nacht gegen drei Uhr Morgens. Was war nun zu thun? Wollten wir die Reisegefährten hier erwarten, so durften wir natürlich nicht zu Bette gehen oder mußten schon um zwei Uhr wieder aufstehen. Beides recht unangenehm. Kommen sie aber morgen auch noch nicht, so hatten wir von Val de Penas nach Santa Elena auf der Höhe der Sierra Morena bei zehn Leguas, einen gar zu langen Weg, und dazu keine Pferde, die, wie der Kellner uns versicherte, hier in Val de Penas schwer zu bekommen sein sollten. Wir beschlossen demnach, noch heute Nachmittag auf irgend eine Art nach Santa Cruz, am Fuße des Gebirges, zu gelangen und den Freunden ein Schreiben zurückzulassen, worin wir ihnen unsern Entschluß anzeigten und zugleich, daß wir dort in der Venta „zum halben Monde,“ wo die Eilwagen wenige Minuten anhielten, zu finden sein würden.

Der Kellner, der das Haus voller Fremden hatte und uns deßhalb kein anständiges Zimmer abtreten konnte, billigte unsern Entschluß und meinte, das beste Mittel, um auf angenehme Art nach Santa

Cruz zu kommen, sei, sich einer der vielen Galeras, Frachtfuhrwerke anzuvertrauen, die jeden Augenblick am Hause vorbeipassirten. Wir schrieben also unsere Briefe an die Freunde, trugen einen hinüber in den andern Gasthof, und als wir zurückkehrten, hatte der Kellner auch bereits eine vortreffliche Fahrgelegenheit, wie er sagte, für uns aufgefunden. „Man kann sich hier nicht Jedermann anvertrauen," sprach er mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und einem wichtigen Schwenken seiner Serviette; „aber da draußen ist einer meiner genauen Bekannten, Don Alonso de Santa Cruz, der sich um ein Billiges das Vergnügen machen wird, Sie mitzunehmen."

Wir gingen auf die Straße und sahen in einiger Entfernung einen zweirädrigen Karren, hochbeladen und mit vier Maulthieren bespannt, eines vor das andere. Das war die vortreffliche Fahrgelegenheit. Daneben stand ein alter Kerl, unrasirt, ziemlich schmierig angezogen, mit einer sehr geflickten Capa, die er aber malerisch über die Schulter geworfen hatte, und einem spitzen Hut voller Löcher, den er keck auf dem rechten Ohre trug — Don Alonso de Santa Cruz. Hätte man nicht recht gehabt, sich unter solchem Namen einen Granden erster Klasse vorzustellen, der zufällig in einer mit sechs Pferden bespannten Equipage vorbeikäme und sich ein Vergnügen daraus machte, ein paar fremde und ermüdete Cavalleros aufzuladen? Wir traten also zu Don Alonso, um seine billigen Fahrbedingungen zu vernehmen. Er sah uns ziemlich hochmüthig an und meinte, zwei Duros sei nicht zu viel, — zwei Duros, über fünf Gulden für einen Weg von nicht ganz vier Stunden auf einem schwer beladenen, stoßenden Karren. Ich fragte ihn lächelnd, er meine wohl zwei Duros für Jeden. „Natürlicher Weise," war die Antwort, die sehr würdevoll gegeben wurde. Jetzt brachen wir aber in ein so gewaltiges Lachen aus, daß der Kellner davon angesteckt wurde, und in welches sogar Don Alonso selbst, nachdem er uns einen Augenblick recht sauer angeschaut, herzlich mit einstimmte. Um mit ihm in's Reine zu kommen, boten wir ihm einen halben Duro für uns und unser Gepäck, was er denn auch nach einigem Widerstre-

den einging. Unsere Nachtsäcke, Mäntel und Waffen luden wir auf die Galera, zogen es aber vor, noch eine Strecke zu Fuß zu gehen da die Chaussee breit und eben, das Wetter warm und angenehm war.

So zogen wir denn abermals dahin, dießmal als harmlose Fußreisende, und wenn uns auch Don Alonso zum Oeftern einlud, den Karren zu besteigen, so hatten wir doch keine Lust dazu, da wir sahen, wie er in den Geleisen hin und her gestoßen wurde. Die breite Chaussee führte fast eben durch ein schönes, wohlangebautes Land voll gut bearbeiteter Felder und Olivenpflanzungen, zwischen welchen hie und da spitzige Kirchthürme hervorschauten. Daß wir dem Süden näher gerückt waren, bemerkten wir auch an einzelnen Aloen, die hin und wider an den Rändern des Weges emporwuchsen. Zum Schutz der großen Straße von Madrid nach Sevilla gegen Räuber sind jedesmal in einem Zwischenraum von zwei bis drei Leguas, gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Stationshäuser für die Guardias Civiles erbaut, von denen Patrouillen das Land durchstreifen, einzelne Posten aber auch an der Landstraße vertheilt sind, wo sie aus ihren runden zeltförmigen Erdhütten alles beobachten, was vorüberzieht. Auch wir entgingen der Aufmerksamkeit eines dieser Straßenwächter nicht, der uns auf die höflichste Art von der Welt nach unseren Papieren fragte. Der früher erwähnte Befehl des Chefs der Gensdarmerie that auch hier wieder seine Wirkung, der Gensdarm legte ehrfurchtsvoll grüßend seine Hand an den Hut und entließ uns mit einem freundlichen buenas noches, ein kleiner Vorfall, dem Don Alonso aufmerksam zuschaute und der uns in seiner Achtung auffallend befestigte.

Inzwischen war es dunkel geworden, und an dem klaren Nachthimmel strahlten und glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht. Ich glaube jeder, der sich viel im Freien aufhält und häufig die seltsamen Sternbilder dort oben sieht, faßt für irgend eins derselben eine besondere Neigung. So ist es mir wenigstens ergangen, und wenn ich den Orion sehe, so durchströmt ein angenehmes, erwärmendes Ge-

fühl mein Herz; er ist mir wie ein alter treuer Freund, mit dem ich plaudern kann und der mich zu verstehen scheint, wenn ich aufwärts blickend an diese oder jene Stunde meines Lebens denke. Wir beide haben uns auch schon viel gesehen, in frostiger, schneeglänzender Winternacht und an warmen Sommerabenden, wenn die Nachtigallen schlugen und ein leichter Wind weiße Blüthen spielend herumwehte. Dann wieder auf schwarzem, tobendem Meer, wo der Orion nur hie und da, wie mir zum Troste, durch zerrissene Wolken niedersah, sowie auch im Sande der unendlichen Wüste, wo er hellfunkelnd an dem stahlfarbenen Himmelsgewölbe prangte. Er ist ein so angenehmes, verständliches Sternbild mit seinem blitzenden Gürtel, mit Keule und Schwert. Heute Abend blieb er uns treulich zur Seite und war so freundlich, uns nach mehrstündigem Marsche endlich unser Nachtquartier Santa Cruz zu zeigen, hinter dessen Häusern er ruhig niedersank. Lebewohl! rief ich ihm nach, und grüß mir morgen meine Lieben, die dich auch erblicken werden und wissen, wie gern ich dich anschaue.

— — Jetzt klapperten die Hufe unserer Maulthiere auf einem recht schlechten Pflaster, und die Achsen und Räder knarrten und dröhnten. Das Dorf aber war von einer unausstehlichen Länge, und wir brauchten fast eine halbe Stunde, ehe wir die Venta „zum halben Mond" erreichten, die ganz am andern Ende des Orts lag. Einen Gasthof besaß natürlich Santa Cruz nicht, und die Eigenthümer einer gewöhnlichen Venta waren hier an der großen Straße durchaus nicht darauf eingerichtet, Reisende unserer Art zu empfangen. Der Weg durch die Mancha oder die Straße von Toledo nach Val de Penas wird wenigstens zur Sommerzeit hie und da von Reisenden besucht, woher es denn kommt, daß man in der einfachsten Posada oder in einer ganz gewöhnlichen Venta wenigstens ein Stück Speck findet, wie auch Zwiebel, Eier und Brod. Hier aber an der großen Straße, wo Diligencen in diesen kleineren Orten nie längere Zeit anhalten, die Posaden also nur von Maulthiertreibern und Kärrnern besucht werden, ist es nicht Gebrauch, ein Mittag- oder Abendessen zu verlangen. Der

Einkehrende erhält hier nur einen Platz für sich und seine Thiere zum Ausruhen und Schlafen, Wasser aus dem Brunnen und eine Stelle am Feuer, das die Padrona beherrscht, welche denn auch, wenn sie gut gelaunt ist, die Zubereitung dessen, was der Fremde mitbringt, höchstselbst und gnädigst überwacht.

Diese Einkehrhäuser an der großen Straße unterscheiden sich nicht viel von den türkischen Karawansereien oder den syrischen Chan's, gewöhnlich aber sind es weitläufige Gebäude, um hinlänglichen Platz zu bieten für die große Anzahl der Zug- und Lastthiere, die von beiden Seiten des Wegs zusammenströmen. Ein mächtiges Thor verschließt den Eingang, das erst nach tüchtigem Anklopfen geöffnet wird. Wir waren heute Abend dieser Mühe überhoben, denn wenige Minuten vor uns war ein Zug Maulthiere angekommen, weßhalb der Eingang weit offen stand. Die Thiere schritten mit lang vorgestrecktem Halse, vorsichtig und in guter Ordnung eins hinter dem andern, zum Hause hinein und nach dem Hofraume, wo sie sich, einer langjährigen Gewohnheit folgend, so aufstellten, daß sie von den Treibern bequem abgeladen werden konnten. Wir mußten eine Zeitlang warten, bis der lange Zug eingekehrt war. Das Innere der Venta erschien uns von hier als eine weite Scheune, deren Balken und Sparren röthlich angestrahlt waren von den Flammen eines großen Feuers, das wohl rechts in einer Ecke brannte. Nach den Maulthieren triumphirte Don Alonso auf seinem Karren ein und wir folgten ihm zu Fuße, vom langen Ritt und der Abendpromenade herzlich ermüdet.

Ehe sich der Leser mit uns an dem lodernden Feuer niederläßt, wird es für ihn nicht uninteressant sein, die Beschreibung einer dieser Venta's an der Hauptstraße zu erhalten. Die meisten derselben verdanken ihre Entstehung milden Stiftungen und Erbschaften zu diesem Zwecke gemacht, oder wurden von irgend einem großen Herrn erbaut, dessen Wappen in Stein gehauen dann auch meistens über dem Thore zu sehen ist. Hinter diesem Thor beginnt ein großer Raum, eine einzige gewaltige Halle, deren Decke vom Dache mit seinem Sparren-

werk gebildet und von zwei bis drei Reihen starker steinerner Pfeiler getragen wird. In diesem Raum herrscht Tag und Nacht ein beständiges Halbdunkel, welches ebenso wenig das große Herdfeuer oder einige Oellampen zu vertreiben vermögen, als das Tageslicht, das nur durch ein paar unbedeutende Lucken oder sonstige kleine Oeffnungen einzudringen vermag. Das Auge muß sich zuerst an die Dunkelheit gewöhnen, die hier herrscht, ehe es die Gegenstände rings umher erkennen kann. Vermag man den ganzen Raum zu übersehen, so bemerkt man wohl, daß hier über hundert Maulthiere mit ihren Führern, Karren und Ballen Platz haben. Links vom Thor stehen die beladenen Fuhrmannskarren, so eng als möglich zusammengeschoben, und dahinter an den Wänden sind die Maulthiere angebunden, die zuweilen stampfen, schnauben und sich schütteln, wobei man ihre Halsterketten rasseln hört. Rings um die Pfeiler, welche das Dach tragen, sieht man Ballen und Fässer, Kisten und Kasten, und es dienen diese wieder zum Lager einiger schläfrigen Arriero's, welche schon ausgestreckt dort liegen.

Doch lassen wir alle die ebengenannten Gegenstände in ihrem Halbdunkel und wenden uns rechts vom Eingange, wo am andern Ende der Halle auf dem gepflasterten Boden ein gastliches Feuer hoch emporlodert. Um eine künstliche Ableitung des Rauches bekümmern sich die spanischen Bauleute nicht, er sucht seinen Weg theils durch die Dachlucken, theils zieht er hoch oben als leichtes Gewölk durch die ganze Halle. Neben dem Herde befindet sich gewöhnlich eine Art von Verschlag, wo der Ventero oder die Padrona das Bischen Küchengeschirr, auch Flaschen und Gläser aufgestellt haben, welche sie zu ihrer Wirthschaft brauchen, daran schließt sich öfters ein starkes hölzernes Gestell mit mehreren oft mannshohen und verhältnißmäßig breiten Krügen von rothem Thon, wie in dem Landhause bei Valencia, welche den Wasserbedarf für das Vieh enthalten; darüber befinden sich auf einem Brette kleine zierliche Gefäße für den Gebrauch der Reisenden selbst. In nächster Nähe des Herdes sieht man eine Art Divan, natürlicher Weise roh von Holz gemacht, an den Wänden hinlaufen, auf

welchem hie und da ein kleines Polster oder ein Stück Teppich liegt, — vielleicht für einen Gast, den man besonders ehren will. Oben zwischen dem Sparrenwerk des Daches kleben einige Kammern, die von hier aus wie Schwalbennester aussehen.

Um den Feuerplatz befand sich schon eine zahlreiche Gesellschaft, von der einige rauchten, andere plauderten, dort welche ihr Abendessen verzehrten, hier wieder andere begierig in die Pfanne schauten. Die meisten saßen auf dem erwähnten Divan, andere aber auf kleinen niederen Schemeln, welche mich sehr an den Orient erinnerten. Hinter dem Feuer befand sich die Padrona, eine schon ältliche starke Dame, aber noch sehr rüstig und mit außerordentlich lebhaftem Mundwerk begabt. Zu ihrer Seite befanden sich ein paar Mägde, welche Wasser zutrugen oder Pfeffer, Salz und dergleichen darreichten. Vor der Frau, zwischen den glühenden Kohlen, standen Pfannen und Töpfe, in welchen das Nachtessen für verschiedene Gäste schmorte. Alle diese jedoch wagten sich nicht in die Nähe der eifrigen, aber ziemlich barschen Köchin, und wenn Einer sich etwas Feuer für seine Cigarre verschaffen wollte, so wandte er sich mit einer höflichen Bitte an die Padrona, welche ihm alsdann mit der eisernen Zange, die neben ihr lag, eine glühende Kohle darreichte.

Unser Erscheinen machte so gut wie gar kein Aufsehen; die Padrona schaute kaum von ihren Töpfen in die Höhe und nickte uns schweigend zu; doch rückten die Maulthiertreiber auf dem Divan sogleich zusammen, um für uns Platz zu machen, ja ein ältlicher Mann, der aufstand, bot mir freundlich seinen Schemel an. Es ist etwas Wohlthuendes um die Freundlichkeit und Höflichkeit der Spanier; man hat bei ihnen immer das Gefühl, sich in guter Gesellschaft zu befinden. Ohne von Fragen belästigt zu werden, sieht man sich aufmerksam behandelt, wird aufgefordert, näher zum Feuer zu rücken, wenn es kalt ist, oder weiter zurück, wenn die Flammen gar zu heftig aufprasseln. Kaum zieht man seine Cigarre heraus, so bietet man einem augenblicklich Feuer an, und wenn man einigen der Gäste, die es sich gerade schmecken lassen,

einen guten Appetit wünscht, so kann man sicher sein, nach alter arabischer Sitte, eine ernstlich gemeinte Einladung zur Theilnahme zu erhalten. Letzteres habe ich fast immer hier in Spanien bemerkt, und wenn man zwischen diesen Leuten sitzt, so wird jeden Augenblick eine Schüssel oder ein Glas angeboten mit der freundlichen Bitte, sich zu bedienen.

Don Alonso hatte unterdessen seinen Karren und seine Maulthiere besorgt und als er darauf mit einem „ave Maria purissima! gesegne euch Gott das Nachtessen, Cavalleros!“ an's Feuer trat, bemerkten wir wohl, daß wir alsbald der Gegenstand der Unterhaltung wurden; hätten wir aber auch das Spanische besser verstanden, so wäre es uns doch nicht möglich gewesen, diese Unterredung zu verstehen, denn sie wurde nur durch einzelne Worte, Blicke und Pantomimen geführt. Nur etwas davon begriffen wir zu unserem Leidwesen, daß nämlich nichts zu unserem Abendessen vorhanden war, denn auf diese Frage zuckte die Padrona bedeutsam die Achseln; doch meinte sie gleich darauf, sie wolle in's Dorf schicken, um vielleicht ein Huhn und etwas Reis für uns zu kaufen. Da wir aber in Val de Penas gut und ziemlich spät dinirt, auch sehr ermüdet waren, so baten wir um etwas Chocolade, und um Anweisung eines Zimmers zum Schlafen. Letzteres schien einige Schwierigkeit zu machen, doch nahm sich Don Alonso kräftigst unserer an, worauf denn eine der Mägde fortgeschickt wurde, um unsere Lagerstätten in Ordnung zu bringen. Auch die Chocolade erschien bald darauf, recht gut, aber leider wieder sehr dünn.

Was unser Fortkommen für den nächsten Tag anbelangte, so hatten wir durchaus keine Lust, uns darum zu bekümmern, denn morgen in der Früh mußten ja die Freunde kommen, mit ihnen Herr St., der das Land genau kannte und die besten Arrangements treffen würde. Wir nahmen deßhalb von Don Alonso Abschied und ließen uns nach der Schlafkammer geleiten; eins der Schwalbennester, von denen ich vorhin gesprochen. Die Einrichtung hier war über alle Beschreibung ländlich: auf einem hölzernen, sehr kurzen Schragen lag eine fingerdicke

Wollenmatratze, ein Kopfkissen von Seegras und zum Zudecken mußten wir uns der eigenen Manta bedienen. Doch ermüdet, wie wir waren, hatten wir uns kaum ausgestreckt, als auch schon ein süßer, erquickender Schlaf über uns kam. Selbst im Traume beschäftigte ich mich übrigens mit der Ankunft der Freunde, und da ich das Glück habe, fast immer zu einer Zeit, die ich mir bestimme, erwachen zu können, so war ich auch hier gegen vier Uhr Morgens schon vollkommen munter und lauschte auf die Ankunft des Eilwagens. Horschelt schlief noch, wurde aber auch bald darauf erweckt durch das Klingeln, Rasseln, Klirren und Klappern, mit welchem nach Verlauf einer Viertelstunde die Madrider Postkutsche ankam. Auch sprang mein Freund sogleich von dem Lager auf, eilte an's Fenster und rief lustig, sie wären da, er habe den Oberbaurath beim Schein der Wagenlaternen so eben in's Haus eilen sehen. Gleich nachher polterte es auch die Treppen herauf, die Thüre wurde hastig geöffnet und die Erwarteten erschienen. Daß wir uns freudig begrüßten, kann man sich leicht denken, hatten wir doch des Umherirrens ohne Kenntniß der Sprache und des Landes genug bekommen und freuten uns, die prächtige Tour über die Sierra Morena in Gesellschaft von Freunden machen zu können, die mit Allem genau bekannt und die besten Erklärungen zu geben im Stande wären. Doch wie ward uns, als nun Oberbaurath Leins hastig erklärte, sie könnten leider die besprochene Tour nicht mit uns machen; die beiden andern Herren, deren Reiseziel Sevilla war, hatten gehofft, übermorgen ihren Weg von Baylen mit dem Wagen weiter fortsetzen zu können, aber in Madrid erfahren, daß auf allen Diligencen für die nächsten acht Tage sämmtliche Plätze bereits genommen seien, sie also in Baylen liegen bleiben müßten, wenn sie nicht mit dem heutigen Wagen ihre Reise fortsetzten. Auch der treulose Leins hatte darauf hin seinen Platz bis Baylen gekauft, was wir ihm im Grunde nicht übel nehmen konnten, denn wie wir jetzt erfuhren, hatten weder er noch die andern geglaubt, uns in Val de Peñas so bald und heil und gesund anzutreffen.

Das Alles verstimmte mich so, daß ich mich ziemlich erbost in

meinem Bette herumwarf und den Drei eine glückliche Reise, aber auch sonst noch Allerlei wünschte, was ich hier nicht wiederholen mag. Was sie uns unter bewandten Umständen Gutes thun konnten, das geschah in höchster Eile; Horschelt ließ unsere sehr zusammengeschwundene Reisekasse auffrischen, und nahm von Herrn St. ein Paket guter Cigarren, welche dieser für uns zurückließ. Drunten fluchte unterdessen der Mayoral, im Verein mit Zagal und Delantero; die Maulthiere schüttelten sich und stampften mit den Füßen, und das Schicksal, roh und kalt, ließ uns allein in Santa Cruz zurück, frierend auf ärmlichem Lager, während unsere Bekannten wenige Augenblicke nachher im vollen Galopp von zwölf Maulthieren dem Gebirge entgegen fuhren. Horschelt, der noch an's Fenster sprang, sah ihnen kopfschüttelnd nach, dann kroch er auch wieder unter seine Manta, worauf wir uns bis zum heranbrechenden Morgen allerlei tröstlichen Gesprächen hingaben.

Glücklicherweise hatten wir Beide vortrefflich geschlafen, auch war die Sonne so freundlich, sich sehen zu lassen und uns einen Strahl ihres lieben Lichtes zu spenden. Waren wir doch glücklich bis hierher gekommen und hofften auch, die Sierra Morena ebenso zu überschreiten. Wir kleideten uns an, gingen in die allgemeine Halle hinab, wo uns das prasselnde Feuer recht wohl that, nahmen unsere Chocolade, und hielten mit Don Alonso einen Kriegsrath über unsere Weiterreise. Nach seiner Aussage waren die guten Pferde, von denen uns Herr St. gesprochen, in Santa Cruz gar nicht vorhanden. — In Gottes Namen, wenn wir auch weniger gute bekommen. Auch diese fehlten, wie uns der Ventero versicherte. „Aber ein vortreffliches Maulthier?" fragten wir. — Abermaliges Kopfschütteln. „Nun denn, ein Maulthier, wie es gerade ist." Auch ein solches war nicht zu bekommen, und nach langem Hin- und Herreden sahen wir denn zu unserer unangenehmen Ueberraschung ein, daß es nur zwei Arten des Fortkommens für uns gebe: per pedes apostolorum oder zu Esel, — zu sehr kleinem Esel, zu Esel, wie sie bei uns die Säcke aus der Mühle tragen. Wir sahen uns einen Augenblick an, hatten aber, Gott sei

Dank, Humor genug, laut hinauszulachen. Wir wollten nach Santa Elena, auf die Höhe des Gebirges, und glücklicher Weise fand sich eine Familie von dort, die mit vier leeren Eseln zurückging. Um einen recht mäßigen Preis mietheten wir dieselben, zwei wurden für unser Gepäck bestimmt, die andern zur Ehre, uns zu tragen.

Wir zahlten unsere Zeche und nahmen Abschied von Don Alonso, der uns noch die gute Lehre: man muß in der Welt immer zufrieden sein, mit auf den Weg gab, und durch ein vortreffliches Beispiel vor Augen führte. Als wir nämlich aufsitzen wollten, kam ein Reiter auf gutem Maulthier bei der Venta vorüber. „Wenn wir nur solche Thiere bekommen könnten!" sagte ich seufzend, hatte aber kaum ausgesprochen, als das Maulthier über einen Stein stolperte, auf die Kniee fiel und seinen Reiter unsanft von sich abwarf.

Unsere Esel hatten weder Zaum noch Halfterstrick, weder Steigbügel noch Sattel. Die Stelle des letzteren vertrat ein breites hölzernes Gestell mit aufgeschnalltem Strohkissen, das aber zu breit war, um sich rittlings darauf setzen zu können, wir mußten es deßhalb so besteigen, daß wir beide Füße nach einer Seite herunterhängen ließen, und nun streben, das Gleichgewicht so gut wie möglich zu behalten. Als Alles aufgepackt war und wir ebenfalls, stachelte unser Führer die Esel nach der Reihe mit einem spitzigen Stocke an einen unnennbaren Theil ihrer Körper, und fort liefen die kleinen Thiere, so flink und behende, dabei aber mit so komischem Kopfnicken, daß ich, der noch obendrein den Maler mit seinen langen Beinen, die fast den Boden berührten, vor mir hatte, in ein lautes Gelächter ausbrechen mußte.

Wenn man bei dieser Art zu reiten einmal die Befürchtung überwunden hat, daß man rückwärts vom Esel fallen könne und sich auf dem Sitz etwas heimisch fühlt, so findet man die Bewegung der Thiere gar nicht unangenehm; man spürt kaum ihren sanften Trab mit kommt dabei mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit von der Stelle. Die Thiere machen kleine gleichförmige Schritte, aber unermüdlich, unaufhörlich. Betrachtet man einen Gegenstand an der Straße, so glaubt

man natürlicherweise, man komme nicht vom Flecke, ist aber doch, ehe man sich's versieht, auf der Höhe der Straße angelangt, wo es denn abwärts mit noch etwas vermehrter Geschwindigkeit geht. Ich dachte bei diesem Ritt an Aegypten, an Kairo, wo wir auch viele Touren auf gleiche Art machten, wo die kleinen Esel gleichfalls vortrefflich sind, doch nicht besser als die spanischen.

So ging es denn die lang ersehnte Sierra Morena hinauf, diese Scheidelinie, welche die öde und flache Mancha von dem herrlichen Andalusien trennt. Wie ich schon früher bemerkte, ist der Gebirgszug auf dieser nördlichen Seite nicht hoch; der höchste Paß, der von Despena-Perros, Hundeabgrund, steigt durch steile und wilde Schluchten, nicht über 400 Fuß, wogegen sich das Gebirge auf dem südlichen Abhang nach Andalusien um eben so viele tausend Fuß, aber sanft nach und nach abdacht. Die ganze Breite der Bergkette mag fünf bis sechs Stunden betragen, und die Länge von Osten nach Westen vielleicht siebenundzwanzig Stunden. Bis zur glücklichen Regierung Karls des Dritten war die Sierra Morena eine wilde Wüste mit felsigen dürren Höhen und morastigen Thälern, wo sich kaum das Maulthier „im Nebel seinen Pfad suchte;" in den Schluchten und Abgründen hauste „der Drachen wilde Brut" und im Passe von Despena-Perros war die Räuberei in schönster Blüthe und brandschatzte die Karavanen. Der damalige Intendant von Sevilla, Don Pablo Olavides, mochte wohl einsehen, daß es mit spanischen Händen schwer gehen würde, durch diese felsige Scheidewand, welche den glücklichen Süden vom Norden trennt, eine gute Straße zu brechen, weßhalb er auf den klugen Einfall kam, am südlichen Abhange des Gebirges Colonien zu errichten, deren Bevölkerung man große Vortheile einräumte, und dafür die Verpflichtung auferlegte, sich nach dem Innern des Königreichs einen [illegible] Weg zu bahnen. Namentlich waren es Tausende von Deutschen und unter diesen viele Schwaben, welche dem Rufe Don Pablos folgten und sich hier ansiedelten. Dabei hielt der Intendant von Sevilla, was er den Fremdlingen versprochen und sorgte auf's



Umfassendste für sie. So waren namentlich die deutschen Ansiedlungen wahrhaft verschwenderisch ausgestattet. Nicht nur fand jeder Colonist bei seiner Ankunft sein Haus fertig, seinen Boden und seinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in seinem Stalle, sondern die Colonisten erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zusicherung der Befreiung vom Kriegsdienst, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Leider dauerten diese „ewigen Zeiten" nicht gar zu lange, und nur bis zum Sturz des vortrefflichen Intendanten, nach welchem ihnen die Zehnten aufgenöthigt wurden. Die Inquisition unterbrach die großen Bemühungen Olavides, den sein König schon früher anderer Verdienste wegen zum Grafen von Pilo erhoben hatte; er ward, als der Toleranz eifrigster Beförderer, der Ketzerei beschuldigt und 1778 zu achtjähriger Gefangenschaft und Bußübung in ein Kloster eingesperrt, woraus er jedoch nach Venedig zu entfliehen Gelegenheit fand, später aber nach Spanien zurückkehrte, wo er 1803 in einem Alter von 63 Jahren starb. Unter andern weisen Bestimmungen, die Olavides für die neuen Colonien einführte, befand sich auch die, daß kein Gut zerstückelt oder vom Nachbar erworben werden durfte, sondern im Fall einer Veräußerung oder Verpfändung an einen neuen Pflanzer übertragen werden mußte.

Obgleich später bei der Revolution auch noch mehrere der übrigen Privilegien dieser Ansiedlungen verloren gingen, so bilden sie doch heute noch die lachendsten und fruchtbarsten Gefilde Spaniens und mildern auf das Angenehmste den grellen Contrast zwischen den segenvollen Fluren Andalusiens und der steinigen Mancha. Wohin das Auge sich wendet, gewahrt es hier bald einzelne Höfe, bald niedliche und reine Dörfchen zwischen wallenden Saaten und herrlichen Obstpflanzungen jeder Art. Zur ferneren Ausschmückung trägt auch die üppige Natur das Ihrige bei, indem ein jeder Garten mit großen Aloen und Cactuszäunen umgeben ist, die, wenn auch die meisten Bäume und Sträucher kahl und nackt erscheinen, doch ihr frisches Grün nicht verlieren. Die Hauptstadt dieser Ansiedlungen ist la Carolina,

meistens von Deutschen bewohnt, welche sich denn auch bald an die Arbeit machten, und nach schwerem, ausdauerndem Schaffen den berühmten Paß durch die Felsen und Schluchten von Despena-Perros zu Stande brachten, — eine Chaussee, die sich in ihrer prächtigen Anlage, in ihrer breiten und sanften Steigung mit jeder Kunststraße von Deutschland und der Schweiz messen kann.

Wenn wir auch auf unserem heutigen Ritte versucht waren, den spanischen Straßen alle Unbill, alle bösen Benennungen abzubitten, die wir ihnen insgesammt beigelegt, so muß es den Reisenden doch zu gleicher Zeit traurig berühren, wenn er bedenkt, was dieses ganze herrliche Land unter einer kräftigen Regierung durch Herbeiziehung und Unterstützung fremder Arbeitskräfte sein könnte, und welche glückselige Zukunft sich dadurch Tausenden unserer armen Landsleute eröffnen würde, die jetzt über das Weltmeer ziehen, um bei den kalten und herzlosen Yankees zu verkümmern.

Unsere kleinen Esel trabten so Stunde um Stunde lustig über die breite Straße dahin, die sanft aufstieg, zuweilen aber auch wieder kurze Strecken abwärts führte. In einem kleinen Dörfchen hielten wir unsere Mittagsrast, ritten dann eine Zeit lang in der Hochebene fort, worauf sich der Weg zu einem Thale hinabsenkte, hinter welchem sich die schwärzlichen Massen des Gebirges ziemlich steil erhoben, das dort bei Concepcion de Almuradiel seinen höchsten Punkt erreicht. Unser Führer oder eigentlich Treiber verließ hier die breite Straße und trieb seine Thiere, um den Weg abzukürzen, einen ziemlich steilen Felsenpfad hinab, was für uns Reiter nichts weniger als angenehm war. Von einem Wege war hier eigentlich nicht die Rede: bald ging es durch das Bett eines kleinen Baches, über Rollkiesel, bald über breite Felsenplatten, die so glatt waren, daß ich jeden Augenblick erwartete, mit meinem armen Esel in die Tiefe zu rollen. Dabei wollte uns der spanische Tyrann nicht einmal absteigen lassen, stachelte vielmehr die Thiere immerfort, schnalzte dazu mit der Zunge und sprang in großen Sätzen nebenher. Daß wir ohne Unfall hinabkamen, be-

trachtete ich als ein Wunder; denn rückwärts blickend sah ich die Wand, welche wir herabgekommen waren, in erschreckender Steilheit aufsteigen.

Unten bogen wir wieder in die breite Chaussee ein und betraten zu gleicher Zeit den Anfang des Passes von Despena-Perros, — eine wilde Schlucht von steilen, viele hundert Fuß hohen Felsen gebildet, an deren einer Seite die Straße in malerischen Wendungen hinführt. Sie ist auch hier vortrefflich unterhalten, für die Durchlassung der Wasser, die von den Felsen herabrieseln, ist auf's Beste gesorgt, und an manchen Orten ist sie auf kühnen Bogen über die tiefen Schluchten weg geführt, welche die großen Gebirgswasser zur Zeit des Winters in die Felsen gerissen haben. Auf der linken Seite trennt uns vom Abgrunde eine hohe steinerne Brustwehr. Zur rechten Seite der Straße erheben sich die zerklüfteten Steinwände eines Glimmerschiefers in senkrechten Schichten, dessen rothe Farbe auffallend gegen das dunkle Grün der Stacheleichen und Pinien absticht, welche auf einzelnen Terrassen, namentlich aber in den Schluchten des Gebirges wachsen. Wo sich diese, besonders auf der westlichen Seite des Passes hin und wieder erweitern, unterbrechen einzelne große grüne Rasenplätze, jetzt von Pflanzungen zierlicher Eriken umsäumt, im Frühjahr aber beschattet von blühenden Mandelbäumen, den düstern Charakter der Gegend. Hier weiden Viehheerden, und der mächtige Toro der Sierra Morena, der gewaltige Kämpfer auf dem Stierplatze, wetzt sein Horn an den Stämmen der Eichen, scharrt die Erde und schaut brüllend nach dem vorüberziehenden Reisenden empor.

Hin und wieder gewährten uns die Wendungen der Straße noch einen Rückblick auf die rothe, kahle Ebene der Mancha bis nach dem fernen Castell des alten Consuegra und den Hügeln von Val de Penas. Ich erinnere mich nicht, je Abbildungen dieses Passes gesehen zu haben, und doch wäre das eine der dankbarsten Aufgaben, die sich ein Maler stellen könnte; namentlich eine Strecke weiter oben sahen wir einen Punkt, wo die Chaussee unter überhängenden Felsen dahin-

zieht, hoch auf der steilen Wand des Abgrundes. In der Höhe scheint die Straße plötzlich aufzuhören, und dort erhebt sich zur linken Seite derselben, aus der nebenliegenden Schlucht aufsteigend, ein gewaltiger Felszacken, der mit einem kleinen Wachthaus der Guardias Civiles gekrönt ist und den Mittelpunkt der wilden Landschaft einnimmt. Den Hintergrund bilden die steilen Felswände mit den Zickzacklinien der Straße, die hoch auf die Höhe führen, bis wo die ersten Häuser des Dörfchens Santa Elena freundlich herabschauen. Hier ist die Gränze zwischen der Mancha und Andalusien; sie ist durch einen uralten Stein bezeichnet, worauf auf der castilischen Seite die Worte virgen del sagrario de Toledo, und auf der andalusischen die Santa faz de Jaen eingehauen sind. Diese bezeichnet das Schweißtuch der h. Veronica, was man in Jaen zeigt, jene das in der Kathedrale von Toledo so hoch verehrte Muttergottesbild.

Obgleich es heute Morgen empfindlich kalt gewesen war, so hatten wir doch jetzt um die Mittagszeit so heißen Sonnenschein, daß wir uns gegen die brennenden Strahlen schützen mußten und zu diesem Zwecke unsere Taschentücher nach Art der Beduinen unter dem Hut um den Kopf legten. Da es in dem erwähnten Paß auch längere Zeit aufwärts ging, so rutschten wir von unsern Eseln hinab und schritten zu Fuße, uns an dem wahrhaft prachtvollen Anblick der wilden Schlucht erfreuend. Außer uns und unsern Treibern war weit und breit keine menschliche Seele, und tiefe Stille lag über diesen Felsengründen. Die Sierra Morena hat vor andern Gebirgen Spaniens den Vorzug, daß ihre Thäler und Schluchten dicht bewachsen sind, und zwar meistens mit Gebüschen von dunkelgrünem, glänzendem Laube, als: Stechpalmen, Pinien, Rosmarin, welche ihr selbst in der Nähe ein schwärzliches Aussehen geben und woher auch wohl ihr Name kommt, denn Sierra Morena heißt: das schwarze Gebirge. Aber auch andere Bäume und Gesträuche wachsen hier in großer Anzahl; überall sieht man Steineichen, Eriken mit schönen Blüthen, Erdbeerbäume und Farrenkräuter, und wie wir so dahinwandelten im heißen Sonnen-

scheine, umgeben vom Grün durch alle Schattirungen, so war es uns, als sei der Winter vergangen und als befänden wir uns auf einmal mitten im Sommer. Doch gingen wir ja auch der schönen Jahreszeit und dem herrlichen Süden entgegen, und unser Begleiter, der neben uns her schritt und bemerkte, daß uns bei dem Bergsteigen recht heiß wurde, sagte, hier sei es kalt, aber sobald wir erst auf der andern Seite des Gebirgs angekommen sein würden, sollten wir erst fühlen, was eine andalusische Sonne sei.

Schon während des ganzen Morgens hatte sich in Horschelt starke Jagdlust geregt beim Anblick großer Raubvögel, die von den Felsen her über den Weg und wieder zurückstrichen, und ich hatte ihn kaum davon abgehalten, sein Pulver unnütz zu verschießen; hier aber, als wir gegen die Höhe des Passes kamen, und ein stolzes Adlerpaar nicht hundert Fuß über uns langsam und majestätisch um die Felszacken schweben sahen, ließ er sich nicht länger halten, machte sich fertig und schoß eine Kugel in die Höhe; leider hatte er aber nicht, wie der Jäger Caspar im gleichen Falle eine trächtige Blindschleiche geladen, die Steinadler unterbrachen nicht ihren stolzen Flug, noch viel weniger kam einer auf den Boden herab, wogegen dem Schützen ein ironisches Lächeln von Seiten unseres Begleiters nicht erspart wurde, in welches auch die umliegenden Felsen einzustimmen schienen. Horschelt schoß noch einige Male mit gleichem Erfolg; er traf nicht, da das Gewehr nach meiner Ansicht zu schlecht construirt und die Entfernung zu groß war. Doch ließen sich die Adler nicht einmal verscheuchen, ja, wahrscheinlich von den Schüssen aufgeschreckt, erschienen noch andere in der Ferne, strichen langsam über die Schlucht und verloren sich ohne Uebereilung wieder zwischen den Felskronen.

Wir hatten jetzt das Wachthaus erreicht, von dem ich vorhin sprach, und waren im Begriff, unsere Esel wieder zu besteigen, als wir hinter uns in der Schlucht das Klingeln und Rasseln vernahmen, mit dem sich eine spanische Diligence schon von weitem anzeigt; —

vielleicht eine prächtige Gelegenheit für uns, den noch übrigen Theil der Sierra Morena schneller zu überschreiten und Baylen zu erreichen, wo Oberbaurath Leins uns erwartete. Unser Führer kletterte auf die Straßenbrüstung und berichtete, es sei der Correo, der hinter uns drein komme. Der spanische Correo oder Courier ist gleichbedeutend mit der französischen Malle, befördert wie diese Briefe und kleine Pakete, und hat nur Platz für zwei Passagiere. Ihn unbesetzt zu finden, konnten wir nicht hoffen, weßhalb wir ihn auch ziemlich gleichgültig näher und näher herankommen hörten. Endlich erreichte er uns und zum Ueberfluß fragte Horschelt den Conducteur, ob er seine beiden Plätze nach Baylen frei habe. „Nur einen," war die Antwort, worauf wir die Achsel zuckten, der Mayoral freundlich grüßte und der Wagen von sechs flinken Maulthieren auf der nun stark abwärts fallenden Straße bald unsern Blicken entschwand.

Genügsamkeit ist eine schöne Tugend und an ihrer Hand bestiegen wir unsern kleinen Esel wieder, nachdem wir uns eine außerordentlich gute Cigarre angezündet und sie mit Hochgenuß rauchten. „Qui va piano, va sano," sagt der Italiener. Und das Sprichwort bewährte sich freilich an uns, aber auch eben so sano an dem vorauseilenden Correo, der durchaus nicht piano fuhr, denn nachdem wir erst die Schlucht vor uns hinabgestiegen waren, sahen wir ihn schon hoch über uns nach Santa Elena hineinrollen. Wir hatten da hinauf noch ein tüchtiges Stück Weges, das wir abwechselnd reitend und zu Fuß gehend zurücklegten. Gegen vier Uhr kamen wir droben an, und unser Führer brachte uns in eine von der Straße abgelegene, ziemlich große Venta, wo wir die einzigen Gäste waren, anfänglich sogar die einzigen menschlichen Bewohner überhaupt, denn nur ein großer Hofhund empfing uns bellend, dann erschienen einige Kinder, die ein paar Mägde herbeiriefen, und erst nach einer Viertelstunde kam der Ventero und die Padrona, welche auf dem Felde beschäftigt gewesen waren.

Die scharfe Gebirgsluft, verbunden mit der großen Sonnenhitze,

hatte mein Gesicht dergestalt verbrannt, daß sich überall Blasen zeigten, welche mich tüchtig schmerzten. Das beste Linderungsmittel dafür sind geschabte rohe Kartoffel, weßhalb ich in die Küche ging, um mir ein solches Mittel anzufertigen. Die Töchter des Hauses, sowie sämmtliche Mägde sahen meinem Beginnen mit großem Erstaunen zu, bis ihnen die Wirthin erklärte, es sei eigenthümlich, daß die meisten Engländer rothe Haare und eine feine weiße Haut hätten. „Das habe sie schon oft erlebt," setzte sie hinzu. „Ja, eine feine weiße Haut," wiederholte eins der Mädchen, „aber ein schwarzes Herz." Ob sie in dem Punkte gleichfalls etwas erlebt hatte, kann ich nicht angeben, vermuthe es aber, da sich hier bei Santa Elena häufig Engländer aufhalten, um den Gehalt der umliegenden Minen zu untersuchen.

Unser Diner war ländlich und bescheiden; nach demselben zeichnete Horschelt einen hübschen Ochsenwagen und ich ging zurück an den Eingang des Dorfes, wo sich das Posthaus befand; der Ritt zu Esel hatte uns nämlich so wenig befriedigt, daß wir beschlossen, die Madrider Diligence nach Granada, welche heute Abend gegen acht Uhr durchkommen sollte, von hier bis Baylen zu benutzen, vorausgesetzt, daß wir zwei Plätze fänden. Der Postbeamte empfing mich recht freundlich, und meinte gutmüthig, die Wagen seien in letzter Zeit nicht vollständig besetzt, wir möchten nur etwas vor acht Uhr kommen, er wolle schon für uns sorgen.

Wir verfehlten denn auch nicht, uns schon um sieben Uhr einzustellen. Drunten in der Venta war es ziemlich langweilig und in dem Dorfe hofften wir irgend jemand zu treffen, mit dem wir uns unterhalten könnten. Und so war es denn auch; der Postbeamte hatte ein paar seiner Freunde für uns geladen, von denen Einer etwas Französisch sprach. Die Unterhaltung drehte sich anfänglich um ganz gewöhnliche Dinge: das Wetter, die Straßen, die Eilwagen, kam aber bald auf das Lieblingsthema der Spanier, Minen und Erze. Jede Dorfschaft, in deren Nähe sich eine alte Galmeigrube findet, träumt von großartigen Bergwerkschätzen, und die vielen Fremden, namentlich

Engländer, welche im gegenwärtigen Augenblick das Land bereisen, um die Schachte der Berge und die Geldbeutel der Actionäre zu untersuchen, haben das Volk ganz schwindlich gemacht. Auch uns hielten sie für reisende Geognosten, was ich aber feierlich von mir ablehnte, wogegen Horschelt die Unvorsichtigkeit hatte, einen schlechten Witz zu machen und den guten Spaniern zu sagen, ich sei ein deutscher Bergmeister. Da ich die Ehre habe, einer Künstlergesellschaft „das Bergwerk“ unter dem Namen Bergmeister zu präsidiren, so sprach er allerdings keine Unwahrheit; doch protestirte ich vergeblich gegen diesen Titel im andern Sinne: man schleppte augenblicklich ein paar große Körbe voll Erz herbei, und da saß ich nun und sollte mein Urtheil abgeben. Glücklicher Weise verstand nur einer meiner Zuhörer Französisch und auch dieser nicht genug, um meinem ungelehrten Vortrag folgen zu können; auch mochte er sich keine Blöße geben, that, als verstehe er mich vollkommen und übersetzte demgemäß den Andern meine Reden auf's Allerbefriedigendste. Dabei war ich ehrlich genug, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu geben. Recht froh war ich indessen, als der heranrasselnde Eilwagen mein Examen unterbrach; doch hatte der Titel „Bergmeister“ so viel genützt, daß ein junger Spanier, der vorn in der Berline saß, auf die Imperiale befördert wurde, vielleicht wider alles Recht, denn er sträubte sich anfangs, wogegen ich von dem Postmeister auf die höflichste Art ersucht wurde, dessen Platz einzunehmen. Horschelt bekam einen Eckplatz im Innern, und so rollten wir wohlgemuth in die Nacht hinaus, abwärts dem schönen Andalusien zu.

Gegen zehn Uhr kamen wir nach la Carolina, dem Hauptort der Colonien, von denen ich oben gesprochen. Leider war es zu dunkel, um eine Ansicht dieses Ortes, der fast ganz von Deutschen gegründet wurde, zu gewinnen. Daß er aber durchaus keinen spanischen Charakter hat, bemerkte ich schon beim Hereinfahren, denn die breite Straße war vortrefflich unterhalten. Hauptsächlich waren es Schwaben, die la Carolina bevölkerten; doch ist im Laufe der Zeit die deutsche

Sprache gänzlich verloren gegangen. Rochau erzählt, als er la Carolina im Jahre 1845 besuchte, — er kam am Tage durch die Stadt und hatte Zeit, sich umzuschauen, — habe er lange vergeblich nach irgend jemand geforscht, der noch deutsch spräche. „Endlich," so erzählt er, „fand ich eine achtzigjährige Frau, altersschwach und sehr schwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorstellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben sich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Muttersprache in der That ganz deutlich, aber sie mußte oft lange nach dem Ausdruck suchen. „Es ist so lange her," sagte sie zu mir, „daß ich nichts anders mehr sprechen höre als spanisch. Sie sehen, ich bin sehr alt, ich bin mehr als sechzig, ich bin mehr als siebzig — warten Sie, ich bin jetzt ‚vier Thaler' alt." Ich errieth, was sie sagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen und sie fand zu seiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken, so viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den sie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann, der bald darauf eintrat, um zehn Jahre jünger, sprach ebenso gut, und er verstand mich besser als seine Frau, welche über die Reinheit meines Dialektes die unverholensten Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und sie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Aeußerung, daß dieselben vermuthlich vom Rhein gekommen seien, mußte ich erfahren, daß ihre Kinder den Rhein selbst nicht einmal dem Namen nach kannten."

Der Gasthof, wo die Diligence anhielt, war indessen so reinlich und deutsch heimlich, dabei hatten die Aufwärterinnen oder Töchter des Hauses so unverkennbare Zeichen ihrer Abstammung, nicht nur blonde Haare und blaue Augen, sondern auch der Ausdruck ihres Gesichts, die Bildung ihres Kopfes, ihre ganze Gestalt und Haltung erinnerte uns so sehr an die Heimat, daß wir ihnen unwillkürlich die Hand entgegenstreckten und auf gut schwäbische Art: grüß Gott! zuriefen. Doch erging es uns nicht einmal wie dem ebengenannten

Reisenden vor uns: im ganzen Hause wußte niemand mehr ein Wort von der Muttersprache der Großeltern. Der Wirth erinnerte sich als kleiner Knabe, die für ihn fremde Sprache öfter gehört zu haben. Das war aber auch Alles. Längere Zeit nach dem Entstehen hatte man in la Carolina noch Manches von deutschen Sitten und Gebräuchen beibehalten; so wurde an Sonn- und Festtagen bei Geigen- und Flötenklang unter der Linde getrunken und gewalzt, während von der anderen Seite des Dorfes her die Guitarren schnarrten, die Castagnetten knackten und dazu der Fandango aufgeführt wurde. Vollkommen verschmolzen haben sich die deutschen Einwanderer auch heutigen Tages mit den Spaniern noch nicht; wenn sie auch jetzt die gleiche Sprache sprechen, so sind sie doch eigen und abgesondert geblieben, und das nicht nur in Gesicht und Körperbau, sondern sogar in der Kleidung und ihrem Wesen. Erzählt doch Rochau ferner: „Als ich in la Carolina einfuhr, schauten ein paar junge, frische Mädchen neugierig aus dem Gitterfenster eines der ersten Häuser, und ich begrüßte sie auf den ersten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Offizier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannschaft gegen die hübschen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte sich, dieselben durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein spanisches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend erwidert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten sich beleidigt ab und klirrend flog das Fenster hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Gesichtern!"

Nachdem wir über eine Stunde lang im Gasthof von la Carolina zugebracht, fuhren wir gegen zehn Uhr weiter. Die Nacht war finster, und die Wagenlaternen zeigten nur die scheinbar vorüberhuschenden Bäume zu beiden Seiten des Weges. So viel ich aber an den gelinden Stößen des Wagens und dem sanften Neigen bald nach dieser, bald nach jener Seite merken konnte, war die Straße nicht schlecht, was auch das oftmals tolle Fahren des Mayorals be-

stätigte. Ich komme immer wieder auf die Behauptung zurück, daß die kolossalsten Nerven dazu gehören, um mit einiger Behaglichkeit in spanischen Eilwägen, namentlich zur Nachtzeit, fahren zu können. Wenn ich mich auch zum Wagenfenster hinausbog, so konnte ich doch nur in schwachen Umrissen das vordere Paar unserer acht Maulthiere erkennen und die auf- und abhüpfende Gestalt des kleinen Delantero.

Da es beständig stark abwärts ging, so durfte es der Zagal nicht wagen, viel auf- und abzuspringen, um die Thiere mit einem Steinwurf oder einem tüchtigen Schlage anzutreiben. Doch saß er unruhig genug auf seinem Sitz, strampelte mit Händen und Füßen und schrie sein: „Hatje, hatje!" oder: „anda Gitana! anda Capitana!" oder wie die Thiere alle heißen mochten, so laut in die Nacht hinaus, daß es häufig das Knirschen der Räder auf den Steinen übertönte. Und wie knirscht und knarrt so ein spanischer Eilwagen! wenn es so im vollen Galopp abwärts geht und der Wagen schwankend dahinsaust, jetzt durch ein tiefes Loch hindurch, dann wieder über einen Stein, so begreift man nicht, wie das Räder und Wagenkasten nur eine Stunde lang auszuhalten vermögen. Bäume, Sträucher, die Wände des Hohlwegs, Brückengeländer und Wegsteine, von dem zitternden Schein der Wagenlaternen beleuchtet, scheinen eilfertig vor unserem Anblick rückwärts zu fliehen. Das einzig Beruhigende bei dieser wilden Jagd ist der Anblick des Mayorals, — eines riesenhaften, kräftigen Mannes, der in seiner braunen Jacke unbeweglich wie ein Bild von Erz draußen sitzt; seine starke Faust hält die Zügel der Stangenthiere, und man sieht kaum eine Bewegung, wenn er sie bald rechts, bald links leitet. Sein treuherziges, kluges Gesicht ist vom Scheine der Laternen beleuchtet, und erscheint so ruhig und heiter, als habe die nächtliche Fahrt durchaus nichts zu bedeuten. Zuweilen sagt er dem Zagal ein leises Wort und läßt sich auch nicht selten von diesem eine Papiercigarre drehen und in den Mund stecken; dann wickelt er ruhig seine lange Peitsche auf, pfeift dem Delantero, knallt den Maulthieren eins über und in erneuertem Jagen rasseln und klirren wir abwärts und

immer abwärts, bald rechts, bald links um scharfe Bergecken, immer zu, bis vor uns im Thale Lichter aufglänzen. Wir sind in der Nähe einer spanischen Stadt, denn die Straße, bis jetzt breit und hart, verengt sich plötzlich, die Wagenräder schneiden tief in den Koth und die müden Maulthiere ziehen uns langsam durch die stillen Straßen.

Siebenzehntes Kapitel.

Jaen.

Frühlingsboten. Hitze und Staub. Der Alcazar von Jaen. Quälereien am Thore. Unser Wirth Don Ramiro. Ein schlechtes Souper. Spaziergänge. Aus Rigoletto. Das alte Schloß. Sonntagsleben. Die Kathedrale. Theuere Zeche. Abreise nach Granada.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als wir auf diese Art in Baylen anlangten, alle Häuser waren geschlossen, von Straßenbeleuchtung natürlicher Weise keine Rede, und wir in einiger Verlegenheit, wie wir die Fonda aufsuchen sollten, in welcher sich unser Oberbaurath Leins befand. Ein paar der Mitreisenden, denen ich den Namen der Fonda nannte, schüttelten die Köpfe und meinten achselzuckend: der Gasthof sei ihnen nicht bekannt. Endlich nahm sich der Mayoral unserer an und gab uns den vernünftigen Rath, mit in seine Fonda zu gehen, und wenn sich dort unser Reisegefährte nicht befände, einen Führer zu nehmen, um ihn zu suchen. So thaten wir denn auch, und als wir in den Hausflur des Gasthofs traten, war das Erste, was wir sahen, unsere Koffer, die dort standen. Also hatten wir uns wirklich im Namen der Fonda geirrt. Bald fanden wir auch den Gesuchten, der uns erwartet, da wir ja ausgemacht hatten, die Nacht durch nach Jaen weiter zu fahren. Ich muß aber gestehen, daß ich für heute genug gethan zu haben glaubte; so und



so viele Leguas zu Fuß oder zu Esel, dann die Courierfahrt im spanischen Eilwagen, — wahrhaftig, die Zimmer in der Fonda zu Baylen hätten lange nicht so freundlich zu sein gebraucht, als sie es in der That waren, um uns leicht zum Dableiben zu bewegen. Obendrein hatte uns der Mayoral nur die Plätze oben auf der Kutsche anzubieten, für die ich nie eine Schwärmerei gehabt habe. So ward also beschlossen, die Nacht zu bleiben, um am folgenden Morgen unsern Weg zu Pferde fortzusetzen.

Wir schliefen vortrefflich, besahen an dem andern Tage in der Frühe die Hauptkirche von Baylen und ritten gegen neun Uhr aus dem Thore der alten Stadt, nachdem wir ziemliche Mühe gehabt, die nöthigen Reit- und Packpferde aufzutreiben. Auch war diese Mühe nicht belohnt worden, und wir waren ziemlich schlecht beritten. Wir drei hatten zusammen nur zwei Steigbügel und statt eines ordentlichen Kopfzeuges mit Zügeln waren die Pferde nur mit Halftern und Stricken aufgezäumt. Doch war das Wetter prächtig und schön, der Himmel wolkenlos, der Sonnenschein warm und erquickend, hie und da in geschützten Lagen sah man die Sträucher ihre Knospen treiben, und Mandelbäume ihre sanft rothen Blüthen öffnen.

Die Landstraße, auf der wir ritten, war eine würdige Fortsetzung der schönen Straße über die Sierra Morena: breit, glatt, gut unterhalten; sie zog in sanften Schlangen- und Wellenlinien durch ein leicht coupirtes Terrain, jetzt zwischen Saatfeldern hin, dann wieder durch grüne Wiesen. Vor uns am Horizonte, in weiter Ferne, sahen wir Hügel über Hügel sich aufthürmen und einen malerischen Gebirgszug in dunkelblauer Färbung, der die Landschaft abschloß; hinter uns und zur Linken hatten wir die prachtvollen Formen der Sierra Morena, von hier aus gesehen ein stattliches Gebirge, vielmehr eine Terrassenwand von einigen tausend Fuß Höhe auf der andalusischen Hochebene stehend.

Unser heutiger Ritt wäre ohne alle Plage, voll Vergnügen gewesen, wenn uns nicht eines unserer Packpferde beständig zu schaffen

gemacht hätte, indem die Koffer und Nachtsäcke fortwährend auf die rechte Seite rutschten und wir sehr häufig halten mußten, um das nothwendige Gleichgewicht wieder herzustellen.

Gegen Mittag erreichten wir eine einsam stehende Venta, die übrigens nicht verfallen war, wie wir es in der Mancha fast immer angetroffen, die vielmehr von außen einer deutschen Fuhrmanns-herberge so ähnlich sah, daß es uns ordentlich wohl that. Eine halbe Stunde vorher hatte ich auf einem Felde neben der Chaussee mehrere aufsprießende Frühlingsblumen bemerkt, die mich ebenfalls so an die heimathlichen Fluren erinnerten, daß ich abstieg, mir einige Crocus pflückte und sie in meiner Brieftasche verwahrte. Durch diesen Aufenthalt hatten die Andern einen Vorsprung gewonnen, und als ich rasch nachritt, fand ich die Venta, die von weitem gesehen so still und friedlich auf der Höhe des Berges lag, schon zu einem bewegten Lager umgewandelt. Draußen waren Pferde und Lastthiere angebunden, daneben hatte es sich unser Arriero auf dem Boden bequem gemacht, und als ich in das Innere trat, dem großen bekannten Raume, der Küche, Wohn- und Schlafzimmer in Einem ist, fand ich den Maler und den Oberbaurath in eifriger Verhandlung mit der Wirthin um ein Frühstück, so gut als möglich.

Dasselbe war auch bald bereitet und schmeckte, obgleich ächt spanisch einfach, doch so vortrefflich, daß ich heute noch gerne daran denke; wir bekamen nichts als gutes Brod, geräucherten Speck und faustdicke Zwiebel, dazu aber einen vortrefflichen Rothwein, dem wir stark zusprachen. Waren wir doch warm und durstig geworden! Denn die Sonne, die uns in der Morgenkühle so wohl gethan, fing gegen Mittag an, sehr unangenehm heiß auf uns niederzukommen und uns daran zu erinnern, daß wir uns dem Süden näherten, daß wir in Andalusien waren.

Als wir nach einer halbstündigen Rast weiter ritten, wurde die Hitze wirklich beschwerlich; dabei bot die Straße keinen auch nur linienbreiten Schatten, sie selbst bestand aus zusammengetretenen zer-

malmten Kalksteinen, deren weißer Staub von jedem Hufschlag unserer Pferde in dichten Massen aufgewirbelt wurde. Und doch hatten wir erst Anfang Februar. Wie muß es hier im Juni oder Juli sein! Einer unserer Arriero's, den ich hierüber halb pantomimisch befragte, gab mir auf dieselbe Art Antwort, wobei er hin und her taumelte, den Kopf tief herabhängen ließ und die Zunge herausstreckte, wie ein Jagdhund zur Zeit der Feldhühner.

Wir ritten meistens schweigend dahin und machten nur zuweilen eine Bemerkung, wenn wir auf einer Höhe der Straße angekommen, eine immer schönere Fernsicht hatten. Die Gegend verlor allmälig ihren sanften Charakter, den sie von Baylen bis hieher gehabt; statt durch Felder und Wiesen führte uns die übrigens immer gleich vortreffliche Chaussee durch Strecken Haidelandes und war statt mit Sträuchern und Grün, auf der einen Seite mit einer natürlichen Steinmauer eingefaßt, während sich auf der andern ein mit Felsblöcken bedeckter Abhang in das Thal hinabzog. Auch die Aussicht vor uns hatte ihren Charakter verändert, die Hügel waren verschwunden, und der Gebirgszug, den wir heute Morgen schon gesehen, lag, wenn auch noch fernhin, im weiten Halbkreise vor uns, während wir auf einer Hochebene ritten. — „Der Alcazar von Jaen,“ sagte einer unserer Begleiter, während er geradeaus zeigte. Dort konnte ich aber nichts entdecken, als einen eigenthümlich geformten Höhenzug, und selbst das scharfe Auge unseres Malers war noch nicht im Stande, dort ein Mauerwerk von den Felsen zu unterscheiden.

Um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, befestigte ich mein Taschentuch nach Art der Beduinen unter der Reisemütze auf dem Kopf, wie Los Moros, sagte der Arriero lachend. Hatte uns aber der unbewölkte Himmel und die heiße Sonne einen beschwerlichen Tag gemacht, so färbte die letztere auch dafür, als es nun Abend wurde, die Bergketten, welche die alte Maurenstadt Jaen umgaben, auf wahrhaft entzückende Art. Da lagen sie vor uns in den prächtigsten malerischen Formen, in Farben, wie man sie sich nur denken kann, aber

nicht wiedergeben. Unten in den Schluchten tiefer Schatten, nur hie und da, wo Gestein zu Tage trat, gelbliche oder röthliche Flecken zeigend, höher hinauf ein tiefes Blau, das allmälig ins Violette überging, eine prächtige Farbenmasse, nur zerrissen und malerisch gestört durch Schlagschatten vorliegender Hügel und Berge. Weiter hinauf aber wurde Alles heller, glänzender, brennender, und entzückt folgten die Blicke dieser Pracht, bis hinauf zu den Gipfeln der Bergkette, die uns das schönste Alpenglühen zeigten — Jaen im Hintergrunde des Kreises, welchen der Gebirgszug bildete, etwas erhöht am nördlichen Abhang desselben gelegen, mußte durch seine Lage eine schöne Aussicht haben auf die Hochebene und die Thäler, durch welche wir heranritten, sowie, vor der Mittagssonne geschützt, kühl und behaglich sein. Ja, sie haben es verstanden, die Alten, die Lage ihrer Städte zu wählen, und die eindringenden klugen Mauren erkannten die Schönheit dieser Ansiedlung, bauten hier nach ihren Begriffen eine königliche Residenz, und schmückten sie, sowie die umliegenden Höhen mit ihren zierlichen, phantastischen, reizenden Bauwerken. Wie müßte ein Nachkomme jenes verständigen, fleißigen Volks trauern über den Verlust all dieser herrlichen Stätten; wie müßte er sein Haupt verhüllen beim Anblick des zerstörten, einst so prachtvollen Schlosses, das hoch über der Stadt auf dem Berge thront; über den Anblick der vielen zierlichen arabischen Brunnen am Wege, die größtentheils zerfallen sind, auf sie, welche ehemals geheiligt waren und jetzt kleinen, halbnackten spanischen Kindern dazu dienen, mit Steinen angefüllt zu werden.

Ueber Jaen lag Rauch und Duft, und ein Strahl der sinkenden Sonne durch ein Seitenthal dringend warf ein gewaltiges Lichtmeer darüber hin. Bald darauf verblaßte dieses, ebenso wie das Alpenglühen, was uns so sehr entzückt. Die wie in Freude und Lust da stehenden Berge wurden plötzlich kalt und nüchtern; ihr lachender Anblick ernst, ja traurig. Angenehm für uns war es, daß die Nacht hier schon fast ohne Dämmerung hereinbricht; denn kaum war auch

der goldene Sonnenglanz am Himmel verblaßt, so zeigten sich schon hie und da glitzernde Sterne, vor allen aber Frau Venus gerade über dem mächtigen Thurm des Alcazar's stehend wie eine treue Liebe, welche sich gleich bleibt, und auch den im Unglücke nicht verläßt, welchem sie in den Tagen des Glückes geleuchtet und gelächelt. Ach! und welch herrliche Zeiten mochte der schöne Stern da oben gesehen haben, wenn er niederblickte in die Räume des Schlosses, wo Musik erschallte, und die von Lichterglanz erhellt waren, und wenn er sein weißes Licht niederströmen ließ in die Gärten, wo des Königs Tochter wandelte, wo

tausend weiße Blüthenflocken
haben ihren Duft ergossen,

während

Pauken- und Drommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

Ach! da war es herrlich in der Burg des stolzen, gewaltigen Mauren, und so kühl und einsam an dem murmelnden Brunnen zwischen den Lorbeer- und Granatbäumen!

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich so mannigfaltige süße Gedanken und Bilder umgaukeln, wenn ich in die Nacht hinein reite und einen schönen Stern sehe, oder den weißen Mondenschein, wie er ausgebreitet liegt über Berg und Thal, oder die öden Fensterhöhlen einer alten verfallenen Burg. Aber diese Bilder bemeistern sich meines Herzens und ich sehe das alte Schloß plötzlich auftauchen, bemerke den Lichterglanz, der aus den Fenstern dringt, ich höre die Klänge der Tanzmusik — ja noch mehr; ich möchte darauf schwören, daß ich deutlich vor mir sehe die glänzenden Gewänder, Menschen alter vergangener Zeiten, ja daß ich höre tiefe Seufzer und der Blumen Athemholen. Das aber thut meine theure Freundin Phantasie, die mich jetzt innig liebend und tröstend umschlingt, mir bald so viel Schönes in die Ohren flüstert und mir in Bildern zeigt, mich aber gleich darauf wieder neckt und hohnlachend allerlei Entsetzliches vor Augen bringt. Und dazu bedient sie sich gern des klaren Mondes und konnte in früheren Zeiten flüsternd sagen: dieselbe blasse Kugel wird auch jetzt aufgesucht von zwei andern Augen, aber sie halten sich nicht lange beim Betrachten derselben auf, sie wenden sich zwei andern Sternen zu, die glühend in sie hineinblicken und denen sie sich langsam, aber unaufhaltsam nähern.

Ein Glück ist es, wenn man reitend und so denkend plötzlich durch etwas Aeußeres aus seinen finstern Träumereien aufgeschreckt wird, wenn das Pferd stolpert oder einer der Kameraden einen Schrei der Ungeduld ausstößt über den langen Weg, der in der finstern Nacht kein Ende nehmen will. Und so war es heute Abend. Obgleich wir schon bei Sonnenuntergang die Stadt gesehen, obgleich schon lange der Alcazar von Jaen neben und hoch über uns lag, obgleich wir schon seit einer Stunde die Lichter deutlich aus den Häusern schimmern sahen, erreichten wir immer und immer noch nicht das Stadtthor. Es war wirklich zum Verzweifeln und gerade, als weiche es immer von uns zurück.

Endlich erhob sich rechts von der Straße ein alter maurischer

Thurm, an den sich die verfallene Stadtmauer schloß, bei welcher wir eine gute halbe Stunde vorbeiritten, um jetzt bei einer leichten Biegung des Weges an das Stadtthor zu gelangen, unter dem wir Uniformen und Laternen bemerkten, — Zollwächter, die auf uns lauerten wie Raben auf ihre Beute. Verdrießlich und müde wie ich war, hatte ich mir fest vorgenommen, eigensinnig zu sein und mich nicht durch die herkömmliche Peseta loskaufen zu wollen. Unter dem Thore hieß es: Halt! und daß unsere Arriero's den Befehl erhielten, die Thiere abzuladen, um die Koffer durchsuchen zu können, darin hätten wir in Spanien gerade nichts Auffallendes gefunden; daß uns aber einer der Zollbeamten ankündigte, der betreffende Beamte sei nicht mehr gegenwärtig, unsere Koffer und übriges Reisegepäck müßten deßhalb am Thore bleiben und wir sollten morgen früh kommen, es durchsuchen zu lassen, das war doch in der That mehr, als müde und hungrige Reisende zu ertragen im Stande sind. Was ich dem Zöllner auf Spanisch antwortete, muß ihm bei dem Wohlklange seiner edlen Sprache, an den er von Jugend auf gewöhnt war, schrecklich anzuhören gewesen sein, denn ich reihte nur Worte an einander, als: langer Weg, müde, hungrig, Gewalt, Unrecht und verband diese mit einer unnöthig großen Anzahl von Carajo's. Als wir aber sahen, daß dem Beamten dieses Spanisch nicht spanisch vorkam, bedeutete unser Oberbaurath den Thorwächtern ernstlich, wir würden umkehren und vor dem Thore liegen bleiben, wenn man nicht augenblicklich unsere Koffer untersuchte; daß wir aber mit unserer Klage über diese schlechte Behandlung bis nach Madrid gelangen würden, darauf könnten sie sich verlassen. Zu gleicher Zeit zeigte ich ihnen den schon früher erwähnten Befehl des Gensd'armeriechefs an alle Posten, uns kräftigen Schutz und Hülfe angedeihen zu lassen, wobei wir auch verlangten, vor den hiesigen Posten-Commandanten geführt zu werden. Das wirkte. Nach kurzer Berathung durften unsere Arriero's die Koffer wieder aufladen und wir wurden ohne Visitation, selbst ohne Lösegeld entlassen.

So klepperten wir denn durch die stillen öden Straßen des alten einst königlichen Jaen, bis auf den Marktplatz, wo sich die Fonda befand, welche man uns empfohlen. Bei dem Lärm, mit dem wir über den nächtlichen stillen Platz zogen und vor dem Hause hielten, erschien denn auch sogleich der Wirth, eine untersetzte komische Figur in braunem Mantel, den spitzen Hut auf dem Kopfe, mit der Rechten einen Leuchter hoch emporhaltend, dessen Licht uns erhellte, zugleich aber auch das verschmitzte und lächelnde Gesicht unseres Ventero. Er hieß uns mit einer feierlichen Rede willkommen und führte uns dann hinauf in sein Haus, wo die besten Zimmer zu unserem Empfang sogleich in Bereitschaft gesetzt wurden. Diensteifrig wie er war, belud er sich auch mit unseren Effekten, und als wir es uns oben bequem gemacht, blieb er im Zimmer stehen und betrachtete mit großer Bewunderung unsere an sich höchst einfachen Gewehre. Daß wir das große spanische Messer in der Faja trugen, schien ihm ausnehmend zu gefallen; er meinte, dieß sei die erste Waffe der Welt, wenn man sie nur gut zu gebrauchen verstehe. Darauf zog er sein eigenes hervor, dessen Klinge beiläufig gesagt über einen Schuh lang war, wickelte sich einen Theil des Mantels um den linken Arm, den er so als Schild gebrauchte, und stellte sich mit emporgeworfenem Kopf herausfordernd in Positur, was bei der kleinen dicken Gestalt äußerst komisch aussah. Dazu erzählte er uns mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit von den drei Angriffsarten mit dem spanischen Messer, den Wurf behandelte er als etwas Feiges, den Stich in die Brust verachtete er ebenfalls, wogegen er für den Hieb in den Leib oder quer durch den Hals auf wahrhaft cannibalische Art schwärmte und zu wiederholten Malen denselben gegen uns anwendend vorsprang, was übrigens bei uns ein unauslöschliches Gelächter hervorrief, denn unser Wirth in dem braunen Mantel, wenn er so wie toll hin und her sprang, sah aus wie ein wahnsinnig gewordener Affe. Plötzlich aber schien er sich auf seine Würde als Spanier und Wirth zu besinnen, er steckte sein Messer ein, faßte an den Rand des Hutes und sagte mit vieler

Gravität: „Verzeiht, Caballeros, ich würde mir nicht erlaubt haben, eine Minute lang hier zu verweilen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Gemahlin schon eifrig mit dem Nachtessen für Sie beschäftigt ist.“ Dann blickte er höchst ernsthaft an die Decke, während er an den Fingern herzählte: „wir haben also eine Fischsuppe, andalusisches Gericht — vortrefflich. Dann Braten mit Zwiebeln, wie man ihn in Madrid nicht besser bekommt; wir haben ferner einen Salat mit Geflügel — dabei schnalzte er statt einer weiteren Empfehlung mit dem Munde — dann eine süße Schüssel, auf deren Bereitung jeder Spanier stolz ist, und endlich selbstredend das Dessert. Wenn mich die Caballeros gütigst verabschieden, so werde ich Sorge dafür tragen, daß so schnell als möglich angerichtet wird.

Daß wir Don Ramiro — so hieß unser Wirth — in jeder Beziehung gern verabschiedeten, verstand sich von selbst. Bald hörten wir auch im Nebenzimmer Stühle rücken, Teller klappern und das Souper nahm seinen Anfang. Leider war es aber nicht im Einklange mit den stolzen Worten des Spaniers; die vortreffliche Fischsuppe roch so stark, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie auch nur zu versuchen; der Braten war ein Gemengsel von verkohlten Knochen, Sehnen und Muskeln, und das Huhn zum Salat schien an der Schwindsucht gestorben zu sein. Glücklicherweise hatte die Kochkunst von Don Ramiros Gattin an Brod und Wein nichts verderben können, und blieben uns diese beiden Sachen, sowie eine sehr mittelmäßige Chocolade zur Stillung unseres Hungers und Dursts. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß wir von der Hausfrau selbst bedient wurden, daß diese aber ein so erschreckend häßliches Gesicht hatte, wie ich lange nichts gesehen, ihre Gesichtsfarbe war aschfahl, die Haut verdeckte nothdürftig die Knochen, so daß man glaubte, einen Todtenkopf vor sich zu sehen.

Das Haus, in dem wir uns befanden, war sehr groß und schien ehemals der Palast eines Vornehmen gewesen zu sein; es hatte ein weites, schönes Treppenhaus, dessen Decke von Säulen getragen wurde;

breite steinerne Stufen führten in den ersten Stock, auf einen Vorplatz und geräumige Corridors, an die sich die Gastzimmer anschlossen, ebenfalls breit, sehr hoch, mit großen Fenstern und alten geschnitzten Doppelthüren. Unsere Betten waren nicht schlechter, als man sie gewöhnlich in Spanien findet. Die Aussicht von unserem Salon, die wir noch bei Mondschein genossen, war sehr schön; wir sahen auf verschiedene Gärten, in denen sich kleine Häuser befanden, und hatten vor uns das Ende des Gebirgszuges, welcher die Stadt umgibt, mit dem alten Schlosse, das hier von der Seite gesehen noch kecker und trotziger an dem Felsen hing.

Der andere Tag war ein Sonntag und da der Eilwagen von Sevilla nach Granada, den wir benutzen wollten, erst am folgenden Morgen um zwei Uhr hier ankam, um gleich darauf weiter zu gehen, so hatten wir Muße genug, uns die alte Stadt zu betrachten. Gleich am Morgen durchschritten wir einen großen Theil derselben, da es uns drängte, zuerst die alte Schloßruine zu besuchen. Indem Jaen, wie schon früher bemerkt, an den Berg hinan gebaut ist, so steigen alle Straßen und oft ziemlich steil, was der an sich interessanten Stadt noch etwas besonders Malerisches verleiht. Die schmalen und hohen Häuser, bald christlichen bald arabischen Ursprungs, hier mit viereckigen, dort mit gewölbten Fenstern, bald mit einer Terrasse versehen und bald mit einem Ziegeldache, schauen über einander weg, und die meisten zeigen in ihrem obersten Stockwerke eine Reihe luftiger Logen, deren Bögen meistens auf schlanken Säulen ruhen. Für einen Maler gäbe es hier wochenlang die schönste Ausbeute, denn bei jeder Straßenbiegung, bei jedem Schritt, den man weiter in die Stadt hineinthut, sieht man die interessantesten und originellsten Sachen, bald einen Erker, der wie ein Schwalbennest an irgend einem Gebäude klebt, bald eine seltsame Treppe, bald einen ehemals maurischen Brunnen, den man durch die schlechte Statue eines christlichen Heiligen gerade nicht besonders verschönerte.

Zum Schlosse hinauf führt ein ziemlich steiler Fußweg bei einer

alten maurischen Wasserleitung vorbei, die noch heute ihren Dienst thut. Ihre Ränder waren mit frischen Schlingpflanzen bewachsen, und sie bildete so einen wohlthuend grünen Streifen auf dem gelben kahlen Sandsteinboden, über dem sie hergeführt war. Aus den herabgerollten Steinen der Schloßmauern hatten die Leute Terrassen gebaut, auf denen sie Reben zogen, und diese Weingärtner wohnten dabei in sehr provisorischen Hütten und Häusern. Aber das Klima ist ja mild und angenehm, und wo jetzt Anfang Februar ganz nackte kleine Kinder mit ihren Füßchen im herabrieselnden Bergwasser standen, da braucht man eigentlich nicht viel Vorkehrungen für den Winter zu treffen. Auf der Hälfte des Berges, bis wo die gewaltigen Schutzmauern herunterreichten, versperrten uns diese plötzlich den weiteren Weg und zwar in der Nähe eines kleinen Hauses, das so malerisch, unabsichtlich und originell in einem Mauerwinkel errichtet war, daß wir verwundert stehen blieben; ein ehemaliges Säulenthor, von dem aber die Hälfte zerbröckelt umherlag, bildete den Hausflur, der mit Balken und Latten bedeckt war, über welche sich eine gewaltige Weinrebe schlang. Oben aber in dem Gewölbe des Thorbogens hatte man ein kleines Schlafgemach gewonnen, während das Wohnzimmer durch Mauerwinkel gebildet, ohne Fenster war und sein Licht nur durch den alten Thorbogen erhielt.

Der helle lustige Klang einer Weiberstimme drang aus dem dunkeln Raume hervor und veranlaßte uns, näher zu treten, um uns nach dem weitern Wege zu erkundigen. Statt der Spanierin aber trat uns eine Gestalt entgegen, vielleicht ihr Vater, Bruder oder auch ihr Mann, der viel mehr einem Räuber als einem harmlosen Weingärtner ähnlich sah. Er hatte den andalusischen Hut trotzig auf das rechte Ohr gedrückt und zeigte uns ein finsteres und mürrisches Gesicht. Ein schwarzer Bart bedeckte Kinn und Mund, und unter tief herabhängenden Augenbrauen blickten uns die dunkeln Augen an. Auf der linken Schulter trug er eine roth und schwarz gestreifte Manta; und während er sich vor uns hinstellte, stützte er sich auf ein langes

Gewehr, und sein Messer im Gürtel war wenigstens ebenso lang wie das unseres Wirthes Don Ramiro. — „Woher des Weges?“ fragte er uns. Wir erklärten ihm, wir wollten das Schloß besuchen, hätten aber wahrscheinlich den Weg verfehlt. „Und das hättet ihr wohl sehen können!“ antwortete er, denn durch Weinberge führt wohl nirgendwo die öffentliche Straße. Da Ihr aber einmal da seid, so will ich Euch durch mein Haus lassen, und dann könnt Ihr drüben weiter klettern. Kommt!“ Damit trat er unter den Thorbogen zurück, und ich bin nicht ganz sicher, ob ich ihm gefolgt wäre, wenn ich mich allein befunden hätte. — Ueber dem Thorbogen hing eine große aufgerollte Matte, um diesen zu verschließen, und als wir in das Innere traten, fiel mir das Haus des Spara fucile in der Oper Rigoletto ein. Genau so sah Wohnung und Wirth aus. Auch die hübsche Schwester war da und trillerte ihr Liedchen fort, als beachte sie uns gar nicht. Hinten in der Wohnstube befand sich eine kleine Thür, die er uns öffnete, und dann wieder verschloß, als wir hindurch gegangen waren.

Längs der Mauer suchten wir unsern Weg weiter, und als ich mich noch einmal umwandte, bemerkte ich das lachende Gesicht der schönen Spanierin, die uns freundlich nachblickte, lachend die weißen Zähne zeigte und dann verschwand.

Donna è mobile
come il vento — —

sang ich vor mich hin, während wir aufwärts stiegen.

Der Kern des Schlosses, den wir nach halbstündigem Aufwärtssteigen erreichten, ist maurisch, ebenso der große Thurm, der stolz und ungebeugt über dem Gemäuer emporragt; die spätere Zeit aber hat den ehemaligen Alcazar rings um mit Gebäuden der verschiedensten Art eingefaßt, Mauern und Wälle angelegt, und das Schloß, der Länge nach auf den Kamm des Felsens ausgestreckt, muß seiner Zeit sehr fest gewesen sein. Jetzt ist Vieles zerfallen, und außer einer militärischen Feuerwache, die sich oben befindet, ist es gänzlich unbewohnt.

Die Aussicht hier ist prachtvoll; tief unten liegt die Stadt an den Fuß des Berges geschmiegt, und über der Häusermasse erheben sich die starken Umwallungsthürme, vor allen aber die Kathedrale. In schöner Färbung breitet sich vor uns die Ebene aus, durch welche wir gestern geritten, ein wellenförmiges Terrain voll sanfter Hügel, über welche sich die gelbe Straße dahin wendet, an Ubeda vorbei, das von grünen Weiden umgeben ist, an Baeza mit seinem trotzigen Kastell, bis am Horizonte der Gebirgszug der Sierra Morena das Ganze prachtvoll abschließt. Obgleich die Vegetation noch zurück war, so schmückten doch die zahlreichen Olivenpflanzungen mit ihrem bläulichen Grün das Terrain, und angenehm glänzen hie und da die weißen Mauern einzelner Höfe aus dem saftigen Grün hervor. Ein Hügel am Rande der Stadt bedeckt mit runden Plätzen zum Dreschen des Getreides, einer den andern berührend und ein eigenthümliches großes Mosaikpflaster nachahmend, nahm sich dazwischen ganz originell aus.

Begreiflicherweise suchten wir in dem alten Alcazar nach maurischen Ueberresten und wurden erst nach langem Umherklettern für unsere Mühe, dann aber auch reichlich belohnt. Mitten zwischen Bastionen und kasernenartigen Gebäuden fanden wir nämlich einen kleinen reizenden Hof, zu welchem ein zierliches Thor in der bekannten Hufeisenform führte; es war ein heimlicher, versteckter Winkel mit einer Seite an die Schloßmauer gelehnt, über deren hier niedrige Brustwehr man eine entzückende Aussicht auf die umliegenden Berge hatte. An der Eingangspforte der Wand des Hofes, sowie dem Fußboden sah man noch deutliche Spuren, wie reich das Alles einst mußte verziert gewesen sein; zwischen kunstreich verschlungenen Arabesken bemerkte man Bruchstücke von Koransprüchen, Alles zierlich in Stuckmasse ausgedrückt, einstens bemalt und vergoldet; auf dem Fußboden lagen Haufen von Marmorstückchen, die früher gewiß kunstreich zusammengefügt gewesen waren, jetzt aber war es nicht mehr möglich, auch nur eine einzige Figur noch zu erkennen.

Als wir das alles so aufmerksam betrachteten, Oberbaurath Leins

auch einige Aufnahmen in sein Skizzenbuch machte, sah ich eine Schildwache, die hoch von der Mauer herab uns zuschaute und uns winkte heraufzukommen. Nach einigem Suchen fanden wir auch den Platz droben, wo sich der spanische Soldat befand, und nachdem er uns freundlich gegrüßt, führte er uns in seine Wachtstube, ein finsteres, schwarzgerauchtes Gewölbe mit zwei schmalen Fenstern maurischen Ursprungs. Erst als er mit dem Finger auf die gewölbte Decke über uns zeigte, verstanden wir vollkommen seine Freundlichkeit. Die Wachtstube war ein ganz gut erhaltenes gewölbtes Gemach, bedeckt mit schönen arabischen Sculpturen; namentlich das Deckengewölbe war schön componirt, durch kunstreiche Arabesken in verschiedene Felder getheilt, an denen in ununterbrochener Folge sich Schilde mit den beiden Thürmen des castilischen Wappens und den Löwen des Königreichs Leon aneinander reihten. Wozu dieses Gemach einstens gedient, konnten wir nicht ergründen; vielleicht als Kiosk auf der Höhe der Mauer gelehnt, schwerlich als Badgewölbe, obwohl es diese Form hatte.

Es war schon Mittag, als wir Jaen wieder erreichten. Auf den Straßen herrschte viel Leben, da es Sonntag war, und ganze Schaaren geputzter Männer und Weiber begaben sich vor das Thor hinaus, zu welchem wir gestern eingeritten waren, und wo sich der Paseo befindet. Die Tracht ist hier schon vollkommen die andalusische; bei den Männern die reich verschnürte Jacke, enganliegende Beinkleider mit zierlich ausgenähten Ledergamaschen; bei den Weibern der bunte, ziemlich kurze Rock und die schwarze Spitzen- oder Seidemantille, welche den Kopf so schön einrahmt, und ein selbst unbedeutendes Gesicht interessant erscheinen läßt. Doch muß ich gestehen, daß wir hier in Jaen unter dem weiblichen Geschlecht wenig Köpfe sahen, die nicht wenigstens etwas Schönes aufzuweisen hatten, sei es das prachtvollste Haar der Welt oder große blitzende Augen, herrliche Zähne oder die sanfte, blasse, gleichförmige und so anziehende Gesichtsfarbe. Aber auch Köpfe von vollendeter Schönheit bemerkten wir, Köpfe und Ge-

stalten, vor denen man bewundernd stehen bleiben mußte. Und wie sie so elegant und graziös sind, diese Spanierinnen! Wie sie alles Schöne, was ihnen Gott verliehen: die entzückende Taille, die feinen Hände und Füße, Augen, Zähne, Mund zu gebrauchen und in's rechte Licht zu stellen verstehen! — Und wie sie dabei die künstlichen Waffen handhaben! Mantille, Fächer; o es ist entzückend und betrübend! —

Zwischen den geputzten Spaziergängern hindurch bei den lachenden und plaudernden Gruppen wurde eine Kinderleiche von sechs kleinen Mädchen in einem offenen Särglein getragen. Das arme kleine Todtengesichtchen sah so friedlich aus, und die Mädchen, die das gestorbene Kind trugen, wehrten ihm die Fliegen ab, und bald war die Eine, bald die Andere beschäftigt, die Blumen zurecht zu legen, womit die Todte bedeckt war, und die sich bei der Bewegung zuweilen verschoben; auch vermehrten sich diese Blumen, je weiter der Zug sich vom Thore entfernte, denn manch schönes Weib, manch reizendes Mädchen nahm ein grünes Blatt oder eine Blüthe aus dem Haar oder vom Busen, und warf es mit einem Segenspruch auf die Kinderleiche.

Der große Platz, der sich vor der Hauptkirche ausbreitet, zog uns besonders an, ein überreiches Eisengitter trennte ihn von dem Vorhof der Kathedrale, deren gewaltige Façade aus der späten Renaissance-Zeit mit zwei mächtigen Thürmen demselben eine große Würde verleiht. Es ist, als hätte der Erbauer den ganzen überschwänglichen Reichthum der gothischen Kirchenfronten in seinem Styl und mit den Mitteln der antiken Bauweise erreichen wollen, eine Unzahl von Pfeilern, Pilastern, Balkonen und über einander aufgestapelten und durch einander geschobenen Säulenordnungen bedeckt diese Façade, die dadurch allerdings ein sehr verworrenes Ansehen bekommt, aber durch die Verschwendung des Ornaments und die mächtigen Verhältnisse doch imponirt. Gegenüber ist der Platz durch ein schönes altes Gebäude begränzt, in dessen oberem Stockwerk sich ein zierlicher Laufgang von kleinen Arkaden auf seiner ganzen Länge hinzieht, und das auf der glatten Fläche der unteren Stockwerke mit einem schönen steinernen

Erker geschmückt ist, dem Erker des Pilatus, wie er in Jaen heißt, wie denn fast an jedem Hause in Spanien an dem sich ein Erker befindet, der Name des Pilatus haftet.

Weit schöner und reiner als die Hauptfaçade sind die beiden Nebenseiten der Kathedrale; namentlich die Südseite, zumal das dortige Portal ist von überraschend prächtiger und edler Anordnung und wunderschönen Detailformen. Das Innere aber ist in der That prachtvoll und von majestätischen Verhältnissen. Die Säulenbündel, die die Kuppelgewölbe tragen und die drei Schiffe von einander trennen, stehen auf hohen Piedestalen und die weite Stellung dieser Stützpunkte verleiht dem mächtigen Raum etwas Luftiges und überaus Kühnes.

Von der früher auf derselben Stelle gestandenen alten Kathedrale ist auf der Rückseite des Aeußeren noch ein höchst interessantes Stück des gothischen Unterbaus übrig geblieben, das eine sehr günstige Meinung von diesem verschwundenen Bau erweckt.

Ich hatte es über mich genommen, mit Don Ramiro unser heutiges Mittagsmahl zu besprechen. Auf die gelinden Vorwürfe, die ich ihm wegen des gestrigen Soupers machte, stellte er sich anfänglich ganz verwundert, dann aber gerieth er in einen erkünstelten sehr furchtbaren Zorn hinein und versicherte, es sei ihm das bei vornehmen Herrschaften mit seiner Köchin schon einigemal passirt, aber dießmal wolle er mit seinem Messer dabei stehen bleiben. Dabei patschte er sich auf den dicken Bauch, klappte die Zähne zusammen, und wenn man nach seinem entsetzlichen Blick urtheilen wollte, so war die Köchin wegen eines einzigen verdorbenen Gerichtes in Gefahr, heute Abend schon eine Leiche zu sein.

Nachdem der Wirth seine Capa malerisch umgeworfen, mir an der Thür nochmals sehr effektvoll zugegrinst, wobei er auf sein Messer wies, ging er, die nöthigen Befehle zu geben. Ich setzte mich ans Fenster und blickte auf die Stadt hinaus, zuerst aufwärts nach dem alten Schlosse, dann vor mich in die Tiefe, wo sich ein einstens hübsch angelegter Garten jetzt in der malerischsten Unordnung befand; zerbrochene

Steinbänke waren kaum noch sichtbar vor wucherndem Gras und Brennnesseln, kopflose Statuen sahen eigenthümlich, fast grauenhaft aus, da sie wie im Todeskampfe Arme und Hände krampfhaft von sich streckten, denen Füllhorn und Bogen längst entfallen war. Die Gartenbeete waren kaum noch sichtbar durch einige Einfassungsteine und ein paar wuchernde Blumenpflanzen, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt und immer kümmerlicher geworden waren. Auch ein ehemaliger Springbrunnen befand sich hier unten, aber sein Wasser war versiegen gegangen und die marmorne Schale wurde zum Kehrichtfaß benutzt. Das einzige Freundliche und Angenehme in dieser verwahrlosten Umgebung war ein lebendiges Reh, das unten vor meinem Fenster angebunden war und welches dankbar die Stückchen Brod aufsuchte und fraß, welche ich ihm hinunter warf, wobei es mich so lieb und ehrlich mit seinen großen glänzenden Augen ansah.

Unser heutiges Mittagessen war insoweit besser, als wir keine stinkende Fischsuppe hatten, auch wagte Niemand eine tadelnde Bemerkung laut werden zu lassen, da Don Ramiro mit so furchtbarem Blicke ab- und zuging, daß wir nicht anders erwarten konnten, als daß die geringste Klage unsererseits einen schrecklichen Mord nach sich ziehen würde.

Auf der Post hatten wir die Plätze nach Granada vormerken lassen, und da wir von hier aus die Ersten waren, so konnten wir hoffen, befördert zu werden, wenn nicht, wie das häufig vorkam, der Eilwagen vollkommen besetzt war; dann blieb uns nur übrig, zu warten oder weiter zu reiten. — Dießmal aber hatten wir Glück, denn schon um halb Zwei wurden wir vom Mozo des Hauses mit der freundlichen Botschaft geweckt, die Diligence von Baylen sei angekommen und habe drei außerordentlich schöne Plätze für uns. Schnell waren wir reisefertig, hatten aber noch einen sehr ergötzlichen Zwischenfall mit Don Ramiro, der uns mit der Versicherung, er habe uns als Freunde behandelt, eine so unverschämte Rechnung übergab, daß wir laut lachen mußten. Ich strich ihm einfach über ein Drittel her-

unter und zählte ihm das Geld auf, das er anfänglich schwur, nicht nehmen zu wollen: „Entweder die ganze gerechte Summe oder gar nichts,“ sagte er. Als ich mich aber anschickte, ihm im Letzteren seinen Willen zu thun, zog er andere Saiten auf, d. h. er strich sein Geld ein und verließ uns mit einem sehr steifen Kopfnicken.

Ueber unsere Plätze im Eilwagen hatten wir uns nicht zu beklagen; alle drei waren im Interieur, doch machte mir der Mayoral Hoffnung auf einen Platz im Coupé von Campillo de arenas an, den ich auch alsdann richtig erhielt, und mich nun vorn in dem breiten Wagen allein mit einem Geistlichen befand, und was das Sitzen anbelangte, auf's Allerbehaglichste versorgt war. Mit dem Fahren und dem Wege dagegen hatten wir wieder das alte spanische Elend; die gute Straße von Baylen nach Jaen hörte hier sogleich auf, und des Rüttelns und Stoßens, des Hin- und Herwankens und der ewigen Aussicht, umgeworfen zu werden, war kein Ende. Dabei gab mir der Mayoral fast auf jeder Station die untröstliche Versicherung, es komme immer schlimmer. Und wahrlich, der Mann hatte Recht. Von einer solchen Fahrt kann man einem deutschen Gemüthe, das nichts ähnliches gefühlt, keinen Begriff machen. Am tollsten wurde es, als wir Nachmittags höhere Berge zu passiren hatten; hier war die Straße durch herabstürzende Bergwasser oft so ausgewaschen, daß bald die Räder auf der rechten, bald auf der linken Seite in schuhtiefe Löcher einsanken, wobei sich der Wagen krachend neigte und erst in geraumer Zeit wieder aufzurichten im Stande war. Ich möchte fast behaupten, bei diesen grundlosen Straßen ist das tolle Jagen der spanischen Postillone eine Nothwendigkeit; der Wagen, der von einem Loch in das andere gerissen wird, kommt nicht zur Besinnung und hat keine Zeit umzuwerfen, denn kaum macht er hiezu einmal ernstliche Anstalten, so hetzen Mayoral, Zagal und Delantero mit Geschrei und Peitschenhieben die Zugthiere, daß sie in tollem Jagen die stürzende Diligence wieder aus den Untiefen aufs feste Land reißen.

Zum Ueberflusse und für uns vornen im Coupé zu sehr unan-

genehmer Ansicht hatten wir von Cortijo de Andar eine andere schwer-bepackte und lang bespannte Diligence vor uns, deren wahrhaft erschreckende Sprünge die steilen Berge hinab, sowie das verdächtige Schwanken uns beständig anzeigte, daß es uns an derselben Stelle gerade so gehen würde. Wir nannten die Deligence vor uns nur den Probirwagen, und so lange dieser nicht auf der Seite lag, hatten auch wir gute Hoffnung. Unserem Mayoral diente er in der That auch als Wegweiser, denn ein paarmal, wo der Vordere in tiefe Löcher einsank und auf Augenblicke stecken blieb, vermieden wir diese Stelle und kamen glücklich durch.

So erreichten wir Nachmittags gegen fünf Uhr die letzte Station vor Granada, und als der Mayoral vom Bocke stieg, gab er mir eine erfreulichere Antwort. „Sobald wir über den Höhenzug vor uns hinweg sind," sagte er, „haben wir nach Granada eine Straße glatt wie der Tisch." — Also Ende gut, Alles gut. Das war in der That eine angenehme Aussicht, und unser Rosselenker sprach im Guten, wie im Schlimmen die Wahrheit. Mein Geistlicher im Wagen, mit dem ich mich so gut als möglich unterhielt, — er verstand keine andere Sprache als Spanisch — entsetzte sich bei der ganzen Fahrt über mein beständiges Cigarrenrauchen. „Schon wieder eine!" rief er mit komischem Entsetzen, so oft ich mein Etui aus der Tasche zog. „Jesu Maria! Caballero, Ihr müßt ja in Eurem Innern austrocknen, wie ein Stein. Ich habe freilich auch einmal in meiner Jugend geraucht," setzte er hinzu, „aber vielleicht im ganzen Tag drei oder vier Cigarretten; das war Alles. — Oh! — oh! — oh!" Dabei sah er mich mit komischem Ernst von der Seite an. Uebrigens war er sehr freundlich, erklärte mir von der Gegend, was ich wissen wollte, und als wir nur langsam die Anhöhe, von der ich vorhin sprach, hinauffuhren, faltete er seine Hände und that sehr bewegt, jetzt endlich sein schönes Granada wieder zu sehen.

Ich gestehe es, daß auch mir seltsam, höchst erwartungsvoll, ja feierlich zu Muthe war, fast ebenso wie damals, als ich vor langen

Jahren mit meinem Béduinen durch einen dichten Olivenwald aufwärts sprengte, einer kahlen Höhe zu, von der man Jerusalem sieht. Wie haben wir uns nicht, wenn auch in anderem Sinn, von frühester Jugend an mit Granada beschäftigt, Granada, dem letzten Halt des so edlen, glänzenden, kriegerischen und tapferen Maurenvolkes. Granada! Schon der Name klingt so erfrischend, so süß und feurig; wohlthuend wie der Duft einer Rose, angenehm wie die glühende Blüthe der Granate in ihrem dunklen, saftigen Laube. — Granada von dem der Spanier sagt:

„A quien Dios lo quiso bien en Granada le dió de comer.“

(Wen Gott lieb hat, dem gibt er sein Brod in Granada.) Oder wie das Lied heißt:

El que no ha visto Granada,
No ha visto nada.

— — Wir hatten die Höhe erreicht; vor uns lag die prachtvolle Vega von Granada, jetzt schon wie ein grünes Meer der herrlichsten Vegetation, von dem silberglänzenden Xenil durchströmt. Die Schatten des Abends senkten sich schon herab auf die Ebene, aber aus ihr hervor glänzten noch hell die weißen Gebäude vou Granada mit ihren unzähligen Kuppeln und Thürmen. Alles aber überragten die gewaltigen Massen der Sierra Nevada, deren schneebedeckte Gipfel in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten und glühten. Mein Nachbar im Wagen zeigte mit einem seltsamen Gesichtsausdrucke auf eine noch unter uns liegende grüne Bergwand, auf deren Höhe wir ein fabelhaftes, zierliches Bauwerk sahen, mit zahllosen Säulen und Bogen, wie eine weiße Elfenbeinschnitzerei zwischen den schwarzen Cypressen hervorglänzend — die Xeneralife, sagte er. Und dann zeigte er etwas tiefer, wo sich auf demselben Bergrücken gewaltige rothe Thürme und Mauern erhoben, die noch gerade einen letzten Kuß der sinkenden Sonne empfingen, — und als er darauf leise und feierlich

sprach: Alhambra, versanken wir Beide in tiefe Träumereien und sagten kein Wort weiter, bis wir endlich tief unten in der Stadt selbst anhielten, wo wir uns mit einem herzlichen „gute Nacht!“ trennten.

Achtzehntes Kapitel.

Granada.

Lage der Stadt. Xenil und Darro. Die Fonda nueva. Die Straßen von Granada. Die Kathedrale. Die Cartuja. Phantasien auf der Bivarrambla. Ein Turnier in alter Zeit. Der Zacatin. Die Alhambra. Die Xeneralife. Der Thurm der Gefangenen. Der Parador der Sultanin. Blick in die Umgebung. Der Paseo. Casa de Boabdil. Ein Fest auf dem Sacro Monte. Die Schönheit der Andalusierinnen.

Fast im südlichsten Theile des schönen Spaniens, nicht viele Stunden vom mittelländischen Meer, wo seine tiefblauen Wellen an die Küste von Malaga und Almeria schlagen, erhebt sich eine Gebirgskette so hoch, daß die Spitzen ihrer Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind, die Sierra Nevada. Gegen Süden und Westen fallen ihre Wände schroff herunter, eine riesenhafte Schutzmauer bildend für die herrlichen Thäler und prachtvollen Städte, die sich auf der östlichen Seite befinden. Hier fällt das Gebirge terrassenförmig ab, und nachdem es hoch oben prächtig malerische Bergformen zeigt, sinkt es in weichen lieblichen Ausläufern in's Thal hinab. Einer dieser Ausläufer, eigentlich ein vorspringender Bergrücken, Cerro de Santa Elena genannt, ist durch zwei enge, felsige Thäler von den andern vorspringenden Ausläufern getrennt, und aus diesen Thälern, wo unten die Myrthe blüht und die Granate mit ihrer glühenden Blüthenpracht üppig gedeiht, stürzen zwei klare frische Bergwasser, der Xenil und der Darro, hervor, so das Elenengebirge auf zwei Seiten abgränzend. In der Ebene angekommen, neigen sich diese fröhlichen Kinder des

Berges gegen einander und vereinigen sich vielleicht eine Stunde von dessen Fuße. Der Xenil ist der stärkere und das spanische Volkslied nennt ihn den Verlobten und den Darro die Braut, die ihm ihren goldführenden Sand zur Morgengabe bringt, auch in der Umarmung des Gemahls verschwindet, denn von der Vereinigung an führen beide Flüßchen miteinander den Namen Xenil und eilen so durch die Vega dem Guadalquivir entgegen. — Ueber diese Vermählung existiren eine Menge spanischer Romanzen und Lieder. Eine derselben prophezeiht den einstigen Untergang Granadas durch die reißenden Fluthen des Darro, indem es sagt:

Darro tienne prometido,
De casarse con Genil;
Is le ha de llevar en dote
Plaza nueva y Zacatin.

Darro hat es einst verheißen,
Mit Xenil sich zu vermählen:
Führt ihm zu als Morgengabe
Plaza Nueva und Zacatin.

Und diese Vega! Sie ist am Fuße des Elenagebirges, was die Huerta bei Valencia ist; nur ist ihre Vegetation an Bäumen stärker und reicher.

Auf jenem wunderbaren Stückchen Erde nun, welches der Lauf des Xenil und Darro von der Ebene abschneidend dem Fuße des Cerro de Santa Elena zuweist, an diesen weichen Bergausläufer im Halbkreise geschmiegt und theilweise an ihm emporsteigend, liegt die alte prächtige Maurenstadt Granada. Während ihr westliches Ende in der Ebene lagert, sind die östlichen Stadttheile in die Schlucht des Darro hinein fortgebaut und sind auf das rechte Ufer übergetreten, wo nach der Flucht der Araber aus Baeza, Antequera u. s. w. ein neuer

Stadttheil, der Albayzin, entstand, die heutige Zigeunervorstadt mit Schutt, Ruinen und Erdhütten bedeckt, sie, die einst zehntausend vornehme Ritterfamilien beherbergte.

Auf jenem Bergausläufer aber, den hohe schneebedeckte Gebirge eifersüchtig zu bewachen scheinen und die Flüsse liebend umschlingen, thront das kostbarste Kleinod Granada's, ja jetzt ganz Spaniens:

Noch in ihren Trümmern hehr,
Mit Moschee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpallast der
Sultanin Scheherazade,
Liegt das Maurenschloß Alhambra.

Ein in allen Farben blitzender Edelstein, hoch erhaben über der Stadt und wieder überragt von der Gebirgskette der Sierra Nevada mit ihren zackigen Formen in grünlich violetter Färbung, die oben zum hellen Silbergrau verblaßt und gekrönt ist mit den blendenden Flächen des ewigen Schnees, über welche wieder emporstreben die glänzenden Gletscher des hohen unersteigbaren Veleta, des prachtvollen Cerro de Caballo und des Mulahacen mit seinem breiten, starren Haupte, die sich hier alle in der unbeschreiblich klaren Luft auf dem tiefblauen Himmelsgewölbe so scharf mit ihren feinsten Nuancen abzeichnen. Vor der Stadt breitet sich, vielleicht dreißig Stunden im Umfange haltend, die üppig blühende Vega aus, in welcher Granada liegt wie in einem grünen Meere.

Und wie ist die Stadt sanft am Berge aufsteigend auch in ihren Einzelnheiten so schön! Die unzählbaren Häuser mit ihren flachen Dächern und Terrassen, häufig mit freundlich grünenden Pflanzen bedeckt, mit luftigen Bogenreihen, mit Bogenfenstern und Arcaden, durchwebt vom hellen Grün der Orangenbäume und eingerahmt mit stolzen fast schwarzen Cypressen; über die Häusermassen empor erheben sich zahllose Kuppeln und Thürme, letztere bald schlank und zierlich, bald schwer und massenhaft.

Der Ausläufer des Elenagebirges, auf dem die Alhambra liegt, ist mit frischem weichem Grün bedeckt und zeigt nirgendwo eine nackte kahle Fläche, wie die meisten Berge Spaniens. Wird doch dieser Hügel von vielen und reichen Quellen getränkt, welche die Sierra Nevada ihrem Liebling spendet, auf daß er unaufhörlich prangen kann in jugendlicher Frische und dem Schmucke ewig grüner Wälder. Zwischen diesen hervor am Rande des Elenenberges erheben sich gewaltige, meistens viereckige Thürme und Mauern, welche in einem weiten Kreise die ganze obere Fläche des Berges einrahmen; aus rothem Sandstein erbaut, haben sie eine angenehme warme Farbe, die sich aus der grünen Umgebung so freundlich abhebt. Von dieser Färbung hat auch die ganze Mauernburg ihren Namen; so sagt man wenigstens; denn Al-hambra heißt das rothe.

Unter Alhambra versteht man aber nicht nur den bekannten Palast der maurischen Könige, sondern den ganzen Theil der Stadt, der auf der bezeichneten Anhöhe liegt und dessen Häuser wahrscheinlich zur engeren Hofhaltung gehörten; man könnte sagen, sie ist die Akropolis von Granada. Jetzt befindet sich dort oben eine Pfarrkirche mit einem Kloster, eine ziemliche Zahl Häuser, Höfe und Gärten, einige wüste mit Schutt bedeckte Plätze, der große unvollendet dastehende Palast Karls des Fünften und neben ihm die übrig gebliebenen Theile des Sommerpalastes der Kalifen.

All das Ebengenannte ist mit einer mehrere Ellen dicken Mauer und den gewaltigen viereckigen Thürmen ringsum eingeschlossen. Die meisten dieser Thürme waren von jeher zur Vertheidigung bestimmt und sind jetzt leer und halb verfallen; in einigen findet man freilich wie einen Edelstein unter Schutt und Trümmern irgend ein kleines erhaltenes Gemach im maurischen Geschmack wunderbar und herrlich verziert; nur an der Nordseite, wo sich der Berg steil zum Darro hinabsenkt, wo die größten Thürme stehen, sind sie wohl erhalten und verschließen in sich jene bekannten Gemächer, welche den Patio de la Alberca, der Hof des Teiches genannt, sowie den Löwenhof umgeben.

Hier ist die sogenannte Casa real del Alhambra, die Wohnung der maurischen Könige, was wir, wie schon bemerkt, im engern Sinn unter dem Namen: Alhambra begreifen.

Da, wo an der Südseite die Befestigungen aufhören, steigt man zu einer ziemlich tiefen Schlucht hinunter, auf deren gegenüber liegenden Seite höher als die Alhambra das kleine maurische Sommerschloß Xeneralife liegt, leicht und luftig von allen Seiten dem erquickenden Hauche zugänglich, der von den Schneebergen herabweht, mit Säulengängen und Terrassen, blendend weiß hervorleuchtend zwischen fast schwarz erscheinenden Cypressen, wie eine wunderliebliche Phantasie, wie ein verkörperter architektonischer Traum.

So waren wir also in Granada, wonach ich mich so unbeschreiblich gesehnt, was ich zu erreichen gestrebt wie ein Kleinod, das mir auch ewig bleiben muß; eine Erinnerung an dieß Paradies der Erde, und das ist Granada mit seiner himmlischen Umgebung, wird sich in meinem Gedächtniß, so hoffe ich, ungeschwächt erhalten, bis ich einstens überhaupt nichts mehr denken werde. Alle Mühseligkeiten der Reise, die wir bis jetzt erduldet, erschienen uns nie dagewesen und tausendfach belohnt. Wer ja, wie wir schon in alten Mährchen lasen, das kostbarste Zauberschloß gewinnen wollte, oder die Hand der wunderschönen Prinzessin, der mußte durch Wüsten und Einöden ziehen, mußte sich mit Drachen und Riesen herumschlagen. Ja, in allen unsern kleinen Leiden war uns der Gedanke an Granada stets wie ein Stern in dunkler Nacht, und mehr als Einmal citirte ich in den dürren Flächen der Mancha und den wilden Toledaner Bergen meinem Reisegefährten die Worte Freiligrath's:

> Und düster durch versengte Halme
> Wall' ich der Wüste dürren Pfad. —
> Wächst in der Wüste nicht die Palme?

So hatten wir also die Palme errungen und Granada erreicht, und als wir auf den Balcon vor unserm Fenster in dem kleinen Gast-

hof der Fonda nueva traten, sahen wir vor uns auf dem Berge den schönen Traum aus der Jugendzeit mit Einem Male verkörpert vor uns stehen, las torres bermejas, die rothen Thürme der Alhambra.

In Madrid hatte man uns die Fonda Minerva zur Wohnung vorgeschlagen; als wir uns aber von dem Eilwagen dorthin begaben, war das Haus öde und leer, vor der Thür empfing uns weder Wirth noch Kellner, sondern ein paar Maurerbursche mit Hammer und Kelle, welche uns anzeigten, der Gasthof sei auf eine Zeitlang geschlossen, weil ein neuer Eigenthümer im Begriff sei, ihn gänzlich umzubauen; zugleich aber erbot sich einer dieser Arbeiter, uns in einen nahe liegenden andern Gasthof zu führen, wo wir uns recht gut befinden würden. Da er hierin Recht hatte, so kann ich nicht umhin, die Fonda nueva allen künftigen Reisenden bestens zu empfehlen. Sie liegt auf dem Plazza del Lobo; dieser stößt an die breiteste Straße von Granada, die Carrera del Darro, von wo wir wenige Schritte zu Alameda vieja haben. Die Straße hat ihren Namen daher, weil der Darro mitten durch sie hindurchfließt, der hier von mehreren kleinen Brücken überwölbt ist. Gegenüber unsern Fenstern erhob sich ein eigenthümlicher alter Palast im ausgeartetsten Rococogeschmack mit wunderlichen Bildhauerverzierungen und seltsam gewundenen Säulen, wie man sie sonst nirgends bei Bauwerken aus jener Zeit wohl finden kann; das Dach in einer eigenthümlich ausgeschweiften Form und seinen sonderbaren Umrissen erinnerte mich lebhaft an neuere Gebäude in Constantinopel, namentlich die tief herabreichende Bedachung an einen kostbaren alten Brunnen in Topchana. Dieser Palast hier in Granada heißt sonderbarer Weise das Haus des Veziers, dient aber jetzt zu einer Kaserne.

Unser Gasthof befand sich in einem neugebauten Hause; in den untern Ränmen war ein Café, was für uns leider den Uebelstand hatte, daß wir den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein die unaufhörlichen Dudeleien eines Klavierspielers mit anhören mußten, eines unglücklichen Musikanten, der dort zum Vergnügen der Gäste fort und fort auf seinem Instrumente taglöhnerte. Ich habe dieser leidigen Zuthat

zu vielen spanischen Kaffeehäusern schon in Madrid erwähnt; hier aber hätte der Gasthofbesitzer billigerweise etwas mehr Rücksicht auf seine Gäste nehmen sollen. Im Uebrigen war an den Zimmereinrichtungen, an der Küche und den Preisen nichts zu tadeln; Frühstück und Diner wurden annähernd auf englische Weise servirt. Noch am Tage unserer Ankunft meldete sich ein Führer zur Alhambra und den übrigen interessanten Punkten Granada's, ein hübscher und lustiger Mensch, gebildet und von unerschöpflicher Laune, den ich empfehlend erwähnen muß. Er hieß ben Saken, ein Name, der fast arabisch klingt, und war der jüngere zweier Brüder von gleichem Beruf. Zur Ankunft hatten wir gut dinirt und schliefen vortrefflich, obgleich in gespannter Erwartung der wunderbaren Dinge, die wir morgen sehen sollten. War mir doch in der That zu Muth, wie in den Tagen meiner Kindheit vor dem Weihnachtsabend, wo wir eine herrliche Bescheerung erwarteten, von deren Schätzen wir nichts ganz Gewisses wußten, und uns nur ahnungsvoll erinnerten, daß wir allerlei prächtige Sachen in bunten Farben schillernd durch die geöffnete Thür erblickt.

Am andern Tage betraten wir schon in der Frühe die Gassen Granada's, durch welche wir einen Spaziergang machten und dann erst zur Alhambra hinaufstiegen. Hätten wir nicht dieses Ziel im Herzen gehabt oder wäre Granada die erste spanische Stadt mit maurischen Ueberresten gewesen, die wir betraten, so würden wir zu diesem Spaziergang Tage lang gebraucht haben; in Toledo, Jaen und so vielen andern Orten konnten wir oft Stundenlang betrachtend vor einem maurischen Thorbogen, vor einem zierlichen Fenster stehen bleiben, die sich aber auch dort nur vereinzelt zwischen den übrigen Bauwerken und an den Häusern zeigten, wogegen uns hier in Granada auf jedem Schritte irgend ein Anklang aus der Zeit der kunstsinnigen Araber aufstieß. War es hier eine ganze Hausfaçade mit hufeisenförmigen Fensterbogen, zierlichen Säulchen oder einer maurischen Terrassenkrönung, so war es dort ein Thor mit herrlich gemeißelten Inschriften, hier eine Brücke, die unverkennbare Spuren ihrer Erbauer trugen.

Dabei haben manche Straßen, namentlich aufwärts an den Ufern des Darro etwas unbeschreiblich malerisch Ruinenhaftes, hervorgebracht durch die Ueberreste einer kühn gesprengten Brücke, von der man noch Stücke der Endpfeiler, die Hälfte des zierlichen Bogens und dergleichen an den Häusern kleben sieht, oder durch einen Balkon mit fehlenden Gittern, einer Wand mit grünen Schlingpflanzen bedeckt, oder durch ein weit hervorspringendes maurisches Dachgesims, das einstens schön geschnitzt war und in hellen Farben prangte. Doch ist jetzt das Holzwerk verwittert, theilweise herabgefallen und grau geworden.

Die Straßen von Granada sind sehr eng und gewunden, wie in allen Städten von arabischer Bauart; die neueren Privatwohnungen sind einfach und ohne besonderen Styl, nur haben sie größtentheils Terrassen und hoch oben auf dem Dache meistens gegen Westen geöffnete Arcaden. Obgleich die Stadt an schönen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Klöstern, Spitälern aus der früheren und späteren christlichen Zeit reich ist, so sind diese doch nicht im Stande, von Granada den so poetischen maurischen Hauch oder Anstrich, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verwischen, vielmehr ist es gerade, als haben die Araber erst gestern die Stadt verlassen und könnten schon morgen wieder kommen, um ohne große Veränderungen von ihren Häusern und Schlössern Besitz zu ergreifen. Sind es doch kaum vierhundert Jahre, daß der letzte König von Granada, Boabdil, die Stadt verlassen mußte, und wenn ihm auch eine große Menge seiner Anhänger nach Afrika folgte, so blieb doch eine größere Anzahl edler Familien und Bürger zurück, die freilich nach und nach gezwungen wurden, zum Christenthum überzutreten, aber trotzdem noch lange an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter festhielten. Bis zur Zeit Karls des Fünften war maurische Tracht noch ziemlich allgemein in Granada, und erkauften sich doch noch im Jahr 1526 übrig gebliebene Araber für achtzigtausend Dukaten das Recht, die Tracht ihrer Väter beibehalten zu dürfen, für welche Summe Karl der Fünfte seinen Palast auf der Alhambra zu bauen begann.



Wie denn in der Stadt fast kein altes Haus mehr ist, das nicht mehr oder minder Ueberreste arabischer Baukunst zeigt, neben andern Gebäuden, die in demselben Styl noch vollkommen erhalten sind, so erinnern auch die Namen der Plätze, die Bivarrambla, sowie mancher Straßen und Thore, der Zacatin, Calle de los Zenetes, de los Gazules, de los Gomeles lebhaft an die Herrschaft der Araber.

Was muß Granada in jener Zeit gewesen sein, wenn man bedenkt, wie viel Wunderbares heute noch übrig geblieben ist, nachdem Fanatismus und Rohheit drei Jahrhunderte lang ihre verwüstende Hand an die Thürme und Schlösser der maurischen Königsstadt legten, damals, wo Granada zehn glänzende Schlösser zeigte, die auf den Abhängen des Gebirges standen? Damals, wo Granada der letzte Hort des Maurenthums in Spanien war? wo sich die Blüthe der arabischen Ritterschaft zusammenfand zu Schutz und Trutz ihres letzten Besitzthums in dem schönen Spanien gegen die unter König Ferdinand mächtig andringenden Christen? — damals, wo die Stadt der letzten maurischen Könige noch sechzigtausend wohlgerüstete Streiter in's Feld stellte? —

Die Kathedrale von Granada, die wir im Vorübergehen besahen, ist im sechszehnten Jahrhundert erbaut; eingespannt in ein sehr enges Stadtviertel, hat man rings um dieselbe keinen geeigneten Gesichtspunkt, um sie als Ganzes aufzufassen und auf die beiden Thürme, deren höher gediehener uns sogar noch unvollendet scheint, ist nur von ferner gelegenen Plätzen über der umgebenden Häusermasse weg ein Aufblick zu bekommen. Der ganzen Anlage nach könnte man diese große Kirche eine Schwester derjenigen von Jaen nennen, so ähnlich sind sich beide in der Wahl der dabei angewandten Bauformen. Das Innere ist schlank und von edlen Verhältnissen, namentlich der Chorabschluß von mächtiger Wirkung; was uns aber besonders anzog, war die Nordseite und namentlich das, leider nur von einem ganz kurzen Standpunkt sichtbare Nordportal. Gekuppelte Colonnen mit daran aufgehängten Wappenschildern und den oft wiederkehrenden Säulen des Her-

kules, prächtige eingerahmte Bogenstellungen, dazwischen angebrachte Nischen und Cartouchen; durchflochten von Friesen mit allerliebsten Kinderfiguren, die in den Ranken spielen, machen aus diesem sich über die ganze Höhe der Façade erstreckenden Portal ein so reiches Ensemble, daß es wohl mit allem Fug an die Seite der Certosa von Pavia gestellt werden darf.

Die südliche Seite des Aeußern ist alt und noch ganz gothisch, obwohl etwas schwerfällig, doch von ganz origineller Anordnung, wie denn überhaupt der kleine Platz, der hier neben der Kirche liegt, mit den interessanten alten Nachbarhäusern einen sehr dankbaren Vorwurf für einen Architekturmaler abgibt.

In dem eben erwähnten älteren Theil liegt die königliche Kapelle mit den weltberühmten herrlichen Königsgräbern.

Auf der einen Seite sind durch ein hohes Gitter abgeschlossen die Marmorsarcophage mit den liegenden Bildsäulen Ferdinands des Katholischen von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella, auf der andern Philipps des Schönen und der tollen Johanna, Meisterstücke spanischer Bildnerei, wie denn diese ganze geräumige Kapelle mit ihrem schönen Eingangsportal den wohlthuendsten harmonischen Eindruck hinterläßt.

Obgleich wir ein anderes berühmtes Bauwerk Granadas, die Cartuja, erst auf einem späteren Spaziergange in Augenschein nahmen, so will ich doch derselben hier mit einigen Worten gedenken. Sie liegt außerhalb der Stadt, gegen die Seite des Stierplatzes und ein paar englische Damen, die wir in unserem Gasthofe trafen, machten uns die größte Lust, sie zu sehen, da sie uns sagten, was Schönheit, Pracht und Geschmack anbelange, verschwinde die Alhambra vollkommen neben dieser Carthause. Obgleich uns das schon damals sonderbar vorkam und wir etwas mißtrauisch wurden gegen den Geschmack der Engländerinnen, so meinte doch auch unser Führer, ben Saken, die Cartuja sei mit das Prachtvollste, was die Stadt aufzuweisen habe. Wir wollten keineswegs über der arabischen Kunst die Denkmäler der christlichen

versäumen, die in der That bei Schilderungen Granada's zu oft in den Hintergrund gedrängt werden. Prachtvoll ist das Innere der Kirche der Cartuja unstreitig, deren Eingangsthüre schon aus seltenem Weinrebenholz besteht, denn noch nie sahen wir ein solche Verschwendung von Gold und eine solche Menge der edelsten Baustoffe in Einem Raume beisammen; die herrlichsten Marmore und Alabaster an den Wänden, überall die Thüren von wunderbarer Marqueterie aus edlen Hölzern, Perlmutter, Schildkröte, kostbaren Metallen u. s. w. mit den zierlichsten Zeichnungen und in den kleinsten Maßen. Der Camarin hinter dem Hochaltar ist von einer an's Fabelhafte gränzenden Pracht. Aber leider ist die Kostbarkeit der Baumaterialien auch Alles, die Verhältnisse und die sonstige architektonische Anordnung dieses verschnörkelten Raumes hat keinerlei Verdienst. Für das Non plus ultra wird die daran stoßende Sakristei gehalten, die nahezu so groß und hoch als die Kirche ist, weiß mit Gold; Boden, sowie Lambris und Altar mit den buntesten Marmorgattungen belegt. Die Schränke von unsagbarer Kostbarkeit, aber alle Gliederungen von unten bis in's Deckengewölbe so unruhig in allerlei Geigenformen verschlungen und völlig in der Art, als wären sie aus einer Butterspritze gekommen, daß wir es für das Werk eines wahnsinnig gewordenen Baumeisters halten mußten, und ich hiemit jeden Reisenden darauf, nur als auf ein Curiosum aufmerksam gemacht haben will. Der schöne Eccehomo von Murillo, der sich dort befindet, kann jedoch für den Gang entschädigen.

Ben Saken, der an unseren Ausrufungen wohl merkte, wie sehr die Kirche der Carthause unter unseren Erwartungen geblieben war, veranstaltete zu unserer Entschädigung einen kleinen Imbis, zu dem er Wein und Brod aus einer benachbarten Locanda holte und den wir in dem verwilderten Klostergarten zu uns nahmen, und dieß war in der That eine Entschädigung. Wir ließen uns in einem der kleinen Gärtchen nieder, die zu den Zellen gehörten, wo die nun vertriebenen Carthäuser wohnten. Vom Betpulte hinweg waren die frommen Mönche mit zwei Schritten in der freien Natur, wo sie ihre Rosen pflegten

und ihr Grab gruben; heute aber ist von einer Pflege der üppig wuchernden Gesträuche nicht mehr die Rede und nach und nach haben die rankenden Rosenzweige die Steinbank bedeckt, über welche sie früher eine Laube zum Schutz gegen die Sonne bildeten, aber gerade in dieser Verwilderung sind die Gärten der Carthause so über alle Beschreibung romantisch und schön. Vielleicht war es Profanation von uns, daß wir uns längere Zeit hier aufhielten, als in der Kirche, daß wir das Glas mit weißem Wein kreisen ließen und den Saken zuhörten, der uns eine spanische Romanze sang, die vom Falle Granada's erzählte. Vielleicht; — doch kann ich versichern, daß der blaue Himmel über uns und das wuchernde Rosengesträuch zwischen den Steinen und an den Wänden uns zu dankbareren Gefühlen gegen den aufforderte, der alles das werden ließ, als die seltsamen Marmorverzierungen in der Kirche, bei deren Anblicke nur ein Gefühl des Mitleids rege wird über den menschlichen Geist, der solches schaffen konnte.

Von der Kathedrale kamen wir durch mehrere winkelige Straßen auf den berühmten Platz von Bivarrambla, der in der alten Geschichte Granada's eine so bedeutende Rolle spielt.

Sich erging der Maurenkönig
Durch die Straßen von Granada
Von den Thoren von Elvira
Bis zum Thore Bivarrambla's.

Hier wurden von der Blüthe der maurischen Ritterschaft in Scherz und Ernst große Feste gefeiert, der Stier mit der Lanze gehetzt, auf raschen Pferden das Rohrspiel getrieben, oder man traf sich hier zum scharfen Kampfe auf Leben und Tod. Dann waren, wie uns die alten Geschichtschreiber erzählen, die Häuser des Platzes aufs Glänzendste verziert, mit Devisen und bunten Fahnen, vor Allem aber mit einem Kranze schöner Damen, die sich rings auf den Balconen befanden und durch ihre feurigen Blicke die Kämpfer aufmunterten. Damals gab es unter dem obgleich schwachen, aber prachtliebenden König Boabdil

noch mächtige Geschlechter in der Königsstadt, die aber statt gemeinsam den andringenden Christen entgegenzutreten, untereinander hartnäckige Fehde hielten wie die Capuletti und Montecchi in Verona, und sich fast bei jedem öffentlichen Zusammentreffen reizten und dann blutig an einander geriethen. Es waren zwei mächtige Geschlechter, die Abencerragen und Zegri, die seit langen Zeiten sich gegenseitig haßten und welchen die andern berühmten Ritter Granada's, die Alhamaren, Alabezen, Abenamaren, Gomelen und Gazulen anhingen. Auch an Pracht der Waffen, Pferde und Gewänder suchten sich diese Geschlechter zu überbieten, woher es denn auch wohl kam, daß bei den Kampfspielen und Stiergefechten hier auf der Bivarrambla eine fabelhafte Pracht zur Schau getragen wurde. Von den Fahnen und Devisen, mit denen der Platz ausgeschmückt waren, hatten erstere die Farben der verschiedenen Geschlechter, letztere galten der Tapferkeit, dem Ruhme und der Schönheit und Herrlichkeit Granada's.

Das ist nicht der Tod, durch welchen
Hohen Namens Ruhm erlangt wird,
Sondern ein glorreiches Leben,

oder:

Fama soll den Ruf verkünden
Von Granada, der so groß ist,
Daß es sie unsterblich machet.

auch hieß es an einem andern Orte:

Wahrer Adel nur bestehet
In dem Trachten nach der Tugend;
Wenn ihn Rechtlichkeit begleitet,
So gewinnt er Ruhm der Hoheit.

Von der Pracht der Feste selbst sagte eine andere Devise:

Töne laut, des Ruhms Posaune,
Und sie breche jedes Schweigen,

Weit verkündigend die Größe
Dieser unsrer schönen Feste,
Die mit solchem Glanz hervortritt.

Ein arabischer Geschichtschreiber, Ha-ben-Hamin, der in Granada geboren war und eine Chronik seiner Vaterstadt bis zur Eroberung durch König Ferdinand schrieb, gibt die Beschreibung eines großen Festes auf der Bivarrambla, welche nicht uninteressant für den Leser sein wird; und wenn sich auch vielleicht der Berichterstatter Ausschmückungen erlaubt, so lernt man doch die damalige glänzende Zeit, sowie die Parteispaltungen in der maurischen Königsstadt kennen, welche hauptsächlich Schuld an ihrem schnellen Untergange waren.

Im Monat September, so erzählt der Araber, nach dem Ramadan, als die Fastenzeit geendigt war, befahl der König, aus dem Gebirge von Ronda vierundzwanzig auserlesene Stiere zu holen. Der Platz von Bivarrambla war zubereitet für die Feierlichkeit, und der König, begleitet von vielen Rittern, besetzte den königlichen Erker, der zu diesem Zwecke ausersehen worden. Die Königin mit ihrem Damengefolge nahm ihren Sitz auf einem andern Erker, von eben der Einrichtung wie des Königs. Alle Fenster am Bivarrambla waren voll schöner Damen; und aus dem Reiche kamen so viele Leute, daß sich nicht Gerüste und Fenster genug für sie fanden. Solche Menge Volks war nie gesehen worden bei einem Feste in Granada. Auch von Sevilla und Toledo kamen dazu viele angesehene maurische Ritter. Bei diesem Feste beschlossen die Zegri, um ihre Feinde, die Abencerragen, zu reizen, ein altes Kennzeichen derselben, blaue Federbüsche, auf ihre Helme zu nehmen. Fühlen sie sich verletzt, wie ich hoffe, sagte einer ihrer tapfersten Ritter, Mahomad, so werden sie schon einen Streit mit uns beginnen; dann werfen wir im zweiten Gange, statt der Rohre, spitze Lanzen, und da wäre es ein besonderes Unglück, wenn nicht ein Abencerrage fiele.

Des Morgens begannen die Stiergefechte, wobei die Abencerragen

durch ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit Verwunderung erregten. In allen Fenstern und Altanen war nicht Eine Dame, die ihnen nicht zärtlich zugethan gewesen wäre. Es ward für ausgemacht gehalten, daß es im ganzen Reiche nicht einen Abencerragen gebe, der nicht begünstigt würde von Damen, und zwar von den angesehensten. Dieß war der Hauptgrund des tödtlichen Hasses und Neides der Zegri, Gomelen und Maza. Wahr ist's, jede rechnete sich zur Ehre, zum Liebhaber einen Abencerragen zu haben, und diejenige hielt sich für unglücklich und geringer, die keinen hatte; mit großem Rechte: denn nie sah man einen Abencerragen von üblem Wuchse oder Anstande, nie einen feigen oder unentschlossenen; alle waren sie leutselig und Freunde des Volkes; niemals ging der Bedrängte, mochte er sein, wer er wollte, ohne Hülfe von ihnen; selbst den Christen waren sie hold; in Person stiegen sie hinab in die unterirdischen Kerker, besuchten die christlichen Gefangenen, thaten ihnen Gutes und schickten ihnen Speisen. Dabei waren sie vor Allen tapfer und gute Reiter. Diese Eigenschaften zusammen machten sie geschätzt und geliebt im ganzen Reiche. Niemals zeigten sie Furcht, selbst bei dem Anblicke großer Gefahr. Sie verursachten viel Vergnügen durch ihren Anblick, da sie auf dem Platze umherritten; Aller, besonders der Damen Augen waren ihnen zugewandt. Nicht geringer als sie, erschienen an diesem Tage die Alabezen, die ebenfalls edle Ritter waren. Auch die Zegri zeigten sich sehr preiswürdig. Geschickt trafen sie den Tag acht Stiere mit der Lanze, ohne daß Einer von ihnen auch nur etwas aus dem Sattel gerückt wäre, und die wüthenden Stiere wurden so verwundet, daß es nicht nöthig ward, ihnen die Kniekehlen zu zerschneiden.

Es mochte ein Uhr sein, nachdem zwölf Stiere gehetzt waren; da ließ der König die Hörner und Trompeten erschallen, welches ein Zeichen war, daß sich alle Ritter des Festes auf seinem Balkon versammeln sollten. Sie kamen, und der König sehr zufrieden mit ihnen, gab eine prächtige Mahlzeit, dasselbe that die Königin ihren Damen, die an dem Tage reich geschmückt und von bewundernswürdiger Schön-

heit waren. Alle erschienen prächtig gekleidet, die Königin mit einem brokatenen Mantel von unschätzbarem Werthe wegen der vielen eingestickten Edelsteine. Sie hatte einen außerordentlich schönen Kopfschmuck, und vor der Stirne eine wunderbar künstlich gemachte Rose, in deren Mitte ein Rubin gefaßt, der eine Stadt werth war. Wohin sie den Kopf wandte, wurden die Augen geblendet von dem Glanze des Steines. Die schöne Darache war ganz blau gekleidet, ihr Mantel vom feinsten Damast, mit Silberstoff gefüttert und durchwirkt mit Goldstreifen. An ihrem reichen Kopfputze hafteten zwei kurze Federn, eine blau, die andere weiß, das bekannte Zeichen der Abencerragen. In dieser Kleidung war sie so schön, daß keine Dame in Granada sie übertraf, obgleich es dort, zu der Zeit, sehr viele reizende gab, und eben so reich geschmückte. Galiane von Almeria hatte ein Kleid von weißem Damast, so köstlich gewirkt, als bisher noch nicht gesehen war; der Mantel war ausgezackt mit großer Ordnung und Kunst, gefüttert mit dunklem Brokat; ihr Hauptschmuck besonderer Art. Man sah deutlich an ihrer Kleidung, daß sie frei war von verliebter Leidenschaft, wiewohl sie wußte, daß der tapfere Abenamar sie zärtlich liebte; aber dem Prinzen Muza hatte sie außerordentliche Zeichen ihrer Gunst gegeben. An diesem Tage war Abenamar nicht beim Spiele. Fatime erschien in schwarzer Kleidung; sie wollte nicht Muza's Farbe tragen, denn sie wußte schon, daß seine Neigung auf Darache gerichtet war. Ihr Rock war sehr kostbar, von schwarzem Sammt mit weiß brokatenem Futter, der Hauptschmuck reich und prächtig, an der Seite eine einzige grüne Reiherfeder. Sie war so schön, wie irgend eine der Anwesenden. Kohaide, Sarrazine, Arbolaje, Charise und die andern Damen der Königin zeigten sich ebenfalls in ungemeiner Pracht und solchem Reize, daß die Versammlung so vieler Schönheiten Erstaunen verursachte. Auf einem andern Erker saßen die Damen des Abencerragischen Geschlechtes von nicht minder anziehender Schönheit im Reichthum der Kleidung; besonders die liebliche Lindaraja, Tochter des Abencerragen Mahamete, welche alle übertraf; neben derselben ihre

Verwandten, die ihr wenig nachgaben. Als Liebhaber im Dienste der schönen Lindaraja verrichtete der muthige Gazul ausgezeichnete Thaten in Sanlukar.

Um wieder auf unsern Gegenstand zu kommen: Die Ritter und Damen endigten um zwei Uhr Nachmittags ihr Mahl. Ein schwarzer fürchterlicher Stier wurde losgelassen, der von solcher Schnelligkeit war, daß er denjenigen gleich erhaschte, auf den er stürzte, und kein Pferd ihm jemals entwischte. „Schön wäre es," sagte der König, „diesen tüchtigen Stier niederzustoßen." Malike Alabez stand auf und bat um Erlaubniß, es mit dem Thiere aufnehmen zu dürfen. Der König gab sie ihm, obgleich Muza es auch zu thun wünschte, jedoch darauf verzichtete, als er sah, daß Alabez Lust dazu habe. Dieser verbeugte sich ehrerbietig vor dem König, grüßte höflich die Ritter, und stieg hinunter vom Balkon auf den Platz, wo seine Leute einen vortrefflichen Grauschimmel hielten, den ihm sein Vetter geschickt hatte, der Sohn des Alkaiden von Roth- und Weißvelez, ein Mann von hoher Geburt, dessen Vater maurische Ritter, genannt Alkifaen, verrätherisch umbrachten, aus Neid wegen seiner guten Eigenschaften und der Liebe des Königs. Aber dieser rächte nachdrücklich die Verrätherei; von den sechs schuldigen Brüdern entkam nicht Einer, sie wurden alle enthauptet. Der gute Alabez, von dem wir jetzt reden, erhielt die Statthalterschaft von Weiß-Velez; ihn liebte sehr der König Audalja, den wir hier den jungen nennen. Von seinem Oheim also erhielt er das Pferd, welches er jetzt bestieg und einen Umgang machte im Platze, wobei er nach allen Erkern der Damen schaute, um seine Gebieterin Kohaide zu erblicken, und als er an den ihrigen kam, ließ er sein Pferd auf die Kniee fallen, neigte den Kopf auf den Sattel und bezeugte so seine tiefe Ehrerbietung seiner Dame und den andern, welche dort saßen; darauf gab er dem Rosse die Sporen, das mit der Wuth und Schnelligkeit des Blitzes davon stürzte.

Der König und alle Anwesenden bewunderten Alabez gutes Benehmen; nur den Zegri war es zuwider, denn sie betrachteten es mit

Augen voll tödtlichen Neides. In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei: der Stier rannte auf dem Platze umher, warf über hundert Menschen nieder, tödtete sechs und flog wie ein Adler auf den Ort zu, wo Alabez hielt. Dieser wollte heute seine außerordentliche Geschicklichkeit zeigen: er sprang mit großer Leichtigkeit vom Pferde, und ging dem Stier entgegen, den Mantel in der linken Hand haltend. Als der Stier ihn ganz in seiner Nähe erblickte, schickte er sich an, ihn mit den Hörnern zu fassen; aber der gute Alabez erwartete ihn festen Muthes; und nun, da der Stier den Kopf senkte, um den fürchterlichen Stoß zu vollführen, warf er ihm den Mantel über die Augen, wandte sich ein wenig auf die Seite, und faßte mit der rechten Hand das rechte Horn, mit solcher Kraft, daß das Thier unfähig war zu stoßen. Es bemühte sich loszureißen, machte große Sprünge und hob dabei immer den Ritter von dem Boden. Der brave Maure war in augenscheinlicher Gefahr, und es fehlte nicht viel, so hätte er bereut, die mißliche Probe unternommen zu haben; doch da sein Herz unerschütterlich war, so wankte er nicht, sondern hielt mit großer Tapferkeit gegen den Stier aus, der brüllend strebte, ihn mit den Hörnern zu fassen, aber wegen der Geschicklichkeit des Mauren nicht zu diesem Ziele gelangen konnte. Am Ende fand es Alabez schimpflich, auf solche Weise mit einem Thiere sich zu balgen; er lehnte sich auf die linke Seite des Stiers und drehte ihn mit solcher Kraft und Gewandtheit an den Hörnern, daß er mit ihm zu Boden fiel, wobei er die Hörner in die Erde drückte. Der Sturz war so fürchterlich, daß ein Berg zu fallen schien. Das Thier lag wie zerschlagen und konnte sich eine Zeit lang nicht rühren. Alabez erhob sich, ließ es liegen, nahm seinen feinen seidenen Mantel und ging auf sein Pferd zu, welches die Diener hielten; leicht, ohne in den Steigbügel zu treten, sprang er hinauf; alle Anwesenden waren entzückt über seinen bewundernswürdigen Muth. Nach einiger Zeit erhob sich der Stier, jedoch nicht mit seiner gewohnten Behendigkeit. Der König ließ Alabez rufen; er erschien mit so ungezwungenem Anstand, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen

wäre. „Gewiß Alabez," sprach der König zu ihm, „Ihr habt gethan wie ein wackerer und muthiger Ritter; von heute an seid Ihr Hauptmann von hundert Pferden, und Alkaide der Veste Kantoria, eine gute einträgliche Stelle." Für diese Gnade küßte ihm Alabez die Hand.

Unterdessen mochte es nun vier Uhr Nachmittags sein, und der König ließ zum Reiten blasen. Auf dieses Zeichen hielten sich alle Ritter des Festes bereit, um vorzurücken, wenn der Augenblick hiezu käme. Nach beendigtem Stiergefechte erschollen zahlreiche Trompeten, Pauken und Hörner. Der Platz war nun geräumt, und durch die Straße Zacatin ritt Muza, des Königs natürlicher Bruder, herein, der Anführer eines Turniergeschwaders, welches zu Vier und Vier auftrat, so rasch und auf so edle Weise, daß es eine Lust zu sehen war, dann vorüberzog und endlich in derselben Ordnung, schnell wie der Wind davon flog. Der Haufen bestand aus dreißig Rittern, lauter berühmten Abencerragen, nur Alabez war nicht von diesem Geschlechte, seiner Tapferkeit wegen nahmen sie ihn jedoch zum Begleiter.

Wir sprachen oben von den blauen stilberstoffenen Turnierkleidern und den wilden Männern als Merkzeichen: die Ritter erschienen mit denselben so reizend, daß alle Damen bei ihrem Anblick entzückt waren. Prächtig nahmen sich aus die Abencerragen, alle auf schneeweißen Rossen, nicht minder die Zegri, die durch eine andere Straße herein kamen, in Fleischfarbe und Grün gekleidet, mit blauen Federbüschen, auf schönen kastanienbraunen Pferden; Alle trugen dieselben Zeichen in den reichgestickten blauen Binden über den Tartschen; es waren dieß Löwen von der Hand einer Jungfrau gefesselt, und die Inschrift hieß: „Mehr Stärke hat die Liebe!" So erschienen sie je vier im Platze, und machten nun, nachdem sie sich gesammelt, rasche Schwenkungen und Spielgefechte mit einer Gewandtheit und Uebereinstimmung, die nicht weniger Vergnügen machten, als die der Abencerragen. Beide Haufen nahmen ihren Posten, legten die Lanzen weg und hielten ihre Rohre in Bereitschaft. Auf den Schall der



Trompeten und Hörner begann das Spiel sehr anmuthig und wohl verabredet, acht gegen acht rennend. Die Abencerragen, welche ihr bekanntes Abzeichen, die blauen Federn, an den Zegri bemerkten, gaben sich alle Mühe, sie mit den Rohren herunter zu werfen, konnten aber nicht zum Zwecke kommen, denn die Zegri deckten sich zu gut mit ihren Tartschen. Das Spiel ging so fort mit Heftigkeit und mancherlei Wendungen, aber immer nach Ordnung; es gab einen sehr befriedigenden Anblick. Das Fest wäre glücklich zu Ende gegangen, wenn es das Schicksal gewollt hätte, dieses aber, immer veränderlich, bewirkte, daß beiderlei Ritter ihrer unauslöschlichen Feindschaft nachgingen, bis sie alle zu Grunde gerichtet waren, wie wir unten erzählen werden. Die Wahrheit zu sagen: Mahomad, das Haupt der Zegri war die ganze Ursache dieses unglücklichen Tages; er hatte überlegt, wie der gute Alabez oder einer der Abencerragen getödtet werden könne, und in dieser Absicht richtete er es ein, daß Alabez von der gegenüberstehenden Seite auf seinen Haufen sprengen mußte, damit er und die Seinigen auf die Alabezen und ihre Anhänger losstürzen können. Sechs Rohre waren schon geworfen, als Mahomad seinem Haufen zurief: „Jetzt ist es Zeit, daß das Spiel sich entzünde!“ Darauf nahm er seinem Diener eine Lanze mit scharfer Damascener Eisenspitze, und erwartete Alabez mit acht Rittern seines Haufens, der nach der Weise des Spieles auf seinen Gegner zueilte, wohl bedeckt mit der Tartsche. Da sprang Mahomad hervor, ersah den Fleck, wo er Alabez am besten verwunden könne, und warf die Lanze mit solcher Gewalt, daß sie die Tartsche durchdrang und die Spitze den Arm faßte; der Aermel des festen Panzerwamses war nicht stark genug, zu widerstehen, das spitzige Eisen fuhr hinein und durchbohrte den Arm, dieser Stoß verursachte Alabez großen Schmerz; er eilte auf seinen Posten zurück, besah den Arm und fand ihn verwundet und voll Blut; laut rief er Muza und den übrigen zu: „Ritter! wir sind schändlich verrathen, ich bin auf böswillige Weise verwundet worden.“ Bestürzt und entrüstet ergriffen sämmtliche Abencerragen ihre Lanzen; Mahomad wandte um



mit seinem Haufen, um wieder seinen vorigen Platz einzunehmen, als Alabez in größter Wuth auf ihn zurannte. Da er eine sehr flüchtige Stute ritt, so erreichte er ihn schnell, rief mit vorgestreckter Lanze: „Verräther! hier sollst Du mir bezahlen meine Wunde!“ und durchstieß die Tartsche, die Lanze ging in den Panzer des Zegri und drang mehr als handbreit in den Leib. Der Stoß war so heftig, daß der Zegri halbtodt vom Pferde fiel. In diesem Augenblick begann ein wüthendes Scharmützel zwischen beiden, schon gerüsteten Parteien, wobei die Zegri bald im Vortheil waren, da sie sich besser dazu vorbereitet hatten als die Abencerragen; doch thaten ihnen diese tapferen Ritter nebst Muza und dem wackern Alabez großen Schaden. Groß war das Geschrei, ungeheuer das Getümmel. Der König, der Anfangs die Ursache des blutigen Kampfes nicht wußte, eilte herunter von seinem Balkon auf den Platz, bestieg ein schönes, reichgeschmücktes Pferd und rief: „Hinaus! hinaus!“ indem er mit einem Stabe in der Hand sich zwischen die erbitterten Streiter warf. Ihn begleiteten die vornehmsten Ritter von Granada und halfen ihm Frieden stiften.

Granada war seinem Untergang nahe, denn zu den Zegri stießen noch die Gomelen und Maza, zu den Abencerragen die Almoradi und Vanega; der Streit wurde immer hitziger und verwickelter, und man sah kein Mittel vor sich, Ruhe zu stiften. Endlich brachte es aber der König und die übrigen anwesenden unparteiischen Ritter dahin, daß die Kämpfer Frieden machten. Der tapfere Muza führte seinen Haufen durch den Zacatin nach der Alhambra, in Begleitung aller Fanega und Almoradi; die Zegri zogen sich zurück durch das Thor von Bivarrambla nach dem Schlosse Biwataubia mit der Leiche Mahomads, der inzwischen gestorben war.

Diese beständigen Streitigkeiten zwischen Abencerragen und Zegri's laufen wie ein rother Faden durch die Geschichte der letzten Zeiten Granada's und schließen mit der bekannten Ermordung einer Menge von Rittern des ersteren Geschlechtes auf Befehl des Königs Boabdil, da

vier Zegri den Abencerragen Abinhamad beschuldigten, mit einer Gemahlin des Königs eine Zusammenkunft im Garten der Xeneralife gehabt zu haben. Boabdil ordnete zur Wiederherstellung der Ehre der Königin, für deren Unschuld sich fast ganz Granada erhob, ein Gottesgericht an, in welchem die vier Zegri mit vier andern Rittern kämpfen sollten, doch hatte die Königin, so sagt der Geschichtschreiber, im Bewußtsein ihres Rechts Keinen ihrer Freunde zu ihrer Vertheidigung aufgefordert und überließ Alles dem Willen Gottes.

Auf demselben Platze, wo wir uns jetzt befinden, wurden damals Turnierschranken aufgerichtet, sowie ein schwarzes Gerüst, auf welchem die Königin, umgeben von ihren Frauen und umringt von den edelsten Geschlechtern, die sich in Trauerkleidern eingefunden hatten, mit Ergebung ihr Schicksal erwartete. Die Stimmung gegen den König war so, daß die Stadt anfing, sich zu empören und die Almoradinen, Alabezen und Gazulen im Begriff waren, hervorzubrechen, um Boabdil vom Throne zu stoßen. Doch wurden sie gewarnt, denn wenn sie auch die Königin aus Lebensgefahr befreiten, so blieb doch ihre Ehre befleckt, wenn sich keine Kämpfer für sie zeigten. Alle Fenster, Erker und Altane waren besetzt und angefüllt mit Menschen, unter denen aber Niemand war, der nicht geweint hätte und tief gerührt gewesen wäre. Die vier Zegri, welche erwartend in den Schranken hielten, trugen über ihrer Rüstung grüne und schwarze Kleider und hatten eben solche Fähnlein und Federn. Auf ihren Schildern zeigten sich Schwerter, an denen Blut herabtropfte, mit der Inschrift: „Für die Wahrheit wird es vergossen.“

So war denn die Partei der Königin in gespannter Erwartung von Morgens acht Uhr bis Mittags um zwei, wo sich immer noch kein Kämpfer gezeigt hatte. Da auf einmal hörte man Lärmen, den Ruf des Volks, sowie das Klirren von Pferdehufen hinter dem Thore von Bivarrambla. Vier Ritter erschienen in türkischer Tracht, die auf mächtigen Rossen in die Schranken sprengten und sich als Kämpfer für die Königin ankündigten. Sie waren himmelblau gekleidet;

die Turbane um die Stahlhauben von weißer Leinwand; mit goldenen und blauen Streifen durchwirkt, zeigten oben eine Spitze mit einem reichen Busch von blauen, grünen und rothen Federn, untermischt mit Gold- und Silberschnüren. Die Inschriften auf ihren Schildern waren verschieden und bezogen sich auf den Kampf, um die Ehre der Königin zu retten. Eine hieß:

Himmelan will ich ihn heben,
Daß er desto tiefer falle,
Für die weltbekannte Bosheit,
Die er ohne Scheu begangen.

Die vier unbekannten Kämpfer aber waren christliche Ritter aus dem Lager König Ferdinand's und zwar Ponce de Leon, Don Alonzo de Agilar, Don Johann Tchacon und der Alkaide von Donzelles. Nach einem wilden erbitterten Kampfe tödteten sie die vier Zegri's und so wurde die Ehre der Königin gerettet.

Nicht umsonst habe ich vor den Augen des Lesers den jetzt stillen Platz von Bivarrambla mit Gestalten und Bildern der ehemals so glänzenden Zeit bevölkert; mir selbst tritt an solchen Stellen das Andenken an eine gewaltige Geschichte, die sich hier abrollte, immer lebhaft vor die Seele und bringt mich in eine Stimmung, die mich besonders fähig macht, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, mit doppeltem Interesse zu betrachten. Ich habe nun einmal die glückliche Phantasie, um mir einbilden zu können, hier auf der Bivarrambla sei soeben ein glänzendes Kampfspiel beendigt, und ich sei umfluthet von dem Gewühl der Zuschauer und Kämpfer, die nun eilfertig auf allen Seiten dem Platze entströmen. Vor uns geht es den Zacatin hinauf, eine enge Straße auf beiden Seiten im Erdgeschosse der Häuser mit reichen Gewölben besetzt, Kaufläden aus denen heute noch wie damals bunte seidene Stoffe und goldene Geschmeide flimmern und glänzen. Dort hinauf führt der Weg zur Alhambra und die Straße ist mit einem dichten Menschenstrome, mit Reitern und Fußgängern angefüllt.

kriegerische Musik erschallt, die Waffen klirren, die Hufe der Pferde dröhnen auf dem Pflaster und wenn man so hinschaut, erblickt man nichts wie einen bunten leuchtenden Strom aus zahllosen Farben, aus Gold- und Silberglanz bestehend, gewaltige Wogen, die sich vor uns hinwälzen, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüschen und strahlenden Helmzierden bestehen. — — Weiterhin zieht es über die Plaza nueva und jetzt erreichen wir die Calle de los Zenetes, so benannt von einem tapfern maurischen Stamme, der die Leibwache der letzten Könige von Granada bildete, die hier am Fuße der Alhambra ihre Quartiere hatte, und die Calle de Gomélès. Mit dem Ende dieser Straße sind wir auch am diesseitigen Ende der Stadt, am Thor de las Granadas, von den Mauren Bib-leuzar genannt, von wo der Weg aufwärts nach der Alhambra führt, angelangt.

Wie es soliden Reisebeschreibern geziemt, wollen wir hier unsere Phantasie dahinter lassen und mit ihr die Schaaren der glänzenden Reiter, denen wir bis hieher in Gedanken gefolgt. Was sollten sie auch droben thun, die alten edlen Geschlechter, in den zerstörten Palästen ihrer Könige? Gewiß scheuen auch ihre gespenstigen Pferde vor dem christlichen Kreuze, das auf der Kirche prangt und sie selbst vor dem Palast des christlichen Königs, dessen Vorfahren sie aus ihrem Paradiese verjagt. Entlassen ist also unser kriegerisches Traumgefolge, und während wir die Blicke zurück zur Gegenwart führen, flattert die Farbenpracht, die uns soeben umgab, Gold und Silber wie ein strahlender schillernder Schaum in alle Lüfte, ohne aber für uns zu verschwinden, denn über uns haben wir ja das tiefe Blau des schönen spanischen Himmels; die glänzende Sonne wirft eine Masse von Gold rings um uns her und aus dem dunkeln Grün der Cypressen blicken uns in einer wahren Farbengluth rechts von der Höhe herab die rothen Thürme, Las torres bermejas entgegen.

Wir sind am Fuße der Alhambra, die Festungsmauern derselben, von denen ich schon früher sprach, senken sich hier in eine Schlucht hinab, welche den Cerro de Santa Elena in zwei Theile theilt; doch

oben am Rande dieser Schlucht steht links den zwei rothen Thürmen entsprechend der Thurm der Vela, um auch von diesseits den Eingang zu vertheidigen. Das jetzige Thor de las Granadas rührt von Karl V. her, ist etwas schwerfällig und nicht besonders groß, aber aus ihm lacht uns ein herrlicher Garten entgegen.

Wenn man das Thor hinter sich gelassen hat und den Berg hinansteigt, so glaubt man im ersten Augenblicke nicht mehr in Spanien zu sein, wo auf Straßen im Allgemeinen, sei es auf Chausseen oder auf Wege, selbst in den königlichen Parkanlagen, keine besondere Sorgfalt verwandt wird. Der ganze Berg, auf dem die Alhambra liegt, ist mit hochstämmigen Bäumen, Ulmen, Eichen, Platanen, Lorbeeren und Kastanien bewachsen und von Wegen durchzogen, die sanft aufwärts führen und so breit sind, so reinlich und gut erhalten, daß sich sogar eine englische Parkanlage daran nicht zu schämen brauchte. Hier ist man davon überrascht, entzückt, geblendet. Die Kronen der hohen Bäume, durch welche der Weg führt, neigen sich oben gegen einander und bilden einen dichten Laubgang, der die heiße Sonne abhält, und der bevölkert ist mit einer Menge lustig singender Vögel. Zu beiden Seiten an den Stämmen vorbei ziehen sich Rosenhecken hin, die jetzt schon so früh im Jahre mit Laub bedeckt waren und aufspringende Knospen zeigten. Rechts und links von der Straße sind die Partieen waldartig gehalten, mit niedern Sträuchen und Gras bedeckt, und heute sahen wir ganze Strecken blauer Veilchen, die einen wunderbaren Duft aushauchten. Der ganze Berg ist überreich an Quellen, die überall hervorquillen und sprudeln und die Vegetation angenehm befeuchten, wozu die Menschenhand hier nachhalf. Zu unserer Rechten strömt das Wasser an einem kleinen Abhange hervor, wird von einer Steinschale aufgefaßt, übersprudelt diese wieder von allen Seiten, um sich dann wieder als Bächlein zusammenzufinden, das eine Zeitlang willkürlich hin und her zu fließen scheint, bis es sich endlich weiter unten in eine Rinne zwängen muß, die es an den Stamm durstiger Bäume hinleitet. Zu unserer Linken, wo der Weg eine Biegung macht

und so ein kleiner Platz entsteht, erhebt sich ein Springbrunnen mit zierlichen Becken von weißem Marmor, über welche das Wasser in einem dicken Strahl hoch hinauf springt, dann im Herabstürzen die verschiedenen Schalen füllt und mit melodischem Plätschern von einer zur andern niederfällt. Hier haben wir eine natürliche Bodenvertiefung mit zu- und abfließendem Wasser, dort an der Mauer, welche röthlich durch die grünen Zweige schimmert, bricht es hervor aus weiten Kupferröhren und ergießt sich in einen zierlichen maurischen Steinbehälter, der aus Einem Stücke gehauen ist. Man kann nicht glücklicher sein, als so beim Beginn des schönen Frühlings zur Alhambra hinaufzusteigen. Dieser Morgen ist mir unvergeßlich mit seinem Blüthenduft, mit den smaragdglänzenden, eben sich entfaltenden Blättern der Bäume, mit dem strahlenden Himmel und der Sonnenlichtmasse, welche durch die jetzt noch nicht dichtbelaubten Zweige hie und da zu dringen vermag und zitternde leuchtende Punkte auf den Boden niederwirft; im grauen Sande goldene Flecken, auf denen wir glänzende Käfer emsig dahin ziehen sehen, bei dem Fächeln einer wunderbar lauen Luft und bei dem Rauschen der unzähligen Quellen, die alles das hier noch in ehemaligem Glanze und Pracht gesehen, und die gewiß so schön zu erzählen wüßten von den tapfern Rittern und den schönen Maurinnen.

Nach einigen Windungen des Weges, den wir träumend und erwartungsvoll zurückgelegt, und nachdem wir an einem großen an die Terrassenmauer angelehnten, auch von Karl V. herrührenden monumentalen Brunnen von großem Wasserreichthum vorbeigekommen, bleiben wir endlich staunend stehen, denn wir haben das Hauptthor der Alhambra vor uns, das wir in Zeichnungen und Bildern gesehen in einer früheren Zeit, wo wir noch nicht an das Glück dachten, unter diesem Thorbogen dahinschreiten zu können. Am Abhang des grünen Berges, rechts angebaut an eine mächtige Terrassenmauer erhebt sich die gewaltige viereckige Masse, das Thor des Gerichts Arco de justicia, mit der kühnen Wölbung seiner Halle in hufeisenförmigem Bogen, über dem eine zierliche lange Inschrift besagt, daß der Thurm durch den

Maurenkönig Jussuff Abulhagehg im Jahre 749 der Hegira erbaut wurde. Auf dem Schlußstein des Thorbogens befindet sich eine Hand, oben drüber im Schlußstein des wagrechten Bogens das Abbild eines Schlüssels, welcher für den Muselmann symbolisch die Eröffnung des Himmelreiches bedeutet. Unter dem Thurme des Gerichtes pflegte nach alter orientalischer Sitte der Kadi oder auch der König selbst Recht und Urtheil zu sprechen. Indem wir unter seinem dunkeln, kühlen Gewölbe dahin gingen, war es ordentlich rührend für mich, an der Wand eine Einrichtung zum Aufstellen der Lanzen zu sehen, die noch so gut erhalten war, als sei sie erst gestern benützt worden. Vom Thore des Gerichts führt der Weg eine Strecke zwischen hohen ausgezackten Mauern dahin und bald erreichten wir das zweite Thor im sogenannten Weinthurme Torre del vino; doch ist sein Gewölbe verschlossen und da die Straße neben ihm vorbeiführt, so steht er wie verlassen auf der Seite. Die Wölbung seines Thorbogens, wunderschön von einem reich ornirten einrahmenden Viereck umschlossen, ist ebenfalls mit zierlichen Sculpturen und Inschriften bedeckt; auch sind die ganzen Verhältnisse dieses Baues so graziös, wie man nur etwas sehen kann. Oben in dem Thurme scheint sich eine spanische Familie eingenistet zu haben, denn unter dem arabischen, durch eine kleine Säule gespaltenen zierlichen Doppelfenster bemerkten wir ein paar neue Blumentöpfe mit blühenden Geranien, sowie das reizende Gesicht eines schönen Mädchens, das behaglich an der Brüstung lehnte und uns ruhig mit ihren großen glänzenden Augen ansah; das war in dem dunkeln, halbverfallenen Gemäuer eine recht angenehme Erscheinung.

Wir haben jetzt die Höhe des Berges erreicht und zugleich eine große Esplanade, den Platz der Algiven; man könnte ihn mit dem Schloßhof einer weitläufigen Ruine des Nordens vergleichen; gerade vor uns ist eine niedere zertrümmerte Brustwehr, von welcher hinab man auf den Albaycin blickt, der tief unten am Abhang liegt, durch die malerische Darroschlucht getrennt. Links an dem ziemlich öden Platze erheben sich, beinahe von keinem Fenster durchbrochen, die

schweren stumpfen Massen der torre quebrada und del homenage mit einer kleinen in der uns zunächst liegenden Ecke angebrachten Eingangsthür, durch die man zu den Vorwerken und der torre de la Vela gelangt; hinter uns erheben sich jenseits des Thals die rothen Thürme; neben dem Weinthore, bei dem wir stehen, geht es eine breite Straße hinauf, an der hie und da ein kleines Haus liegt; das Ende derselben ist geschlossen mit der Pfarrkirche und deren durchbrochenem Glockenthurm. Rechts von uns aber erhebt sich der riesenhafte unvollendete Palast Karls V. in seinen für die damalige Zeit staunenswerthen Verhältnissen.

Man sagt, Karl V., dem Granada, namentlich aber die Aussicht hier oben vom Berg der Alhambra außerordentlich lieb gewesen sei, habe diesen Palast zu einer Residenz für sich erbauen wollen; eine andere Ansicht ist die, der stolze Kaiser und König habe damit ein Werk herstellen wollen, bestimmt, die Wunder der Alhambra zu verdunkeln; wie dem auch sei, wir wären dankbar, wenn dieser Bauplan gar nicht zur Ausführung gekommen wäre, der nur mit Aufopferung eines großen Theils der alten arabischen Konstruktionen ermöglicht werden konnte. und jetzt durch etwas, wenn auch an sich sehr Prächtiges, aber doch völlig Fremdartiges, die kostbare Schöpfung der alten Mauren herrisch beengt und den wohlthuenden Einklang der Bauart zernichtet.

Dieser Palast, dessen Bau Beruguete leitete, besteht aus zwei gewaltigen, in gelbem Stein ausgeführten Stockwerken über einander, von wohlgelungenen Proportionen, die Einfassungen der Thore und Fenster sind, so wie die beiden Hauptgesimse, die die Stockwerke abschließen, schön und kräftig profilirt, die Haupteingänge durch gekuppelte cannelirte Säulen ausgezeichnet, an deren Postamenten der Schmuck sehr lebendig componirter und schön gehauener Reliefe, Kämpfe zwischen christlichen Rittern und Mauren darstellend, mit Geschick angebracht ist. Der Palast ist so lang als breit, die Zimmer und Säle erstrecken sich längs der Façaden, und die Verbindung der einzelnen Räume unter einander wird durch doppelt über einander gestellte Colonnaden ver-

mittelt, welche den in der Mitte liegenden kreisförmigen Hof umgeben, der groß genug wäre, einem Kampfspiel oder Stiergefecht zu dienen. Die Treppen liegen in den Ecken, die zwischen dem Kreis und dem umschriebenen Quadrat übrig bleiben. Das Ganze gewährt von Innen und Außen einen majestätischen Eindruck, aber gleichsam wie wenn der altehrwürdige Bau der Alhambra hätte eine Genugthuung empfangen sollen, wurde das Werk Karls V. nicht vollendet, das Ganze liegt in traurigem Verfalle, der Fußboden im Innern ist mit Schutt bedeckt, von den Säulen sind schon viele verletzt, manche der Balustraden zertrümmert und oben auf den Zinnen des unfertigen Gebäudes, das nie ein Dach gehabt, wachsen Pflanzen und kleine Bäume, und dort haben die Vögel des Himmels freien Zutritt.

Aber wo ist die Alhambra, der Mährchenpalast, den zu sehen wir unsere Erwartung kaum zügeln können? Auf dem Platze, von dem ich eben sprach, ist nur das zu sehen, was ich erwähnt; doch richtig, dort hinten noch etwas. An die kolossalen Wände des kaiserlichen Palastes lehnt sich eine Mauer, bescheiden vom Platz zurücktretend, und so einen dunkeln Winkel bildend, in dessen Hintergrund sich ein mäßig großes Thor befindet, der Eingang zur Alhambra. Wer sich vom Schlosse der maurischen Könige zuvor ein Bild gemacht, und dabei seine Phantasie von dem Ausdruck Palast und von Erinnerungen an orientalische Mährchen oder Beschreibungen hinreißen ließ, findet sich hier sehr enttäuscht; wer aber, wie ich, die Wunder der Stadt Damaskus gesehen, mit ihren fabelhaft prachtvollen Häusern, die aber an der Straße nur eine zerfallene Lehmwand mit schlechtem Thore und schießschartenähnlichen Fenstern haben, der konnte schon geduldig, wenn gleich mit klopfendem Herzen warten, bis sich die Thür in der Mauer vor uns geöffnet. Befinden wir uns ja nicht vor einem Tempel oder Palast der Griechen, Römer oder Egypter, die ihre Bauwerke mit auf äußeren Effect berechneten. Hier aber sind wir auf einem orientalischen Schlosse, das seine Wunder hinter festen Thürmen und hohen Mauern verbirgt, denn der müßige Spaziergänger soll sich ja nicht daran erfreuen, nur

er, der Besitzer, ruhend an den murmelnden Wassern seines Feenhofes unter kühlen Säulengängen und duftenden Orangen.

Die Thür öffnet sich langsam und wir treten ein. Was wir aber hier sehen, können Worte nicht schildern. Kann man ja auch nicht die wunderbaren Klänge der Musik beschreiben, oder vielmehr nicht ihre Wirkung, nachdem sie uns im Innersten ergriffen und gerührt. So auch hier. Gewöhnlich wird eine gespannte Erwartung nicht befriedigt; aber hier in der Alhambra wird sie übertroffen. Das Thor hat sich hinter uns wieder geschlossen, tiefe Stille umgibt uns und wir befinden uns in einer andern, einer Mährchenwelt. So muß es den fahrenden Rittern zu Muthe gewesen sein, die sich kämpfend und siegend durch alle Hindernisse durchschlugen und jetzt endlich das Feenschloß erreichten, in dessen Räumen das kostbare Gut zu finden ist, dem sie nachgestrebt. — Das Schwert entsinkt ihrer Hand, sie können nur staunen und bewundern.

Wir befinden uns nach Durchschreitung eines dunkeln Vestibules in einem Hofe, den die Mauren Mesuar nannten, jetzt aber heißt er de los Arrayjanes, Hof der Myrthen, oder Patio de la Alberca, der Hof des Teiches; vor uns haben wir ein etwas über hundertzwanzig Fuß langes und etwa dreißig Fuß breites marmornes in den Fußboden eingelassenes Becken, der Länge nach auf beiden Seiten bekleidet mit Rosenhecken und Gesträuch; der Teich ist mit klarem Wasser gefüllt, das von Goldfischchen belebt ist, und die rings um die Pflanzenbeete herlaufenden Gänge sind mit breiten Platten von weißem Marmor belegt. Zu unserer Rechten, sowie zu unserer Linken befinden sich an den schmalen Seiten des Hofs zwei offene Hallen von je sieben Bogen und von schlanken Marmorsäulen getragen, die Bogen sind im Halbkreis geschlossen und die filigranartigen in Stuck ausgeführten Ornamente über und an den Bogen sind noch vortrefflich erhalten, die Decken der hinter diesen Bogen hinlaufenden Hallen glänzen uns in ihrer Farbenpracht und in ihren wunderbaren Arabesken wie ein geöffnetes Schatzkästlein entgegen; das leuchtet und strahlt durch einander, und

UNIVERSITY OF MICHIGAN

das Auge ist lange nicht im Stande, irgend etwas mit gehöriger Ruhe zu betrachten. Alles ist mit Skulpturen bedeckt, die in Roth, Blau, Gelb und Grün gemalt sind, vom Fußboden bis zur Höhe der Lambris erheben sich glänzende Fayenceplatten, Azulejos, das Ganze mit einem Netze der phantastischsten Fäden überziehend, welche bald die wunderbarsten Arabesken darstellen, bald in zierlichen Buchstaben arabische Sprüche. Hier im Hofe des Teichs findet man häufig den Spruch: „Wà le ghalibile Allah," Gott allein ist Sieger; der Wahlspruch von Aben-Hamar, den er seinem Volke entgegenrief, wenn sie ihn Ghalib, Sieger, nannten. Man findet ihn unzählige Male, meistens auf Fayenceplatten, die einen blauen Balken im silbernen Felde zeigen. Die beiden Langwände, die diesen Hof umschließen, von gleicher Höhe wie die Bogenstellung der Hallen, sind nur von wenigen Thüren und kleinen darüber angebrachten Fenstern, die das obere Stockwerk beleuchten, durchbrochen und machen einen sehr wohlthätigen ruhigen Eindruck, aber jede dieser einzelnen Oeffnungen ist in so wunderlieblicher Weise durch die sie umgebenden ornamentirten Rahmen eingefaßt, und wird durch die über den Marmorboden hinlaufenden Lambris von bunten Fayenceplatten mit den andern verbunden, daß sie das innigste Wohlgefallen erwecken. Nachdem wir uns in der bei unserem Eintritt zu unserer Linken gelegenen Bogenhalle sattsam umgesehen, uns in den an ihren beiden Enden angebrachten, mit den zierlichsten Azulejos ausgetäfelten Nischen niedergelassen, erkennen wir erst den neuen Reiz der an den Palast Karls V. angelehnten gegenüberliegenden Seite, die sich in entzückender Weise in dem Wasserbecken abspiegelt, und die auf der untern Bogenreihe noch ein kleines Halbstockwerk, und darüber eine zweite Reihe von Arcaden, den untern ähnlich trägt, und so das schwerfällige Nachbargebäude verdeckt. Ein sehr feines Gefühl ließ die Araber den mittlern untern Bogen diesseits und jenseits größer als die übrigen machen, um dem springenden Strahl aus der im Boden senkrecht je unter dem Mittelbogen befindlichen Schale Platz zu geben und die

Uebersicht über den Hof, unter der Thüre, die in den anstoßenden Raum führt, noch freier und unbeengter zu gewähren.

Dieses hinter den Arcaden liegende lange und schmale Gemach, parallel mit der Halle laufend und von gleicher Länge, Sala de la barca oder Halle des Segens genannt, dient als Vorzimmer zum Saal der Gesandten. Rechts und links in der Mauer vor der Eingangsthür befinden sich kleine Nischen, wo diejenigen, welche vor den König traten, ihre Pantoffeln ablegten. Eigenthümlich ist eine Inschrift, die sich hier befindet, und die von dem Hofe und Saale sprechend, in Versen sagt: „Wenn Du meine Schönheit anschaust, ohne Beziehung auf Gott, so muß ich Dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, Deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der Dir den Tod geben kann. Und wer diese kunstreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu seinem Schutze und damit er gesund bleibe, die fünf Finger seiner Hand zusammen.“ Es ist dieß der Schutz gegen das böse Auge, das Gettatore, dessen sich auch heute noch die Italiener bedienen.

Eine wunderschöne Holzdecke, fast noch mannigfaltiger in der Verschlingung der einzelnen Formen als diejenigen der hinter uns liegenden Bogenhalle zieht sich über die Sala de la Barca hin, aus den glatten Deckenflächen wölben sich einzelne Kuppeln heraus, und die nahe an beiden schmalen Enden quer über den Raum gesprengten Gurtbogen vermählen sich mit dem Deckenwerk in der reizendsten Weise; die Azulejos der Lambris, die Stuckbekleidung der Wandungen, die liebliche Harmonie der Färbung, die herrliche Arbeit der Thürflügel in tausendfältiger Verschlingung sternförmiger Grundformen steigern die Erwartung auf den Raum, zu dem wir hier nur gleichsam das Vestibule sehen, und in der That ist der nun folgende Saal der Gesandten, Sala de los embajadores, ein Prachtwerk, auf welches das bisher Gesehene nur annähernd vorbereitete.

Auf der Verlängerung der Mittellinie des Myrthenhofs gelegen und von drei Seiten frei als einer der Festungsthürme vor den andern

Gebänden vortretend, ist dieser Thurm „des Comares“ eine von außen schwerfällige krenelirte Masse, die schon beim Eintritt in den Myrthenhof zu unserer Linken hoch die übrigen Gebäude überragte, die unscheinbare Hülle eines kostbaren Inhalts. Im Gegensatz zu den in die Breite gestreckten Verhältnissen des Myrthenhofs und der Halle der Segnung, hat der Saal der Gesandten durch seine hoch aufstrebende schlanke Proportion eine imponirende Majestät erlangt und beweist die Feinheit des Verständnisses, die diese glückliche Steigerung herbeiführte. Dieser Prachtsaal, in dem die fremden Gesandten empfangen wurden, so lang als breit, und bis zur Gewölbspitze fast zweimal so hoch, ist von sehr dicken Mauern umschlossen, und in jeder der nach außen gekehrten Wände von drei Bogenöffnungen in der Höhe des Fußbodens durchbrochen, die so gleichsam besondere Kabinete bilden, von denen die mittleren je durch eine in der äußern Mauerfläche stehende feine Marmorsäule in zwei Theile gespalten ist; höher oben unter dem Kuppelanfang dringt in jeder Wand durch eine Reihe von je fünf kleinen Bogenfensterchen noch weiteres Licht in den auf diese Weise geheimnißvoll erhellten Raum. Dieser Saal, der größte bedeckte Raum der Alhambra, ist von einer ans Wunderbare gränzenden Ausschmückung, jede Erwartung, die man sich von dieser eigenthümlichen Schöpfung machen kann, übertreffend, seine Wände haben bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine ringsumlaufende Lambris von glänzenden Azulejos mit blauen und grünen Verzierungen, Rosetten, Sterne und phantastische Blumen darstellend; darüber ist die ganze Wand mit erhaben gearbeiteten Arabesken bedeckt, die vermittelst einer Form aus dem weichen Gyps gedrückt und dann hellblau mit rothem Grunde gemalt wurden, über welche Vergoldungen rings umher ein phantastisches Netzwerk bilden. Arabesken im gewöhnlichen Sinne sind die Verzierungen in der Alhambra eigentlich nicht, denn sie bilden keine größeren zusammenhängenden Gegenstände, auch keine Blumen, Blätter oder Thiere, obgleich eine Andeutung an das vaterländische Lotosblatt sehr vielgestaltig und häufig vorkommt. Es ist, wie schon gesagt, ein

Netzwerk von bunten Farben und Gold, deren einzelne Fäden oder Ranken das Auge fast unmöglich verfolgen kann, in den eigensinnigsten Windungen springen sie hierhin und dorthin hinab, verschlingen und durchkreuzen sich, scheinbar im Chaos, das aber in gewissen Gränzen wieder die wunderbarste Symmetrie zeigt. Diese Verzierungen wiederholen sich an allen Wänden, nur über Fenstern und Thüren befinden sich breite Ränder mit andern Mustern, die hier eine Menge von Inschriften enthalten, welche einen Theil der Verzierung ausmachen, indem sie oft durch die Verschlingung der einzelnen Fäden gebildet sind. Der in polygonischen Abschnitten kuppelförmig gewölbte Plafond zeigt Boiserieen von prachtvoller Arbeit, welche Sterne und Achtecke in schönster Symmetrie bilden; wo sich das Gewölbe an die Wände anschließt, bildet es Steinfestons mit herabhängenden Bögchen, Zapfen vorstellend, die aus den Höhlungen herabtropfen und wie Versteinerungen erscheinen. Wunderlieblich ist von der dem Eingang gegenüber liegenden Fensternische die Aussicht auf die Stadt mit ihrer Ebene, auf das Thal des Darro und ins Gebirge hinein, aber nicht minder reizend der Rückblick durch die beiden herrlichen Thüröffnungen hindurch nach dem Saal der Segnung, durch die davor liegende Halle, und über den glänzenden Wasserspiegel des Myrthenhofs hinweg nach dem jenseitigen fernen Bogengang.

Nach längerem Verweilen kehrten wir wieder zu diesem Bogengang zurück, und von dort aus betraten wir das Allerheiligste der Alhambra, den Löwenhof, und waren wir vorher schon erstaunt und überrascht, so blieben wir bei diesem Anblick mit einem Ausrufe der Bewunderung auf der Schwelle stehen. Es gibt nichts Reizenderes und Zierlicheres in der ganzen Welt, als den Patio de lo leones; früher war es ein Garten voll blühender Gebüsche, Rosen, Oleander und Jasmin, jetzt steht er verödet und die Gewächse sind verdorrt; seine Längenaxe bildet einen rechten Winkel mit der des Myrthenhofs, und er umfaßt ein Viereck von hundert Fuß in der Länge und sechsundfünfzig in der Breite; zweiundachtzig schlanke weiße Marmorsäulen

tragen einen bedeckten Bogengang, der rings umher läuft, und sich in der Mitte einer jeden der beiden schmalen Seiten zu einem viereckigen Pavillon erweitert, der in den Hof vorspringt. Wir sind in der Mitte der schmalen Seite eingetreten, rechts und links von uns erstreckt sich die diesseitige Arkadenhalle, in deren Fußboden drei runde Wasserbecken eingelassen sind, und wir überblicken den sonnigen Hof durch den uns zunächst gelegenen Pavillon, den zweiundzwanzig der eben genannten Säulen im Quadrat umgeben, und der wieder ein rundes Wasserbecken im Fußboden umfaßt; gerade aus fällt der Blick auf den in der Mitte stehenden Löwenbrunnen, links überragt die achteckige Kuppel des Schwesternsaals, rechts die Erhöhung vom Saal der Abencerragen, die in zierlicher perspektivischer Flucht sich verlierenden Bogengänge der beiden Langseiten, und gegenüber öffnen sich die Bogen des Gerichtssaals gegen den Hof, der in diesem magischen dunklen Rahmen gefaßt ein in der That einziger Anblick ist. Die Säulen des Hofes sind glatt und stehen alternirend paarweise und einzeln, mit Ausnahme der Ecken, sowohl des Hofes als der Pavillons, wo sich drei oder auch vier gekuppelt befinden. Alle Capitäle derselben sind verschieden, aber eins immer zierlicher als das andere; die einzelnen Bogen sind über den Säulen getrennt durch senkrechte Friese, die, von ungleicher Breite, je nachdem die Säulen darunter einzeln oder paarweise gestellt sind, ziemlich hoch über die Bogenrundnng hinauf reichen und einen eckigen Rahmen darum her bilden, der in Verbindung mit einem prachtvoll verzierten Band, das rings um den Hof herumlaufend, oben die aufsteigende Friese unter sich verbindet, das über jedem Bogen verbleibende, aufs Zierlichste durchbrochene Oberfeld nur noch eleganter erscheinen läßt, und durch das kunstvoll geschnitzte Hauptgesimse der ganzen Bogenreihe einen unvergleichlich schönen und edlen Abschluß verleiht. An den beiden Pavillons ist bei Ueberspannung der Säulenweiten die Form des Halbkreisbogens verlassen und stoßen die über den Säulen allmählich sich erbreiternden Massen in zwei gegen einander geneigten Linien zusammen, so daß die Bodenflächen gleichsam

vom Gesimse herabzuhängen und nur leicht auf den Säulen zu ruhen scheinen. Da sie aufs Kunstreichste durchbrochen sind, so daß man überall Tageslicht und Sonne durchflimmern sieht, so kann man sie mit kostbaren Spitzengeweben vergleichen, mit denen Hof und Säulen reich drapirt sind. Betrachtet man den Rand eines solchen Bogens genau, so muß man gestehen, daß man nichts Schöneres sehen kann, und daß es fast unmöglich ist, eine Beschreibung davon zu machen. Man könnte sagen, die unzähligen Höhlungen, mit welchen er durchbrochen ist, erscheinen uns wie die Zellengewebe der Bienen. Obgleich die Vertiefungen, die so gebildet werden, willkürlich durcheinander geworfen zu sein scheinen, so geben sie doch wieder ein festes System, haben dagegen, flüchtig betrachtet, ganz das Ansehen von Stalaktiten in Tropfsteinhöhlen. Die übrigen Bogen bilden nicht die vollständige nach unten einwärts gekrümmte Hufeisenform, sind vielmehr verhältnißmäßig zur Höhe etwas schmal, doch ist das Alles mit einem solchen Verständniß für Eleganz und Zierlichkeit ausgeführt, und paßt so harmonisch zusammen, daß hier auch gar nichts anders gestaltet sein dürfte. Die Decke des Säulengangs besteht aus kostbarer, eingelegter und reichbemalter Holzarbeit, wie die im Saale der Gesandten. Von den ehemaligen bunten und glänzenden Dachfliesen ist nichts mehr vorhanden und die Gebäude sind mit gewöhnlichen Ziegeln bedeckt. Wie muß dieser Anblick gewesen sein in jener Zeit, da die Alhambra noch vollkommen erhalten und bewohnt war, wo der so feenhaft umschlossene Garten selbst in dem höchsten Blumenschmucke prangte! Was wir überhaupt heute noch davon sehen, ist nur der Sommeraufenthalt der maurischen Könige; der Winterpalast befand sich da, wo jetzt das Schloß Karls V. steht.

In der Mitte des Patio de los leones befindet sich auf der Kreuzung der beiden Mittellinien der berühmte Löwenbrunnen; zwei übereinander stehende Marmorschalen, wovon die vieleckige große untere, deren Rand mit Inschriften bedeckt ist, durch zwölf sehr roh gearbeitete Löwen getragen wird, denen man eigentlich nur durch die Mähnen



ansieht, was sie vorstellen sollen. Da die Proportion dieser beiden Schalen und alle übrigen Verhältnisse so schön und richtig abgewogen sind, so ist das Zerrbild der Löwen durch den Mangel an Uebung der Nachbildung lebender Wesen, welche den Orientalen eigentlich verboten war, zu entschuldigen. Jetzt steht dieser Brunnen staubig und trocken, ehemals sandte er einen reichen Wasserstrahl hoch über die Dächer hinaus, so wie dieses auch aus den Rachen der zwölf Thiere hervorsprudelte, und das herabstürzende Wasser lief aus der Marmorschale in Rinnen, die sich heute noch am Fußboden befinden, welche den klaren Quell durch den ganzen Garten und die anstoßenden Gemächer führten, den Pflanzen Nahrung bringend, den Menschen Kühle und Frische.

Da wir vom Myrthenhofe hereingetreten sind, haben wir auf der linken Seite im Patio de los leones den Saal der zwei Schwestern, de las dos hermanas, der seinen Namen hat von zwei gleichen Marmorplatten von ausgezeichneter Größe und Weiße, die in den Fußboden eingelassen sind. Dieser Saal, durch einen schmalen Vorraum etwas abgerückt von der Colonnade des Löwenhofs und um einige Stufen gegen dieselbe erhöht, ist ein Gemach von etwa fünfundzwanzig auf dreißig Fuß mit zwei sich gegen dasselbe in weiten Bogen öffnenden dunkeln Seitenkabineten, an deren schmalen Enden besondere Stücke, unverkennbar für Bettnischen abgeschnitten sind. Rückwärts dem Saaleingang gegenüber öffnet sich ein vierter Bogen als Zutritt zu einem Corridor, der so lang ist als der Saal und die beiden Kabinete zusammen, und über den an seiner langen Außenwand als Schluß dieser, mit dem Myrthenhof parallelen Enfilade ein kleiner Erker, das Kabinet der Infanten genannt, nach außen frei hervorragt.

Die Mitte des Fußbodens zwischen „den beiden Schwestern" nimmt wieder ein rundes Wasserbecken ein, dessen Ueberfluß nach dem Löwenbrunnen abwärts läuft. Die Anlage dieses Appartements, obwohl von außerordentlicher Einfachheit, hat einen unsagbaren Reiz; die drei auf-

einanderfolgenden Räume sind von ausnehmender Schlankheit und einer unbeschreiblichen Eleganz des Details; von unten herauf ist der Saal mit Azulejos getäfelt, die obern neben den vier Bogenthüren übrig bleibenden quadratischen Felder jeder Wand von den originellsten Dessins und äußerst harmonisch gefärbt, höher hinauf übergeht der Raum nach und nach in's Achteck und sind die Ecken durch zierliche an der Wand klebende Marmorsäulchen gefaßt; ein breiter Fries zieht sich rings unter den obern kleineren Fensterchen umher, deren sechszehn wieder durch ganz feine Säulchen getrennt, ein träumerisches Licht in das Innere ergießen, und der aus einer Menge kleiner Kuppelnischen der verschiedensten Gestalt, bestehend in tausend abwechselnden Bienenzellenformen der Spitze zustrebende Deckenwölbung eben so viel Licht zuführen, um den Beschauer einzuladen, diese fabelhaften Durchdringungen der mannigfachen Formen mit dem Auge zu verfolgen und zu enträthseln, um ihn recht die Unmöglichkeit seines Beginnens fühlen zu lassen. In gleicher Zierlichkeit und Feine strahlen die anstoßenden Gemächer, der Corridor und das Kabinet der Infanten sich wechselsweise an Reiz der Erfindung überbietend. Zahlreiche Inschriften bedecken überall die Wände. Fast alle ermahnen zur Anbetung Gottes und zum Lobe des Propheten. Eine größere in Versen preist in der erhabenen und glühenden arabischen Ausdrucksweise die Schönheit des Löwenhofes:

„Ein Garten bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, so wäre es

nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreise des Himmels scheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Gestalt ist schlank und frei, und der Schatten, den sie geben, ist gleich einem hellen Strahl, und an ihnen sind Perlen ohne Gleichen. Und wer sie errichtet hat, kann sich über alle erheben. Unvergleichlich ist ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieses Gemach trifft, entsteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe etwas vergleichen kannst. Was mir aber meinen größten Werth gibt, ist der Glaube, der in mir sich in seinem vollsten Glanze zeigt und in ihm vereinigen sich alle meine Schönheiten."

Von dem Saal der zwei Schwestern gehen wir durch den Bogengang des Hofes nach dem Hintergrunde desselben in den Saal des Gerichtes. Rechts und links von dem Säulenpavillon, der vor ihm in der Mitte liegt, sowie gegen diesen selbst öffnet sich der Saal mit drei großen Bogenportalen gegen den Löwenhof; jedes derselben ist aber an und für sich durch zwei freistehende Marmorsäulen, wieder zu drei kleineren Arkaden abgetheilt, vor deren mittleren jedesmal ein rundes Wasserbecken den Fußboden der Bogenhalle unterbricht. Der Saal ist neunzig Fuß lang und sechszehn breit, also mehr eine Gallerie als ein Saal; den drei Portalen, die ihm allein Licht zuführen, entsprechen jedoch an seiner Rückwand drei große Nischen oder Divans, die ihn auf fünfundzwanzig Fuß erbreitern. Sechs prachtvolle Querbogen sind von der vordern nach der Rückwand gesprengt und über denselben wölben sich drei hohe Kuppeln, wetteifernd an Zierlichkeit mit der des Schwesternsaals. Es ist leicht zu erachten, welchen reichen Anblick sein Inneres durch diese vieltheilige Disposition gewähren und wie poetisch der dämmerige Raum den Bewohner stimmen muß.

In den Divans sind, abweichend von der übrigen Verzierungsweise die Deckengewölbe mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt; die an den Enden etwas abgelöste Bildfläche zeigt, daß die Gemälde auf Leder aufgetragen sind und die mittlere Darstellung einer Versammlung von zehn bewaffneten Greisen in zwei sich gegenüber stehenden Gruppen, worin man eine Rathsversammlung erblickte, hat dem Saal den Namen sala del Tribunal verliehen; die Bilder in den beiden anderen Nischengewölben stellen Jagden und Kämpfe dar und trage ich nach der ganzen Behandlungsweise kein Bedenken, die Bilder für ächt arabisch zu halten.

Gegenüber dem Saal der beiden Schwestern befindet sich nun der Saal der Abencerragen, den wir zuletzt betreten. Eine in der schon beschriebenen Form reich geschmückte Bogenthüre führt wie jenseits zuerst in ein sehr schmales Vorzimmer, gegen das der Saal um etwas erhöht ist. Er ist länglicht und sind von demselben zu beiden Seiten durch zwei Bogenwände, die je auf einer freistehenden Marmorsäule ruhen, zwei Alkoven abgeschnitten, so daß der Mittelraum wieder in's Quadrat gerückt wird. Ein breiter reicher Fries lauft an allen Seiten darüber hin und von dort nimmt durch bienenzellenartige Uebergänge höher und höher hinauf der Saal die Grundform eines viereckigen Sternes an, in jeder Seite von einem kleinen, halbrund geschlossenen Luftfenster durchbrochen; die spitzig nach oben darüber zusammenlaufende Decke, den ein- und ausspringenden Winkeln des Sternes folgend, ist eine so staunenswerthe Combination, daß alle Beschreibung unzureichend wird. Durch und durch reizend und aller Schwere beraubt, baut diese luftige Architektur sich bei jedem veränderten Standpunkt kaleidoscopartig zu immer neuen überraschenden Effecten in wirklich den Beschauer verwirrender Weise zusammen.

Hier hat man eine der wunderbaren Wände, nach dem Vorbild einiger noch fast ganz wohlerhaltener Stellen, wiederhergestellt, indem man Farben und Vergoldung auffrischte, und sieht nun deutlicher, wie überaus reizend diese unendlich verschlungenen arabischen Dessins

gewesen sind. Die Herzogin von Montpensier, welche in Sevilla wohnt, gibt jedes Jahr eine bedeutende Summe zur Herstellung der Alhambra, und diese rühmenswerthe Munificenz hat die Behörden von Granada in den Stand gesetzt, Bedeutendes für die Unterhaltung, ja Wiederinstandsetzung der Alhambra zu thun.

Auch an den Gallerieen des Löwenhofs ist man beschäftigt, die Stukkatur-Arbeiten zu erneuern, zu welchem Zwecke man von den alten Verzierungen neue und sehr genaue Formen gemacht hat, in welche die weiche Gypsmasse gegossen wird und so die neuen Arabesken den alten vollkommen ähnlich werden. Um den Löwenhof aber vollständig zu restauriren, brauchte man ziemlich bedeutende Mittel, denn von den Säulen sind manche aus ihrer ehemaligen Lage gewichen und einige der prachtvollen durchbrochenen Bögen mußten durch starke Eisenstangen befestigt und so vor dem Zusammenstürzen bewahrt werden. Da während unseres Besuches auf der Alhambra gerade an den neuen Wandverzierungen gearbeitet wurde, so gelang es uns, freilich zu ziemlich theuren Preisen, von den alten herabgenommenen ein paar Stücke zu erlangen, die wir als kostbare Andenken mit uns nahmen.

Nahezu in der Mitte des Fußbodens des Saales der Abencerragen befindet sich nun die große Marmorschale, welche den blutigen Mittelpunkt jener romantischen Geschichte bildet, die unter den Lorbeergängen der Cypressen auf der Xeneralife entstanden und mit dem früher erwähnten Gotteskampfe auf der Bivarrambla, sowie mit dem Untergange Granadas endigte.

Es waren vier Zegri, welche, um den verhaßten Stamm der Abencerragen zu verderben, sich eines Tages zum Könige Boabdil begaben und ihm zuschworen, daß sie mit eigenen Augen gesehen, wie seine Gemahlin im Garten der Xeneralife mit dem Abencerragenritter Abin-hamad eine Liebesnacht gefeiert. Dieß sei geschehen, gaben die Zegri an, bei einem nächtlichen Fest auf der Xeneralife, die Königin habe ihre Frauen verlassen und sich allein unter das Cypressendunkel

begeben, wohin nun Abin-hamad von einer andern Seite gekommen. Dort vernahmen wir, so reizten sie den schon wüthenden König, innige Seufzer und feurige Küsse, und als der Abencerrage nach einiger Zeit glühend vor Lust und Freude zurückkam, trug er auf seinem Kopf denselben Kranz von rothen Rosen, den die Königin früher in ihrer Hand gehalten. — Daß Boabdil auf diese Anklage sehr blutig und summarisch verfuhr, ist wohl begreiflich. Er entbot dreißig der edelsten Abencerragen-Ritter, worunter Abin-hamad, der sein eigener Schwager war, in die Alhambra, und als sie im Myrthenhof versammelt waren, ließ er den Palast schließen und sie einzeln in den Saal treten, in welchem wir uns gerade befinden und wo am Boden die Marmorschale das Blut der ermordeten Abencerragen aufnahm, die niedergemetzelt wurden, so wie sie einzeln das Gemach betraten. Diesen Dreißig, die sich diensteifrig zuerst einstellten, sollten noch viele Andere folgen; doch: „Gott wollte es nicht," erzählt der arabische Chronikenschreiber, „daß diese Grausamkeit weiter ginge, und es begab sich, daß der junge Edelknabe eines der Ritter, ohne daß es Jemand gewahr wurde, mit seinem Herrn hineinkam, und sah, wie sein Herr und die übrigen Ritter enthauptet wurden. In dem Augenblick, daß die Thür geöffnet ward, um einen andern zu rufen, schlüpfte der Edelknabe hinaus. Voller Angst um seinen Herrn weinend begegnete er bei der Quelle der Alhambra, wo noch jetzt die Pappeln stehen, den Rittern Malike Alabez, Abenamar und Sarrazino, die zur Alhambra hinaufstiegen, um den König zu sprechen; und sagte ihnen weinend und zitternd: „„Ach, ihr Herren Ritter, beim heiligen Allah gehet nicht weiter, wenn ihr nicht bösen Todes sterben wollt!"" So wurde die blutige Justiz des Königs bekannt, und der größte Theil der Abencerragen konnte sich retten.

Daß man heute noch in dem weißen Marmor der Wasserschale am Boden röthliche Flecken und Streifen sieht, kann ich bezeugen, ohne aber behaupten zu können, ob es natürliche Flecken des Steins, oder Blutspuren sind. Unser Führer ben Saken und ebenso manche

Reisende, die den Saal der Abencerragen besucht, sind der letztern Ansicht. Doch ist über diese ganze Sache schon so viel geschrieben und in Romanzen gesungen worden, daß man nicht weiß, wo die Gränze zwischen Wahrheit und Dichtung ist. Wollen doch spätere Bewohner der Alhambra nächtlicher Weile im hellen Mondlicht gespenstige Schatten im Löwenhof bemerkt haben, weiße, flatternde Gewänder, die aus dem Saal der Abencerragen zu fliehen schienen. Erzählte mir doch ein glaubwürdiger Bekannter, er habe längere Zeit auf der Alhambra gewohnt und in stillen Nächten oftmals ein leises Geflüster und seltsame Klagetöne gehört. Doch ist dieß leicht zu erklären; wenn das zierliche Durcheinander der unzähligen Säulen mit ihren schneeweißen Steinbroderien vom bleichen, zitternden Mondlichte beschienen ist, so kann sich eine erhitzte Phantasie bei diesen, im Halbdunkel unbestimmteren und darum noch wunderbareren Formen wohl gespenstige Vorstellungen machen.

Wenn man aber hier in diesem Feenhofe wandelt, so glaubt man unwillkürlich an alle Wunder, an alle diese poetisch schönen Geschichten, welche uns Chronikenschreiber und Romanzen erzählen. Ich habe da eine überaus glückliche Natur und es wird mir zu einem wahren Bedürfnisse, solche merkwürdige Stellen mit Gestalten und Sagen aus ehemaliger Zeit zu bevölkern, deßhalb glaube ich auch an das unverschuldete Unglück der schönen maurischen Königin, an die Rache Boabdils, an die dreißig ermordeten Abencerragen, an die Blutflecken im Marmorbassin, sogar an die nächtlich flüsternden und klagenden Stimmen im Löwenhofe und an die gespenstigen Schatten, welche dem Saal der Abencerragen entflattern. Ja, als wir jetzt wieder zurückkommen in den Saal des Komares, so bin ich fest überzeugt, daß es der Platz dort links am Fenster war, wo man die wunderbare Aussicht auf die Ebene hat, von dem die Romanze singt:

In dem Zimmer von Komares
Einst die schöne Galiane

Mit Geschicklichkeit und Mühe
Stickte einen reichen Aermel,
Für den tapfern Sarrazino,
Welcher treibt für sie das Rohrspiel.
Solchen Werth hat dieser Aermel,
Daß er keine Schätzung findet.

Uebrigens sind wir der schönen Galiane zu Liebe nicht hieher zurückgekehrt, sondern vom Saal der Gesandten führt in der Dicke der Mauer eine Treppe zu einer hoch auf dessen Zinnen liegender, eine prachtvolle Aussicht gewährender Terrasse, eine andere geräumigere Treppe aber zu einer beiderseits freistehenden, von den christlichen Königen auf die Höhe der Festungsmauer angelegten Gallerie, deren Dach von arabischen Marmorsäulen getragen ist. Von hier hinab blicken wir in tiefe düstere Höfe, die sich noch ein Stockwerk unter dem Patio de los leones an der Umfassungsmauer befinden, aber auch in den hübschen Garten der schönen Maurin Lindaraja, der freilich sehr verwildert ist und nichts Gartenähnliches mehr hat. Bemerkenswerth ist hier nur eine geschuppte Brunnenschale von ganz außerordentlich schöner Arbeit. Unangenehm fällt dem Beschauer eine seitwärts liegende Fortsetzung dieser Gallerie auf, die von oben bis unten mit eisernen Stäben vergittert ist und zum Aufenthalt der tollen Johanna gedient haben soll, die hier bis zu ihrem Tode verwahrt wurde. Doch wollen wir alle trüben Gedanken an Wahnsinn und Kerker hinter uns lassen, denn wir haben einen der viereckigen Thürme erreicht, die sich kühn und trotzig aus der Schlucht erheben, in welcher tief unten der Darro braust. Auf diesem Thurme aber befindet sich einer der schönsten und wunderbarsten Punkte der Alhambra, ein kleiner, viereckiger, ganz isolirter Pavillon, auf jeder Wand von drei Oeffnungen durchbrochen mit einem äußeren, ringsumlaufenden Gange, der auf drei Seiten frei, von acht schlanken, weißmarmornen Säulchen getragen wird, welche durch leichte, reich verzierte Bogen

verbunden sind. Es ist dieß das sogenannte Boudoir der Maurenkönigin el tocador de la reyna mora. Wände und Decke sind mit Frescogemälden aus der Zeit Karls V., Arabesken, Landschaften, Blumen und Früchte vorstellend, bedeckt; wenn aber auch diese Wandmalereien noch schöner wären, als sie sind, so ist doch die Aussicht von hier oben so großartig und prächtig, daß wir zum Betrachten der Wände kaum die Zeit finden und uns immer wieder an eins oder das andere der Fenster hingezogen fühlen. Vor uns auf grüner Bergwand lauscht die zierliche Xeneralife zwischen ihren Cypressen hervor, neben welcher die zackigen Felshörner der Sierra Elvira in weiter Ferne heraustreten, auf ziemliche Strecke die fruchtbare Vega umspannend und zu gleicher Zeit Granada, das weit ausgebreitet zu unseren Füßen liegt, stolz und herrisch, grau und ehrwürdig und dabei wieder so jugendfrisch durch den grünen Kranz der Granaten- und Orangenbäume, wie das ewig lebendige, murmelnde Wasser des Darro und Xenil, welches sie umströmt. An einem andern Fenster haben wir die Schneegipfel der Sierra Nevada vor uns und hier ist der Anblick wahrhaft zauberisch. Ist die Aussicht nach der Vega sanft und lieblich, so ist diese hier stolz und majestätisch, denn hoch über den weißen Schneeflächen erheben sich die mit Eis bedeckten Hörner des Mulahacen und Picacho de la Veleta, und da die Luft so unbeschreiblich klar und rein, der Himmel aber tiefblau ist, so treten diese Bergriesen so eigenthümlich nah vor uns hin, daß man glaubt, sie mit einem Steinwurfe erreichen zu können, und den angenehmen kalten Hauch zu fühlen, den der Wind, über sie dahinstreichend, herüber trägt.

Daß unberufene Finger die Wände dieses himmlischen kleinen Ortes mit höchst prosaischen Bemerkungen und Namen bekrizelt, ist recht traurig und that uns um so weher, als auch Mancher sich nicht gescheut hatte, mit seinem eigenen unbedeutenden Namen durch irgend eine Arabeske zu fahren.

Vom Tocador betreten wir eine unregelmäßige Folge von Gemächern aus der Zeit Karls V., welche für ihn und seinen Hof ein-

gerichtet waren. In manchen derselben hat man mit wenig Geschick die maurischen Wandverzierungen aus den andern Theilen der Alhambra nachzuahmen versucht und sieht man auch hier buntfarbige Azulejos, gleichsam eine Uebersetzung derselben in Renaissanceformen, aber gegen jene arabischen von sehr dürftiger Zeichnung und Färbung. Unzählige tragen den Wahlspruch des so rastlos strebenden Kaisers: „Plus oultre!" Schade ist es überhaupt, daß bei den späteren vielen Restaurationen auch der Haupträume der Alhambra die früheren Azulejos nicht nachgeahmt, sondern andere willkürliche Dessins substituirt wurden.

Unter diesen Gemächern liegen die alten maurischen Bäder, zu denen man von einem kleinen Hof über einige abwärts führende Stufen gelangt. Hier finden wir wieder Spuren der Wandverzierung wie sie uns im Saal der Gesandten entzückten. Die Decken der Badekammern sind aus zierlichen Gewölben gebildet mit vielen sternenförmigen Oeffnungen, die wohl mit buntem Glase verschlossen waren und durch welche das hereindringende Licht freundliche, bunte Reflexe auf den weißen Marmor der Fußböden, der Badewannen, der Säulen und Pilaster warf. Sehr schön ist der daran stoßende Ruhesaal, luftig, schlank, rings von Altanen umgeben und mit einer großen Brunnenschale in der Mitte. Bei der sehr bewegten Grundform, der Abwechslung von hohen und niederen Säulen, weiten und engen Bögen, den vielen Vor- und Rücksprüngen der Wände und der eigenthümlichen hoch oben hereingeführten Beleuchtung ist derselbe ein sehr lebendiger, interessanter Raum.

Vom vielen Schauen ermüdet, kamen wir durch verworrene Treppen und Gänge und halbverfallene Gemächer wieder nach dem Löwenhofe, den wir unmöglich schnell wieder verlassen konnten. Ben Saken hatte unterdessen für einige Erfrischungen gesorgt. Der Hüter der Alhambra war so freundlich, uns eine Guitarre zu leihen, und so lagerten wir uns in dem Saal der Schwestern, die Gläser klangen und altspanische Romanzen, von der wunderbaren Pracht der Alhambra er-

zählend, von Liebe, Kampf und Sieg erklangen durch die stillen Räume des Löwenhofes. — Das war eine unvergeßliche Stunde.

Am andern Morgen in der Frühe waren wir schon wieder auf der Alhambra, schritten mit demselben Staunen, wie gestern, durch den hochgewölbten Bogen unter der gewaltigen Masse des Gerichtsthurmes hindurch und pochten wieder an die bescheidene Pforte, die so viel Kostbares verschließt. Nachdem wir die längs dem Myrthenhofe hin sich erstreckenden sogenannten Zimmer des Archivs sowie den Hof der kleinen Moschee und diese selbst, die durch die Christen zu einer Kapelle umgewandelt wurde, besichtigt und theilweise sehr vernachlässigt und herabgekommen gefunden, auch die in einem der Archivzimmer sehr unsorgfältig aufbewahrte kostbare Porzellan-Vase aufgesucht, kehrten wir wieder um, ließen dießmal den Palast Karls V. links liegen, gingen die breite Straße am Weinthore hinauf, längs den zerstreut liegenden Häusern bei der Pfarrkirche vorbei und kamen endlich auf einen großen wüsten Platz, der aber noch innerhalb der mächtigen Ringmauern liegt. Hier waren zur Maurenzeit ebenfalls Gebäude und Gärten, doch ist jetzt Alles, bis auf die letzte Spur zerstört. Der Boden ist uneben und weit umher mit Mauertrümmern und Schutt bedeckt. Es ist eigenthümlich, daß dieser wüste Platz auf der Alhambra fast der einzige Ort in ganz Spanien ist, den man zur Mitternachtsstunde von übernatürlichen, gespenstischen Wesen bevölkert glaubt, was man bei uns in Deutschland von fast jedem Kreuzwege sagt. Hier, so erzählen sich furchtsame Leute, sieht man Kämpfe zwischen schattenhaften Mauren und Christen, hier über die Fläche jagt zuweilen ein einsamer Reiter, Mann und Roß ohne Kopf, verfolgt von einem feurigen Stiere und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Etwas Unheimliches hat dieser Platz allerdings, wenn man so entfernt von jeder menschlichen Wohnung über ihn dahinschreitet; doch würde ich zur Nachtzeit mich weniger nach Gespenstern, als nach Rateros umschauen, denen es schwer wäre, hier zu entgehen, denn man mag flüchten, wohin man will, so stößt man immer wieder auf die gewal-

tigen Ringmauern der Alhambra, die Einem ein gebieterisches Halt! zurufen. Es gehört schon am hellen Tage Kenntniß des Terrains dazu, um von hier aus den Eingang zur Schlucht zu finden, welche den Berg der Xeneralife von dem der Alhambra trennt. Zwischen zwei starken Thürmen befindet sich eine kleine Pforte, welche früher mit einer eisernen Thür verschlossen war, jetzt besteht aber ihr einziger Schutz aus wehenden Schlingpflanzen, die vom Thorbogen herabhängen. Hinter dieser Pforte befinden wir uns außerhalb der Ringmauern der Alhambra, die sich hier in gewaltiger Höhe und von viereckigen Thürmen unterbrochen, dort die Schlucht hinauf und hier abwärts zum Darro hinziehen. Es gibt aber nicht leicht etwas Malerischeres, als hier diese alten Mauern und Thürme; in ihrer röthlichen Färbung mit den schlanken arabischen Zinnen blicken sie so angenehm und überraschend schön zwischen den grünen Bergwänden hervor; jeder Schritt, jede Biegung des Weges zeigt uns ein neues Bild, das der Maler, gerade so wie es da vor ihm steht, auf die Leinwand bringen könnte. Von den Höfen und Gemächern der Alhambra gibt es unbeschreiblich viele Abbildungen und leider so wenige von diesen nächsten reizenden Umgebungen des alten Maurenschlosses. Ein schönes Bild hievon befindet sich in der Gemäldesammlung des Königs von Württemberg, welches ich häufig mit großem Interesse betrachtet. Es stellt ein kleines reizendes Gemach im maurischen Style vor, welches sich im sogenannten Torre de la Cautiva befindet. An der Brüstung des weiten und hohen Bogenfensters lehnt ein wunderliebliches Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt und blickt hinaus; vor dem Fenster aus der Tiefe steigen die hohen Ringmauern der Alhambra empor, hinter ihnen erblickt man die üppig und wild verwachsene Schlucht und weithin am Horizonte ragen die schneebedeckten Häupter der Sierra Nevada.

Da wir uns auf unserer Wanderung gerade am Fuße des Torre de la Cautiva befanden, so machte ich den Vorschlag, in demselben das kleine maurische Gemach aufzusuchen, das gewiß sehenswerth sei. Nach langem Umherklettern überstiegen wir einige zerbrochene Treppen-

stufen, erreichten die Eingangsthüre zum Thurme, die wir aber verschlossen fanden. Nach mehrmaligem Klopfen wurde sie uns von einer alten Frau geöffnet, die uns freundlich eintreten hieß und auf einer schmalen, in den dicken Mauern ausgesparten Treppe wirklich in das kleine reizende Gemach führte. Da die armen Leute, welche es bewohnen, einen kleinen Erwerb daraus machen, es den Fremden zu zeigen, so ist es glücklicherweise, die vom Rauch geschwärzte Farbe abgerechnet, noch recht gut erhalten; von den Azulejos, welche die Lambris bilden und die hier von wunderbar verschlungener Zeichnung waren, fehlten sehr wenige, auch prangten die Wände noch da und dort in ihren alten Farben. Das große, weite Bogenfenster fehlte ebenfalls nicht und um das ganze Bild vollständig zu machen, saß ein junges Mädchen von prächtiger Gestalt und reizendem Kopfe in dem Erker, den die tiefe Mauer hier bildete. Sie gab uns freundlich einen frischen Trunk Wasser und einen großen Strauß herrlich duftender Veilchen, die sie am Fuß der Mauern gepflückt. Wer diesen Thurm mit seinem Gemache und seiner Aussicht zu uns verpflanzen könnte!

Aus der Schlucht am Fuß der Mauern führt ein steiler Pfad zur Xeneralife empor, dessen zierlicher Anblick uns schon gestern den ganzen Tag gereizt, dessen Schönheiten so oft besungen wurden, und über welche jeder Reisende in Entzücken gerathen muß. Die Xeneralife, zunächst der Spitze des Elenaberges gelegen, war ein kleines Sommerschloß der maurischen Könige, ein Zaubersitz, der Alles bot, was die üppigste Phantasie nur verlangen kann. Auf allen Seiten die wunderherrlichste Aussicht, eine üppige Vegetation, getränkt durch eine reiche Quelle des besten eiskalten Wassers, la fuente de las azucenas, die Lilienquelle, welche oberhalb des Gartens der Xeneralife entspringt, und reich fluthend den kleinen Park derselben durchströmt. Der kleine Palast bildet ein längliches Viereck von zwei geräumigen Zimmern an beiden Enden und einem Mittelsalon, vor dem eine Bogenhalle mit Marmorsäulen liegt; er ist zweistockig und zu oberst gekrönt durch ein luftiges Belvedere, das von zierlichen Säulen umgeben zum Genuß der unver-

gleichlichen Aussicht einladet. Ein ähnlicher kleinerer Pavillon liegt dem ebenbeschriebenen auf der Seite des Eingangs gegenüber mit einer fast gleichen Bogenhalle. Zwischen beiden befindet sich langgestreckt der Garten, nahezu wie im Hofe der Alberca. Beide Pavillons sind auf der dem Thal zugekehrten Langseite des Gartens durch eine beiderseits offene Gallerie von Arcaden auf viereckigen Steinpfeilern ruhend und von einer hohen Terrassenmauer getragen, mit einander verbunden und bildet diese Gallerie am Rand des steilen Abhangs gelegen, den entzückendsten Spaziergang, welcher nur denkbar ist. Alles ist hier vollkommen fest und gut erhalten und ausgeführt im reichsten anmuthigsten Styl der maurischen Baukunst, der uns an die Wunder des Löwenhofes erinnert. Die Säulenhallen mit ihren arabischen Bogen, mit ihren Basreliefs und Filigrandessins, sowie die inneren Räume prangen aber leider nicht mehr in ihren glänzenden Farben, sind vielmehr mit einer weißen Tünche bedeckt worden, durch welche man kaum noch die zierlichen Formen der Wandverzierungen erkennt. Umschlossen von den Gallerien und Hallen liegt nun der kleine Garten, der das Poetischste und Schönste ist, was ich in meinem ganzen Leben gesehen. Der Länge nach wird er durchströmt von dem Abfluß der reichen Lilienquelle und obgleich die klare Fluth durch ein Becken von weißem Marmor fließt, so rauscht sie doch dahin wild und üppig wie ein freies Bergwasser ringsumher eine herrliche Kühlung verbreitend. — Und welche üppige Vegetation hat dieser kleine, wunderbare Garten! Hier sind dichte Laubengänge von Orangen und Granaten, an der einen Gallerie erheben sich gewaltige, schwarze Cypressen und über das ganze Wasserbecken wölbt sich eine schattige Lorbeerlaube, untermischt mit Cypressen, die nach der Mitte zusammen geneigt, sich zu spitzigen Bogen vereinigen. Wenn man sich in die offene Halle des Pavillons setzt, und auf das murmelnde Wasser blickt, wie es dahinströmt unter dem grünen Blätterdach, hie und da geküßt von einem kleinen, zitternden Sonnenstrahle, so muß man gestehen, daß es keinen Punkt der Erde gibt, wo man seliger träumend ruhen könnte

in glücklicherer Selbstvergessenheit, als hier im Zauberhof der Xeneralife.

Dabei ist Schloß und Garten zierlich und nicht so ausgedehnt, an den Bergen erhebt sich der Park terrassenförmig, eine phantastische Schöpfung, wie man sie sich wohl träumend in heißen Nächten ausdenkt, wenn durch die offenen Fenster herein ein kühler Luftzug die glühende Wange fächelt. Das Ganze hier ist fast eine einzige, dichte, hochgewölbte Laube von Orangen, Granaten und Lorbeer, durchzogen mit den üppigsten Rosenhecken; dazwischen hie und da eine kleine Allee, gebildet durch majestätische Cypressenwände, unten mit dicht verschlungenen Reben und Ephen, welche so zierlich abstechen von den hellen Stämmen der riesenhaften Bäume, oben aber ihre fast schwarzen Häupter hoch in die Wolken erheben. Unter dieser riesenhaften Parklaube winden sich gut erhaltene Wege von weichem Sande schlangenförmig hin und her, die Terrassen sind durch Treppen, theils von Marmor, theils von kleinen Kieseln verbunden, welche bequem bis auf die Höhe des Berges führen, und von dort herab stürzt das reiche Wasser der Lilienquelle, mit liebender Sehnsucht in das Blätterdickicht hinein, hier wie ein fröhliches Bächlein, dort in wilder jauchzender Lust als Fontaine hoch empor spritzend; und überall hin leitete der arabische Gärtner das Kühlung bringende Wasser, wo wir uns hinwenden, murmelt und rauscht es uns entgegen, ja die Geländer der Marmortreppe haben tiefe Rinnen von grün glasirten Ziegeln, durch welche ein Strahl des erfrischenden Quells hinabrauscht, so geschickt angebracht, um eine heiße Hand zu kühlen oder eine glühende Stirne, und dabei ist das Wasser so eiskalt und frisch, daß man es überall schöpfen und mit Begierde trinken kann.

Unser Führer, ben Saken, der auf das Liebesverhältniß der Sultanin Zaide mit dem Abencerragen Aben Hamad schwur, führte uns unter die viele hundert Jahre alten Cypressen, nach der dichten Lorbeerlaube, wo die schöne Maurin ihre Liebesnacht gefeiert. Unten auf der Bivarrambla und am blutbefleckten Marmorbecken im Saal

der Abencerragen glaubte ich fest an die Tugend der schönen Königin; hier oben aber in der Wunderpracht der Xeneralife, welche die Sinne bestrickt und das Herz erwartungsvoll und ängstlich schlagen läßt, wo die Blüthen so wollüstig duften, wo die Quellen so geschwätzig murmeln und das Plätschern der Springbrunnen alles andere Geräusch verdeckt, und auf diese Art ein glücklich liebendes Paar sicher macht, hier ist mein Glaube wankend geworden und ich denke fast, König Boabdil hatte nicht ganz Unrecht, als er sich so blutig am Stamm der Abencerragen rächte.

Vor nicht zu langen Jahren wurde die Xeneralife mit ihrem herrlichen Garten um einen sehr mäßigen Preis von einer italienischen Familie gekauft. Obgleich es nun lobenswerth ist, daß sie zur Unterhaltung des Ganzen jährlich eine ziemliche Summe anweist, so ist doch noch nie einer der jetzigen Besitzer oben gewesen, was uns der Hüter des kleinen Schlosses bedauernd erzählte. Für Jeden, der diesen lieblichen Sitz gesehen hat, ist das unbegreiflich, aber ich bin überzeugt, daß, wenn der jetzige Eigenthümer einmal da war, er sich für immer hier niederlassen wird. Ich wenigstens möchte da oben unter den dunkeln Cypressen mein Leben beschließen.

Nachdem wir die Xeneralife endlich verlassen, blickten wir noch oft zurück nach dem lieben weißen Schlößchen, das gleich schön und reizend bleibt, ob man es von Weitem sieht oder in der Nähe. Das schönste und bezeichnendste Bild desselben gibt Hailbronner in wenigen Worten, wenn er entzückt ausruft: „Diese weiße Saracenenpracht in dem grünen Frühlingsschmucke stand vor uns, rührend und einnehmend, wie ein schönes blasses Mädchen, das im seidenen Spitzengewand und Brautschleier, Rosen und Myrthen durch das dichte Haar geschlungen, sittsam und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet.“

Auf einem anderen bequemeren Fahrwege kehren wir zur Alhambra zurück auf den Platz der Algiven. Schon bei unserem ersten Besuche hier sprach ich von einem Eingang unfern des Weinthors, der

an der torre quebrada vorbei zur alten Festung „Alcazaba" führt und in deren Mitte der Thurm der Vela auf dem äußersten Vorsprung gegen die Stadt zu liegt.

Die Pforte ist unscheinbar, ihre rohen Holzflügel mit großen Nägeln in der Form von Muscheln aus Bronze beschlagen: hinter dieser Thür aber befindet sich ein Garten, der mit großem Unrecht weniger bekannt ist, als die übrigen Theile des Maurenschlosses. Dieser Garten, parador de la Sultana genannt, ist eigentlich eine langgestreckte Terrasse, deren eine Seite von der im rechten Winkel fortlaufenden Mauer des zerbrochenen Thurmes gebildet wird und die andere von der mit ihr parallelen, aus dem tiefen Thalgrund aufsteigenden Ringmauer der Alhambra. Es ist ein kleiner, einfacher Platz mit Lorbeerlauben, fließendem Wasser, schmalen Blumenbeeten und dazwischen Wege aus farbigen Kieseln bestehend, die mosaikartig zusammengesetzt sind. Die hohe Mauer, welche den Parador von der Alcazaba abschließt, hat bis oben hinauf reiche Citronenspaliere. Die Brüstung auf der Ringmauer am Abhange der Stadt zu ist vielleicht drei Fuß hoch und mit kunstlosen Blumengefässen aus gebrannter Erde besetzt. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein einzelner, vielhundertjähriger Weinstock mit über fußdickem Stamme. Schon sein Ansehen gibt der Sage Recht, welche ihn weit in das arabische Zeitalter hinaufreichen läßt. Seine Zweige und Ranken, durch einfache Veranden gestützt, überspannen das ganze Gärtchen, so eine ungeheure Laube bildend.

Was diesen Parador wirklich interessant macht, ist die ursprüngliche Gestalt, in der er seit der Maurenzeit geblieben. Dort auf derselben Steinbank, die wir heute noch sehen, saß die Sultanin, von demselben Weinstock pflückte sie ihre Trauben, und lehnte so wie wir an der Brüstung, dieselbe unermeßliche Aussicht betrachtend. Und welche Aussicht hat man hier auf die Vega, auf Granada, auf die Sierra Nevada bis zu den Gebirgen hin, wo die lachende Ebene be-

ginnt. Im Halbkreise vor uns aufgerollt liegt eine illustrirte Geschichte der letzten Zeiten Granada's. Dort in der Ebene sehen wir Alhama, nach dessen Falle sich die christlichen Heerschaaren in die Vega von Granada wälzten.

Durch die Straßen von Granada
Einst der Mohrenkönig ritte,
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivarrambla.
Wehe mir! — Alhama! —
Kamen Briefe an den König:
Daß Alhama sei gefallen:
Warf die Briefe in das Feuer,
Und den Boten hieb er nieder.
Wehe mir! — Alhama! —

So heißen die ersten Strophen der bekannten schönen Romanze, die ich hier oben so gerne las. Weiter rechts und näher zur Stadt sehen wir Santa Fe, das ehemalige Lager König Ferdinands, dessen Straßen heute noch gerade so sind, wie damals die Zeltgassen liefen. In einer Nacht, erzählt der arabische Chronikenschreiber, entstand das Lager aus vier Theilen, deren Straßen die Gestalt des Kreuzes bildeten. Ja, als am andern Morgen die Mauren staunend hinüberblickten, sahen sie es mit Zinnen und Thürmen umgeben, die wie aus Quadersteinen erbaut schienen; doch waren dieß nur kunstreich angemalte Holzverschläge.

Rund herum sind viele Zelte,
Seiden und mit Gold gesticket,
Herzoge sind da und Grafen,
Viele Herren großen Standes,
Und Feldherren viele andere,
Ferdinand, der König, führt sie.

Fern am Horizonte bemerken wir einen leichten Gebirgszug, von wo König Johann auf die Stadt niederblickte, wie die Romanze sagt, also zu ihr sprechend:

O Granada, wenn Du wolltest,
Würd' ich mich mit Dir vermählen,
Geben Dir zur Morgengabe
Cordova und ganz Sevilla.

worauf Granada antwortete:

Bin schon, Don Johann, vermählet,
Bin vermählet, keine Wittwe,
Und der Maur, der mich besitzet,
Jener Große sehr mich liebet.

Daß trotz dieser stolzen Entgegnung das schöne Granada doch seinem maurischen Liebhaber die Treue brach und sich von den Christen einnehmen ließ, ist nicht zu läugnen. Blicken wir nach jenem kleinen spitzen Hügel, die letzte Höhe eines Ausläufers der Alpujarras, der sich auf der Bergkette so sichtbar abhebt, so haben wir den Ort vor uns, wo der wegziehende König Boabdil noch einmal rastete, um einen letzten traurigen Blick auf sein verlorenes Paradies zu werfen.

Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und sie schalt ihn stolz und bitter.

„Boabdil el Chico,“ sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußtest
Zu vertheid'gen, wie ein Mann.“

Heute noch heißt dieser Berg el sospiro del Moro, der Seufzer des Mohren.

Mir war der Parador de la Sultana ein so lieber Ort, daß ich manche Stunde hier oben zubrachte. Der Gärtner, welcher den kleinen wunderbaren Platz in Ordnung hielt, gab mir mehrere Sämereien, hier gewachsen, die ich später zu Hause pflanzte und die auch recht gut aufgingen. Wenn dieß aber auch nur ganz gewöhnliche Blumen waren, so freut mich doch noch heute ihr Nachwuchs, da der Same auf der göttlichen Alhambra gediehen. Am Tag vor unserer Abreise schwelgte ich noch einige Stunden hier oben im Anblick der herrlichen Stadt und ihrer prachtvollen Umgebungen, von der ein neuerer Dichter so wahr und treffend sagt:

Regocijate tu, Granada bella,
Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella;
Taza de nardos, de palomas nido,
Diamante pura que su luz destella,
Paraiso entre rocas escondido!

Freue dich, du schönes Granada, Tochter der Sonne, die ein blühender Garten aus einer Schneewüste hervorprangt. Du bist eine Schale voll köstlicher Wohlgerüche, ein Taubennest, ein Diamant, der funkelndes Licht ausströmt, ein Paradies, in Felsgebirgen versteckt!

Leider war die Jahreszeit noch nicht so weit vorgerückt, daß wir hätten das eigenthümliche, so schöne Leben genießen können, das sich hier an warmen Frühlings- und Sommerabenden auf dem Hauptspa-

ziergange von Granada, dem Paseo, entwickelt; aber auch jetzt schon, beim ersten Knospen des Grüns, beim Anblick einzelner Rosen, die sich schüchtern hervorwagen, ist dieser Spaziergang das Reizendste, was man sehen kann. Bei dem Platze del Lobo, wo unser Gasthof lag, in der Verlängerung der Carrera del Darro, beginnt er und führt bis zur Brücke über den Xenil, einem Bauwerke, das über die Römerzeit hinausreicht. Wenn man sich dort aber links wendet, so ist man wirklich überrascht, hier eine noch viel längere Fortsetzung des Paseo zu finden. An der Brücke befindet sich der sogenannte Salon, ein fünfzig Fuß breiter, mit feinem Kies bestreuter Platz; er hat an jeder Seite zwei Reihen Ulmen und Akazien, unter denen sich zierlich eingehegte Gebüsche, Rosen, Oleander und Granaten befinden; überall stehen steinerne Bänke, und von hier aus setzt sich der Paseo über dreihundert Schritte weit am rechten Ufer des Xenils hin fort, beschattet von einer vierfachen Reihe hoher Schwarzpappeln, und begränzt von einem Rosengarten, wo die Rosensträuche auf Mannshöhe zu reichen Bouquets und Pyramiden zusammengebunden sind. Am Ende des Paseo erhebt sich ein hoher marmorner Springbrunnen, der einen dicken Wasserstrahl so hoch emporschleudert, daß die Tropfen rings umher stäuben und die ganze Umgebung in heißen Sommernächten so köstlich erfrischen und abkühlen. Eigenthümlich ist an diesem Brunnen, daß das Wasser, nachdem es der obern gefüllten Schale entquollen, nicht von einem untern Becken aufgefangen wird, sondern auf ein treppenförmiges Piedestal niederstürzt, wo alle Tropfen abprallen und weit hinaus einen feuchten Kreis beschreiben. Hinten an den Spaziergang schließt sich ein dichtes Gehölz, das sich über den Xenil und die schmalen Fußwege wölbt, welche sich an seinem Ufer hinziehen, und der Fluß braust hier, ein wilder Gebirgsstrom über Felsstücke dahin; links von ihm erheben sich terrassenförmig Häuser, Gärten und Weinlauben neben einzelnen schwarzen Cypressen, bis zur Höhe des Berges, auf dem die Alhambra liegt, über welchen hinaus sich dann allmählig wieder die Sierra Nevada erhebt, bis hoch zu

ihren schneebedeckten Gipfeln. In heißen Sommernächten, wo dieser Spaziergang von Tausenden von Männern und schönen Weibern und Mädchen bedeckt ist, die lachend, plaudernd und Fächer wedelnd bis nach Mitternacht hier umherwandeln, wo unter dicht belaubten Bäumen die herrlichste Kühle herrscht, wo Tausende von Rosen duften, wo die Brunnen plätschern, der Xenil schäumend vorbetrauscht, wo das volle Mondenlicht in den glänzenden, melancholisch schwärmenden Augen der Andalusierinnen zittert, muß der Paseo ein wahrhaft himmlischer Aufenthalt sein.

An der alten Brücke, von der ich vorhin sprach, befindet sich eine kleine Kapelle, die dadurch merkwürdig ist, weil hier nach der Uebergabe von Granada König Ferdinand und Isabella den Abzug der Mauren erwarteten. Tausende der christlichen Soldaten und der Einwohner der Stadt blickten erwartend auf den Berg der Alhambra empor, und ein Jubelruf zerriß die Lüfte, als mit Einem Male oben auf der Zinne des Torre de la Vela der Cardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza und neben ihm der Graf von Tendilla erschienen und dort die Fahnen mit dem Kreuze, sowie das königliche Banner von Castilien aufpflanzten. Unter dem Schmettern der Trompeten erschallte der Ruf der Herolde: „Granada! Granada! für die ruhmgekrönten Könige von Castilien, Ferdinando und Isabella!“ Das ganze Heer sank auf die Kniee; das königliche Paar aber rief: „Non nobis, domine, sed tibi sit gloria!“ und seit langer, langer Zeit wieder ertönte in der kleinen Kapelle ein feierliches Tedeum.

Auf unsern häufigen Spaziergängen durch die Stadt, bei denen wir theils den Spital San Juan de Dios mit seinem herrlichen Treppenhause und der unnachahmlichen darüber gespannten vergoldeten Holzdecke, theils die arabischen Reste auf dem Albaycin, theils die maurischen Bäder an der Carrera del Darro zum Ziele nahmen, führte uns ben Saken eines Tages zu einem kleinen Hause am Fuße des Berges, im Garten des Dominikanerklosters gelegen, von dem er sehr viel Rühmens machte und daß er Cuarto real oder Casa de

Boabdil nannte. Wir kamen durch ein ärmliches Stadtviertel, dann durch einen öden Weg, der mit großen, halbverfallenen Mauern eingefaßt war und gelangten aufwärtssteigend in einen verwilderten Garten auf der Höhe von einer dieser Mauern gelegen. Es war eigentlich ein Ackerfeld, doch sah man an zertrümmerten steinernen Wegeinfassungen, sowie an Ueberresten eines marmornen Springbrunnens und an andern Schutthaufen, daß es hier einstens wohl anders ausgesehen habe. Jetzt war das Feld mit Maulbeerbäumen bedeckt, von Reben umrankt, die weite Guirlanden durch den ganzen Garten zogen. Nachdem wir dieses Feld durchschritten, erreichten wir eine kleine Thür, die einen andern Garten voll undurchsichtiger Gebüsche verschloß. Eine alte Frau ließ uns ein, und zwischen dichten Laubgängen sahen wir hier schon deutlich Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren kleine Terrassen mit zerfallenen Treppenstufen und großen Wasserbassins, die aber leer waren und ebenfalls halb zertrümmert. Bei einer Biegung um das Gehölz aber hielten wir mit einem Ausruf der Ueberraschung an, denn vor uns zeigte sich ein breiter Weg, der von einer kolossalen Lorbeerlaube überwölbt war, an beiden Seiten mit fortlaufenden Steinbänken besetzt und gerade auf ein Gebäude führte, das an Zierlichkeit und Reichthum mit dem schönsten auf der Alhambra wetteifern kann. Es war ein maurischer Pavillon mit einer gewölbten Vorhalle, die auf vier schlanken Säulen ruhte und eine Loggia mit Bogen darüber. Hinter der Halle befand sich ein großer Salon mit einem Mittelfenster als ajimez und zwei kleinen zu beiden Seiten von derselben reichen und zierlichen Construktion, wie die im Saale des Komares. Die hufeisenförmige Eingangsthüre war reich mit Inschriften versehen und prachtvolle Azulejos bedeckten den untern Theil der Wände, und die übrigen obern Felder waren wie die schönen Gemächer der Alhambra, mit reichen Basreliefarabesken verziert. Dieß kleine Haus, sowie der wahrhaft poetische Garten, sehr an die Gesammtanlage der Xeneralife erinnernd, wäre mit wenig Kosten zu restauriren und gäbe eine köstliche Wohnung.

Ich habe die Casa de Boabdil nur in Griault de Prangey's Werk erwähnt gefunden; Oberbaurath Leins, der von der Form und Ausführung entzückt war, zeichnete das Ganze und einige Details, wobei ich ihm so gut als möglich half, indem ich Pflanzenpapier auf die Wände heftete und dann mit dem Bleistifte den unbeschreiblich verschlungenen und in unglaublich kleinem Maßstab ausgeführten Zeichnungen der Fayenceplatten folgte. Auch sind das uns heute noch liebe Andenken, man kann aber auch nichts Zierlicheres und dabei in der Form Strengeres sehen.

Wir hatten in Granada nicht das Glück, öffentliche Feste, wie Stiergefechte oder stark besuchte Theatervorstellungen zu sehen, denn zu den ersteren war die Saison noch nicht angebrochen und letztere meistens leer, da die Oper schlecht und das Ballet ziemlich mittelmäßig war. Eine wohlbeleibte Tänzerin, Senora Vargas, arbeitete mit wenig Grazie, aber außerordentlicher Körperkraft. Sie warf die Füße und Arme von sich, als hätte sie sich derselben entledigen wollen, und ließ uns Blicke in ihr spanisches Innere thun, welche alles bisher Gesehene in jeder Hinsicht weit übertrafen. Pepita de Oliva, die hie und da bei uns durch ihren Tanz einigen Anstoß erregte, hätte dagegen für eine wahre Vestalin gegolten. Obgleich Senora Vargas, — dieser Name ist übersetzbar und bedeutet im Spanischen einen Zerschläger, eine Bezeichnung, welche für diese Dame recht passend war — bei den männlichen Zuschauern eine große Partei hatte, welche sie auch mit Kränzen und Blumen bediente, so waren doch die Damen nie stark vertreten, weßhalb wir hier nicht das Glück hatten, einen gewählten Kreis der schönen Andalusierinnen zu sehen. Wir wurden aber dafür bei dem Feste entschädigt, welches zu Ehren der heiligen Cäcilie in einer Wallfahrt nach der Kirche des Sacro Monte bestand, und der wir uns, wie viele Hunderte andere Spaziergänger anschlossen. Der Weg führte uns aufwärts durch die Darroschlucht zum Albaycin, wo sich noch einige sehr schön und vollkommen erhaltene maurische Wohnhäuser mit reizenden Höfen versehen befinden; worunter das

Haus Chapie besondere Erwähnung verdient, im Uebrigen ist diese ehemalige Rittervorstadt, namentlich der Theil, der der Alhambra zugekehrt liegt, ein trauriger Schutthaufen, und nur malerisch und interessant durch die vielen seltsamen Wohnungen der hier hausenden Zigeuner. Die meisten leben in Erd- und Felsenhöhlen am Abhange des Berges, wo sie vor dem Eingang eine kleine Mauer von Steinen aufgeführt haben mit einer Hausthür und einem Vordach aus alten Brettern, Steinen und Rasenstücken bestehend; andere haben sich auf die kunstloseste Art Lehmhütten gebaut, bei denen die Fenster als verschwenderisch vermieden sind und der Rauch zum Dach oder zur Thüre hinaus dringt, die freundliche Vegetation aber, welche ganz Granada schmückt, hat sich auch der Zigeunervorstadt freundlich angenommen und Armuth, Schmutz und Elend mit freundlichem Grün zugedeckt. Lorbeeren und Granaten nicken überall zwischen den Steinen und Erdhütten herab, riesenhafte Aloen mit hohem Blüthenstengel bilden die Verzierungen und mannshohe Cactushecken, mit den hellgrünen stachelichten Blätter gewähren undurchdringliche Mauern.

Der Himmel blickt klar und heiter auf das Fest der Wallfahrt herab. Durch den Albaycin erreichten wir wieder das steile Ufer des Darro, der tief unten in seiner Schlucht dahin brauste, und gegenüber erhob sich der grün bewachsene Bergabhang, auf dem Alhambra und Xeneralife liegen, ein Anblick, wie von überall, so auch von dieser Seite entzückend schön. Die rothen gewaltigen Thürme des Maurenschlosses, sich von der grünen Wand scharf abhebend, zogen sich mit ihrer Verbindungsmauer hier tief hinab und stiegen dort wieder am Abhange hinauf. Von der Höhe glänzten die zierlichen Hallen der Xeneralife blendend weiß. Und wie war die Straße, auf der wir gingen, so mannigfaltig und schön belebt; Wagen, Reiter und Fußgänger folgten einander, umschwärmt von zahllosen Zigeunerkindern, die mit ausdauernder Zudringlichkeit Blumen zum Verkauf anboten oder Purzelbäume schlugen, um eine kleine Gabe zu erlangen; andere dieses industriellen Volkes hatten sich auf den hohen Rändern des

Weges gelagert und machten dort mit Guitarren und Panderos unter dem Schmettern der Castannelos und den brummenden schnarrenden Tönen der Zambomba eine häufig sehr barbarische Musik. Was soll ich aber sagen von den Hunderten in der That überraschend schönen Weibern und Mädchen, die in einem nicht enden wollenden Zuge lachend und plaudernd die Höhen hinanstiegen, auf welchen das Kloster der Heiligen liegt. Dicht vor demselben verengt sich der Weg und windet sich ziemlich steil durch ein dichtes Gebüsch hinauf, und in einer solchen Biegung der Straße ließen wir uns auf einem alten umgestürzten Baumstamme nieder, um da ausruhend die schöne Damenwelt Granada's an uns vorüberziehen zu lassen. So was hatten wir in der That bis jetzt in Spanien noch nicht erlebt. Ein wunderschönes Mädchen folgte dem andern, nicht blos mit schwarzen glänzenden Augen in dem reizenden Gesichte, mit dichtem glänzendem Haar, blühenden Lippen und weißen Zähnen, sondern auch mit der elegantesten und graziösesten Taille und den zierlichsten kleinen Füßen stiegen sie plaudernd und schäckernd leicht und gewandt wie Gemsen den Abhang hinan, um droben zwischen dem Grün zu verschwinden. Und nicht nur war hie und da Eine wirklich schön, nein, Alle, Alle; ja und unter vielleicht tausenden, die hier vorbei kamen, befanden sich nicht ein halbes Dutzend, bei denen man nicht hätte ausrufen mögen: Wie reizend! wie schön! Wir sahen nur staunend einander an und lachten immer herzlicher, so oft eine neue Gruppe sichtbar ward. Unsere Fröhlichkeit und die augenscheinliche Freude, mit der wir die Mädchen anstaunten, schien aber die schönen Spanierinnen nicht im Geringsten zu verletzen. Ebenfalls uns entgegenlachend zeigten sie ihre blendenden Zähne und blitzten uns unter Mantille und Fächer hervor mit ihren gefährlichen Augen an. Schwer ist es dabei zu sagen, worin eigentlich die andalusische Schönheit besteht. Auch an andern Mädchenköpfen findet man dieselben dunkeln Haare, ebenso strahlende Augen, frische Lippen und schöne Zähne, und doch macht das Ensemble nicht die überwältigende Wirkung, wie bei diesen Südspanierinnen. Liegt

dieser unnennbare Reiz in dem zauberhaften Teint, der, obgleich weiß und blendend, doch einen bräunlichen Anflug hat, durch welchen wieder ein wunderbares Roth hervorbricht; liegt er in den schwarzen prächtig gewölbten Brauen und den langen seidenen Wimpern, welche fast schläfrig über die Augen herabhängen? Aber diese Augen! Sie sind es wohl, sie, die wahrhaft sengend hervorblitzen, die so unaussprechlich beredt sind, worin das eigenthümlich Reizende dieser Spanierinnen besteht. Freilich ist auch die andalusische Tracht so schön und kleidsam, als irgend eine in der Welt, die dunkelseidene Basquina, die den Körper umspannt und die vollen, reichen Umrisse desselben, die sie verhüllen soll, erst recht zeigt, und vor Allem die Mantille! Hier durch einen niederen Kamm auf den dichten Flechten des Hinterkopfes gehalten, fällt ihr Spitzenrand leicht auf die Stirn, der längere Theil aber über Nacken und Rücken, sowie an den beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es die Andalusierin so meisterhaft versteht, mit dem dünnen Gewebe bald die Gluth des Auges zu verdecken, bald die vollen Strahlen hervorbrechen zu lassen. Zu diesem gefährlichen Spiele kommt noch der stets bewegliche, goldglänzende Fächer, der hier dazu dient, einen allzukühnen Blick abzuwehren, dort ein Zeichen gibt, oder zusammenfallend die ganze Gluth der Augen auf einen geliebten Gegenstand ausströmen läßt. Für die ganz wunderbare Erscheinung einer schönen Andalusierin mit ihrem so unbeschreiblich liebenswürdigen und koketten Wesen, mit der Elasticität und Grazie ihres Körpers, worin eine spanische Maja die eleganteste Pariserin weit übertrifft, gibt es im Spanischen einen unübersetzbaren Ausdruck; sal andaluz, andalusisches Salz. Vor einem reizenden Mädchen ruft der Spanier entzückt aus: tiene mucha sal, sie hat viel Salz oder es muy salada: sie ist sehr gesalzen; das klingt freilich in der Uebersetzung eigenthümlich und läßt sich nur dann verstehen, wenn man es am richtigen Ort angewendet gehört hat. Die zärtlichsten Ausdrücke des Andalusiers für seine Geliebte beziehen sich auf sal und salero. So ruft er ihr leidenschaftlich zu: salero del alma: Salzfaß meiner

Seele! Das scheint für uns übertrieben, hat man aber den Gruß gehört, womit der Majo die Maja anredet, seinen leidenschaftlichen Ausruf: Gott segne die Mutter, die dich geboren hat! Möge die heilige Jungfrau deine schwarzen Augen bewahren, Königin! Ha! Gottes Leben, welch ein Gang! Dann wird man sich nicht wundern, wenn noch eine Steigerung erfolgt, viva la sal andaluz! — Uebrigens ist la gracia andaluz in ganz Spanien sprichwörtlich, und von den Schönheiten anderer Länder sagt der Spanier: son bonitas, pero no tienen gracia, schön sind sie wohl, aber ihnen fehlt die Grazie. Engländerinnen und Französinnen mißfallen im Allgemeinen dem Spanier, erstere sind ihm zu weichlich und prüde, die letzteren haben zu viel von den Schönheiten seines eigenen Landes, ohne diese jedoch erreichen zu können; die deutschen Frauen dagegen denkt sich mancher Spanier als Ideale von Sanftmuth, blonden Haaren, blauen Augen und einem frischen Teint von Rosen und Lilien, und sagt von ihnen: han de ser muy dulces las Alemanas, sie müssen wohl recht sanft sein, die Deutschen.

Nachdem wir lange genug geschaut und der Strom der Spaziergängerinnen immer noch nicht enden wollte, stiegen wir zwischen einer ausgesuchten Gruppe hinauf, nicht ohne uns häufig vergnügt lachend umzusehen; das nahmen aber diese schönen Kinder durchaus nicht übel, ja, wenn irgendwo ein paar zwischen den Bäumen standen und auf den so dicht bevölkerten Zickzackweg hinabschauten und Einer von uns vielleicht in die Worte ausbrach: Welche Schönheit, welche Augen! so war das für die schöne Andalusierin kein Grund, um wegzuschauen, wie es die Tochter einer andern Nation augenblicklich gethan hätte, sondern diese hier blickte uns mit gesenktem Fächer fest in's Gesicht, als wenn sie sagen wollte: Schön bin ich, das weiß ich; betrachtet mich nur nach Herzenslust, das wird mir und euch keinen Schaden bringen.

Dabei erwiederten Weiber und Mädchen augenblicklich unsere Grüße auf's Freundlichste und grüßen mußte man nach allen Seiten,

denn das Gedränge war oft so dicht, daß man sich häufig im wahren Sinne des Wortes zwischen den reizenden Andalusierinnen durchdrängen mußte. Ich weiß nicht, wie ich darauf verfiel, als wir bei einer Familie vorbeikamen, bestehend aus einem ernsten Herrn, einer etwas finster blickenden Mutter und zwei wunderschönen Mädchen von fünfzehn und sechzehn Jahren, daß ich mir beifallen ließ, in einem wahrscheinlich sehr schauderhaften Spanisch die prachtvollen Veilchenbouquets zu loben, welche Mutter und Töchter in den Händen trugen. Hatte ich nun einen falschen Ausdruck gebraucht oder klang die Sprache gar zu hart und komisch, genug, der alte Herr grinste freundlich, die Mutter lächelte, beide Töchter aber lachten fröhlich hinaus und Eine bot mir ihren Strauß mit den Worten: „Nehmen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Es sind Veilchen von Granada, die schönsten der Welt.“ Wer aber nach solchen Zügen, die nur Herzensgüte und Freundlichkeit athmen und nur Beweise sind einer übersprudelnden geistigen Kraft und eines warmen innigen Gefühls, sich einbilden wollte, er habe den Anfang zu einer intimen Bekanntschaft gefunden, und dürfe es nächstens schon wagen, sich einige Freiheiten herauszunehmen, der würde sich gewaltig wundern. Freilich gibt es Reisende, die eitel genug sind, vielleicht an ihre Unwiderstehlichkeit glaubend, in Erzählungen durchblicken zu lassen, wie wenig Mühe es ihnen gekostet, mit den anständigsten spanischen Damen ein Verhältniß anzuknüpfen. Was aber von dergleichen Geschichten zu glauben ist, weiß jeder Unbefangene, namentlich hier in Spanien, wo in dieser Richtung der Schein so gewaltig trügt. Man findet ein paar spanische Damen auf dem Paseo oder im Theater, man redet sie freundlich und ehrerbietig an und sie werden liebenswürdig und herzlich antworten. Sie werden sich nach beendigtem Gespräche mit Blicken entfernen, worin eine ganze Welt liegt. Ja, sie werden am folgenden Tage den Bekannten von gestern vielleicht zuerst und auf's Freundlichste grüßen und das wochenlang so fortsetzen. Hiemit ist aber auch die Gränze aller Annäherung erreicht, es sei denn, daß eine Spanierin selbst ein Verhältniß anknüpfen

will; dann freilich folgt sie ihrem festen Willen, aber auch dann läßt sie sich nicht lieben, sondern sie liebt.

Auf dem Platze vor dem Kloster war nun ein buntes und bewegliches Leben; es war hier zu gleicher Zeit ein kleiner Jahrmarkt und zu Ehren der Heiligen wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Weit auf der ganzen Anhöhe herum sah man zahlreiche Gruppen zerstreut, meistens lagerten befreundete Familien auf den Abhängen des Darroufers, der hier ein paar hundert Fuß tief unter uns floß. Auch wir legten uns in das frische Gras im warmen entzückenden Sonnenschein, über uns der tiefblaue andalusische Himmel, rings um uns her Geplauder, Gelächter, der Klang der Guitarren und das Klappern der Castagnetten. Und welch herrliche Aussicht hatten wir hier oben, abgesehen von den schönen Andalusierinnen, die in allen Lagen und den vielgestaltigsten Gruppen überall den grünen Rasen einnahmen und deren Augen und Fächer um die Wette glänzten und blitzten; vor uns tief im Thale sahen wir über Granada weit in die Vega hinein bis zu den grauen Gebirgen der Sierra Elvira, neben uns auf hoher Bergwand die Alhambra und Xeneralise, welche beide auf so verschiedene und eigenthümliche Art den letzten Kuß der Sonne empfingen. Während die gewaltigen Thürme der ersteren rothglühend majestätisch und trotzig aus dem Grün hervorragten, sah der weiße luftige Bau der Xeneralise aus wie mit Silber übergossen und erschien in seinem Walde von Cypressen und Lorbeeren wie ein Bouquet weißer, duftiger Maiblumen zwischen ihren grünen glänzenden Blättern.

O, wie wahr ist das spanische Sprüchwort:

„El que no ha viste Granada,
no ha visto nada."

Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehn. Ja, hier möchte ich mein Zelt aufschlagen und mein Leben beschließen!

Neunzehntes Kapitel.

Nach Cordova.

Abschied von Granada. Der Hombre valiente. Räuber und Räuberleben. Die Sierra Elvira. Alcala la Real. Der Lieblingsplatz des Räubers Jose Maria. Baena. Castro del rio. Anblick von Cordova. Wanderung durch die Straßen. Phantasieen. Die große Moschee. Der Alcazar. Eine Tertulia in Cordova.

Die letzte Nacht, die ich und wohl für immer in Granada zubringen sollte, ließ mich vielleicht gerade deßhalb zu keinem Ruhen und erquicklichen Schlummer kommen. Häufig zündete ich Licht an, um zu sehen, wie weit die Zeit vorgerückt sei, und als die Zeiger meiner Uhr endlich auf vier wiesen, stand ich auf und kleidete mich an; Horschelt folgte meinem Beispiele und bald war auch unser Oberbaurath munter. Um fünf Uhr sollten die Pferde kommen, und es war besser, daß wir auf sie warteten, als sie auf uns. Ich trat auf den Balkon vor dem Fenster, ganz Granada schien noch zu schlafen, in den benachbarten Straßen, sowie auf der Carrera herrschte tiefe Stille, die nur gleichförmig unterbrochen wurde durch das Plätschern der Springbrunnen und den Ruf eines Sereno, Nachtwächters, der schlaftrunken an einem Baume lehnte und die Witterung verkündigte. Glücklicherweise für uns konnte der Wächter sein Sereno, schönes Wetter, wovon er auch seinen Beinamen hat, mit vollem Recht erschallen lassen, denn der Himmel war klar und sternhell und versprach einen prächtigen Morgen. Von der Sierra Nevada her, deren schneebedeckte Spitzen blendend zu uns herüber blickten, vielleicht schon vom Lichte der für uns noch unsichtbaren Sonne beglänzt, wehte ein kalter Morgenwind; da wir aber im Februar waren, so konnten wir eine warme duftige Nacht nicht verlangen; doch war die Temperatur so angenehm, daß wir bei den offenen Balkonthüren unsern Anzug beendigen konnten, und wir blieben gerne so lange wie thunlich an

dem Fenster, um auf die schöne Stadt bis zum Augenblick der Abreise hinabzublicken. Ja Granada ist herrlich, das Paradies der Erde, und man gewinnt es lieb, wenn man, wie wir, auch nur ein paar Wochen und noch dazu in der ungünstigsten Jahreszeit hier verweilt. Auf dem Berge vor unsern Augen, der die Alhambra trägt, wird es heller und immer heller, so daß wir die Bergformen, die Bäume und endlich die stolzen rothen Thürme erkennen, und die alten prächtigen Mauern, zwischen denen wir so gerne umhergewandelt und wo wir manche kostbare Stunde verbrachten.

Lebe wohl, Granada!

Unten auf der Straße klirrten jetzt Pferdehufe auf dem Pflaster und gleich darauf öffnete unser getreuer ben Sacken die Thüre, um von uns Abschied zu nehmen. Er brachte Jedem noch eine Portion Papiercigarren, die wir zu seinem Andenken rauchen sollten. Dann übergaben wir ihm die zurückbleibenden Koffer, die er pünktlich zu besorgen versprach, und traten vor das Haus, um nach unsern Thieren zu sehen. Alles schien hier in Ordnung zu sein bis auf den Schimmel, den ich mir ausgesucht, und statt dessen man mir einen Falben gebracht, von dem der Pferdevermiether und unser Begleiter, der uns in der Dunkelheit vorgestellt wurde, versicherte, es sei das erste Pferd der Christenheit, und gegen den Schimmel ausgetauscht worden, weil dieser heute Morgen etwas gelahmt. Am Ende war das auch gleichgültig und der Falbe sah ganz respektabel aus, doch hatte man ihm noch einen andern Sattel aufgelegt, als den ich mir gestern ausgesucht, ein kleines Ding, ungefähr die Mitte haltend zwischen einem türkischen Sattel und einem ungarischen Bocke und dabei so enge, daß ich mich auch mit dem besten Willen nicht hineinzwängen konnte. Glücklicher Weise lag der Stall des Vermiethers auf unserem Wege, weßhalb wir ohne Zeitverlust einen Umtausch bewerkstelligen konnten. Ben Sacken gab uns bis hieher das Geleit und schaute noch einmal nach, ob unsere Provision, bestehend in hartgesottenen Eiern, Schinkenschnitten, Würsten, Brod und einem Kruge Wein, auch gehörig auf unseren Packthieren

befestigt sei; dann reichte er uns schweigend die Hand und wir werden ihn wohl nie wieder sehen.

Es ist auf den Landreisen in Spanien äußerst nothwendig, sich mit einigem Proviant zu versehen, wenn man nicht von Morgens früh bis Abends spät, d. h. von einem Nachtquartier zum andern fasten will. Auf unserem Ritte durch die Mancha hatten wir schon die über alle Beschreibung ärmlichen Venta's kennen gelernt, und da wir hier ebenso große Tagereisen hatten, so sahen wir uns vor.

So ritten wir durch die noch immer stillen Straßen Granada's, nur hier und da bemerkten wir einen der Bewohner in Mantel und Hut an der Hausthüre stehend und aufmerksam den Himmel betrachtend. Nur wenige kleine Laden, Kaffeeschenken oder Barbierstuben waren geöffnet, und man sah durch die offenstehende Thüre das Herdfeuer brennen oder die Leute ihr Tagewerk beginnen. Von einer Mantille oder von blitzenden Augen u. dergl. war noch keine Spur zu entdecken und so war es uns unmöglich, eine der schönen Andalusierinnen mit einem Gruß an das ganze reizende Geschlecht zu beauftragen.

Durch die uralte maurische Puerta Elvira zogen wir ins Freie; durch dasselbe Thor, zu welchem auch meistens die Mauren hinauszogen, um entweder im Zweikampfe oder in größern Gefechten den christlichen Rittern zu begegnen. Durch dieses Thor zog auch zuletzt der König von Granada, der schwache unglückliche Muley Boabdil, als das Volk bei seiner Unthätigkeit sich fast empörte und ihn so zwang, den Versuch zu machen, um Lucena wieder zu erobern, welches die Christen den Mauren abgenommen. Ja er zog hinaus, aber nicht um zu siegen, wurde vielmehr geschlagen, von Alonzo de Aguilar gefangen und vor den König Ferdinand gebracht, der ihn wohl wieder frei nach Granada entließ, aber unter Bedingungen, die später den Untergang des Königreichs herbeiführten.

Damals zogen die tapferen glänzenden Mauren durch dieselbe

Puerta Elvira, unter der auch wir in diesem Augenblick ritten. Ich konnte mich nicht enthalten, aufwärts an das Gewölbe zu schauen, wo sich ein hervorragender Stein befand, gegen den die Lanze des Königs so heftig anstieß, daß sie abbrach, — eine schlimme Vorbedeutung, die sich auch durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes erfüllte.

Das war vor so viel hundert Jahren, und jetzt klirrten die Hufeisen unserer Pferde auf demselben Pflaster und es hallte der Thorbogen, wie er damals gethan. So gibt jeder Schritt in Granada, jede Straße, fast jedes Haus der Phantasie den reichsten Stoff, um sich lebendig in die alte gewaltige Zeit zurück zu versetzen.

Als wir in die Ebene hinaus kamen, die sich auf dieser Seite Granada's vielleicht eine Stunde weit erstreckt, war es bereits Tag geworden, und wir konnten nun unsere Cavalcade bei Tageslicht betrachten, vor Allem unseren Begleiter, mit dem wir die dreitäge Reise nach Cordova machen sollten. Es war das ein junger hübscher Bursche, fein und schlank gebaut, wie fast alle Andalusier, auch trug er die malerische Majotracht, gestickte Ledergamaschen, verschnürte Jacke und auf dem Kopf den andalusischen Hut mit der breiten aufrecht stehenden Krempe. Alles das war freilich durch den Gebrauch ein bischen unscheinbar geworden, sah aber nichtsdestoweniger malerisch aus. Unser Begleiter hieß Alonzo und hatte die vortreffliche Eigenschaft, daß er den ganzen Tag lustig und guter Dinge war. Meistens saß er nach der Quere auf seinem Maulthier, rauchte den ganzen Tag Papiercigarren und hielt auf die komischste Art an alle Leute, die uns begegneten, namentlich an die Weiber und Mädchen manchmal sehr eindringliche Reden, von denen wir aber leider nicht viel verstanden; dabei nahm er meistens seinen Hut in die Hand und machte mit demselben die lächerlichsten Pantomimen. Zur Abwechslung schien er sich dann wieder zu erinnern, daß er sich wohl vor uns eines gesetzteren Betragens befleißigen müsse, und dann nahm er die Zügel in die Hand, setzte sich ernsthaft auf seinem Maulthier zurecht und versicherte uns, wenn

schon jeder Andalusier natürlicher Weise ein ganz famoser Kerl sei, so wäre er selbst der Inbegriff aller menschlichen Tugenden, stolz, galant und tapfer wie ein Spanier, lebhaft wie ein Maure, kurz ein Hombre valiente, ein Hombre de Corazon, ja, wenn man ihn reize, ein Hombre tigre, d. h. ein Kerl wie ein Tiger. So sah er nun gerade nicht aus, und was den Muth anbelangte, so zeigte es sich später, daß er von dieser Tugend seiner Vorfahren gerade nicht zu viel geerbt.

Der Weg, auf dem wir ritten, war, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen — spanisch — was könnte dieses herrliche Land bei guten Straßen sein. Die Vega von Granada ist eine der fruchtbarsten Ebenen, die es gibt, sie hat einen dankbaren Boden, auf dem die Vegetation in selten gesehener Ueppigkeit gedeiht, was hauptsächlich dem Ueberfluß an vortrefflichem Wasser zuzuschreiben ist, mit dem die schneebedeckte Sierra Nevada das Land aufs Freigebigste tränkt. Die nächste Umgebung der Stadt bilden herrliche Gärten, fast wie die aus der Huerta von Valencia, nur daß die wasserreichen Flüsse Darro und Xenil hier das künstliche Wässerungssystem unnöthig machen. Von Baum zu Baum ziehen sich die kräftigen Ranken von Reben und Melonen und die ersten in einer solchen Ueppigkeit, daß es Stellen gibt, wo sie einen Seitenarm des Xenil förmlich mit ihren Gewinden und Schößlingen überwölbt haben, so daß das klare Wasser unter einem natürlichen Laubdache dahinfließt.

Nachdem wir eine kleine Stunde in der Ebene fortgeritten waren, sahen wir links die Wiesen und Wälder des Soto de Roma, jenes unermeßlichen Landgutes, das Spanien als Nationalbelohnung dem Herzoge von Wellington gegeben. In der That, es sind wirkliche Wälder, die wir dort weit ausgestreckt liegen sehen, während wir langsam an den Abhängen der grauen Felsgebirge hinaufreiten, die Granada in einem weiten Halbkreise umgeben. Die ersten Wälder, die wir seit unserem Eintritt in Spanien gesehen, nicht lichte Anpflanzungen von Oliven, vielleicht mit Platanen und Johannisbrodbäumen vermischt, nein, Wälder nach unsern Begriffen mit gewaltigen Eichen,

mit Ulmen, Kastanien und einzelnen Gruppen von Alparobenbäumen mit ihren dunkeln, lederartigen Blättern. Ja, Granada hat Alles, was ein Menschenherz nur erfreuen kann, im Sommer Wärme genug, um Orangen und Limonen hervorzubringen, sogar einzelne Palmen, um namentlich in den engen Seitenthälern Granatbäume wachsen zu lassen mit dem saftigen Laube und der glühend rothen Blüthe, die sich so schön am Baume ausnimmt, aber auch nicht minder reizend im dichten schwarzen Haare der schönen Andalusierin, und dazu hat Granada wieder ein gemäßigtes Klima. Die sonst alles versengende Hitze wird abgekühlt durch die frischen Lüfte, welche von der Sierra Nevada herabwehen. Der durstige Boden wird angenehm getränkt durch die klaren Bergwasser, und läßt so neben Orangen und Palmen auch die königliche Eiche gedeihen — ja, Granada, du bist glücklich, und glücklich ist, wer in deinem Schoße verweilen darf.

Wir haben die ersten Anhöhen erstiegen, halten an und senden die fast traurigen Blicke noch einmal zurück über die Vega hin, nach der herrlichen Stadt, die mit ihren Thürmen und stolzen Schlössern sanft ruhend am Fuße des erhabenen zackigen Schneegebirges im rosigen Morgenlichte langsam aufzublühen scheint. Dort liegt die Alhambra, ihre trotzigen Thürme heben sich ab von der dahinter liegenden Wand des Gebirges, doch nicht so klar und deutlich, als die kleine reizende Xeneralife mit ihren weißen Säulen und Bogengängen auf dem fast schwarzen Hintergrunde der Cypressen. — Das ist ein verkörperter Traum, eine verwirklichte Phantasie. — Waren wir wirklich dort, haben wir wirklich gesehen den Löwenhof und den lieben Garten der Sultanin, haben wir wirklich gewandelt unter den Säulenhallen der Xeneralife und dort sinnend hinabgestaunt, auf das prachtvolle Granada zu unsern Füßen, haben wir wirklich die Hand gelegt an den Stamm der uralten Ceder, unter welcher die schöne Königin ihre Liebesnacht gefeiert in den Armen des kühnen Abencerragen, haben wir wirklich von dem klaren Quell getrunken, der, ein toller Felsbach, durch die Gärten und den Hof der Xeneralife dahinschießt, über Trep-

pen herab und unter dichten Lorbeerlauben hinweg, jetzt als ächter Sohn des Gebirges, jetzt eingeengt in grünen glänzenden Rinnen oder in einer Wasserleitung von weißem Marmor, was er sich aber gerne gefallen ließ, denn in ihm spiegelten sich zwischen blühenden Rosen schwarze, unaussprechlich sehnsuchtsvolle maurische Augen. —

Ja wir waren dort, wir haben all das Schöne gesehen und genossen und müssen nun diesem Paradiese den Rücken kehren und gewiß auf Nimmerwiedersehen; aber etwas Köstliches nehmen wir mit uns, die Erinnerung, sie soll uns nicht verlassen, vielmehr erfrischend in unsern Herzen walten, wenn der Frost des gewöhnlichen Lebens dasselbe kältend zu überziehen droht.

Alonzo drängt zum Fortreiten, aber wir können uns noch nicht trennen von diesem zauberischen Platze. Von Granada klingen die Glocken zu uns herüber; rechts zu unsern Füßen liegt Soto de Roma, dessen Wälder damals schon waren, als noch maurische Fahnen von den Zinnen der Alhambra wehten, und welch wichtige Rolle spielten jene Wälder in jener Zeit, wo sie den Christen zum Versteck und Sammelplatz dienten, ehe sie zum Kampf in die Ebene zogen. Vielleicht ist noch eine uralte Eiche vorhanden, die uns erzählen könnte von Ponce de Leon und andern christlichen Rittern, die sich unter ihren Zweigen gewaffnet, nachdem sie Botschaft gesandt an den König von Granada, er möge heraussenden seine Tapfersten zum Zweikampf.

Und dort weiter in der Ebene bei jenem verfallenen Thurm, wo jetzt der Staub aufwirbelt, da auf jener Stelle vielleicht krachten die Lanzen und blitzten die Klingen, während von den Zinnen der Alhambra der König und sein Gefolge niedersah und während sich ein paar schwarze Augen ohnmächtig schloßen, wenn der Maure dem Christen unterlag, nachdem der Schild zersplittert, der Schild mit Halbmond und Devise.

Sie sind vorüber, jene Zeiten, wie auch die Tage, die wir in den prachtvollen Ueberbleibseln jener alten gewaltigen Zeit zubringen durften. Unser Führer mahnt zum Fortreiten, und wenn wir auch

den widerstrebenden Pferden den Zügel lassen, so blicken wir doch im Sattel gewendet noch immer rückwärts auf die Ebene und die mit leichtem Morgennebel umkränzte Stadt. Dort, weit hinter derselben, auf dem letzten Ausläufer des Alpujarras, blickt wieder jener eigenthümlich geformte Hügel hervor, den wir schon von der Alhambra sahen, el sospiro del Moro, und hatten wir nicht fast das gleiche Schicksal wie der unglückliche König Boabdil? auch wir sehen ja diese göttlichen Gefilde zum letztenmal.

Ja, zum letztenmal. Sanft klingen die Glocken von Granada herüber und der leise Wind trägt den Schall an unser Ohr. Dieselben Klänge, welche der Pilger, der hier oben überrascht von der herrlichen Ebene betrachtend stehen blieb, schon vor so viel hundert Jahren hörte. Drunten liegen die Wälder der Soto de Roma, grade wie ehedem, und der Xenil rauscht durch die Ebene mit demselben Flüstern, mit dem er manchen verwundeten Mauren und Christen einschläferte; und über alles das hinaus blicken die leuchtenden, schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und stehen da in alter Pracht und Herrlichkeit, während die Geschlechter zu ihren Füßen beständig wechseln. Ja, die ernsten Berge sahen Römer, Gothen, Mauren und Christen durch diese Ebenen ziehen und werden noch manchen Wanderer erblicken, der, wie wir, hier oben stehend einen letzten traurigen Blick auf die liebe Stadt wirft — Lebewohl, Granada!

Alonzo hatte uns im Stiche gelassen und war auf seinem starken Maulthiere weiter geritten. Wir folgten ihm in scharfem Trabe und holten ihn erst in einer starken halben Stunde wieder ein. Die Aussicht auf die Vega von Granada hatten wir gleich hinter der Berghöhe verloren und um den Contrast recht fühlbar zu machen, umgab uns jetzt eine wilde Felsgegend mit der dürftigsten Vegetation. Einige magere Buxbaumsträuche standen hie und da und wir ritten abwechselnd auf Sand und rauhem Gestein. Zuweilen sahen wir etwas wie eine Straße, auch Fahrgeleise in derselben, doch lief sie meistens so steil auf und ab und war so holperig, daß man nicht begreifen konnte,

wie sich ein Fuhrwerk hieher verirren möge. Unbegreiflich bleibt es freilich, daß von irgend einer Wagenverbindung zwischen Granada und Cordova, zwei Städten, die zusammen mindestens 100,000 Einwohner haben, nicht die Rede ist. Natürlich müßte, um eine Diligence befördern zu können, erst eine Straße gebaut werden, und davon ist, wie schon bemerkt, keine Rede. Geleise, die wir zuweilen im Sand eingeschnitten sahen, führten vielleicht von irgend einem alleinstehenden Hause nach urbar gemachten Feldern oder nach dürrem Strauchwerk, hier Wald genannt, um das Holz zu holen.

Die Wagenverbindung zwischen Granada, Cordova, Sevilla u. s. w. geht über Jaen und erreicht bei Baylen die große Straße von Madrid nach Sevilla. Auf dem direkten Weg zwischen Granada und Cordova, den wir jetzt zogen, gibt es nicht einmal einen ordentlichen Pfad für die Reitthiere und Jeder sucht sich den besten Weg nach seinem Belieben aus; der Begegnenden sind auch hier sehr wenige, vielleicht ein Mann zu Esel, der in der Nachbarschaft ein Geschäft hat, oder ein paar Leute, die mit Hacke und Axt aufs Feld und in den Wald ziehen, höchst selten irgend ein Corsar aus Cordova, der mit seinen Maulthieren eine Ladung Waaren nach Granada gebracht oder von dort geholt. Ein Grund mit für die Einsamkeit dieses Weges mag wohl darin liegen, daß die Gebirge zwischen Granada und Cordova von jeher zu den verrufensten von ganz Spanien gehörten. Hier trieb der bekannte und berüchtigte Jose Maria, einer der renommirtesten Räuber sein Wesen; wenigstens hatte er in diesen unwegsamen Einöden sein Hauptquartier, von wo er die große Straße nach Andalusien und die Ebene von Granada unsicher machte und wohin er sich zurückzog, wenn er von den Truppen Ferdinands VII. angegriffen wurde. Auch behauptete er sich Jahrelang gegen dieselben, wurde auch niemals bezwungen, sondern machte später seine förmliche Capitulation mit der Regierung, die ihm nicht nur völlige Straflosigkeit zusicherte, sondern sogar eine einträgliche Anstellung gab. Seine Gesellen wurden ebenfalls amnestirt und zu ehrbaren Salinenwächtern, Förstern

und Feldschützen gemacht, welche indessen das alte Handwerk nur mit dem Unterschied forttrieben, daß sie am Wege herumlungernd die vorübergehenden Reisenden nicht nur überfielen, sondern sie mit vorgehaltenem weitschlündigem Trabuco um ein Almosen baten.

Da wir gerade bergan zogen auf einem Pfade, der so mit Rollsteinen bedeckt war, daß die Pferde keinen sichern Tritt hatten, so ritten wir langsam und befragten unsern Hombre valiente über die Thaten des großen Jose Maria. Nun hat aber ein ächter Andalusier von dem Schlage Alonzo's nur dreierlei im Kopfe, das sind: schöne Mädchen, Stiergefechte und Räubergeschichten. In letzteren war nun unser Führer außerordentlich zu Hause, und schien in seiner Jugend die Geschichte der berühmten Räuberchefs ungefähr so auswendig gelernt zu haben, wie wir in der Schule das Leben der berühmten Generale aus den Befreiungskriegen. Der Hombre tigre setzte sich quer in seinen Sattel, schielte nach der Bota, die auf dem Maulthier hing, und in welcher unser Wein befindlich war, nachdem wir ihm die Erlaubniß zu einem tüchtigen Schlucke gegeben, von der er gründlichen Gebrauch machte, drehte er sich eine Papiercigarre und gab uns eine Menge Räubergeschichten zum Besten. Uebrigens war Jose Maria nicht sein Mann. Er war zu grausam, sagte er und brauchte seine Navaja, ohne daß es immer gerade nothwendig war; auch mochte er die Weiber nicht leiden und das ist in den Augen eines Spaniers ein großes Verbrechen. Der Liebling Alonzo's war dagegen ein anderer Räuberchef der damaligen Zeit, der zwischen Valencia und Orihuela, namentlich in den Gebirgen bei Elche sein Wesen trieb, Jayme Alfonso genannt, mit dem Beinamen: der Bärtige, von dem langen, vollen Barte, der ihm bis zum Gürtel herabreichte. El Barbudo ist überhaupt ein Liebling des niederen spanischen Volkes, ein zweiter Rinaldo Rinaldini. Wie gesagt, unser Führer schwärmte für ihn und wußte die merkwürdigsten seiner Thaten. Der Barbudo ging in der Majotracht, das Haar nach Art der Stierfechter hinten in einem Netz von grüner Seite tragend; natürlicher Weise war er ein Mann von

ungeheurer Kraft und trieb das Räuberhandwerk auf eine sehr noble und anständige Art. Er legte den Kaufleuten, die ihre Waaren mittelst Galeeren und Corsaren über Land schafften, einen gewissen Zoll auf, und wenn sie den bezahlt hatten, erhielten sie von dem Barbudo ein Stück Papier, worauf mit Dinte ein einfaches Kreuz verzeichnet war, und wehe dem Mann der eigenen Bande oder einem Ratero, der solches nicht respektirte. Namentlich auf die Buschklepper, die das Geschäft auf eigene Faust trieben, die Räuber-Dilettanten, Rateros genannt, hatte Jayme Alfonso ein wachsames Auge. Wirklich lebendig und schön erzählte unser Führer, wie der Barbudo eines Tags drei dieser Rateros gefangen, die auf seinen Namen gesündigt und wie er ihnen, da sie flehentlich um ihr Leben baten, großmüthigerweise einen Kampf vorschlug, den er allein mit allen Dreien zu gleicher Zeit eingehen wolle. Dabei zog unser Hombre tigre die eigene Navaja hervor und während er wie toll auf dem Sattel seines Maulthiers herumfuhr, zeigte er, wie der Barbudo mit den Dreien gefochten und Einen nach dem Andern niedergestreckt. Don Jayme ist übrigens eine geschichtliche Person. In den Befreiungskriegen gegen die Franzosen nahm er seine Bande zusammen und überfiel von seinen Bergen aus die durchziehenden Feinde, denen er große Verluste beifügte. Dafür wurde er später amnestirt, erhielt eine Pension, und lebte im Dorfe Sax. Doch war das Ende seiner Tage des berühmten Räuberchefs würdig. Er hatte einen Bruder, der in Valencia studirte, der wegen eines Vergehens ins Gefängniß geworfen wurde und den er gewaltsam befreite. Später commandirte dieser Bruder unter ihm unter dem Beinamen Estudiantillo, das Studentlein. Dieser setzte das Räuberhandwerk fort und bereitete dem Barbudo manche Verlegenheiten. Er sollte behülflich sein, den Bruder den Gerichten zu überliefern, konnte und wollte es aber nicht, und als eines Tages ein Escribano, den er lange gehaßt und der ihm viel Uebles zugefügt, sich mit Schmähworten gegen das Studentlein vergaß, überkam den Bärtigen der Zorn: er faßte den Schreiber und warf ihn so nachdrücklich die Treppe hin-

unter, daß er das Aufstehen für immer vergaß. Dafür wurde der Barbudo ins Gefängniß geworfen und nun beginnt wieder eine recht romantische Geschichte, als der Estudiantillo viele vergebliche Versuche gemacht, seinen Bruder zu befreien und als dieses nicht gelang, den Sohn des Gerichtspräsidenten entführte, der sich in einem Landhause bei Orihuela befand. Schon war Jayme Alfonso zum Tode verurtheilt, da drohte das Studentlein für jeden Tropfen Blut seines Bruders den Sohn irgend eines vornehmen Geschlechts erschießen zu wollen. Man unterhandelte hin und her, und schickte auch wohl Truppen von Alicante aus gegen die Räuber in den Gebirgen; und nach einem solchen Gefechte fand des andern Tages eine Streifpatrouille in den höchsten und rauhesten Bergen den Körper des Studentleins. Schwer verwundet, hatte er sich noch die Höhen hinaufgeschleppt und war einsam und verlassen gestorben. In einem Schlupfwinkel fand man fast zu gleicher Zeit den Sohn des Präsidenten wohl erhalten, aber nur mit einem Ohre. Das andere hatte der Estudiantillo nach Murcia geschickt, zum Beweis, daß er blutigen Ernst machen würde. Jayme Alfonso wurde bald nachher erschossen.

So erzählte unser Führer und beim tragischen Ende des Barbudo schien er schmerzlich berührt. Bei ihm zählte das Räuberhandwerk mit unter die nobeln Passionen und schien ihm ein sehr ehrenvolles Geschäft, was leider jetzt ziemlich eingegangen sei, doch aber wieder einmal schwunghaft betrieben werden würde. Mit pfiffigem Lächeln meinte er, die Schlupfwinkel des Jose Maria und des Barbudo ließen sich leicht wieder herstellen. Wie für die Person des Letzteren, so schwärmte er auch für den damaligen Aufenthaltsort des Bärtigen: „Ich hab' ihn gesehen," sagte er, „als ich einmal von Granada nach Murcia und Alicante zog. Da ist bei Elche eine wunderbare Schlucht, Puerto de la Cochera, und wenn man da ein Bischen rechts in die Gebirge hineinklettert, kommt man zu dem einsamen Thurm von Carus. Wer da hinauf will, muß Flügel haben, und wie der Barbudo und seine Gesellen hineinkamen, wußte lange Niemand."

„Aber Ihr wißt es, Alonzo?“

Ehe er uns antwortete, drehte er sich schmunzelnd eine neue Cigarre, dann sagte er: — „Ob wir es wissen? das will ich meinen. — Nun, er hatte eine Fallbrücke, die von einem benachbarten Felsen bis auf die Zinne des Domes reichte und die war so sorgfältig versteckt, daß sie lange, lange nicht von den Alguazils gefunden wurde. — O! sie sind zuweilen sehr dumm, die Alguazils,“ meinte er, pfiffig lachend. Und da wir jetzt etwas besseren Boden vor uns hatten, so hieb er auf sein Maulthier und trabte lustig singend vor uns hin.

So zogen wir durch die Berge, plaudernd und Cigarren rauchend in einer beständigen Abwechslung von öder Haide und felsigen Schluchten. Gegen Mittag trafen wir die unvermeidliche Halbwegsventa, die sich auf jedem spanischen Tagmarsche befindet. Mir war es interessant, weil auch Rochau in seinem Reiseleben ihrer erwähnt und dabei einiger jungen Damen gedenkt, mit denen er und sein Reisebegleiter damals geplaudert. Freilich waren zwischen seiner Reise und der unsrigen fast zehn Jahre vergangen und das ist Zeit genug, um namentlich eine Südländerin alt zu machen. Die Venta hatte ihre damalige Gestalt vollkommen erhalten. Vielleicht war die Lehmhütte nur etwas baufälliger geworden; aber von den jungen Mädchen fanden wir keine Spur mehr. Eine sehr alte Frau saß vor der Thür und ließ sich von der Sonne bescheinen, war auch sehr gleichgültig, als wir anritten und uns aus dem Sattel schwangen. Achselzuckend meinte sie auf unsere Fragen nach Brod und Wasser, wenn wir ersteres nicht mitgebracht hätten, so würden wir hungrig wieder ziehen müssen, und was das Wasser anbelange, so habe sie keines im Hause, ihr Mann, der auf dem Felde sei, werde später einen Krug voll mitbringen. Glücklicherweise waren wir außerordentlich verproviantirt. Unser Hombre packte die Vorräthe von einem Maulthiere ab und bald lagen wir königlich tafelnd unter einer verkümmerten Platane an der Erde. Unser Tischtuch war eine alte Zeitung, von der übrigens

Würste, Eier und Brod, die wir mitgebracht, so vortrefflich schmeckten, als sei es von feinstem Damast gewesen. Auch die Bota ging fleißig in die Runde und wir tranken auf das Wohlergehen der schönen Stadt Granada, welche uns diesen vortrefflichen Trunk gespendet.

Nach unserem Diner zäumten wir die Thiere, die unterdessen an dem dürren Grase und kleinen Gesträuchen genagt, wieder auf und da der Weg hinter der Venta stark bergauf ging, uns auch nach dem langen Ritte eine Bewegung recht angenehm war, so gingen wir zu Fuße und zogen die Pferde am Zügel hinter uns drein. Das Terrain, durch welches wir zogen, blieb sich im Allgemeinen immer gleich; bald ging es bergauf, bald bergab durch eine öde, unfruchtbare Gegend. Die einzige Abwechslung machte hie und da ein kleines Wasser, das zwischen den Felsen rieselte und in dem wir unsere durstigen Thiere tränkten und ein Bergabhang, der so steil und knüppelhaft war, daß wir vom Sattel stiegen und zu Fuße hinabgingen. Gegen vier Uhr trafen wir auf ein größeres Gehöfte mit ganz stattlichem Hause an einem breiten Thorweg, der so gastlich aufstand und uns einen so angenehm kühlen Stall zeigte, daß mein Pferd die entschiedenste Neigung kund gab, dort einzukehren. Ich ließ ihm diese Grille und wir thaten wohl daran. Draußen brannte die Sonne wirklich unausstehlich und unter dem Thorweg war's nicht nur schattig und kühl, sondern die freundliche Wirthin brachte uns auch einen Krug ganz vortrefflichen Weins und sehr gutes, weißes Brod. Es ist erstaunlich, welchen Hunger man auf Reisen, namentlich beim Reiten entwickelt. Wir thaten diesem Goutter alle Ehre an und Horschelt verband hier noch das Nützliche mit dem Angenehmen und fröhnte dabei einer entschiedenen Leidenschaft, indem er einen stattlichen Maulesel abconterfeite, der mit gesenktem Haupte vor dem Thorwege stand.

Unser erstes Nachtquartier sollte Alcala la Real sein, nicht jenes Alcala, auf dem Marquis Posa seinen Freund gefunden, dagegen aber hatte unser Alcala den Beinamen „das Königliche,“ und wenn wir nicht in Spanien gewesen wären, hätte das schon etwas Günstiges

versprochen. Hier aber ist man gewöhnt, selbst den unbedeutendsten Dingen die stolzesten Namen zu geben; und deßhalb erwarteten wir nicht anders, als in dem königlichen Alcala ein elendes Nest zu finden, wie vielleicht Villa Robledo in der Mancha oder etwas Aehnliches. Dießmal aber hatten wir uns auf angenehme Weise getäuscht. Die Sonne stand schon sehr tief, als wir aus den Felswegen, auf denen wir den ganzen Tag herumgeklettert, in ein schönes fruchtbares Thal kamen und darin auf eine so schöne breite Straße stießen, daß wir kaum unsern Augen trauen mochten. Es war das wie eine heimathliche Chaussee mit Bäumen besetzt, mit Wassergräben versehen, kurz ein Weg, wie er sein sollte. Ich möchte fast sagen, leider! hatten wir nur noch eine halbe Legua bis zu unserem Nachtquartier. Wir hätten uns wahrhaftig auf dieser Straße nichts daraus gemacht, noch mehrere Stunden weiter zu reisen. Auch die Pferde fühlten den Unterschied gegen die früheren Rollkiesel so außerordentlich, daß sie fast ohne Nachhülfe zu einem tüchtigen Trabe ansetzten, der uns auch in ganz kurzer Zeit in die Stadt brachte.

Alcala la Real sah wirklich ganz stattlich aus. Statt eines kleinen Dorfes stellte sich uns eine ziemlich große Stadt dar, malerisch am Abhang des Berges gelegen, auf dessen breitem Gipfel sich die stattlichen Ruinen eines mächtigen alten Schlosses befanden. Wir erreichten Alcala unter dem Alles verschönernden Lichte der sinkenden Sonne, die das Thal, durch welches wir ritten, mit glühendem Lichte erfüllte und die Schloßruinen droben, sowie den aus den Häusern aufsteigenden Rauch golden beglänzte. Die Straße von Alcala, zu welcher wir hereinpassirten, hat ein stattliches Gitterthor, das von den Bäumen beschattet war, und hinter demselben fing sogleich die Alameda an, an deren Ende unsere Herberge lag. Ich muß gestehen, es war die beste, die wir bisher auf unsern Reittouren durch das Land gefunden. Unten natürlich der unentbehrliche Raum für Küche, Wohnzimmer und Aufenthalt sämmtlicher Gäste, doch erhielten wir oben ein besonderes Speisezimmer, recht gut eingerichtet, sowie zum Schlafen Betten, die

über unsere Erwartung gut waren. Während drunten am Herdfeuer unser Nachtessen zubereitet wurde, welches durch unsern Oberbaurath, der vom langen Ritte bedeutend ermüdet war, überwacht wurde, machten Horschelt und ich einen Spaziergang durch die Stadt, kauften Cigarren und Feuerzeug, und stiegen über eine sehr breite Straße den Schloßberg hinauf, zu der alten Ruine, die wir so gut als möglich beim Mondschein betrachteten, auch kletterten wir auf eine der Mauerzinnen und blickten lange in die milde mondbeglänzte Nacht hinaus. So lieb und freundlich flimmerten die Sterne über uns und einzelne bekannte Gruppen derselben betrachteten wir lange und träumend, denn es waren dieselben Sterne, die im gleichen Augenblicke auch über den Häuptern unserer Lieben funkelten, von denen wir so weit, weit entfernt waren.

Ueber solche fast traurige Gedanken siegte glücklicherweise baldigst unsere lustige Reiternatur, und als wir zum lodernden Herde zurückgekehrt waren, wo Leins inmitten einiger Bewohner aus dem Städtchen denselben die orientalischen Wirren erklärte, hatte sich unser guter Humor wieder eingestellt, und wir gingen fröhlich zu Tische. Während desselben kam indessen noch einmal etwas Wehmüthiges über uns, besonders aber über mich. Der Wirth hatte nämlich zwei kleine Buben, genau von der Größe der meinigen und mit denselben glänzenden Augen und treuherzigen Gesichtern. Die Kinder hatten uns lieb gewonnen und schmeichelten zutraulich um uns herum. Sie waren für mich eine liebe und doch fast traurige Anmahnung.

Am andern Morgen ritten wir bei Tagesanbruch weiter. Wir hatten gehofft, auf der schönen Straße, die uns nach Alcala geführt, weiter reiten zu können, aber diese, sowie die hübsche Stadt mit ihren freundlichen Umgebungen, schien eine Oase in der Wüste zu sein. Kaum hatten wir das jenseitige Thor erreicht, so fielen wir in einen so wahnsinnigen Knüppeldamm, daß man Augen und Hand übermäßig anstrengen mußte, um die Thiere einigermaßen zu leiten und vor dem Stürzen zu bewahren. Es dämmerte kaum und da ein Nebel aufgestiegen war, so konnte man nicht drei Schritte deutlich vor sich

sehen. Dabei ritten wir an einem jähen Felsabhang, an welchem unten ein Wasser rauschte. Es ist das ein kleiner Fluß, der sich reizend um Alcala windet und zwischen üppigen Granatgärten dahinfließt. So, unten im Thale, wo die Orangen blühen, hier oben dagegen war es fürchterlich und die Straße glich vollkommen einem Bauplatze. Anfangs mühte ich mich ab, mein Pferd rechts und links durch die Felsblöcke zu führen, dann aber dachte ich an unsere Ritte in Syrien, namentlich auf dem Libanon, und machte es wie damals, d. h. ich ließ meinem Gaule den Zügel und so ging es augenscheinlich besser und rascher vorwärts. Wir waren aufwärts gestiegen und dann wieder schnell abwärts bis zu jenem kleinen Flüßchen, das wir vermittelst einer Furt durchritten. Hinter demselben ging es lange, lange auf einem steinigten Wege und ziemlich steil bergan. Angenehmerweise wurde es indessen heller und immer heller, die kahlen Berge vor uns, die bisher in einen kalten, grauen Ton gehüllt waren, färbten sich violett, dann röthlich, dann glänzend gelb, und hinter uns war mittlerweile die Sonne aufgestiegen. Wenn wir auch jetzt den Pfad, auf dem wir ritten, vollkommen deutlich sahen, so war doch die Gegend vor uns jetzt im Tageslichte entsetzlich öde und trübselig. Ein vollkommen kahler Berg reihte sich an den andern, zuweilen stiegen wir bis zur Spitze hinauf, um drüben wieder ebenso hinab zu reiten, zuweilen auch wandte sich der Weg am Abhange hin; nicht selten am Rande einer tiefen steilen Schlucht; oben mit einem schmalen Wege versehen, unten aber voll zackiger, wild zerrissener Felsen. Man hätte auf die Idee kommen können, hier befinde sich ein ausgebrannter Krater an dem andern, wie vulkanisch zerrissen war das ganze Terrain. Nach Beobachtungen, über welche man liest, muß es so ungefähr auf dem Monde aussehen. Ringsum nichts, wie Sand und Felsen, die auf der Höhe bald gelb, bald röthlich waren und sich abwärts in die Schluchten hinab bis zu tiefdunklem Blau färbten. Dabei wurde der Blick höchst selten erfreut durch etwas Grünes, ein paar magere Buchsbaumsträuche oder einige von den feingezackten Palmito's. Ein freund-

liches Wasser sahen wir nirgends in der Tiefe; nur einmal kamen wir an einem Brunnen vorbei, der in den Felsen gehauen war, und sich in der Nähe einiger elenden Lehmhütten befand.

Unser Hombre tigre war heute nicht so lustig und redselig als gestern; besonders war seine gute Laune gleich schon in der Frühe dadurch gestört worden, daß sein Maulthier einen Fehltritt that, und obgleich es nicht selbst hinstürzte, doch unsere Nachtsäcke sammt Alonzo, der oben darauf saß, herabwarf. Von da an ging der tapfere Andalusier häufig zu Fuß und spähte sorgsam auf den kahlen Berghöhen und in den tiefen Schluchten umher. Hier, zwischen Alcala und Baena sei ein absonderlich verrufenes Stück Weges. In ein paar Stunden erzählte er, kommen wir an die Stelle, wo sich Jose Maria häufig aufhielt, und wo noch vor ein paar Jahren Caparota sein Wesen trieb. Das war auch ein famoser Kerl, meinte er. Den habe ich gesehen; aber nur, als er todt war, setzte er hinzu, da er unsere verwunderten Blicke sah. Er wurde von einem seiner Buben in einem kleinen Landhause bei Cordova im Schlafe erschossen. Ich war mit meinem Vater dort, und da alles Volk hinlief, so haben wir ihn uns auch betrachtet. Auf meine Fragen gab er freilich zu, daß letztere Zeit hier in den Bergen kein berühmter Name mehr aufgetaucht sei; doch erwiederte er mir achselzuckend: Ihr habt allerdings Flinten und Messer bei Euch. Aber was wollt Ihr machen, wenn plötzlich so ein paar elende Rateros dort hinter jenem großen Stein hervorschauten und uns zuriefen: „faz en tierra!“ — „Und was würdet Ihr thun, Alonzo?“ — „Meiner Seel,“ erwiederte der Hombre tigre, „ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen, ihrem Wunsche zu willfahren; denn ehe Ihr das Gewehr vom Sattelhaken losreißt, hätte ich, der das Gepäck führt, schon ein paar Loth Blei im Leibe. Nein, mit den Kerlen ist nicht zu spassen.“

Und er hatte nicht ganz Unrecht, der gute Alonzo. Bei einem Terrain, wie das, durch welches wir ritten, wo man öfters nicht einmal sein Pferd wenden konnte, wäre es für ein paar Kerle ein

Leichtes gewesen, uns vollständig auszurauben. Doch erlebten wir dieses Abenteuer nicht, wogegen sich unsere Straße jetzt mit jedem Schritte verschlimmerte. Zuweilen kamen wir an Schluchten, wo es Wahnsinn gewesen wäre, auf den Pferden sitzen zu bleiben, wo sich ein fast staffelförmiger Weg hier an der steilen Felsenwand hinab und gegenüber ebenso wieder hinaufszog. Einmal mußten wir am Rande eines solchen Défilé's warten, bis eine Eselheerde, die uns entgegenkam, zu uns hinaufgeklettert war. An ein Ausweichen war nicht zu denken.

Gegen Mittag erreichten wir auf der Höhe ein kleines Dörfchen, wo wir vom mitgenommenen Proviant unser Diner halten wollten. Doch ersuchte uns Alonzo, noch eine kleine Stunde weiter zu reiten, bis zum Ufer des Pliego, der unten in der Tiefe in einer schattigen Schlucht fließe, wo es angenehm kühl sei und vortreffliches Wasser für die Thiere gebe. Wir ritten also weiter, und dort hinab führte der Weg im wahren Sinn des Wortes dachjähe. Ich ritt voraus und als ich an den wirklich sehr klaren und in einer schattigen Schlucht dahin ziehenden Fluß kam, trat mein Pferd so sicher hinein, daß ich ihm unbedingt den Zügel ließ. Obgleich ihm das Wasser bis an die Satteltaschen ging, so hatte es doch eine Furt gefunden, und ich wäre ohne allen Anstand hinüber gekommen, wenn nicht das Thier in der Mitte des Flusses, angelockt von dem frischen fließenden Wasser, von welchem ich es saufen ließ, plötzlich den tollen Versuch gemacht hätte, sich niederzulegen. Glücklicherweise riß ich es noch empor und kam mit durchnäßten Stiefeln davon. Unser Oberbaurath hatte aber ein anderes, eigentlich komisches Unglück. Horschelt, Alonzo und ich waren schon auf der andern Seite des Flusses, als Leins am Ufer ankam, neben seinem Pferde gehend. Auch hatte er den Zügel desselben nicht erfaßt und so lief das durstige Thier eilig in den Strom hinein, seinen unglücklichen Reiter am Ufer stehen lassend. Horschelt, der noch im Sattel war, ritt wieder zurück, fing das Pferd auf, und brachte den Reiter nach einigen kleinen Schwierigkeiten mit herüber.

Alonzo hatte unterdessen am aufsteigenden Ufer unsere kleine Vorräthe ausgepackt, und so tafelten wir in angenehmer Kühle bei dem murmelnden Wasser, in welchem der vortreffliche Andalusier die Bota abgekühlt hatte. Hier gab er uns auch wieder Räubergeschichten zum Besten, und meinte, vor so und so viel Jahren würde es Niemand gewagt haben, sich an dieser Stelle ruhig niederzulassen. Hier nämlich sei der Lieblingsplatz Jose Maria's gewesen und hier hätte er die Maulthiertreiber ausgeraubt, die ohne großes Geleite des Weges zogen. Vom Ufer des Guadajoz wurde die Gegend etwas freundlicher. Eine Zeit lang ritten wir auf einer Hochebene und sahen rechts und links grüne Wiesen, vor uns ebenso, dort auch nach einiger Zeit Olivenpflanzungen, umgepflügte Aecker, und endlich, nachdem wir uns auf einen sanften grünen Hügel stark östlich gewandt, die Stadt Baena vor uns liegen. Hier wurde König Boabdil nach seinem verunglückten Angriff auf Lucena 1483 gefangen genommen. Baena nahm sich nicht minder stattlich aus, wie Alcala, war ebenfalls an den Berg hinan gebaut, und auf der Höhe, über den Häusern empor, ragte eine stattliche Kirche. Gern hätte unser Führer hier Nachtquartier gemacht, doch war es erst vier Uhr Nachmittags, die Sonne stand noch ziemlich hoch, und so konnten wir hoffen, nicht gar zu spät nach dem noch drei Leguas weiter entfernten Castro del rio zu gelangen, von wo dann unsere morgige Tagreise nach Cordova nicht gar zu lange und ermüdend wäre. In Baena hielten wir nur einen Augenblick, und zwar so lange, bis die Bota wieder mit Wein gefüllt war, denn das hatte sich der Hombre valiente, weil er nicht hier bleiben solle, ausbedungen.

Hinter Baena behielt die Gegend den freundlichen Charakter bei, den sie auch schon vor diesem Orte hatte. Fruchtfelder, Wiesen, Olivenpflanzungen und lange Streifen saftiger grüner Gesträuche, die Stelle anzeigend, wo irgend in der Tiefe ein kleines Wasser floß, wechselten mit einander ab. Da wir auf der Hochebene ritten, auf welcher Baena lag, so konnten wir Alles das auf dem sanft und lange, lange

abfallenden Terrain weit hinaus übersehen. Ja, dort links vor uns in der Tiefe, wo sich die blauen Berge auseinanderschoben, machte uns Alonzo auf die mit dem Hintergrunde fast verschwimmende Silhouette eines Schlosses oder einer Stadt, die auf einem vereinzelten Bergkegel lag, aufmerksam. Es war wirklich eine Stadt und zwar unser Nachtquartier, Castro del rio. Das sah von Weitem recht malerisch aus, hatte sogar von hier aus gesehen eine Aehnlichkeit mit Toledo und wir konnten hoffen, dort gut aufgehoben zu sein. Aber weit war es noch dorthin, recht weit. Wir kannten die trügerischen Entfernungen hier in Spanien und die Berghalde, auf der wir abwärts ritten, dehnt sich gewiß viele Stunden lang aus, denn sie zeigte in unzähligen Abstufungen unendlich viel Gegenstände hinter einander. Die Wiesen, die Äcker, die Waldungen, die grünen Streifen, kleinen Thäler und kleinen Hügel, mit denen sie bedeckt war, sowie die Olivenwaldungen und Buchsbaumgehölze, Alles das wiederholte sich abwechselnd immer fort und fort. Wenigstens konnte man diese Gegenstände ziemlich weit hinaus erkennen. Dann aber verblaßten die Farben und die Gränzen wurden undeutlicher. Feld und Wald floßen in einander und gaben Anfangs eine unbestimmte grünliche Farbe; dann aber färbten sich dieselben violett, dann dunkelgrau, und nahmen weit, weit am Horizonte da erst eine tiefblaue Farbe an, wo sich der Bergkegel erhob, auf dem sich die ebenfalls dunkelblaue Silhouette von Castro del rio erhob, in prächtiger satter Farbe, die aber nur darum so erschien, weil der den Horizont begränzende Gebirgszug fast hell schieferfarbig war.

Alonzo hatte bei dem wunderschönen Abend seine frühere Munterkeit wieder erlangt, rauchte Papiercigarren, plauderte und sang in Einem fort. Nachdem wir aber eine halbe Stunde hinter Baena waren, wurde er mit einem Male auffallend still und zeigte auf drei Reiter, die vor uns herzogen. „Den Kerlen traue ich nicht recht,“ meinte er. „Wir müssen ihnen auf jeden Fall beweisen, daß wir gute Waffen führen und mit denselben umzugehen wissen.“ — „Und wie das, Hombre valiente?“ — „Wenn wir sie erreicht,“ erwiderte er, „so

muß Jeder sein Gewehr vom Sattelhaken nehmen und es langsam laden, das sollen sie nur sehen." — „Aber die Gewehre sind ja geladen," erwiderten wir. — „Thut nichts," sagte er, „dann läßt man den Ladstock hineinfallen, daß es tüchtig klappert, und sieht, ob der Hahn recht gut spielt." — Lachend thaten wir nach seinem Wunsche, nachdem wir die Vorreitenden erreicht. Das waren allerdings wild aussehende Bursche, ihre Pferde, das Sattelzeug mit der langen Flinte schienen sich in gutem Zustande zu befinden, die Kleidung der Reiter aber war ein Bischen abgerissen, die langen braunen Capa's verblichen und fadenscheinig, und unter den keck aufgestülpten Hüten schauten uns trotzige, sonnverbrannte Gesichter an. Wir wünschten ihnen guten Abend, was sie erwiderten. Dann zogen wir bei ihnen vorüber und da sie viel langsamer ritten, ließen wir sie bald weit hinter uns; dann erst athmete Alonzo sichtlich wieder auf und sein unerschöpfliches Mundwerk kam wieder frisch in Schwung. „Das waren schlimme Gesellen," meinte er, scheu rückwärts blickend, „aber sie haben mich erkannt und wußten wohl, daß ich sie ebenfalls kenne." — „Und haben sie sich vielleicht vor Euch, dem Hombre tigre, gefürchtet?" fragte ich lachend, worauf er den Hut fast ganz in's rechte Auge hineindrückte, eine martialische Haltung annahm, sich auf die Brust klopfte und ausrief: „Por Dios! Soy hombre valiente, soy hombre tigre, hombre di corazon!" und das wiederholte er unzählige Male, bald sprechend, bald singend, und hörte nicht eher auf, seinen eigenen Ruhm zu verkünden, bis es ihm einfiel, nach der Bota zu langen, sie hoch in die Höhe zu halten, worauf er dann einen Strahl des rothen Weins lange in den geöffneten Mund herabfließen ließ.

Unser Weg führte doch nicht anhaltend abwärts, obgleich es von der Höhe hinter uns so aussah. Nach einer Stunde erreichten wir ein kleines Thal, das von einem angenehmen Wasser durchflossen war, welches an beiden Seiten die frischesten Wiesen hervorgebracht hatte. Ein ziemlich breiter, weicher Weg schlängelte sich hindurch, und die Blumen, die aus dem tiefen Grün hervorsproßten, drängten sich fast

unter die Hufe meines Pferdes; während bei uns daheim noch Schnee und Eis die Fluren bedeckte, war hier in diesen glücklichen Ländern schon Frühlingsanfang und eine warme, würzige Luft floß mir entgegen. Das frische, grüne Thal war ausgefüllt mit lachenden Sonnenstrahlen, die schräg vom Horizont herüberschossen, die umliegenden Höhen vergoldeten, dem Gras einen eigenthümlichen Schimmer gaben und so unaussprechlich schön auf den Wellen des dahinrieselnden Baches glänzten. Ich fühlte mich so angenehm und heiter erregt, auch mein Pferd schien seine Müdigkeit vergessen zu haben und sich der kühlen Abendluft und des weichen Weges zu freuen. Es war überhaupt ein gutes und kräftiges Thier; jetzt brauchte ich nur eines leichten Zungenschlags, um es in gestreckten Trab zu bringen, der mich bald den Andern weit voraus führte. O, es war so angenehm, dahin zu fliegen durch das frische Grün unter herabhängenden Mandelbaumzweigen, die voll rosiger Blüthen prangten, und nach dem heißen Tage einzuathmen die frische, kühle Abendluft. Doch blieben auch Horschelt und Leins nicht lange zurück, als sie mich so davon eilen sahen, und erreichten mich nach einiger Zeit, aber erst als der Weg vermittelst einer Furt durch jenes Flüßchen ging, an dessen Ufer ich eine Zeitlang geritten war. Beim Uebergang hielt mich eine Gesellschaft von Eseln auf, die dort mit ihren Reitern Einer nach dem Andern durch das Wasser wateten. Es waren ein Paar ausgediente und entlassene Soldaten darunter, mit denen wir nun unsern Weg gemeinschaftlich fortsetzten, da sie ebenfalls nach Castro del rio wollten.

Dieß, unser Nachtquartier, neckte uns aber ganz gewaltig; von jedem Hügel, den wir erstiegen, sahen wir es vor uns liegen, immer in den gleichen malerischen Umrissen, aber wir konnten ihm scheinbar um keinen Schritt näher kommen. Dazu trug auch wohl die Dämmerung, die nun eintrat, das ihrige bei, indem sie uns den Anblick der kleinen Stadt mit jeder Minute undeutlicher machte. Endlich wurde es ganz dunkel; doch war glücklicherweise nicht nur Mondschein im Kalender angemerkt, sondern der treue Freund der Reisenden, der

Liebenden und Spitzbuben tauchte bald am Horizont hervor und zwar mit voller, glänzender Kugel, unsern Weg sanft und angenehm erleuchtend. Endlich erblickten wir abermals Castro del rio, und zwar zu unserer Rechten liegend, während wir geradeaus geritten. Ein weites, sumpfiges Terrain am Fuße der Stadt hindert die direkte Annäherung, weßhalb wir einen großen Bogen beschrieben, ehe wir eine breite Straße erreichten, die mit doppelten Baumreihen bepflanzt war und eine Art Paseo bildete, der uns nun in gerader Linie zu der alterthümlichen hochgewölbten Brücke führte, hinter welcher die Hufe unserer Pferde nun zum erstenmal auf diesem städtischen Pflaster klapperten. Es ist dieß nach langem Ritt ein angenehmer Ton und Freiligrath hat Recht, wenn er sagt:

— — — — dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Wir ritten aufwärts durch eine enge Gasse, die mit recht armseligen Häusern besetzt war und wodurch unsere Erwartung auf eine gute Nachtherberge ziemlich herabgestimmt wurde. Vor einer recht schlechten Fonda hielten wir einen Augenblick an und nachdem unser Hombre valiente etwas mit dem Wirth gekauderwelscht hatte, von dem wir kein Wort verstanden, zogen wir weiter. Es schien in diesem Hotel kein Platz für uns zu sein. Weiter oben im Orte, auf der Höhe der Stadt, kamen wir insofern besser an, als man uns die Thorflügel öffnete und eintreten ließ. Wir waren recht müde geworden, glitten sacht aus unsern Sätteln herab und da es auch bei eintretender Nacht etwas kühl geworden war, traten wir an das Herdfeuer, welches rechts am Thorwege loderte. Erst als wir eine Zeitlang gesessen, uns ein wenig erwärmt und die unentbehrliche Papiercigarre angezündet hatten, bemerkten wir, daß die Lokalität, in der wir uns befanden, über alle Beschreibung ärmlich war. Dieser Raum war nicht, wie der jener Ventas in der Mancha und der Sierra Morena — dort ein wenn gleich großer, doch behaglicher Raum, hier dagegen niedrig,

schmal, so daß der Rauch nicht aufsteigen konnte und er einen in die Augen biß. Das Ganze sah aus, wie ein ehemaliger schlechter Stall für Kühe, wenn er nicht vielleicht einstens für eine noch viel unedlere Thiergattung gedient hatte. Es war Schade für das hübsche Gesicht und die glänzenden Augen der Wirthin, ihr gewiß sehr appetitlicher weißer körperlicher Kern steckte in einer gar zu schmierigen Schale. Sie erinnerte uns lebhaft an unsern redlichen Mistkäfer aus Almagro. Die Anwesenden rückten zusammen, um uns den besten Platz an dem lodernden Feuer zu überlassen und dann wurden die bekannten Anstalten getroffen, um für uns ein Abendessen zu bereiten. Ein eiserner Kessel, halb mit Wasser gefüllt, wurde in die Gluth geschoben, mit einem Huhne und Reis gefüllt, viel Zwiebel und spanischer Pfeffer kam hinein und dann ließ man die Brühe in dem Gefäß ohne Deckel schmoren. Daß grade heute der Kessel unbedeckt war, hatte für uns dadurch etwas besonders Unangenehmes, daß dicht bei unserer Abendmahlzeit ein alter Kerl hockte, mit sehr unappetitlichen kranken Händen. Diese wärmte er an dem Kohlenfeuer, rieb auch sanft an ihnen herum, bei welcher Beschäftigung er so nahe an und über unsern offenen Suppenkessel kam, daß ich, obgleich ziemlich abgehärtet, mich doch eines Ekels nicht erwehren konnte. Glücklicherweise kam Alonzo aus dem Stalle zurück, den ich auf die unangenehmen Zuthaten aufmerksam machte, die unsere gemeinschaftliche Suppe möglicherweise erhalten könnte, worauf er ohne viel Umstände und mit sehr kräftigen Worten den ungebildeten Gast in die Ecke zurückscheuchte. Trotzdem sich die Frau Wirthin viel Mühe mit ihrem Kessel gab, war der Inhalt desselben dennoch schlecht, und nur der unbändige Hunger, den wir Alle hatten, brachte uns dazu, die schmutzige Brühe und das alte Huhn zu verschlingen. Um aber mit Allem im Einklange zu bleiben, war auch unser Abendtrunk, die Chocolade kraft- und saftlos und unsere Schlafzimmer die elendesten Löcher, die wir in ganz Spanien angetroffen haben. Eben so schlecht waren die Betten, doch Dank unserer großen Müdigkeit, schliefen wir

vortrefflich und zwar so fest und anhaltend, daß uns Alonzo bei Tagesanbruch wecken mußte.

Beim Hinausreiten aus Castro del rio konnten wir einen Blick auf die Stadt werfen. Hiezu war es gestern Abend zu dunkel gewesen. Wenn wir auch von Gebäuden nicht viel Besonderes sahen, so kamen wir doch hie und da an einem Bauwesen vorbei, das durch maurische Form der Fenster und Thüren oder durch irgend einen Bogengang, der auf schlanken Säulchen ruhte, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die entlassenen Soldaten, die gestern Abend mit uns gezogen, begleiteten uns auch heute wieder. Hinter Castro del rio ritten wir eine öde Berghalde hinauf, von wo wir rückwärts blickend die Stadt malerisch um ihren Berg geschlungen ausgebreitet vor uns liegen sahen. Auch sahen wir über sie hinwegblickend, unsern gestrigen Weg, ja Horschelt mit seinen scharfen Augen die Kirche von Baena. Es ist eigenthümlich, daß sich hier in Spanien so plötzlich und vollständig die Gegend ändert. Verschwunden waren jetzt wieder Wiesen und Wald und statt dessen ritten wir bergauf, bergab, anfänglich über trostlose, umgearbeitete Flächen, eigentlich auf gar keinem Wege, denn oft lange Strecken mußten die Pferde über den vom Pflug aufgelockerten Boden schreiten. Glücklicherweise, daß wir kein Regenwetter hatten, denn sonst muß es hier bodenlos sein. Von einer Gegend war gar keine Rede; wo wir die Fruchtfelder verließen, waren wir eigentlich noch schlimmer daran, denn dann ging es an Bergabhängen vorbei auf so schmalen Pfaden, an steilen Abhängen hin, daß an vielen Stellen ein Fußgänger seine liebe Noth damit gehabt hätte. Obgleich unsere Pferde unermüdlich auf und ab kletterten, so fingen sie doch nach zweitägigem beschwerlichem Marsche an, müde zu werden, und der Hombre tigre brauchte seine ganze andalusische Beredtsamkeit, um sie durch recht freundliche Worte munter zu erhalten. Er hielt denn auch lange Reden an sie, worin er ihnen ihre Vergangenheit und Zukunft lebhaft vor Augen führte, sie auf den goldenen Hafer in Cordova verwies und anderntheils meinte, es wäre doch schmerzlich, wenn er nach

Granada zurückkehrte und müsse dort ihren Kameraden erzählen, daß sie sich mit fremden und sehr angenehmen Reisenden, damit wollte er uns schmeicheln, so schlecht gehalten. Das Maulwerk stand heute diesem Kerl wieder nicht eine Sekunde lang still. Wenn er es nicht zum Rauchen brauchte, dann plauderte er, wenn er nicht plauderte, so stimmte er alle möglichen Lieder an, die er aber dann wieder jeden Augenblick mit Ermahnungen an die Pferde unterbrach — „Malaguena!“ rief er dem Braunen des kleinen Oberbauraths zu, „du hast die leichteste Last und bleibst immer hinten! Freilich bist du nur aus Malaga, aber doch lange genug in Granada gewesen, um ein rechter Kerl zu werden. Schau dir dafür den Tordo an, der muß den dicken Herrn tragen, — damit meinte er mich, — und ist immer weit vornen. Tordo wäre ein Pferd für einen Räuber geworden,“ sagte er dann, „für einen ganz famosen Kerl, für einen Hombre pantera, wie ich einer bin.“ Dann schlug er sich herausfordernd an die Brust, und rief lustig sein: Anda, Anda! Horschelts Pferd, ein Fuchs, hieß Alezana und betrug sich auch recht ordentlich. Ueberhaupt konnten wir über sämmtliche Thiere nicht klagen, und wenn je einer der freundlichen Leser dieser Zeilen nach Granada kommt, so soll er sich nur getrost zu einem ähnlichen Zwecke von dem vortrefflichen ben Saken beritten machen lassen.

Es kommt wirklich bei einer solch dreitägigen Tour sehr viel auf Pferd und Sattelzeug an, ob man sich mehr oder minder ermüdet, und ich muß gestehen, daß wir alle drei die Tour recht frisch und munter zurücklegten. Horschelt und ich waren's freilich schon gewohnt, doch selbst unser guter Oberbaurath — „Heinrich auf lichtbraunem Rößlein,“ wie wir ihn nannten — benahm sich wie ein alter biderber Reitersmann.

Gegen Mittag sahen wir links in einem Thale zum ersten Male nach unserem Abmarsch aus Castro etwas wie menschliche Wohnungen, und, worüber wir sehr erstaunten, sogar Häuser mit hohen, dampfenden Schornsteinen und vernahmen das taktmäßige Klappern von

Hämmern. Da unten befand sich ein Eisenwerk von einer Minencompagnie unter Oberleitung eines Engländers betrieben. Eine Stunde später erreichten wir ein einsames Bauernhaus, das aber tief unter unserem Wege lag, wo Alonzo zu rasten beschloß und wo wir unsere sehr mäßige Provision verzehrten. Castro del rio hatte uns nur Wein, altes Brod und ein Stück Schafkäse mitgeben können; doch fehlte uns die beste Würze, der Hunger, nicht, und nebenbei versicherte auch Alonzo, der ober uns mit kauenden Backen saß und die Bota zwischen seinen Füßen stehen hatte, nachher kämen wir in kurzer Zeit auf eine Höhe, wo wir dann bald Cordova sehen könnten. — Ja freilich sehen, aber zwischen sehen und erreichen ist besonders hier ein großer Unterschied.

Nach beendigtem Diner gingen wir, wie das unsere Gewohnheit war, erst eine gute Strecke zu Fuß, ehe wir wieder die Thiere bestiegen. Die Hochebene, die uns der Hombre valiente versprochen, wollte indessen lange nicht kommen, und ehe wir sie erreichten, hatten wir einen bodenlos schlechten und langweiligen Weg. Ein Berg erhob sich nach dem andern, den wir hinauf- und hinabklettern mußten, um dann auf einer Höhe angekommen, wieder eine andere vor uns zu sehen, mit derselben steinbedeckten Straße, die immer vor uns auf der Höhe in den Bergkamm eingerissen war und eine Art Hohlweg bildete. Endlich erreichten wir die lang erwartete Hochebene; ein ödes, wüstes Plateau in röthlich gelber Färbung, wo wir nun freilich nicht so leicht Cordova sahen, aber etwas Anderes, gewiß Schöneres und Malerischeres, lang ausgestreckt vor uns, nämlich die prachtvolle Bergkette der Sierra Morena in wunderbarer, tief dunkler, fast schwarzer Färbung, an deren Fuße in einem weiten Thale Cordova liegt. Wir schwelgten im Anblick des prächtigen Gebirges und da wir ziemlich ebenen Boden hatten, so trabten wir rasch über die Ebene dahin, brauchten aber doch noch eine gute Stunde, ehe wir die Thürme des verheißenen Cordova sahen und eine zweite Stunde, bis wir an den Abhang kamen, der sich zum Guadalquivir hinabsenkt.

Von hier oben betrachtet nahm sich Cordova weitläufig, großar-



tig, ja fast prächtig aus. Wenn die Stadt bis zu den einzelnen Bauwerken reichte, die weit vom Mittelpunkte, den die berühmte Moschee bezeichnet, zwischen Orangenbüschen, Olivenpflanzungen und unter langen Bäumen mit röthlicher warmer Steinfarbe hervorblinkten, so mußte Cordova, die alte, prächtige Residenz der Spanien beherrschenden Maurenkönige, heute noch sehr bedeutend sein. Aber dem war ja nicht so. Das ehemalige gewaltige Cordova ist zusammengeschrumpft zu einer kleinen öden Stadt, und was wir von Mauerwerk im weiten Umkreise zwischen dem dunkeln Grün hervorblinken sehen, sind nur die einsam zerstreut liegenden Ueberreste ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Das jetzige Cordova nährt sich Ackerbau treibend fast größtentheils von der fruchtbaren Ebene, in der es liegt. Kunst und Industrie sind hier verschwunden und sogar das Geheimniß der Bereitung seines berühmten Leders, Corduan genannt, ist mit den Mauren nach Marokko gezogen. — Die Hauptstadt des Königs Abderrhaman ben Moavia, die einstens mit Bagdad und Damaskus rivalisirte, die eine Million Einwohner besaß, in der sich, wie der Chronikenschreiber erzählt, dreihundert Moscheen erhoben, die neunhundert Bäder und sechshundert Gasthäuser enthielt, die aus eigenen Mitteln zwölfhundert prachtvoll bekleidete und bewaffnete Reiter zur Leibwache ihres Königs stellte, was ist aus ihr geworden? Eine kleine Landstadt mit stillen, öden Straßen, die vielleicht noch dreißigtausend Einwohner zählt, die still träumend da liegt, am Fuße der Berge, die einst ihren Glanz gesehen, und am Ufer des Flusses, der einst für die größten Schiffe fahrbar war, bis ins Meer hinaus, und der jetzt von hier bis Sevilla kaum einen elenden Fischerkahn zu tragen im Stande ist.

Ich war von meinem Pferd abgestiegen, und während ich den Abhang hinabschritt gegen den Guadalquivir, dachte ich so lebhaft an die gewaltige Geschichte, die sich hier in dieser Ebene abgerollt, an die wilden Kämpfe um Cordova zwischen Gothen und Mauren, und an die noch blutigeren, lange Jahre dauernden der Mauren gegen Mauren um die Oberherrschaft der Stadt und des Reiches. Jetzt lag Cor-

dova so still und friedlich da; von leisem Winde getragen schwamm der Klang einer Glocke zu uns herüber und das rothe Licht der Abendsonne küßte mit gleicher Liebe die ewigen Berghäupter droben, die in gleicher Pracht und Majestät wie vor Jahrtausenden dastanden, so wie die arme, zurückgekommene Stadt und die Ruinen der ehemals so stolzen Königsburg.

Der Guadalquivir fließt hier in einem tiefen Bette, an dessen Ufern schattige Kastanien stehen, die ihre Zweige in das klare dunkelgrüne Wasser erstrecken. Die alte, prächtige Brücke, die Cordova besitzt, ist weiter unterhalb bei der großen Straße nach Sevilla. Hier, wo wir ankamen, versieht eine alte gebrechliche Fähre den Dienst, und der Fährmann, der vor seiner Hütte lungerte, machte trotz unseres lauten Rufens zuerst lange keine Anstalt uns hinüberzubringen. Der Grund war, daß sein scharfes, spekulatives Auge auf der Höhe einige Reiter zu Esel bemerkt hatte, die ebenfalls nach Cordova wollten, und auf die wir warten mußten. Endlich war alles eingeschifft, und wir setzten uns langsam in Bewegung. Drüben angekommen, befanden wir uns sogleich im ehemaligen Weichbilde der Stadt, in einem Garten voll südlich strotzenden Pflanzenwuchses, welcher Cordova auf drei Seiten mit einem breiten Gürtel einfaßt. Vom Guadalquivir bewässert sind diese Gärten und Felder mit allen Wundern der üppigen Vegetation geziert, von Wegen mit Hecken blühender Cactus und Aloen durchschnitten, so groß und dicht, daß sich Roß und Reiter dahinter verbergen können, und diese gelben Streifen des sandigen Weges von dunkelm Grün eingefaßt, verlieren sich nach dem Gebirge hin allmälig in schattige Wälder von kräftigen Eichen und Kastanien. Nie werde ich den kurzen aber wunderbaren Ritt vom Ufer des Guadalquivir nach der alten Stadt Cordova vergessen. Der tiefe Ton der Glocken schwamm in der lauen Abendluft und klang so friedlich und beruhigend. Hinter uns hatten wir die wilden Steinwege der Sierra Elvira, und während wir auf weichem Sandboden ritten zwischen riesenhaften Aloenhecken, von denen oft die Dritte noch mit ihrem pracht-

vollen dreißig Fuß hohen Blüthenstengel geziert war, an eingestürzten malerischen Mauerresten vorbei, Reste jener uralten Mauern, hinter denen einst die Araber vergeblich dem heiligen Ferdinand zu trotzen vermeinten; zertrümmerten, jetzt einsam stehenden Thorbogen entlang, an deren Wölbung man noch deutlich die zierliche Hufeisenform erkannte, die von freundlichen Palmen überragt waren, sogen wir begierig den würzigen Duft der Orangenblüthen ein, der aus den benachbarten Gärten zu uns herüberdrang.

Am Stadtthor von Cordova verschwand freilich alle diese Poesie, wenigstens für den Augenblick, da wir uns einer genauen Visitation unserer Effecten unterwerfen mußten. Leider war unsere Reisekasse so zusammengeschmolzen, daß wir mit den paar Peseten sparten, durch welche wir die Zollbeamten hätten bestechen können. Schon früher bemerkte ich, daß in Spanien nicht räthlich ist, mit vielem baarem Geld zu reisen. Obgleich wir nun einen Kreditbrief auf Cordova hatten, so konnten wir, da es schon spät war, doch wahrscheinlich erst morgen Gelder erheben und hatten eben noch so viel übrig, um unsern getreuen Alonzo auszubezahlen.

Durch stille, öde menschenleere Gassen, wo wir deutlich an vielen Häusern sahen, daß sie dem Verfall nahe und nicht bewohnt seien, ritten wir längere Zeit aufwärts und gelangten endlich in die Fonda de las Diligencias, ein altes, äußerlich unscheinbares Haus, in enger Gasse gelegen, aber mit einem reizenden Hofe, den ein Bogengang von korinthischen Säulen umgab, dessen Fußboden mit Marmor und bunten Fayenceplatten ausgelegt war, und wo uns ein freundlich murmelnder Springbrunnen willkommen hieß; da, wo die Einfahrt in den Hof mündete, war, wie fast durchgängig in guten Häusern des Südens, ein Gitterthor von zierlich verschlungenen Schmideisenstäbchen angebracht, das den Blick in den Hof von der Straße aus erlaubt. Der Springbrunnen war sehr klein mit achteckigem Becken aus blau und weißen Fayenceplatten, und vier kleine broncene Seepferde spieen die munteren Wasserstrahlen aus. Das Haus mußte sehr alt sein,

denn bei genauer Durchsicht fanden wir später in den Zimmern sehr schöne, alte bunt bemalte Balkendecken mit Ornamenten, bei denen die arabische Ueberlieferung unverkennbar war; eine allerliebste Azotea oder Terrasse zu oberst auf dem Hause wurde von uns häufig erstiegen der herrlichen Aussicht wegen.

Obgleich uns der Wirth des Gasthofes aufs Freundlichste empfing, so bedauerte er doch, uns für heute nur eine kleine Stube in einem hintern Winkel seines Gasthofs geben zu können, da ausnahmsweise heute Morgen mehrere Fremden gekommen seien, und fast sein ganzes Haus durch den Prinzen von Joinville, der mit Gemahlin, Kindern und Dienerschaft schon fast vierzehn Tage da sei, in Anspruch genommen war. Doch versprach er uns morgen eine andere Wohnung, und zwar in dem reizenden Hofe selbst, wo wir abgestiegen. Unser vortrefflicher Hombre valiente wollte heute Abend Cordova noch verlassen, um in einem benachbarten Meierhofe, wo er bekannt war, die Nacht zuzubringen. Auf sein Verlangen stellten wir ihm ein vortreffliches Zeugniß, und zwar in spanischer, deutscher und französischer Sprache aus, worin er uns besonders bat, seine Zuverlässigkeit und seineu Muth nicht unerwähnt zu lassen. Bis ans Thor des Gasthofs gaben wir ihm auch das Geleite, und als er mit seinen vier Thieren die enge Straße hinabkletterte, überschlich mich, ich möchte fast sagen, ein wehmüthiges Gefühl. Voraussichtlich war die Reise von Granada hieher die letzte Reittour, die wir in Spanien machen würden, hatten wir doch sowohl in der Mancha als auch in Andalusien hoch zu Roß sitzend mit unsere angenehmsten Reisetage erlebt.

Am andern Morgen verließen wir zeitig unsern Gasthof, um eine Wanderung durch die Straßen Cordovas zu machen. Dieselbe Ruhe und Stille, die über dem weiten Weichbilde der Stadt liegt, das Ruinenhafte und Verlassene, das uns dort überall entgegentrat, fanden wir auch hier in den engen Gassen wieder. Cordova erinnert mehr noch als Granada an seine arabischen Erbauer. Hier ist Alles maurisch, die Straßen sind eng und gewunden, um die heißen Son-

nenstrahlen abzuhalten; an den Häusern erblickt man fast überall arabische, reich verzierte Portale und Friese und Bögen, die zu ihnen passen; uralte Marmorsäulen in Masse sind überall hinein verbaut, bald hoch oben luftige Bogengänge bildend, bald unten an dem Hause zu arabischen Vorhallen zusammengereiht, oder Arcaden unterstützend, die im Innern der Gebäude um die stillen schattigen Patios herumlaufen. Aber wenigstens drei Viertheile jener ehemaligen Pracht ist verfallen. In vielen Straßen wuchert das Gras auf dem Pflaster und nicken üppige Schlingpflanzen freundlich von den moosbedeckten Dächern herab. An Thorwegen fehlen die Thürflügel, an ehemals reichen Balcons die zierlichen Geländer; zerborstene Treppenstufen erschweren hie und da den Eingang in das Innere von Gebäuden, deren Fundamente gewichen sind und die den Einsturz drohen. Freilich gibt es auch Straßen, deren Häuser besser erhalten sind; so die, in welcher unser Gasthof lag, doch geben auch hier unzählige verschlossene Fensterladen und die tiefe Stille, die über Alles brütet, dem Anblick der Stadt etwas Gespensterhaftes. Am traurigsten und verlassensten ist die ehemals wirklich prachtvolle Plaza major, jetzt Plaza de la Constitution. Es ist dieß der Hauptplatz der Stadt, den in einem regelmäßigen Viereck große stattliche Häuser umgeben, die unten mit Arcaden versehen sind. Einstens waren diese bestimmt, reiche Waarenlager aufzunehmen, jetzt aber sind sie verödet und nur hie und da hat sich in irgend einem Winkel ein armseliger Kramladen eingenistet. Wenn wir über den Platz schreiten, so rufen unsere Fußtritte ein bedenkliches Echo wach, und wenn wir darüber erstaunt an den hohen fast prächtigen Häusern emporblicken, so sehen wir an geschlossenen Balkonthüren und Jalousien, ja an öden Fensterhöhlen, durch welche Wind und Wetter ziehen, daß die meisten dieser Gebäude verlassen sind, und gewiß schon seit langer Zeit, denn manche zeigen verdächtige Spuren ihres gänzlichen Verfalls und drohen den Einsturz. Daß dadurch das Straßenleben auch nicht bewegt und mannigfaltig sein kann, versteht sich von selbst; die Leute, die man auf der Straße sieht, gehen still

und ruhig ihrer Wege und scheinen ernsthafter zu sein, als ihre übrigen andalusischen Landsleute. Vielleicht fühlen sie schmerzlich den Verfall ihrer einstens so schönen Stadt, deren prachtvolle Lage in einem so fruchtbaren Thale an den Ufern des schönen Guadalquivirs wohl ein besseres Schicksal verdient hätte. Ja die Lage von Cordova ist schön, und auch die Stadt trotz ihrer öden Stille und trotz der überall sichtbaren Spuren ihres Verfalls. Wölbt sich doch über sie fast beständig ein klarer tiefblauer Himmel, und gießt doch die Sonne fast ohne Unterbrechung ein wahres Meer von Licht über Cordova aus.

Hat man sich erst einmal an diese stillen Straßen, an diese stummen Häuser gewöhnt, so kann man sie ordentlich liebgewinnen. Gerade das Ruinenhafte ihrer Häuser bringt eine so malerische Wirkung hervor, und wenn man durch die schattigen Straßen wandelt, so findet das Auge überall Etwas, worauf es mit Interesse verweilt: die tiefdunkeln untern Stockwerke dieser Häuser mit ihren Balkonen, Säulen und Eisengittern, die oben ein scharfer, freundlicher Strahl der Sonne vergoldet, der liebend hineinzudringen scheint in die offenen Fenster leerer Gemächer und hoch oben blendend erglänzen läßt die weißen Marmorsäulen einer luftigen Loggia, die sich so deutlich von dem tiefblauen Himmel abhebt. Dort senkt sich eine Straße hinab, gewunden, unregelmäßig, so daß sich die charakteristischen Häuser wie eine Theaterdecoration auseinanderschieben, uns so den vollen Anblick eines alten röthlichen Thurmes gewährend, der trotzig mitten im Wege zu stehen scheint mit seiner arabischen Mauerkrönung und der Wölbung seines Thores in eleganter Hufeisenform. Dabei liegt die Straße tief im Schatten, in dem einzelne Handwerker vor der Thüre arbeiten. Die Sonne kann noch nicht hier eindringen, glüht aber dafür auf der andern Seite des alten Thurmes und beleuchtet den Thorweg unter demselben mit strahlendem Lichte. Dort werden plötzlich ein paar Reiter sichtbar, Gensdarmerie zu Pferde, die aus dem glänzenden Thorbogen hervor im tollen Carrière die Straße heraufsprengen und so dort einiges Leben verursachen. Die Handwerker sehen einen Augen-

blick von ihrer Arbeit in die Höhe, ja hie und da öffnet sich ein Fensterladen, ein weiblicher Kopf wird sichtbar, um aber sogleich wieder zu verschwinden, und dann ist es wieder so ruhig wie vorher. Der Schneider näht ruhig weiter, der Schuster klopft sein Leder, und außer diesen taktförmigen Schlägen hört man weiter nicht den geringsten Lärm in der Straße.

Unten an dem alten maurischen Thurme führt eine schmale Seitengasse auf einen kleinen Platz, der wo möglich noch stiller und melancholischer ist. — Wohnt hier Jemand, oder sind hier alle Häuser verlassen? Wir wissen es im ersten Augenblicke nicht. Sämmtliche Thüren sind verschlossen, ebenso die Fenster und Balkone, die erstern haben zum Ueberflusse inwendig noch einen weißen Vorhang, über die letztern ist eine Strohmatte niedergelassen, die über die Brüstung des Balkons herabhängt. — Tiefe Stille rings umher, und wenn wir uns räuspern, so ist es gerade, als räuspern sich viele unsichtbare Bewohner der umliegenden Häuser ebenfalls.

Wir schreiten langsam weiter und sind schon in der Nebenstraße, als wir den Accord einer Guitarre vernehmen. Gleich darauf ertönt eine weibliche Stimme und singt die ersten Strophen eines Volksliedes. Auch Schritte erschallen nun von der andern Seite her, aber die Füße, welche sie verursachen, treten so fein und leicht auf, daß es uns nur die tiefe Stille rings umher möglich machte, sie zu vernehmen. Es ist ein junges und schönes Mädchen, die gerade auf die Thüre des Hauses zuschreitet, woher wir den Gesang vernommen. Während die eng anschließende Basquina von dunkel violetter Seide die weichen Umrisse des stolzen Leibes und der schlanken Glieder verräth, fällt die Mantille von schwarzen Spitzen leicht von der Stirne über die Schulter bis in die feine Taille herab; die Hand mit dem Fächer hält sie unter dem Kinne zusammen, und ein kleiner Druck der Finger läßt uns einen Moment den Anblick des schönen Gesichts genießen, um im nächsten die Spitzen zusammenzuziehen und den Fächer auseinan-

der zu werfen. So schreitet die Andalusierin leicht und graziös die Treppen an dem bezeichneten Hause hinauf, und da die Basquina ziemlich kurz ist, so sehen wir einen wunderbar zierlichen grünen Schuh und noch ein ziemliches Stück des weißen seidenen Strumpfes. Gleich darauf aber ist sie hinter der Thür verschwunden, der Gesang hat aufgehört, und eine tiefe Stille herrscht wieder auf dem Platze. Aber nicht lange; denn bald hören wir es flüstern hinter der herabhängenden Strohmatte, und an jeder Seite lugte eine Mantille hervor und unter jeder ein paar glänzende schwarze Augen. Es scheint uns, die jungen Damen in Cordova haben auch zuweilen Langeweile und betrachten sich alsdann, vielleicht nicht ganz ohne Interesse, ein paar Fremdlinge, die vor ihrem Hause stehen, und es fast ungebührlich angaffen. — Es ist zuweilen sehr gut, wenn einem eine vollkommene Kenntniß der Landessprache mangelt, denn der Platz war sehr einsam, nicht einmal die Sonne warf einen neugierigen Blick herein, rings umher tiefe Stille und Einsamkeit.

Wie unser Wirth versprochen, bekamen wir schon am Mittag ein Zimmer neben dem Patio, und wenn wir die Thüren öffneten, so vernahmen wir das freundliche Murmeln des kleinen Springbrunnens. Nachdem wir uns dort gehörig eingerichtet, gingen wir mit einem kundigen Führer zur berühmten Moschee von Cordova, der größte, fast einzige maurische Tempel, von dem mehrere Theile ganz unverändert auf unsere Zeit übergegangen sind; die Mesquita, wie sie bei den Arabern hieß, wurde von Abderrhaman erbaut und war uns mit ihrem imposanten Säulenwalde schon längst aus Zeichnungen und Bildern bekannt. Von außen macht dieß wunderbare Gebäude nur an der Seite des Haupteingangs einen einigermaßen großartigen Eindruck. Die Moschee steht ohne erhabenen Thurm hoch gelegen über den Ufern des Guadalquivirs und ist rings von einer glatten hohen Mauer eingefaßt, die außer den stark vorspringenden Strebepfeilern keine andere Verzierung zeigt, als schlanke arabische Mauerzinnen. Nach dem Gebrauche der Orientalen verschließt sie die innere Pracht

und Herrlichkeit vor dem Blicke der Außenwandelnden und läßt nicht ahnen, welch prachtvolles Bauwerk sie umgürtet. Unter einem niedrigen Minaret im Style der Giralda befindet sich der Haupteingang; doch öffnet sich nicht weit davon vor uns ein kleiner maurischer Thorbogen, der uns aber statt in die Kirche selbst auf den Vorhof führt, den man bei jeder Moschee findet, auf den Patio de las naranjas, den Orangenhof. Es ist dieß eine reizende liebliche Einrichtung der orientalischen Tempel. Hier lustwandelten die Gläubigen unter duftenden Orangen, oder sahen gedankenvoll dem hoch aufspringenden Strahl der Fontainen zu, ehe sie sich in die dunklen Hallen der Kirche begaben. Für mich wird dieser kleine reizende Platz immer eine liebe Erinnerung bleiben, und ich saß hier träumend manche Stunde, wenn meine beiden Reisegefährten in den benachbarten Straßen zeichneten. Und doch war der Orangenhof gar so einfach, aber gerade dieß Einfache, so wie die gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt, ist es, was seinen Reiz ausmacht, ein geräumiger, viereckiger Hof mit Orangen bepflanzt, deren Duft ihn ganz erfüllt; in der Mitte erhebt sich eine große Marmorfontaine, die ihren Wasserstrahl hoch hinaufwirft, während sich zu ihren beiden Seiten ein paar klare plätschernde Brunnen mit glänzenden Goldfischen befinden. Das Abwasser dieser Brunnen kann vermittelst gemauerter Rinnen, die nach allen Richtungen auf der Erde hinlaufen, an den Fuß jedes der Orangenbäume geleitet werden. Man öffnet eine kleine Schleuse und im Augenblicke ist der Fuß der schönen Bäume von dem klaren frischen Wasser umspült. Zwischen den Orangen erheben sich einige düstere, fast schwarze Cypressen und neben ihnen ein paar schlanke Dattelpalmen, deren herabhängende feingezackte Blätter sich leise im Hauche des Windes wiegen. Auf zwei Seiten dieses Platzes befinden sich bedeckte Arkaden mit zierlichen maurischen Säulen und Bogen, über dem glatten, darauf ruhenden Mauerwerk ragen die sägenförmigen Zinnen der mit dicken Strebpfeilern verstärkten Umfassungswand herein, auf der dritten ist, wie gesagt, der Thurm, ein moderner Aufbau über dem alten Unter-

theil, aus dem der herrliche Bogen der Puerta del Perdon ausgeschnitten ist, die den Hauptzngang zu diesem Hofe bildet. Die gewaltigen Thürflügel sind mit Bronzeplatten von zierlicher Arbeit in sechseckiger Ineinanderfügung beschlagen und wunderschöne Thürklopfer zieren diese ruhigen prächtigen Flächen. Ein paar breite Stufen führen innerhalb von diesem Thor auf die Terrasse und vor uns haben wir die Moschee selbst mit ihrem hohen Portal, eine langgestreckte ruhige, einfache Masse, die nicht ahnen läßt, was im Innern verborgen ist. So oft ich hierher kam, fand ich den Vorplatz belebter, als die Kirche selbst. Eine Menge kleiner Buben spielten um die Bewässerungsrinnen am Boden oder umlagerten die Brunnen, wo sie vermittelst der herabgefallenen Blätter der Orangen Wasser schöpften und tranken. Alte Männer saßen, obwohl es dem Kalender nach Winter war, in den schon recht heißen Strahlen der Sonne, die zur Mittagszeit neben dem Haupteingange glänzend und die dunkeln Steinmauern angenehm erwärmend hereindrangen.

Endlich öffnet sich vor uns die große Thüre der Moschee und wir stehen aufs Höchste überrascht vor dem Säulenwalde, der sich vor unsern Blicken erhebt und sich endlos auszudehnen scheint. Eintausend und achtzehn Säulen stehen hier in neunzehn Reihen von Norden nach Süden zu dem Alquibla, d. h. dem Theile gegen Mittag. In entgegengesetzter Richtung gezählt, bilden sie achtunddreißig andere Säulenreihen, die von Osten nach Westen gehen und hier eine engere Eintheilung haben. Diese Säulen sind von verschiedenen Arten von Marmor und Granit gearbeitet, bald weiß, gelblich, grau, röthlich, ins Bläuliche schimmernd, bald gefleckt, bald schwarz. Theils sind sie glatt, theils canelirt, theils haben sie gewundene Verzierungen. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit stört nicht im Geringsten die erhabene Wirkung, vielmehr erzeugt der Wechsel dieser Farben einen überraschenden Totaleffekt. Die Dicke derselben beträgt nicht über anderthalb Fuß, ihre Höhe nicht über sechszehn Fuß; sie tragen auf zum Theil etwas derben, an das Korinthische erinnernden Kapitälen zwei Reihen

von hochgesprengten maurischen Hufeisenbögen über einander, so daß trotz der Niedrigkeit der Säulen, die aus eingelegtem Holzwerk reich verzierte frühere Decke des Gebäudes an vierzig Fuß hoch war. Worin liegt nun die ungeheure Wirkung, welche diese Kirche auf uns macht? Die Moschee des großen Kalifen in Damaskus ist erhabener, prächtiger, aber als ich sie betrat, umwehte mich nicht diese eigenthümliche, ich möchte fast sagen, berauschende Poesie, wie hier in dem endlos scheinenden Säulenwalde von Cordova, dort hat man Zeit und Laune, alles ruhig zu betrachten, zu vergleichen, abzumessen, hier möchte man nur träumend durchschreiten, und dabei trauernd an jenes wunderbare Volk denken, welches diese ungeheure Wirkung mit so wenig Mitteln hervorgebracht. Herrlich war die Ausschmückung in Gold und Farben, wie sie einstens bestand —; jetzt ist sie verblichen und übertüncht. Aber die Conception des Ganzen ist so einfach, wie möglich, Säulen und Bogen, die sie verbinden, und darüber das Dach, keine prachtvollen Fenster, keine großartige Kuppelwölbung! und doch so reizend, so unvergeßlich schön! Die Säulen sind fein im Vergleich zu dem Anblick der großen Last, die sie tragen, aber aus welchen herrlichen Materialien bestehen sie, aus den härtesten Graniten und Marmorn, sie haben schon an die tausend Jahre ihre Last getragen und werden, wenn man sie nicht niederreißt, noch aufrecht stehen, wenn manches gewaltige Bauwerk einer früheren oder späteren Periode zusammengestürzt ist.

Langsam schreiten wir durch die stillen Räume und wohin wir uns wenden, wo wir auch stehen mögen, überall treten zahllose Perspectiven in geraden und besonders überraschend in den Diagonallinien vor unsere Augen, so daß namentlich bei dem feierlichen Halbdunkel, welches hier herrscht, dieselben endlos zu sein scheinen.

Ums Jahr 786 begann der König Abderrhaman I. den Bau der großen Moschee. Man behauptet, er habe selbst den Plan dazu entworfen und sei dabei von der Absicht ausgegangen, diesen Tempel dem in Damaskus ähnlich, aber größer und erhabener in Pracht und Aus-

wand, als die neue Moschee zu Bagdad, errichten zu lassen, damit er mit der Alaksa, dem heiligen Hause zu Jerusalem, verglichen werden könne. Bekanntlich verehren die Muhamedaner zwei Tempel oder heilige Häuser, die Caaba in Mekka und die Alaksa zu Jerusalem. Alaksa heißt die Entferntere, auch wird die Moschee in Jerusalem der Tempel der Auferstehung genannt, sowie auch Assahara die vom Felsen. Zum Bau der Mesquita wurden Säulen herbeigeschafft von Nîmes und Narbonne in Frankreich, von Sevilla und Arragonien, von Italien, von Constantinopel und aus den Ruinen Carthago's. Der erste Kalif erlebte aber den Ausbau nicht mehr, und leider entstellte sein Nachfolger Hixem, der ein berühmter Poet war, durch symmetriewidrige Erweiterung den ursprünglichen Bauplan und zerriß so die Einheit und Harmonie desselben. Das hätte aber Alles noch nicht so viel zu sagen gehabt, als die langsame und systematische Zerstörung dieses wunderbaren Bauwesens durch das erobernde Christenthum, welches den Gewohnheiten und Bedürfnissen seines Cultus gemäß hier eine unpassende Kapelle zwischen die Säulen hineinzwängte, dort Altäre errichtete, deren spitze Aufsätze den runden schwunghaften Bogen so unaussprechlich wehe thun. Die gewaltsamste Zerstörung aber begann im fünfzehnten Jahrhundert; die als herrlich beschriebene, geschnitzte und bemalte Decke von Lerchenholz wurde herausgenommen und durch nackte, weiß getünchte Gewölbe ersetzt, diese vielfach durchbrochen, um mehr Licht hereinzuführen und so die frühere geheimnißvolle Dämmerung, so günstig für die dem Islamismus entsprechende Beleuchtung dieses unabsehbaren Raumes durch zahllose Lampen, vertrieben.

Nicht genug, die eifrige Geistlichkeit wußte dem großen Karl die Erlaubniß abzunöthigen, in die Mitte der Moschee eine christliche Kirche setzen zu dürfen und zu diesem Behufe ließ der Bischof Alonzo Manrique, der sich für ein Bautalent hielt, trotz aller Einwürfe der vernünftigeren Stadtbehörden die Säulen und Bogen, die hinderlich waren, ausbrechen, um für ein Schiff und Chor, die zusammen die Größe einer ansehnlichen Kirche haben, Raum zu gewinnen. Karl V.,



der bei andern Gelegenheiten leider selbst keine große Vorliebe für die nachgebliebenen Bauwerke der Araber zeigte, war, wie uns Ponz berichtet, als er später während des Kirchenbaus, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, die Moschee zum erstenmale besuchte, doch so entrüstet, daß er zu dem Bischof und Kapitel sagte: Ihr wißt nicht, was ihr gethan habt. Um eine Kapelle zu erbauen, die ebenso gut draußen hätte stehen können, habt ihr leichtsinniger Weise Etwas vernichtet, was in seiner Vollendung einzig in der Welt bestand. Und darin hatte der große König sehr Recht. Hätte man die christliche Kirche neben die Mesquita gebaut und diese als den größten Portikus der Welt belassen, so wäre eines der erhabensten Bauwerke entstanden, ein achtes Weltwunder.

An und für sich ist die Kirche von edlen Proportionen und mit einem prachtvollen gerippten Gewölbe überspannt, alles Detail ist in den schönsten Renaissanceformen und die Vergoldung fast überreich; man könnte ein wahres Wohlgefallen daran haben, aber sobald man aus ihr heraus wieder den wunderbaren Arkadenhain, der sie umgibt, betritt, überkommt einen ein unwiderstehlicher Unmuth über die Blindheit des Eifers jener Priester.

Wohl mochten die Mauren, als sie im Jahr 1236 Cordova für immer verlassen mußten, eine Ahnung davon haben, wie die eindringenden Christen mit ihrem heiligen Hause umgehen würden, und um das Allerheiligste in demselben, die Mirah, zu schützen, vielleicht auch damals an eine Rückkehr denkend, vermauerten sie dieselbe so kunstvoll, daß sie erst fast sechshundert Jahre später und zwar im Jahr 1815 aufgefunden wurde, wo Steinhauer, die irgend eine Reparatur vorzunehmen hatten, auf die zugemauerte Wölbung stießen.

Die Mirah, wegen einer Reliquie von den Gebeinen Muhameds, die hier aufbewahrt wurde, auch Zancarron genannt, verschloß ein kostbares Exemplar des Alcoran; sie ist gegen Osten an der sehr dicken Umfassungswand der Moschee gelegen und in dieser Mauer war der Raum zu Aufbewahrung obiger Kostbarkeiten ausgespart, ein verhält-

nißmäßig kleines Gemach, nur durch eine einzige Thüre von der Moschee aus zugängig. Dieses Gemach nun, wie die hufeisenförmige Thüre, die dazu führt, ist hinsichtlich der Pracht der Mosaiken wirklich das Kleinod dieses gewaltigen Ganzen, der Hufeisenbogen der Thüre ist in keilförmige Felder nach dem Fugenschnitt getheilt und der Führer, indem er das an einer Stange befindliche Wachslicht den feinen Mosaiken in der Höhe nähert und auch das kleine Gewölb in der Mauer uns beleuchtet, denn Lichtöffnung von Außen ist keine da, vermehrt durch die Möglichkeit einer genaueren Besichtigung noch unser anfängliches Erstaunen.

So hatte ein guter Genius dieß Heiligthum der Moschee bewahrt, und es stand lange, lange Jahre beschützt von dicken Marmorwänden mitten unter Crucifixen und Altären, und während draußen die Orgel klang, Glocken läuteten und christliche Hymnen ertönten, riefen im stillen Innern der Kapelle unzählige goldene und farbige Inschriften: Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet!

Ist die Anordnung der Bogenwände, die ein Schiff der Moschee gleichsam als besondere Gasse von dem andern trennen, mit geringen Abweichungen nach einem und demselben einfachen Systeme, so wird die Architektur des vor der Mirah liegenden drei Bogen langen und drei Bogen breiten freien Raums weit lebendiger und phantastischer. Die Säulen sind doppelt über einander und die Bogen, an und für sich schon nach unten und oben ausgezackt, durchdringen und verschlingen sich wechselsweise, jedoch überall den freien Durchblick durch die mannigfaltigen dadurch entstehenden offenen Felder gestattend. Ueberdeckt ist dieser Vorplatz mit einer Wölbung, in der die Rippen nach der Richtung mehrerer durch einander geschobener Polygone laufen und die Zwischenfelder mit kunstvoll gearbeiteten Muscheln ausgefüllt sind, so sinnreich an einander gereiht und in Größe und Farbe so angenehm mit einander abwechselnd, daß vor dieser auf den ersten Anblick ganz fabelhaft scheinenden Combination das Auge nur Bewun-

derung ist, einmal über das andere die unsagbare Pracht der Marmore u. s. w. und dann wieder den Scharfsinn der Erbauer anstaunend.

Als der Zancarron endlich entdeckt wurde, war die spanische Geistlichkeit glücklicher Weise so vernünftig, ihn in der ursprünglichen Gestalt bestehen zu lassen, und er läßt nun in seiner wunderbaren Schönheit ahnen, wie ehemals die ganze Mesquita ausgeschmückt war.

Die Mascura, jetzt Capilla de la villa viciosa getauft, liegt erhöht gegen die Mitte der Moschee, nahe bei der Kirche und war der Ort, wo sich die Könige befanden, wenn sie den öffentlichen Gebeten beiwohnten; sie ist auf vierundzwanzig Säulen von verschiedenfarbigem Marmor gebaut, die vier nach oben reich durchbrochene Mauern bilden und im Quadrat gestellt sind. Eine der Seiten ist zwischen den Säulen von unten auf geschlossen, die drei andern erlauben den Blick durch reiche, vergoldete Eisengitter in das Innere. Die Decke ist muschelförmig aus weißem Marmor dargestellt und die Wände sowie der Boden enthalten Alles, was in der großen Kunstperiode der Araber die reichste Phantasie an Gold und Lasur-Mosaik, an Arabesken und gemalter Steinsculptur erfinden konnte.

Bei allem dem macht das Innere der Mesquita einen fast wehmüthigen Eindruck. Die halbdunkeln Hallen sind ihres prachtvollen Schmuckes entkleidet, die herrlichen Malereien wurden mit weißer Tünche bedeckt und vom ehemaligen Fußboden ist keine Spur übrig geblieben. Wie mag das früher gewesen sein, als Tausende von Lampen von der Decke herabhingen, als der Boden mit Matten und prächtigen Teppichen bedeckt war und als das Volk der Gläubigen in ihren reichen malerischen Gewändern anbetend diese Hallen füllte? Heute liegt es wie tiefe Trauer auf dem Tempel Abderrhaman's, die Kapellen und Altäre sehen so düster und fremdartig aus und scheinen sich unheimlich zu fühlen in ihrer so ganz andern Umgebung. Ganz eigenthümlich schallen die Töne der kleinen Glocken vom Altare herüber, wo eben eine Messe gelesen wird und der Glanz der Kerzen, sowie der qualmende Weihrauch scheint dort im engen Umkreis des christ-

lichen Altars zu bleiben und sich nicht gerne ausbreiten zu wollen unter den arabischen Säulenhallen. — — Ja, wie Alles vergeht, was Menschenhände machten, so auch der Glanz und die Pracht dieses Hauses. Nur die Natur in ihrer ewigen Jugend und Liebe ist sich gleich geblieben und durch die weit geöffneten Thore sehen wir auf den Orangenhof hinaus: dort leuchtet dieselbe Sonne wie damals und wie damals stehen auch dort noch die Reihen der Orangenbäume gleich grün, gleich duftend von hier aus gleichsam als eine lebendige Fortsetzung der jetzt todten Säulenreihen des Innern erscheinend.

Während wir langsam dem Ausgange zuschreiten, zeigt uns unser Führer in einem Winkel der Kirche auf einer Säule von dunkelgrünen Jaspis ein grobes unförmliches Kreuz, La cruz del cautivo. Es steht bei den Cordovesen in großer Verehrung; denn, wie die Legende sagt, ward ein gefangener Christ von den Mauren an diese Säule gefesselt und gezwungen, die Verhöhnung seines heiligen Glaubens mit anzusehen. Da kratzte er mit den Nägeln seiner Hände das Kreuz in den harten Stein, so gleichsam im Namen desselben Besitz nehmend von dem Tempel des falschen Propheten.

Nicht weit von der Moschee, ebenfalls am Ufer des Guadalquivir ist ein Platz, wo sich ehedem ein fast nicht minder prächtiges Gebäude erhob: der Alcazar der maurischen Könige, eine Burg, in der viel Gold und Blut geglänzt, wo der Schrei der Lust und des Schmerzes erschallte. Der Hof der Könige von Cordova und Spanien war ein üppiger Hof und hier glänzten die tapfern morgenländischen Eroberer und unter den Almansors und den Almoraviden feierten hier maurische Ritter und Damen wilde, nächtliche Feste, wie die späteren Zeiten wohl nichts Aehnliches aufzuweisen haben, und während die Dichter die feenhaften Weiber besangen, schön wie die Houris und von schwellenden Rosenlippen, schlankem Palmenleib und süßen Gazellenaugen schwärmten, seufzten die Philosophen schon damals über die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieser Welt, und während einer der Ersteren sang:

— — — — O Alcazar,
Des Paradieses Ebenbild,
Du scheinst aus Leopardenfellen
Voll Pracht und Herrlichkeit erbaut,
Wie herrscht in deinen Prunkgemächern
Der Schönheit wunderbare Lust!
Es glänzen deine Marmorsäulen
Mit Gold aus Tibar reich verziert.

sprach nach einem glanzvollen Feste der Philosoph Suleiman ben Abdelgafir el Firexi zum Kalifen Alhakem:

Vier sehr gewandte Schützen schießen
Beständig auf mich Armen los,
Der Teufel, Welt, der Magen, Liebe,
Vor diesen, Herr! bewahre mich!

Je nach dem Temperamente der Könige waren die Hallen des Alcazars unter Klängen rauschender Musik mit Lust und Freude erfüllt, und strahlten ihre Gärten nächtlicher Weise im Glanz farbiger Feuer; das war die glückliche Zeit, wo sich ein Bittsteller dem Könige nahte, der sich aber in den Gärten bei seinen Sklavinnen befand, und es wagen durfte, ihm seine Bittschrift mit folgenden Versen, die er auf Rosenblätter schrieb, zuzusenden:

Die Schönen, wenn sie gleich nur Sklaven
Der Männer und ihr Plaggeist sind,
Befehlen doch nach eignem Willen,
Ja, und zum Sklaven wird der Herr.
Doch dafür, wenn wir Rosen wollen,
Und sie nicht Feld, noch Garten beut,
Empfangen wir von Mädchenwangen
Sie zarter noch und dornenlos.

Drum darf ich wohl die Hoffnung nähren,
Dieß Schreiben finde gut Gehör,
Weil ich aus Rosen es gebildet,
Der Mädchenwangen schönem Bild.

Der arabische Chronikenschreiber, der dieß erzählt, fügt hinzu: Diese Verse wurden abgelesen, fanden Beifall und dienten den Sklavinnen des Königs zum Gesange. Des Bittstellers Gesuch wurde genehmigt und er empfing noch überdieß eine Anweisung auf hundert Dinaren. Zuweilen auch lagen diese glänzenden Hallen finster da, am Ufer des Guadalquivirs, in den Orangenhainen sah man das Glänzen der Harnische, das Leuchten eines Dolches oder vernahm wie unter König Alhakem I. die entsetzlichen Klagen zahlloser Unglücklichen, die der Kalif vor seinen Augen in einer langen Reihe am Ufer des Flusses spießen ließ, weil sie sich gegen seine grausame Regierung empört hatten. In vielen Romanzen lebt die Geschichte dieses Königs fort, und manche schildern ihn, wie er wahnsinnig geworden sei und in tiefe Trauer versenkt, auf dem Wall des Alcazars umherirrte. Da habe das Schauspiel jener Gräuelscene ihm stets vorgeschwebt, streitende Volksmassen sich vor seinen Augen bewegt, das Geschrei der Kämpfenden, Verwundeten und das Geröchel der Sterbenden seine Ohren umsaust. Dann ließ er mitten in der Nacht seine Cadi's und Wazire rufen und wenn sie versammelt waren, um Dinge von großer Wichtigkeit zu hören, befahl er seinen Sklavinnen zu singen und Instrumente zu spielen. Eines Nachts, kurz nach dem Schlafengehen, ließ er einen Diener, Namens Hyacinth, rufen, dessen Geschäft darin bestand, den langen Bart des Königs mit wohlriechenden Salben einzureiben; da nun dieser Diener, im Zweifel, ob dieser Befehl ihm gelte, einige Zeit zögerte, so rief der König mit lauter Stimme; „wo bist du, Sohn der Faulheit?“ und zerschlug dem Herbeigesprungenen die Bisamflasche auf dem Kopf in Stücke. Hierüber äußerst erschrocken, habe der Diener Hyacinth in größter Unterwürfigkeit gefragt: „Welche

ungewöhnliche Stunde, Herr, zum Einsalben?" Alhakem aber darauf geantwortet: „Sei außer Sorgen, die Salben gehen uns allen Beiden nicht ans, so viel auch davon gebraucht oder verschwendet wird; denn damit wir nie Mangel daran haben möchten, habe ich so viele Köpfe abschlagen lassen."

Wie den Fall dieser prachtvollen Schlösser ahnend, sprach der Poet Abulasi, ein sehr gelehrter und berühmter Mann, als er in Gedanken vertieft, an dem Ufer des Flusses von Cordova, dem Alcazar gegenüber auf und ab ging, folgende Verse aus dem Stegreif:

Alcazar! welche Herrlichkeiten
Und Reize schließest du nicht ein,
Dein Schicksal wolle dich bewahren
Vor unheilschwerem Untergang!
Welch eine Menge mächt'ger Herrscher
Bewohnte dich schon, Königshaus!
Heut zwar schwingt noch um deine Grüfte
Der Himmel günstig seinen Stab.
Belehr' die Welt, die von dem Glücke
So leicht und oft betrogen wird,
Warum auch du sie willst betrügen,
Da jeder doch die Täuschung kennt?
O glaube nicht, so **muß** es bleiben,
Die Zeit geht ihren eignen Lauf;
Wornach sie heut mit Sehnsucht haschet,
Verächtlich wirft sie's morgen hin.
Wo sind sie denn, die mächt'gen Herren,
Die einst in Syrien geherrscht,
Die Säulen, Thürme und die Bogen,
Und ihrer Schlösser ganze Pracht?
Herabgestürzt von ihren Höhen,
Bemerkt man ihre Spuren kaum,

So wenig als am Fuß des Berges
Ein winziges Ameisennest.
Weit besser ist's, im Thale wohnen
Bei Mäßigkeit und stiller Ruh,
Als Freuden in den Höhen suchen
Und an des Abgrunds steilem Rand.
Der wird hienieden besser leben,
Der taub ist für der Sinnen Reiz.
Laßt die Verborgenheit uns loben,
Wenn bei des Frühroths schönem Glanz
Die Wolken nach und nach verschwinden
Und man sich still des Tages freut.

Und der Verfall dieses prächtigen Hauses erfolgte schneller und gänzlicher, als es die finsterste Phantasie hätte zu träumen gewagt. Nachdem die Christen Cordova einnahmen, fiel Stadt und Burg ums Jahr 1493 in die Hände Ferdinand's von Arragonien. Karl V. gab den Alcazar der Inquisition, welche sich in dem Palast einnistete und ihn nach ihren Bedürfnissen umänderte; d. h. die Springbrunnen versiegen ließ, die Gärten verwildern und die feinen graziösen maurischen Fenster theils zumauern, theils mit unförmlichen eisernen Gittern versehen ließ. Dann begann hier ein furchtbares blutiges Treiben, über das selbst Alhakem I. erstaunt gewesen wäre. Die schönen Gartensäle mit den kühlen Gewölben wurden zu Gefängnissen und Folterkammern, im Prunkzimmer der maurischen Könige wohnte der Groß-Inquisitor und im Saale Almansor's des Duldsamen, wo einstens mit goldenen Buchstaben in die Wand gegraben war: „Die Könige Cordova's gestatten den Christen die freie Ausübung ihrer Religion“ hielten jetzt christliche Mönche ihr blutiges Gericht.

Nach und nach aber zerfiel Schloß und Gärten, überhaupt was lieblich und schön gewesen war vom Palast der maurischen Könige. Nur die festen viereckigen Thürme und der starke Wall, der das Ganze

umgab, bestanden noch bis zur Zeit der Unabhängigkeitskriege, und dienten den Spaniern als Festung, in der sie sich auf's Tapferste schlugen. Was die langsam zerstörende Zeit übrig gelassen, warfen die französischen Kanonen schneller darnieder. Nach der Einnahme Cordova's war der Alcazar nichts mehr, als ein malerisch verworrener Steinhaufen, ein zerstörtes Paradies, wo eine einsame Palme traurig ihr Haupt wiegt über verwilderten Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen.

Vom Ufer des Guadalquivirs gingen wir oft auf den Platz, wo diese Burg stand. Von Terrasse zu Terrasse stieg man ehemals aufwärts, und da, wo jetzt Marmortrümmer liegen, führten einst marmorne Stufen hinauf. Oben auf der Höhe der Stadt stehen noch die Ruinen zweier riesenhafter Thürme und man erkennt auch wohl noch einen Theil der ehemaligen zierlichen Mauerkrönung, sowie ein paar zugemauerte arabische Fenster. Um den Fuß dieser Thürme hat irgend ein Einwohner der Stadt Schutt und Trümmer weggeräumt und dort einen kleinen reizenden Garten angelegt. Wie uns der Führer sagte, fand er nicht nur einen Theil der arabischen Wasserleitung, sondern sogar die Spuren großer Marmorbassins, die er reinigen und herstellen ließ; und wie sie heute dastehen in zu großen Verhältnissen für den kleinen Garten, in länglich viereckiger Form, aus mächtigen Marmorquadern erbaut, alle kunstreich unter einander verbunden, so erkennt man wohl, daß es in der That Ueberreste der ehemaligen Gärten des Alcazars sind.

Dieser Garten ist lieblich und mit vielem Geschmack angelegt, überall von den großen Bassins gespeist, plätschert das Wasser hervor und befeuchtet die Citronenspaliere und Orangenbäume, die hier von allen rauhen Winden geschützt in seltener Ueppigkeit gedeihen. Der freundliche Gärtner zeigte uns einen eigenthümlichen Kohl, der in Stauden oder Bäumchen in einigen Jahren vier und fünf Fuß hoch gewachsen war. Er stand vertheilt zwischen Geranienbüschen und dunkellaubigen Granaten und stach mit seinen krausen Blättern von

den verschiedensten blendenden Farben, gelb, roth, grün, blau, violett, prächtig von ihnen ab. Der Gärtner schenkte mir Samen davon, den ich später zu Hause pflanzte, aber nur kleine Kohlstauden, freilich mit gefärbten Blättern, erzielte, die der erste kalte deutsche Winter unerbittlich wieder hinwegraffte.

Vom ehemaligen Walle, der den Alcazar umgab, ist noch ein Brocken stehen geblieben, von dem man auf den Guadalquivir niedersehen kann und auf die Gegend jenseits des Flusses. Auch dort entdeckt man zwischen dem Grün der Bäume arabische Ruinen aller Art, Reste von Thürmen, von Mauern, ja von verfallenen Gebäuden, an denen man noch die Spitzbogenform der Fenster erkennt. Links von uns sahen wir die geneigte Ebene, auf der wir von Granada herüber geritten waren, gerade aus führt ein ziemlich schlechter Weg die Höhe hinauf mit Umgehung von Granada nach Malaga. Zu unserer Rechten aber haben wir die prachtvolle Brücke, welche der zweite Kalif, Hixem I., in sechszehn Bogen über den Guadalquivir bauen ließ mit ihrem stark befestigten Brückenkopf, la callahorra, unter dessen Thorbogen gerade die spanische Diligence dahin rollte auf der schönen, aber staubigen Straße nach Sevilla, auf dem Wege, den auch wir wahrscheinlich morgen Abend machen werden, wenn wir nämlich das Glück haben, drei Plätze zu finden.

Der freundliche Wirth unseres Gasthofs, der uns liebgewonnen hatte und sich viel mit uns beschäftigte, namentlich mit unserem Oberbaurath, der ihm einige höchst wichtige Rathschläge über ein neu zu errichtendes Pumpenwerk ertheilte, hatte uns auf den Nachmittag und Abend zu einer kleinen Tertulla eingeladen, wo wir auf seinem Landhause, la arizafa genannt, „Ort des Ergötzens,“ am Fuße der Sierra Morena, einige seiner Bekannten und auch sehr schöne Bekanntinnen, wie er lächelnd versicherte, kennen lernen sollten. Gegen drei Uhr gingen wir zu Fuß hinaus, lange Zeit durch die stillen Straßen der Stadt, bei dem schönen Stierplatze vorbei.

Hinter demselben fängt die Alameda an, die sich, mit zwei Reihen

Bäumen bepflanzt, mit Bänken zum Ausruhen längs einem Theil der alten Stadtmauer hinzieht, aber ohne große Bedeutung ist. Von ihr betraten wir die Ebene, welche Cordova umgibt und gingen unter riesigen hundertjährigen Olivenbäumen auf einem breiten, geschlängelten, sanft ansteigenden Sandwege gegen die niederen Ausläufer des Gebirges zu. Es war uns interessant, seitwärts von unserem Wege den Prinzen von Joinville mit seiner Familie zu sehen, welche zu Esel hinausgeritten waren. Der Prinz saß vor einer Baumgruppe, welche einen alten maurischen Thurm beschattete und zeichnete denselben. Eine etwas traurige Beschäftigung für einen Fürsten, der ein so bewegtes Leben geführt und der seit langen Jahren gewohnt war, auf seiner schnellen Fregatte das Weltmeer zu durchfurchen! Der Prinz von Joinville war mit seiner Familie bei seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier, in Sevilla gewesen und hielt sich jetzt schon vierzehn Tage hier in Cordova auf, dessen Stille und Ruhe ihm behagte.

Wir erreichten das Landgut unseres Wirths in ungefähr einer Stunde. Unterwegs erzählte er uns, es sei auf dem Platze erbaut, wo sich ehedem die unermeßlichen Gebäude und Gartenanlagen befanden, welche König Abderrhaman III. erbaute und nach einer geliebten Gemahlin Azara, „Blume der Schönheit“ benannte. Nach alten Beschreibungen mußte es ein wahrer Feenpalast gewesen sein, der selbst den Alcazar an Reichthum und Schönheit weit übertraf. Seine Gärten reichten bis an die Vorstädte von Cordova und eine ungeheure Wasserleitung führte einen kleinen Fluß des kühlsten Quellwassers aus der Sierra Morena hierher, der Hallen, Terrassen und Gärten reichlich versah mit geschwätzigen Fontainen, die der Morgenländer so sehr liebt. Die Erzählungen über diese Azara gleichen den Geschichten aus tausend und einer Nacht. Da gab es Tausende von Marmorsäulen, die man aus Afrika, Griechenland, Italien und Frankreich herbeigeführt, die Decken waren aus Cedernholz geschnitzt, die Wände und Fußböden auf's Kunstreichste mit Gold ausgelegt. Die mächtige

Brunnenschale der Haupthalle bestand aus einem einzigen Stück Jaspis, und um das Glitzern und Spiegeln einer natürlichen Quelle, auf deren Grund sich bunte Kieseln und Crystalle befinden, nachzuahmen, hatte man in's Inwendige der Schale einen Edelstein an den andern gefaßt, welche unter dem plätschernden Wasser ein wunderbares Farbenlicht hervorbrachten. Rings um diese Fontaine, erzählt Cuendias, schienen zwölf Thiere von gediegenem Golde und in Lebensgröße Wache zu stehen. Sie waren sehr künstlich gruppirt . . . Neben einem kolossalen Löwen, dessen Statur an die Wüstenkönige der Sahara erinnerte, standen als gehorsame Höflinge eine Antilope und ein Crocodil, während ihm gegenüber ein Adler und ein Drache die schwächern Luftsegler und Hühnerhofbewohner, nämlich einen Falken, einen Pfau, eine Taube, einen Hahn, eine Henne und eine Gans zu befehligen schienen. Aus Rachen und Schnabel dieser Thiere sprudelte ewig frisches Wasser, Dank den Winden aus der Sierra Morena; bei Tage blitzte und funkelte es unter den Strahlen der andalusischen Sonne, bei Nacht sprühte es als mondbeglänzter Diamanten- und Smaragd-Regen durch das grüne Laub der Gärten. Auf den Wellen des Quellbeckens schwamm ein goldener Schwan und unmittelbar über der Fontaine hing eine Perle vom reinsten Wasser und von merkwürdiger Größe. Sie war ein Geschenk, welches der griechische Kaiser Leo dem erhabenen Abderrhaman III. verehrt hatte. Eben so reich verziert waren die übrigen Säle und Gemächer des Palastes. Ueberall kostbare Tapeten aus Damaskus, überall reiche Teppiche aus Persien, und Gold, gediegenes Gold in fabelhaften Massen. Ueberall Blumen, Landschaften und Vögel, die der Natur so getreu nachgeahmt waren, daß man das Zwitschern der Waldsänger zu hören, den kühlenden Fächer der Abendluft zu fühlen und den berauschenden Blumenduft zu schlürfen glaubte.

Im Mittelpunkt des großen Gartens und auf einer Anhöhe, von wo man die Aussicht auf ein entzückendes Panorama hatte, erhob sich der Pavillon des Chalifen; Abderrhaman pflegte hier auf der Rückkehr

von der Jagd auszuruhen. Dieß graziöse Gebäude, getragen von Marmorsäulen mit ciselirten Goldkapitälen, hatte etwas Phantastisches und glich, bei seiner Lage mitten im Grünen, einer Zaubergrotte im Schooß eines gefeiten Waldes. Der Plafond und die Wände des kaiserlichen Pavillons waren mit Gold und Edelsteinen eingelegt, welche wie eben so viele Augen des Genius blitzten, der mit so viel Kunstsinn und Verschwendung sie gesammelt und gereiht hatte. Das größte Wunder aber war eine Riesenmuschel aus Porphyr, die sich in der Mitte des Hauptsaales erhob. Sie war mit Quecksilber gefüllt, welches durch eine kunstvolle Vorrichtung immerfort strömte . . . Diese Muschel war eine Lieblingsspielerei Abderhamans. Wenn er einen seiner Gäste, der den Pavillon zum erstenmal sah, überraschen oder erschrecken wollte, so mußten seine Diener auf ein verabredetes Zeichen alle Thüren des Salons auf einmal öffnen, und die Sonne, die plötzlich mit ihrem Strahlenmeer den ganzen Salon übergoß, spiegelte ihr Flammenbild an den Wänden und in den Diamanten, Smaragden und Rubinen tausendmal ab. Ferner wurde durch eine optische Täuschung, die heutzutage jedes Kind begreift, während sie in jenen Zeiten Zauberei schien, der Sonnenglanz vom Quecksilber so zurückgestrahlt, daß er dem Leuchten des Blitzes glich, während die fortwährende Bewegung des Metalls die Täuschnng vollendete und der ganze Pavillon zu beben und zu wanken schien, wie ein von zornigen Meereswogen geschaukeltes Schiff.

Noch viel weniger aber als vom Alcazar ist von der Pracht der Azara etwas übrig geblieben. Hier haben Revolutionen und Kriege alles dem Erdboden gleich gemacht, und so wurde selbst der Platz vergessen und blieb lange Zeit unbeachtet liegen. Endlich durch die schöne Lage aufmerksam gemacht, — vom Fuß dieser Ausläufer des Gebirges übersieht man nämlich Cordova und weit hinaus das Flußbett des Guadalquivir — begannen Einzelne sich dort Landhäuser zu bauen, und als man, um die Fundamente zu legen, Erde und Schutt wegräumte, fand man wieder, was der Boden getreu aufbewahrt, unter-

irdische Gewölbe, riesenhafte Mauern, Bruchstücke von Wasserleitungen und Cisternen, Terrassen, Fundamente und dergleichen. Die neuen Anbauer benützten, was zu benützen war, ließen stehen, was sie brauchen konnten und behandelten den Platz mit dem unermeßlichen Material wie einen weitausgedehnten Steinbruch. Nach und nach entstanden mehrere Landhäuser, die Mauerstücke in den Feldern verschwanden, der Grund wurde wieder urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und eingesäet, und jetzt grünt und blüht wieder Alles auf dem verwüsteten Platze, wo ehemals die Azara gestanden. Uralte Olivenbäume strecken ihre Zweige mit dem silberfarbigen Laube weit hinaus, Orangen und Citronen, vor den rauhen Winden geschützt, gedeihen hier vortrefflich; in den kleinen Thaleinschnitten wuchern die Granatbäume ordentlich, und hohe Wände von Lorbeer haben sich oben zusammengeneigt, Laubengänge bildend, die zu irgend einem interessanten Punkte des Gartens führen, meistens zu einem mit Kunst und Geschick benützten Ueberbleibsel jener alten Zeit, seien es nun Ruhebänke oder Tische aus Marmor, auf denen man Arabesken und Inschriften entdeckt, oder sei es ein Bassin mit klarem Wasser, das uns auf den Grund sehen läßt, wo wir künstlich zusammengefügte Quadern entdecken, ein so mächtiger Unterbau, der sichtbar aus einer andern Zeit stammt, als die später aufgeführten leichten Seitenwände. Auch gewölbte Gänge findet man noch hie und da in den Gärten tief unter der Erde, die man durch Stufen, welche man dort angebracht, praktikabel machte und die nun zu Kellern und sonstigen Gelassen dienen.

Das Landhaus unseres freundlichen Führers hatte eine wirklich prachtvolle Lage. Während die Nebengebäude mit einigen Feldern an der aufsteigenden Bergwand lehnten, befand sich das Wohnhaus mit einer ungeheuren Terrasse, die an den Abhang hinausgebaut war und vorne nach den Gärten zu vielleicht dreißig Fuß hohe Mauern hatte, längs denen bequeme Treppen hinabführten. Unten war der Garten, wie wir vorhin beschrieben, malerisch mit alten Ueberresten geschmückt,

nach unsern Begriffen sogar ein bischen verwildert, denn die Wege liefen ziemlich eigensinnig von einem Orte zum andern, das Wasser rieselte zwischen den obern Steinlagern eines großen Bassins nach allen Seiten durch und Lorbeer und Rebe machten sich ein bischen gar zu breit; namentlich rankten die letztern von Baum zu Baum, große Theile des Gartens mit einem dichten Netze überziehend. Zur heißen Sommerzeit ist dieß recht angenehm. Blendend weiß hob sich das Haus von der grauen Bergwand ab, und Orangenbäume, die es umgaben, zeichneten sich mit ihren dunkeln Blättern und gelben glänzenden Früchten so prächtig südlich und so scharf ab, daß man jedes der feingespitzten Blätter erkennen konnte. Um das Haus herumgehend, stiegen wir einige Schritte an den Bergen in die Höhe und traten unter ein großes Thor von hinten in einen kleinen Hof, der in's Haus führte und unser Führer hatte es so eingerichtet, daß wir nun durch die Hausthüre auf die Terrasse tretend mit einem Male die weite schöne Aussicht vor uns hatten. Cordova lag etwas tiefer vor uns, als unser Standpunkt war, so daß wir einen großen Theil der Stadt übersehen konnten, wie sich ihre Terrassen, die Logen auf ihren Häusern, sowie Thürme und Kuppeln in der klaren Luft so scharf abhoben. Zwischen dem Landhaus und der Stadt war die Fläche bedeckt mit Olivenwäldern, Orangen- und Citronenbüschen, und man erblickte deutlich die langen Reihen riesiger Aloen und Cactus, mit denen die Felder eingefaßt waren. Dabei war die Luft klar, wie ich sie lange nicht gesehen, und von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel strömte eine solche Masse Licht und Glanz, daß die Landschaft wie in Sonnengluth gebadet erschien. Die weißen Häuser in der Nachbarschaft, die breiten gelben Sandwege zwischen den Olivenpflanzungen glänzten ordentlich und schienen einen Widerschein zu werfen auf die schattigen Partien in den Gräben und unter den Sträuchern, so daß selbst diese Schatten bläulich und violett erschienen.

Auf der Terrasse war schon eine ziemliche Gesellschaft versammelt; auch klangen uns schon von Weitem die Töne von ein paar Guitar-

ren und das Knacken der Castagnetten entgegen. Wir wurden vorgestellt und mit den Anwesenden bekannt gemacht. Da war Don Manuel und Don Alonzo, Don Carlos und Don Hernan lauter Dons mit ihren Damen, die uns ebenfalls der Reihe nach genannt wurden, Donna Maria, Donna Sol, Donna Auna und Donna Elvira; auch Don Juanito fehlte nicht, war ein hübscher Andalusier und schlug wie rasend die Guitarre. Die Damen, denen wir vorgestellt wurden, waren meistens ziemlich ältlich, fast alle wohlbeleibt und mit einem niedlichen Schnurrbart versehen. Dabei waren sie liebenswürdig und freundlich, und als sie uns bewillkommneten, bildeten sie um uns eine redselige, ziemlich neugierige, festgeschlossene Phalanx, hinter der hervor wir das Lachen und Singen der jungen Senoritas hörten, denen wir nicht im Allgemeinen vorgestellt wurden, sondern welche uns die betreffenden Mütter oder älteren Schwestern erst später einzeln vorstellten, nachdem sie getanzt oder gesungen. Alle waren ein recht harmloses und freundliches Völkchen und schienen der wohlhabenden Mittelklasse der Stadt anzugehören. Die Männer trugen fast alle die kurze andalusische Jacke, theils gestickt und verschnürt, theils von Sammt, andere, namentlich von den älteren, trugen auch diese Jacken aus feinem schwarzem Lammfell. Die Damen hatten meist bunte, ziemlich kurze Röcke, darüber Jäckchen von Seide oder Tuch, einige trugen Mantillen, andere aber hatten diese abgelegt und das Haar mit Blüthen oder Blumen geschmückt. Letzteres war auch bei allen jungen Mädchen der Fall.

Nachdem wir einigermaßen bekannt geworden waren, ließ sich Alles wieder auf die Bänke der Terrasse nieder und es wurden Erfrischungen herumgereicht; getrocknete Früchte, auch Orangen und Granatäpfel, weißes Brod und ein paar strohumwundene Flaschen mit sehr gutem rothen Wein. Einige der älteren Männer hatten lange Flinten bei sich, mit denen sie sich amusirten, nach armen Vögeln im Garten zu schießen. Das junge Mädchenvolk hielt sich anfänglich schüchtern in einer Ecke der Terrasse, sie neckten sich, sie lachten schein-

bar zu Anfang der Strophe eines lustigen Lieds, in Wahrheit aber machten sich alle mit einander über uns Fremdlinge lustig, wozu ihnen übrigens unser Anzug auch das volle Recht gab. Horschelt war ganz Andalusier, ein vollkommener Majo, wenigstens hielt er sich dafür, doch bestand sein Anzug, für die Reise gewählt, aus etwas derben Stoffen, hatte auch schon durch Regen und Staub bedeutend gelitten, und so sah er eher dem Majoral einer castilianischen Landkutsche ähnlich, und unter dem keck aufgestülpten Hute schaute sein harmloses, gutmüthiges Gesicht mit sehr kleinem Barte heraus. Unser Oberbaurath, der es verschmäht hatte, etwas von der Landestracht anzunehmen, trug ein unscheinbares Reiseröcklein, dazu eine graue Weste, wie sie sich für seinen Umfang paßte, und war, mit den meisten Sprachkenntnissen ausgerüstet, eher als wir im Stande, den jüngern Andalusierinnen seinen Hof zu machen, was er auch nicht unterließ und wobei er sie durch seine Brillengläser scharf musterte. Von mir selbst zu reden, verbietet mir eigentlich die Bescheidenheit, nichts destoweniger aber darf ich versichern, daß ich in meinem Leben Momente gehabt, wo ich vortheilhafter gekleidet war, als hier bei der Tertulla in Cordova. Allerdings trug auch ich wie unser Maler andalusischen Hut und Jacke, nebst rother Faja und ungeheurem Klappmesser. Statt der kurzen Beinkleider und Ledergamaschen aber hatte ich ein Paar sehr schwere Unaussprechliche, mit dickem Leder besetzt, die meinem ohnedieß sehr untersetzten Aeußern, im Gegensatze zu den zierlichen Spaniern, etwas so Schwerfälliges gaben, daß Horschelt, als ich später mit einem der schönen Mädchen einen deutschen Galopp versuchte, mir nachher lachend sagte, der habe gerade so ausgesehen, als wenn ein junger Elephant getanzt. Dem sei nun wie ihm wolle, wir machten uns so liebenswürdig als möglich und wurden dafür belohnt. Die älteren Donna's nahmen sich unserer auf's Freundlichste an, verwiesen den jungen Mädchen ihr ewiges Lachen, und forderten sie auf, vernünftig zu sein und zu singen und zu tanzen, was ja doch ihre einzige Beschäftigung sei. Lange wollte keine vortreten, und es brauchte

noch der Ermahnung unseres Wirthes, bis sich endlich eine der Keck-sten entschloß, näher zu kommen, und dann neben Don Juanito hin-trat, der ein paar Accorde von der Guitarre herunterriß und ihr lachend zurief: Anda, Andela.

Andela war eines der reizendsten Mädchen, die wir bis jetzt in Spanien gesehen; vielleicht erst sechszehn Jahre alt, für eine Andalu-sierin eher klein als groß, doch war ihr aufblühender jungfräulicher Körper im lieblichsten Ebenmaße gebaut. In ihrem Gesichte lag eine liebenswürdige Mischung von frischer Lebensfreude, unbefangener Schalkhaftigkeit, zugleich mit dem wunderbaren Ernste, der den Spa-nierinnen so eigen ist, wenn sie die lachenden Lippen schließen und die träumerischen Augen weit öffnen. Und dieses Mädchen hatte ganz prachtvolle Augen! groß, dunkelbraun und glänzend mit herrlich ge-wölbten Augenbrauen, deren Feuer nur dann gedämpft wurde, wenn sie die Lidern mit den langen seidenen Wimpern auf Augenblicke her-abfallen ließ. Für diese Art von Augen, die einen eigenthümlichen Anflug von Nachlässigkeit und Schalkhaftigkeit haben, die aber bei Ausbrüchen der lebhaftesten Affekte so wunderbar hinreißend sind, hat der Spanier den Ausdruck: Ojos adormidillos von adormido, schläf-rig, hergeleitet, dessen Diminutiv aber unübersetzbar ist.

Was sie sang, war eines jener reizenden spanischen Volkslieder, die fast alle von den Freuden und Leiden der Liebe handeln:

Mas vale trocar
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Donde es gradecido,
Es dulce el morir,
Vivir in olvido,
Aquel no es vivir.
Mejor es sufrir,

Passion y dolores,
Que estar sin amores.

Viel besser ist tauschen
Freude um Leiden,
Als Liebe zu meiden.

In Liebe ersterben
Ist süßer Tod;
Vergessen zu leben,
Das ist kein Leben.
Viel besser ist nehmen
Statt Freude Leiden,
Als Liebe zu meiden.

Innig und freundlich sang sie dieß bekannte reizende Lied; und als sie einmal im Zuge war, folgten auch andere, mit und ohne Castagnettenbegleitung. Wenn sie die Castanuelos an ihre Fingerchen befestigt hatte und nun während des Gesanges mit den kleinen Füßen auf den Boden trat, den Kopf neckisch emporwarf und dazu zuweilen mit den Armen eine Bewegung machte, als wollte sie zur Cachucha ansetzen, so war das Mädchen über alle Maßen schön und liebenswürdig. Später führte sie eine förmliche Scene auf, einen Dialog in Versen mit einzelnen Klängen der Guitarre, wo sich ein Caballero um die Liebe einer Gitana bewirbt, von dieser aber zurückgewiesen wird, eine Scene so voll Leben und Wahrheit, daß wir Alle ungestüm applaudirten. Dann aber war sie nicht mehr zu halten, sie flüchtete erröthend hinter ihre Mutter, und in diesem Augenblicke sah das liebliche Gesichtchen aus, wie das dunkle Roth einer Pfirsich.

Auf vieles Ermuntern und Bitten traten endlich auch vier Paare der jungen Mädchen zu einem Tanze zusammen, der von Don Juanito und einem Paar Anderer mit Guitarren und Castagnetten begleitet

wurde. Dazu hatten sie ihre Jäckchen abgelegt und hatten nun nichts mehr an, als leichte tief ausgeschnittene Mousselinekleidchen ohne Basquina oder Halstuch, deren Röckchen so kurz waren, daß man vollkommen die zierlichen Füße sehen konnte. Es war ein Fandango, den sie uns zum Besten gaben, jener herrliche, üppige Tanz, in dem sich die reizendste Körpergewandtheit zugleich mit der glühendsten Passion ausdrücken kann. Wir hatten das schon in der Mancha gesehen, sowie in den Theatern von Barcelona und Valencia. Was aber auf unserm Maulthiertreiberball zuweilen als etwas allzu derb erschien, oder auf der Bühne zu sehr gekünstelt und geziert, war hier die reine warme Natur und Wahrheit. Als die Musik begann, blickten die Mädchen zuerst auf den Boden oder schüchtern zu uns herüber, mit jedem Takte aber riß sie die Gewalt der Töne und die Leidenschaftlichkeit des Tanzes mehr und mehr fort. Dazu hatten sie die Aermel ihrer Kleidchen bis an die Achseln hinaufgestreift, und man sah nicht nur die schönen vollen Formen der runden Arme, sondern war entzückt über die Haltung derselben, sowie der Hände, wie auch über die Leidenschaft, Elasticität und über die Grazie, mit der sie die üppigen Verschlingungen und Körperwindungen des liebeathmenden Tanzes ausführten.

Da die Mädchen ganz unter sich tanzten, und also nur eine Freundin der andern an die Brust sank, sie umschlang und heftig an sich preßte, wobei zuweilen ein neckischer und doch wilder Kuß vorkam, so genirten sich die Andalusierinnen auch nicht im Geringsten und ließen die ganze Wärme ihres Gefühles ausströmen. Zum erstenmal verstand ich hier so recht die Sprache dieses eigenthümlichen Tanzes, vielleicht mehr noch, als die Tänzerinnen selbst, so junge Mädchen, daß man die meisten bei uns Kinder genannt hätte. Es war in der That ein wunderherrlicher Anblick. In einer schönen Nacht in Cairo hatte ich etwas Aehnliches geschaut, als egyptische Tänzerinnen vor uns tanzten, und doch war es wieder so ganz anders, der Tanz selbst und das Wesen desselben. Dort mit Ueberlegung gegeben, hier mit

der Lust am Tanzen und in reinster Unschuld, deßhalb aber war es auch so schwer, diesem aufregenden Spiele ruhig und gleichgültig zuzuschauen. Wurde doch hier zuweilen in der Leidenschaft und Aufregung des Tanzes den Blicken Manches erlaubt, das eine kältere Natur in Entzücken versetzen konnte, besonders aber, weil Alles so unbewußt und ganz zufällig und unabsichtlich geschah. Ja gewiß, selbst der alte Chalif Al Hakem würde wohlgefällig gelächelt haben, wenn er dieß reizende Ballet hätte sehen können, das hier auf einer der Terrassen seiner frühern Burg aufgeführt wurde.

Die umstehenden Spanier, die dieß gewiß schon sehr häufig erlebt, waren nicht weniger hingerissen als wir. Das Klatschen und die freudigen Ausrufungen wollten kein Ende nehmen, und als sich endlich der Tanz löste und die jungen Mädchen erhitzt und schwer athmend nach allen Seiten auseinander stoben, wurde jede von ihren Bekannten umringt und ihr alles erdenkliche Schöne gesagt! aber ebenso wie die Tänzerinnen selbst benahm sich auch das zuschauende Publikum so schön und anständig, wie man es bei diesem noblen und liebenswürdigen Volke, welches die höchste Leidenschaft mit ächtem Anstande zu vereinigen weiß, überhaupt gewohnt ist.

Unterdessen war die Sonne hinabgesunken und ihr letzter Kuß färbte die Landschaft mit unbeschreiblich warmen und glühenden Tönen, ebenso die lachenden Gesichtchen und glänzenden Augen unserer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen, die jetzt alle an der Terrassenbrüstung lehnten und dem verschwindenden lodernden Gestirne jubelnd nachblickten. Ehe wir von dem Landhause aufbrachen, mußte uns die schöne Adela noch die Namen einiger der Lieder, die sie gesungen, in unsere Taschenbücher schreiben, was sie auch bereitwillig that; dann brachen wir auf und erreichten mit sinkender Nacht Cordova unter Scherz und Lachen. Auch Guitarren und Castagnetten ruhten unterwegs nicht; doch schien ein solcher nächtlicher Lärm selbst in den stillen Straßen der Stadt kein Aufsehen zu erregen. Es war das ja bei diesem heitern lustigen Volke nichts Ungewöhnliches und kein Mensch

bekümmerte sich darum. Als höfliche Leute und reisende Müssiggänger, die jedoch mit dem Rest ihres Abends nichts anzufangen wußten, begleiteten wir die jungen Damen nach Hause, d. h. nur bis an die Thüre ihrer Behausungen, und zwar in Begleitung Don Juanito's, der ein höchst drolliger und aufgeweckter Bursche war. Auch zeigte er uns bereitwillig die Art und Weise einer spanischen Serenade, und lockte mit den Tönen seiner Guitarre und einer neckischen Seguidilla einige der jungen Damen noch auf den Balkon hinaus, so die schöne Adela, die so freundlich war, noch einen Strauß Orangenblüthen herabzuwerfen und nicht für den Sänger, wie sie lachend ausdrücklich rief, sondern für die fremden Begleiter. — Das alte Cordova ist trotz seiner Einsamkeit eine prächtige Stadt, und unter Lachen und Guitarrenklang zogen wir durch die leeren Straßen dahin, die Worte des Dichters recitirend:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tamburingeklirr;
Heut Abend will ich Serenaden,
Daß fluchen sollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

Als wir in unsern Gasthof zurückgekehrt waren, gestanden wir uns, einen sehr schönen Nachmittag verlebt zu haben, und dankten unserm Wirthe für die reizende Tertulla, zu er der uns geführt.



Zwanzigstes Kapitel.

Sevilla.

Ecija. Sandwege. Ansicht von Sevilla. Die lustige Stadt. Einrichtung der Häuser. Unser Gasthof. Spazlergänge. Die Kathedrale. Der Alcazar. Das Haus des Pilatus. Die große Tabakfabrik. Der Karneval in Sevilla. Eine Tertulla in Triana.

Am andern Tage dachten wir daran, die alte Chalifenstadt zu verlassen; die Diligence von Madrid nach Sevilla kam ungefähr um zehn Uhr Morgens an, um nach einer Rast von sechs Stunden weiter zu fahren. Wir ließen auf der Post drei Plätze für uns belegen und in guter Erwartung, daß der Wagen nicht besetzt sei, packten wir unsere Koffer zusammen und rüsteten uns zum Aufbruch. Glücklicher Weise waren mit der Deligence nur zwei Passagiere gekommen, so daß wir nicht nur unsere drei Plätze, sondern sogar die Berline erhalten konnten, ein Zufall, für den wir sehr dankbar waren. Nach freundlichem Abschied von unserm Wirthe bestiegen wir Nachmittags den Eilwagen, der wegen der anfänglich guten Chaussee nur mit sechs Maulthieren bespannt war. Die Straße von Cordova nach Sevilla führt mitten durch die große Ebene, welche die Sierra Nevada von der Sierra Morena scheidet, den Guadalquivir haben wir beständig zur Rechten auf eine Entfernung von drei bis vier Stunden. Es war schon dunkel, als wir durch die Ansiedelung La Carlota fuhren, welche wie La Carolina von ehemaligen deutschen Auswanderern bevölkert ist; Ackerbau, Feld- und Stierzucht ist hier sehr blühend und zeigt, was fleißige Hände zu leisten im Stande sind. Gegen Mitternacht fuhren wir ziemlich lange abwärts und erreichten endlich unsern Bekannten aus Granada, den Xenil wieder, der hier nicht weit von der alten berühmten Maurenstadt Ecija in den Gualdalquivir mündet. Obgleich wir hier ein paar Stunden rasteten, auch der Mond so freundlich war, uns zu leuchten, so konnten wir doch leider nicht viel

von der interessanten Stadt sehen, von der Hailbronner in seinem reizenden Buche „Morgenland und Abendland“ sagt: Schon der ganze äußere Anblick dieser Stadt hatte mich im höchsten Grade frappirt, und diese vielen Thürme, halb gothisch, halb arabisch, dort gleich der Giralda à jour durchbrochen, hier eine aufgesetzte Glockenspitze, dort maurische Lasurmosaik, hier gothische Schnörkelformen, alles gemalt und wunderbarlich, das Minaret überall mit den kleinen Säulenver-verzierungen, mit dem Ernst der christlichen Campanile verbunden. Und diese arabischen Moscheenbögen und Säulengänge, dann alle Häuser, selbst die allerkleinsten, mit dem niedlichsten Patiogitter, und das orientalische Leben, alles an den Gitterfenstern, in den Fontainenhöfen; und wieder diese Mantilla's, diese Augen, diese Schönheit, wodurch Ecija selbst in Andalusien berühmt ist, alles eigenthümlich, alles reizend, so daß ich oft sinnend stehen blieb, ob ich mich denn wirklich in Europa befände. So zog ich fort durch die lange Hauptstraße, als ich mich plötzlich auf dem Marktplatze der Stadt befand, der so ganz, aber auch in allen Theilen maurisch ist, daß ich mich nicht erinnere, selbst im Orient etwas Aehnliches gefunden zu haben. Hier kann man sich eine vollständige Vorstellung von dem Leben der ehemaligen Besitzer machen, nur sind die Schranken des Harems gefallen, und die meisten dreistöckigen Häuser zeigen ihre Arkaden offen, die durchaus von arabischen weißen Marmorsäulen getragen werden und als Vorhalle und Schutz für die hinten liegenden Zimmer dienen. Man kann sich keine Idee von der Zierlichkeit machen, welche diese unzähligen Säulchen, diese Bögen, die vielen, noch sehr gut erhaltenen gemalten Wände und Bovedas und die hübschen Arabesken dem ganzen reich belebten Bilde verleihen.“

Wir suchten den Marktplatz auf und bewunderten ihn selbst bei der Dämmerung des flimmernden Mondenlichts. Bald rollten wir weiter und da uns auch hier wieder einer der Reisenden, der mit uns von Cordova gekommen, verließ, so konnten wir es uns in dem breiten Wagen bequem machen und Jeder sich zum Schlafen auf eine Bank

legen. Da wir von Ecija aus langsam aufwärts fuhren durch tiefen Sand, wobei der Wagen angenehm schaukelte, so wiegte selbst mich, der ich bei der Nachtfahrt selten schlafe, diese angenehme Bewegung in festen Schlummer und ich erwachte erst wieder, als die Sonne hell und glänzend aufstieg.

Noch immer schlich der Wagen langsam durch den tiefen Sand und als ich zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich meinen guten Horschelt, der, wie er mir lachend zurief, schon seit mehreren Stunden zu Fuß neben dem Wagen herging, und der mir viel Schönes erzählte von der Pracht der Sterne und wie der Morgen so wunderbar erschienen sei. Mayoral, Zagal und Delantero schritten ebenfalls neben dem Wagen her, den jetzt acht Maulthiere mühsam fortschleppten. Es war eine kahle, trostlose Haide, über die wir fuhren, der Sandweg, von außerordentlicher Breite, lief, wie versuchsweise, bald hierhin, bald dorthin. Nach einigen Stunden fuhren wir auf einem festeren Wege und geschwinder abwärts, erreichten Carmona mit seiner malerischen maurischen Schloßruine auf steilem Berge gelegen; am Fuß seiner Wallmauern windet sich die Stadt malerisch herum. Gegen eilf Uhr hielten wir Frühstücks halber in dem freundlichen Alcala de Guadayra, das ebenfalls von einem trotzigen Schlosse überragt wird. Hinter diesem Städtchen öffnete sich nun wieder vor unsern freudig erstaunten Augen das weite Thal des Guadalquivirs, der sich schlangenartig dahinwindet durch eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die bis zum Meere durch keine bedeutende Höhe mehr unterbrochen wird. Die ganze Fläche ist mit unzählichen Olivenbäumen besäet, zwischen denen einzelne weiße Maierhöfe hervorblicken, die mit ihren grünen Orangengärten wie Oasen in den grauen Flächen der Getreidefelder daliegen. Während wir unter lustigem Peitschenklange auf einer ziemlich guten Straße hinabrollen, senken sich neben uns und dem Flusse zu unserer Rechten die letzten Hügelreihen ins Thal, die mit Waldungen und größeren Ortschaften bedeckt sind. Endlich erhebt sich vor uns ein dichter Olivenwald und nachdem wir ihn hinter uns gelassen, sehen wir mit wahrem

Entzücken das Ende unserer Fahrt dicht vor uns liegen, das große, schöne, lustige Sevilla, zwischen grünen Baumreihen weiß hervorglänzend mit seinen unzähligen Kirchen und Thürmen. Ueber alles das hinaus aber ragt die prächtige Giralda, jener herrliche maurische Thurm der Kathedrale, den wir aus Beschreibungen und Bildern her kennen und den wir mit lautem Ausrufe begrüßen.

Die Straße, die sich bisher recht brav gehalten, wird wie gewöhnlich dicht vor der Stadt schlecht und uneben. Zuweilen fahren wir durch tiefe Risse hindurch, zuweilen schaut der kleine Delantero wie fragend rückwärts, und wenn der Mayoral mit dem Kopfe nickte, galoppiren die Pferde unter einem scharfen Winkel geraden Wegs den Straßendamm hinab und dann rollen wir eine Zeitlang auf dem weichen Wiesengrunde, der sich neben der Chaussee hinzieht. Bald haben wir eine kleine Vorstadt Sevilla's erreicht und mit ihr den riesenhaften arabischen Aquadukt, der das Wasser von Alcana hereinleitet, an dessen fast schwarzen Pfeilern und Bogen, wo das Wasser herabtropft und wehende Schlingpflanzen wuchern, wir eine halbe Stunde vorüberfahren, um die Alameda zu erreichen, wo wir uns links wenden, noch eine Zeitlang längs der alten Saracenenmauer vorüber fahren, dann rechts in die schöne Stadt abbiegen, welche uns, besonders da es Sonntag ist und herrlicher Sonnenschein, aufs Heiterste und Freundlichste empfängt. Die weißen Häuser glänzen; durch die offenstehenden Thore sehen wir beim Vorüberfahren in die reizenden Patios, wo Orangen blühen und Springbrunnen plätschern, wo schöne Mädchen sitzen, mit den großen glänzenden Augen die bestaubten Fremden anschauend, die durch das Wagengerassel und durch den lebhaften lärmenden Verkehr in den Straßen fast betäubt, durch das Sonnenlicht und den Glanz auf den weißen Häusern und den schwarzen Augen fast geblendet, endlich wie träumend auf dem Posthofe ankommen.

Woher es wohl kommen mag, daß Sevilla von allen spanischen Städten und ebenfalls von vielen nichtspanischen die fröhlichste

und heiterste Physiognomie hat, ist mir nie recht klar geworden und wird für mich und Manchen, der gerade so denkt, räthselhaft bleiben. Barcelona, Valencia, Madrid und nicht zu vergessen Granada haben ebenfalls belebte Straßen, Cadiz sieht sogar immer geputzt aus und macht den Eindruck, wie ein Sonntagnachmittag im Sommer; aber in keiner von all diesen Städten fühlt man sich so behaglich, flanirt man so angenehm und vergnügt, wie hier in Sevilla. Granada in seinem Ernste, mit seinen gewaltigen, trüben Erinnerungen, die sich uns auf Schritt und Tritt aufdrängen, mit den heute noch so leserlichen Schriftzügen, welche die alten vergangenen Zeiten auf Berg und Thal hinterlassen, Granada, welches den Fremden trotz seiner Trümmer zu fesseln versteht, ihm nach kurzer Zeit wie eine Heimath erscheint, könnte mit dem ewigen Rom verglichen werden, die liebe Stadt, so heimisch für ein stilles, denkendes, ruhiges Gemüth. Sevilla aber ist ein kleines, spanisches Paris, und für den, der das Leben in vollen Zügen genießen will, für ein lustiges, übersprudelndes Gemüth, und nirgends fühlt sich die malerische Majotracht besser zu Hause, als hier in den Gassen von Sevilla; nirgendwo paßt sie aber auch besser hin und wenn wir einen dieser jungen frischen Andalusier über den Platz galoppiren sehen, stolz um sich blickend, als gehöre ganz Spanien sein, wenn sich dann bedächtig droben an einem Balkon ein vergittertes Fenster öffnet und ein schöner Mädchenkopf sichtbar wird, vielleicht dahinter das alte Gesicht einer mürrischen Duenna oder eines alten Gemahls, so haben wir die Staffage, welche allein auf die Straßen von Sevilla paßt. Ebenso wenn wir Nachts umherwandeln, wenn der glänzende Mond am Himmel die schmalen, krummen Straßen nicht erleuchtet, sondern nur dazu dient, die Schatten der eigensinnig hervorspringenden Häuserecken noch dunkler und schwärzer zu machen, so finden wir es ganz begreiflich, irgendwo Stimmen flüstern zu hören, oder den Klang einer Guitarre mit den bekannten eigenthümlichen Accorden den Gesang begleitend, dessen Thema immer ein und dasselbe ist:

Amor que non pena,
Non pida placer,
Quo ya lo condena,
Su poco querer:
Mejor es perder,
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Es ist wunderbar, wie große Geister es verstehen, den Charakter einer Zeit, eines Landes, einer Stadt wieder zu geben, die ihnen ferne lag, die sie vielleicht nie gesehen; so der große Meister Rossini in seinem herrlichen Barbier. Wandelt man durch die Gassen Sevilla's eine dieser frischen, lebenslustigen Melodieen summend, so ist es gerade, als könnten diese hier und nirgend anderswo erdacht sein. Gerade so freundlich, so neckisch und zuthunlich wie sie erscheinen Häuser, Plätze, Straßen und die ganze Bevölkerung Sevilla's.

Obgleich die Stadt durch und durch spanisch oder vielmehr ächt andalusisch ist, so hat sie doch keinen scharf ausgeprägten Charakter, erinnert weder an die vergangene Zeit, noch an die oftmals geschmacklose Architektur unserer Tage. Sie ist, wo man sie betrachten mag, gleich jung, gleich frisch, ohne einen oftmals faden Anstrich der Neuheit. Sevilla hat viele und prachtvolle alterthümliche Bauwerke, aber sie treten nicht hervor, sie dominiren nicht, und das einzige von ihnen, welches man beständig vor Augen hat, der wunderbare Thurm der Kathedrale, die Giralda, blickt mit seinen reizenden arabischen Formen und Verzierungen so fröhlich und glücklich auf das Häusermeer, wie ein vergnügter Großvater, der sich beständig neu verjüngt im Anblick des Glücks seiner Kinder.

Die Straßen Sevilla's sind enge und gewunden, aber freundlich durch die Reinlichkeit, die in ihnen herrscht, und durch die Häuser, welche sie bilden, die weder groß noch klein sind, und von denen keines dem andern gleicht, obgleich sie alle einen unverkennbaren Fami-

lienzug haben. Bald sehen wir gerade Linien mit hellen, freundlichen Bogenfenstern, bald vorspringende Erker mit kunstreich verschlungenen Gittern; hier haben wir einen kleinen Balkon, dem ein Weinstock, der sich am Hause emporrankt, Schatten gibt, dort springt ein anderer weit in die Straße vor und von der Höhe seiner Thüre über die Brüstung herab hängt ein bunter Teppich oder eine Strohmatte, so ein kühles Plätzchen bildend. Viele Häuser, namentlich an kleinen Plätzen, haben im untern Stock auf Säulen ruhende Façaden, in deren Hintergrunde sich Läden aller Art befinden. Oefters bemerkte ich an einer dieser Säulen etwas wie ein kleines, grün angestrichenes Jalousielädchen, das Zeichen einer Barbierstube, wie bei uns die kupfernen Becken, und sehr zahlreich sind in Sevilla die Nachkommen Figaro's. In allen spanischen Städten, die wir noch gesehen, namentlich aber hier ist man überrascht von der Reinlichkeit der Straßen und Häuser; hat man doch so viel gehört vom Schmutze des Südens und manches gesehen und gerochen, wenn man Italien besucht. Aber auch hierin unterscheiden sich diese beiden Länder zum Vortheil Spaniens. Gewiß ist die hiesige Sauberkeit in Allem eine Erbschaft der orientalischen Vorfahren. Man betrete das ärmlichste Häuschen eines spanischen Handelsmanns oder Handwerkers, man wird den finstersten Winkel des Hauses, Flur und Treppe reinlich finden, wogegen es in Italien, namentlich in Rom häufig genug vorkommt, daß wir die prächtigen Marmortreppen eines dortigen Palastes kaum betreten können, ohne uns zu beschmutzen. Blendend weiß angestrichen sind hier in Sevilla die Fronten der Häuser und haben dadurch ebenso wie die von Cadiz ein beständig festtägliches Ansehen, sind aber noch freundlicher geputzt, mit zierlichen Balkons vor allen Fenstern, auf denen sich Sträucher und Blumen befinden. Namentlich aber haben fast sämmtliche Häuser in Sevilla ein großes, zierliches Gitterthor, durch welches man in die reizenden Patio's blickt. Dieß ist nun der Theil des Hauses, in welchem die Familie drei Viertheile des Jahres wohnt und auf dessen Bau und Ausschmückung der Hausherr die größte Sorg-

alt verwendet. Schon in Barcelona und Cordova erwähnte ich dieser leinen, reizenden Höfe, aber was dort Anfänge sind, findet man hier n schönster und prachtvollster Vollendung. Es ist das Cavädium der ntiken Wohnungen, derselbe Patio, den man in Damaskus findet, ınd die Bauanlage, die allen Gebäuden des tiefen Südens gemein ist. Von den Mauern des Hauses gebildet, hat er unten ringsumher einen Bogengang mit Säulen von Marmor, und oftmals sieht man eine ähnliche Colonnade sich im zweiten und dritten Stock wiederholen. Diese oberen Etagen werden von der Familie während der kälteren Jahreszeit bewohnt. Der Fußboden des Patio ist mit Steinplatten gedeckt und in der Mitte erhebt sich der unentbehrliche marmorne Springbrunnen, der mit seinem klaren, frischen Wasser die heiße Luft abkühlt, und mit seinem Murmeln dem still vor sich hin Träumenden anmuthige Geschichten zu erzählen weiß. Neben Orangen, Citronen und Granaten, deren Stämme im Boden wurzeln und welche den Hof mit einem dichten Laubdach überziehen, sieht man Pflanzen und Gewächse, wie sie gerade die Jahreszeit mit sich bringt, in Kübeln und Töpfen die Ecken zieren, künstliche Lauben über bequeme Ruheplätze bildend.

Der Patio der Sevillaner dient aber den Hausbewohnern nicht nur für gewisse Stunden des Tages, er ist namentlich im hohen Sommer Schlaf- und Wohnzimmer und vor allen Dingen Empfangssalon. In den Gemächern, die auf den Bogengang münden und deren Thüren mit leichten Draperien verhängt sind, befinden sich die Betten der Hausbewohner und der Corridor selbst, dessen Fußboden oft mit Matten belegt ist, enthält häufig das kostbarste Ameublement; an den Wänden hängen werthvolle Bilder, und zwischen Tischen, Sophas, Fauteuils befindet sich häufig ein schöner Flügel, oder auch ein einfaches Fortepiano. Mit dem Patio durch eine weite Bogenthüre in Verbindung, findet man hinter demselben bei reichen Familien auch noch einen kleinen Garten, voll seltener, blühender Pflanzen, schmalen, verschlungenen Wegen, natürlicher Weise nicht ohne murmelndes Wasser, das Ganze angelegt wie die Wintergärten bei uns.

Wie die Spanier überhaupt die gastfreieste, freundlichste und zuvorkommendste Nation sind, so gewährt jeder Hauseigenthümer durch das breite Gitter an der Straße nicht nur jedem Vorübergehenden bereitwillig den Anblick aller seiner Herrlichkeiten, sondern, wo wir uns als Fremde irgend einem dieser Höfe auffallend näherten, wurde uns das Gitter geöffnet und wir auf die freundlichste Art der Welt zum Eintritt eingeladen. Diese Zuvorkommenheit ist aber in Spanien so allgemein, weil von keiner Seite Mißbrauch damit getrieben wird. Der Spanier bewundert die kleinen Schätze seines Freundes und Nachbarn, er ergötzt sich an den duftigen Blüthen und Blumen, aber wie ich hier oft versichern hörte, würde es einem Spanier in öffentlichen oder Privatgärten selbst ohne alle Aufsicht nie einfallen, irgend eine Pflanze zu berühren oder gar eine Blume abzureißen. Leider ist dieß bei uns nicht immer der Fall, und wo ein Schloßbesitzer zutrauensvoll seine Zimmer und Gärten dem Publikum öffnet, da hört man auch häufige Klagen über Mißbrauch einer solchen Erlaubniß. Namentlich gibt es viele Damen, denen das Abreißen von Blumen zur wahren Leidenschaft geworden ist, dabei denkend, eine mehr oder weniger wird dem Besitzer nicht schaden. Das ist freilich wahr, aber Zwölf machen ein Dutzend und eine abgerissene Blüthe dient der neuen Besitzerin ja auch nur zur Befriedigung eines augenblicklichen Gelüstes; bald ist sie verwelkt und läßt ihr Köpfchen hängen.

In ihrem Patio lebt nun wie gesagt eine spanische Familie ein wahres Götterleben; wenn das Laubdach des Hofes nicht vollkommenen Schutz gegen die Sonne gewährt, so zieht man während der heißen Tageszeit noch ein Zeltdach von Leinwand über den Hof. Neben dem Brunnen wird der Tisch gedeckt, Wein- und Wasserflaschen werden in die kühle Fluth gestellt, und nach dem Diner zieht sich Alles in die anstoßenden Gemächer zurück, um die hier in Spanien so nothwendige Siesta zu halten. Abends kommt dann Besuch, eine Tertulla wird improvisirt und nach dem Clavier oder zum Guitarren- und Castagnettenklang getanzt.

Auch die Kaffeehäuser und Gasthöfe haben alle einen solchen Patio. Wir wohnten in der Fonda de la Europa, und obgleich die Jahreszeit noch nicht so weit vorgeschritten war, um die Abende und Nächte im Freien zubringen zu können, so nahmen wir doch häufig unser Frühstück unter einem der Bogengänge des Hofes, und während wir das Plätschern des Springbrunnens hörten, sahen wir vor uns die dichtbelaubten Zweige eines prächtigen Orangenbaums. Auch hier waren die Rückwände der Arkaden mit Bildern behängt, und befanden sich in den Ecken ein paar, übrigens defekte Statuen.

„Und Marmorbilder stehn und sehn dich an."

An öffentlichen Plätzen und Spaziergängen ist auch Sevilla, wie die meisten spanischen Städte, reich; von den ersteren ist außer dem Markt, an dem das schöne und zierliche, aber leider unvollendete Rathhaus mit seinem massiven derben Sitzungssaale liegt, hauptsächlich bemerkenswerth die Plazza del Duque mit Baumreihen besetzt und der Sammelplatz der vornehmen Welt Sevilla's. Außerhalb der Stadt, an der Seite des Flusses befinden sich lange und breite Alleen, deren Mittelpunkt am Thor von Xerez die Alameda Cristina bildet. Hier ist eine steinerne Terrasse, zu welcher vier Stufen hinaufführen und die ringsumher mit Marmorbänken besetzt ist, und unter dem Schatten alter mächtiger Bäume einen kleinen Salon bildet. In Sommernächten gehört es zum guten Ton der eleganten Welt, sich hier zu versammeln, Eiswasser zu trinken und den Spaziergängern zuzuschauen, welche die breiten Alleen der Hauptwege füllen. Doch muß man nicht glauben, daß die vornehme Welt Sevilla's ein ausschließliches Anrecht auf diese Terrasse hat oder nur zu haben glaubt; bei uns freilich würde der Anblick des Adels leider ein verehrungswürdiges Publikum ferne halten, hier aber, wo sich die Gräfin oder Herzogin durchaus nicht in ihrem Range gekränkt fühlt, wenn sich irgend ein Bürgermädchen, eine Maja oder selbst eine Gitana von dem jenseits des Guadalquivir liegenden Triana neben sie setzt, sind alle Stände wohl-

thuend durch einander gemischt, und Jeder freut sich gleichmäßig an der Gluth des Abendhimmels, an der Kühle der Luft und am Duft der Blumen, lauter schöne Sachen, die ja der Schöpfer zu Jedermanns Vergnügen werden ließ.

An der Alameda Cristina liegt die uralte Torre del oro, ein sonderbares Gebäude, über dessen Ursprung die Ansichten verschieden sind. Eine aufmerksame Untersuchung der Construktionen im Innern beweist den römischen Ursprung jedoch unzweifelhaft. Die Araber veränderten später vielfach die äußere Form und ließen aus der gewaltigen polygonischen untern Trommel in der Mitte einen zweiten Aufbau von kleinerem Durchmesser aufsteigen, dem die Christen endlich die oberste Laterne aufsetzten. Neben dem Zweck, den Fluß zu beherrschen, der in alten Zeiten von hier aus mit einer Kette gesperrt werden konnte, diente die Torre del oro zur Schatzkammer, denn der Name „Goldthurm" soll daher stammen, weil hier Peter der Grausame seine Schätze aufbewahrte. Das schöne breite Wasser, das rege Leben zu den Füßen dieses Colosses, die schönen schattigen Spaziergänge, die das Flußufer begleiten, und die lebendige Silhouette der Vorstadt Triana mit der hochgesprengten Brücke, die beide Ufer verbindet, macht zumal Morgens oder zur Neige des Tages, wenn die Sonne flach über den glänzenden Spiegel des Guadalquivir und die zahllosen darauf hin und herschwimmenden Schiffe hingleitet, ein unvergeßliches Bild.

Wenn wir den langen Alleen folgen, die sich aufwärts vom Guadalquivir hinziehen, so erreichen wir den Stierplatz, der aber der Wintermonate wegen nicht nur für uns einsam und öde war, sondern zufällig jetzt kaum zugänglich, da an ihm gebaut wurde. Schon früher erwähnte ich, daß der hiesige Stierplatz der einzige in Spanien sei, wo ein Theil der Logenreihen aus Stein und zwar aus weißem Marmor bestehe; gewöhnlich ist nur der untere Stock gemauert und an diesen schließen sich leichte Bretterverschläge. Auch hier war bis jetzt nur ein Theil der Arena zu beiden Seiten des königlichen

Salons damit versehen; doch hatte man angefangen, die noch fehlenden Logenreihen aus Marmor und Backstein zu ergänzen, und wenn der Stierplatz von Sevilla einmal auf diese Art vollendet ist, so wird er ein prächtiges Bauwerk sein, ähnlich den alten römischen Amphitheatern. Sonderbar erschienen mir an der äußeren Mauer starke Pferdeknochen, die hier hervorragend eingemauert waren und am Tage des Stiergefechtes wohl zum Anbinden zahlreicher Reitthiere dienten.

Wie von ferne schon der hohe Thurm der Giralda als Wahrzeichen der Stadt über die in gewaltiger Breite sich ausdehnende Häusermasse hervorragt und die Aufmerksamkeit des Fremden fesselt, so ist es, nachdem man in der Stadt angelangt ist, in ähnlicher Weise der Fall, man hat das Bestreben, baldmöglichst Bekanntschaft mit denjenigen Monumenten zu machen, die sich schon vom Weitem als die bedeutendsten angekündigt, und bezeichnend ist es für flache und ebene Gegenden, daß dort das Streben in die Höhe bei den Thürmen oft bis zu den äußersten Gränzen der Möglichkeit getrieben ist, während in gebirgigen die Thürme meist zum niedrigen Glockenhause zusammensinken.

Die Giralda ist aber auch etwas einziges in ihrer Art und weit bezeichnender für Sevilla, das sonst keinen hohen Thurm mehr hat, als der Campanile für Florenz oder der Markusthurm für Venedig. Sehr alt, wurde die Giralda schon im Jahr 1196 von Al Geber einem tüchtigen maurischen Baukünstler, von dem die Wissenschaft der Algebra herrühren soll, der Moschee angefügt, die bereits an der Stelle der heutigen Kathedrale bestand und von der noch zwei Seiten der Umfassung des daran stoßenden Pomeranzenhofs in gut erhaltenem Zustande auf uns gekommen sind. Auf einer Grundfläche von fünfzig Fuß Länge und Breite erhob sich damals der Thurm in einer Höhe von zweihundertfünfzig Fuß, ganz aus Backsteinen hergestellt und innerhalb mit einer in flacher Steigung den vier Seiten folgenden Rampe, die bequem auf die oberste Plateform führte; sonderbarer Weise verdickt sich die äußere Umfassungswand nach oben, während

der innere massive Kern gleiches Maaß behält, so daß der steigende Weg, der unten sehr geräumig ist, höher und höher hinauf sich merklich verengt. Auf seine halbe Höhe im Aeußern fast glatt und von wenigen Oeffnungen durchbrochen, ist die obere Hälfte dafür um so reicher verziert, jede seiner Seiten ist durch glatte Streifen in drei senkrechte Felder abgetheilt, die mit zierlichen Ornamenten ausgefüllt sind und deren mittleres je eine über einander gestellte Reihe von Doppelfenstern mit davor liegenden Balkonen enthält, die diese großen röthlichen Flächen aufs Angenehmste beleben, da keines dieser Fenster, obwohl alle als Ajimez behandelt sind, dem andern gleicht.

Als im Jahr 1240 die Stadt in Folge der Belagerung des heiligen Ferdinand kapitulirte, knüpften die Belagerten, die den Christen ihren schönen Thurm nicht gönnten, an die Uebergabe die Bedingung, daß derselbe zuvor abgebrochen werde; aber Alonzo, der Sohn Ferdinand's, drohte, wenn ein Stein daran verrückt werde, alle Bewohner Sevilla's über die Klinge springen zu lassen.

Ein Aufsatz von drei riesenhaften über einander gestellten Kugeln krönte damals die oberste Terrasse und ihre Vergoldung glänzte weit hinaus in die Landschaft, aber ein Erdbeben stürzte sie später herunter. Wie nun allmählig die Kathedrale, die südwestlich an den Thurm angebaut wurde, ihrer Vollendung entgegen ging, war der Thurm nicht mehr prächtig genug und sollte durch Ausführung des wegen seiner Kühnheit vielfach angefochtenen Planes im Jahr 1568 von Hernan Ruiz die Giralda um hundert Fuß erhöht werden. Ruiz, derselbe, der die christliche Kirche mitten in die Moschee von Cordova setzte, ordnete auf der alten Plateforme eine ringsum laufende Gallerie von fünf Oeffnungen auf jeder Seite an, deren mittlere je eine hohe Arkade bildete, hängte in den Zwischenweiten die Glocken auf, erhöhte den innern viereckigen Kern des Thurms weit über die Gallerie hinaus und setzte darüber eine runde Laterne, zu oberst gekrönt von der Giraldilla, einer drehbaren vergoldeten Bronzefigur, die den Glauben darstellt und dem ganzen Thurm den Namen gab. Dieser neue Aufbau, trotzdem,

daß keine dem alten Bau entsprechenden arabischen Formen dabei angewendet wurden, hat eine solch glückliche Proportion, ist so elegant durchbrochen und mit dem alten arabischen Bau vermählt, daß hier Ruiz ein Meisterstück gemacht hat, durch das man gern sich über den Verdruß in der Moschee von Cordova etwas gelinder stimmen läßt.

Die Aussicht von der Giralda oben ist bezaubernd, zu den Füßen die immense Metropolitane, deren zahllose Pfeiler, Fialen, Steinpyramiden und frei durch die Luft sich schwingenden Strebebogen sich zu dem interessantesten Ganzen gruppiren, nördlich davon der lange Pomeranzenhof, welcher jenseits von der mit der Kathedrale verbundenen Kirche del Sagrario, diesseits durch die Columbinische Bibliothek und an der langen Seite durch die hohe mit Strebepfeilern und staffelförmigen Zinnen besetzte Mauer geschlossen ist, in deren Mitte das reiche Portal del Perdon sich gegen die Straßen der Stadt öffnet; eine Gebäudemasse, in der alle Stylarten des Mittelalters vertreten sind, arabisch, gothisch und die Zeit der Wiedergeburt.

Aber auch in etwas größerem Umfange finden wir eine analoge kunstgeschichtliche Scala; unweit der Kathedrale sehen wir in die Höfe des maurischen Alcazar hinunter und die Mitte zwischen ihm und uns nimmt die Lonja ein, eines der hervorragendsten Bauwerke der Renaissanceperiode, und ist dieß in der That eine Nachbarschaft, die in der Welt schwerlich zum zweitenmal zu finden sein wird. Weiter schweift das Auge über die Häusermassen der Stadt, aus denen die prächtigen Baumgruppen der Paseo auftauchten, über die weitgeöffnete Rundung des Stierplatzes hinweg nach dem glänzenden Lauf des Guadalquivir und seiner stolzen Brücke, über das ferne Triana in die weite unendliche Landschaft hinaus.

Die Kathedrale Sevilla's, wohl die größte Spaniens, ist zugleich auch die prächtigste, nicht so reich wie die von Toledo, aber edel und würdevoll im Innern und Aeußern; fünf- oder wenn man die beiderseitigen Kapellen dazu rechnet, siebenschiffig, hat sie nahezu eine Länge von vierhundert Fußen. Die alte Moschee, an deren Stelle sie steht,

diente noch von 1240, der Zeit der Eroberung an, als christliche Hauptkirche bis 1401, wo der Beschluß gefaßt wurde, nach Abbruch der Moschee einen christlichen Tempel zu erbauen, der nicht seines Gleichen habe, ganz ähnlich wie bei Santa Maria dei Fiori zu Florenz. Der Eifer war so groß, daß sogar die Prälaten und Herren des Kapitels einen Theil ihrer Einkünfte dem Bau zuwiesen. Neun Architekten folgten sich in der Leitung des an hundert und sechs Jahre dauernden Baues, und schön ist es, daß der ursprüngliche Gedanke in der Hauptsache so unverrückt festgehalten wurde. Die Westseite des Aeußern mit drei großen Portalen ist in den Einzelformen so rein und schön, wie die beste Kirche der guten Periode am Rhein, das Innere schlank und majestätisch und die gemalten Fenster von außerordentlichem Verdienst der Zeichnung, und einer Gluth der Farben, wie die schönsten in Cöln. Mit dem Dom waren die Sevillaner nicht so glücklich, als die Florentiner. Nachdem ihn Alfonso Rodriguez und Gonzalo Rojas in einer schwindelnden Höhe über der Kreuzung des Lang- und Querschiffs vollendet hatten, fingen die Pfeiler, die ihn trugen, an zu weichen und er stürzte zusammen; erst später wurde er in der weit niedrigeren Form, in der er heutzutage zu sehen ist, vollendet. Eine Menge von Künstlern war in späteren Perioden beschäftigt, die Kapitelsäle, die Sakristeien und die Unzahl von Kapellen anzufügen, die aber nicht mehr das alte Gepräge tragen, sondern in weit modernerer Weise ausgeführt sind.

Sehr schön ist die hinter dem Chor angebaute Kapelle des heiligen Ferdinand, der ovale Kapitelsaal und die große Sakristei, die besonders ein meisterhaft angeordnetes und ornirtes Gewölbe hat. Frappirt hat uns die Naivetät, mit der in einem der Sakristeieingänge in den Cassaturen der Wölbung alle leckeren Mahlzeiten der Domherrn auf einzelnen Tellern servirt mit Messer und Gabeln aus dem Stein gehauen sind. Heller, freundlicher ist durchaus diese prächtige Kirche, als die in Toledo; selbst der Behandlung des Hochaltars gebe ich, nicht wegen seiner unerhörten Pracht, sondern wegen der ruhigeren

Vertheilung der Massen den Vorzug vor jenem. Leider ist das Mittelschiff auch hier fast ganz mit der hohen Mauer umfaßt, die die Chorstühle umgibt, und noch dazu in einem sehr verschnörkelten Styl. Die an dem Westend dem Hauptbau angefügte Kirche del Sagrario, deren Kuppel auch abgetragen werden mußte, ist, obwohl aus der üppigsten Renaissancezeit, nicht im Stande, die Aufmerksamkeit von der mit den herrlichsten Gemälden angefüllten prächtigen Kirche abzulenken, die noch dadurch einzig in ihrer Art ist, daß die Bedachungen durchaus Terrassen sind und dennoch der gothische Organismus so fein verstanden überall durchgeführt wurde.

Die Lonja, dicht daneben, ein schönes Werk Herrera's, sehr correkt, aber schwer, gewinnt nur wieder durch die höchst gelungene Anordnung des innern Hofs und die Eleganz der Haupttreppe den Beifall des Besuchers. Diese Formen, kälter, weil geradliniger, lassen nun einmal den Schwung nicht zu, der in dem gothischen Bogen und der weichen Arkade der Araber liegt. Hauptsächlich interessant ist dieser Bau dadurch, weil sich hier das sogenannte indische Archiv befindet. Die Schätze, die hier aufgehäuft sind, kann man begreiflicher Weise bei einem flüchtigen Besuche nicht sehen; doch waren wir erfreut von der freundlichen Einrichtung der großen Säle, wo sich in schönen Mahagonikästen, die mit ausführlichen Inhaltsanzeigen versehen sind, namentlich zahlreiche Urkunden befinden, welche die Entdeckung und Geschichte Amerika's unter spanischer Herrschaft betreffen.

Der benachbarte Alcazar, der schon lange der Gegenstand unserer Begierde ist, zieht uns nun unwiderstehlich an, und wir säumen nicht, uns durch das Labyrinth der ihn von der Stadtseite umgebenden moderneren Vorbauten durchzuarbeiten, um an das berühmte Portal Peters des Grausamen zu kommen. Obwohl in weitem Umkreis mit festen Mauern umgeben, ist er kein Kastell in der Art der Alhambra; viel friedlicher liegt er begränzt von einem ausgedehnten Garten den flachen Ufern des Gudalquivir zugekehrt. Wenn auch nicht von den ersten Erbauern des Alcazar herrührend, hat die gegen den großen

äußern Hof gekehrte Seite dieses Palastes doch den ächtesten arabischen Charakter; im untern Stock eine ganz geschlossene Wand bildend, nur von der viereckigen, oben mit großen Keilsteinen geschlossenen Mittelthüre und einigen unbedeutenden Fenstern durchbrochen, trägt diese glatte Masse eine wunderliebliche offene, über die ganze Façade sich ausdehnende Gallerie, deren Mittelstück von einem sehr weit ausladenden, kunstvoll geschnitzten und überreich theils bemalten, theils vergoldeten Dachvorsprung gekrönt ist. Das Spiel der in ganz symmetrischer Anordnung und in Gruppen von je drei und zwei Arkaden sich aneinander reihenden weiten und engen Bogenöffnungen, die Schlankheit der Säulchen und die herrlichen Marmore, aus denen sie bestehen, die Abwechslung des Gezackten und des Glatten der einzelnen Bogenformen, vereint mit der Pracht der Farbe und der feinen Wahl des Ornaments machen diese Front zu einem gefährlichen Rival des Schönsten in der Alhambra. Der innere, länglicht viereckige Hof, leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Form, denn der untern wundervollen Bogenstellung ist später eine zweite aus der Renaissanceperiode aufgesetzt worden, macht nichtsdestoweniger eine reizende Wirkung, aber die Krone des Ganzen ist der an der schmalen Seite dieses Hofs gelegene Gesandtensaal. Er zerfällt in drei Theile, nämlich in einen durch zwei Stockwerke gehenden gewölbten Mittelsaal und zwei mit herrlichen Bogenthüren sich gegen ihn öffnende niedrigere Nebensäle. Alle Wunder der Alhambra wiederholen sich hier und wenn nicht die oben unter der Kuppel des Mittelsaals nachher zu Karls V. Zeiten unförmlich vergrößerten, freischwebenden Balkone und die unpassend angebrachten Königsportraits die Einheit stören würden, könnte der majestätische Saal seines Gleichen suchen. Der kleine Patio, der in neuerer Zeit restaurirt wurde und mitten zwischen den der Stadt zu liegenden Zimmern als Lichthof dient, ist ein Meisterstück von Folgsamkeit und gewissenhaftem Studium des noch vom alten Bau Vorhandenen. Wäre die Erneuerung der übrigen Räume von gleich verständigen und ebenso fein gebildeten Händen ausgeführt wor-

den, so stünde der Alcazar von Sevilla noch heute auf der alten Höhe seiner Berühmtheit, aber der Eigenwillen der verschiedenen königlichen Bewohner und der Unverstand der ihre Wünsche erfüllenden Bauleute haben beinahe überall die alten reizenden Urformen vertilgt und anstatt der früheren Mannigfaltigkeit nur langweilige Enfiladen von würfelförmigen Zimmern hergestellt, von denen blos der herrliche Saal über dem Haupteingang verschont geblieben ist. Dieser, ein wahrer Juwel, ist mit Ausnahme der verschwundenen Färbung ein Raum, in den man verliebt werden könnte, und wie einzig ist von seiner Fensterwand die Aussicht auf die Kathedrale und die Giralda, dieses reiche Architekturbild, in den wunderbarsten magischen Rahmen gefaßt!

Eine Merkwürdigkeit, welche man den Fremden, die nach Sevilla kommen, gerne anrühmt, ist das „Haus des Pilatus." Es hat seinen Namen daher, weil der Erbauer, ein Herzog von Alcala, den Palast des Landpflegers von Judäa darin nachgeahmt haben soll. Da ich vor Jahren diesen sogenannten Palast des Pilatus in Jerusalem gesehen und besucht, so war ich sehr gespannt darauf, hier eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Das fragliche Haus liegt an einem einsamen und stillen Platze, hat aber schon von außen gar keine Aehnlichkeit mit dem alten, ehrwürdigen Mauerwerk, welches man mir in Jerusalem gezeigt. Freilich ist die Copie in Sevilla vor vielen hundert Jahren durch einen arabischen Baumeister gebaut, den der Herzog von Alcala aus den Kreuzzügen, sammt dem Plane des ursprünglichen Hauses in Jerusalem mitgebracht und es wäre möglich, daß das Haus im heiligen Lande damals etwas anders ausgesehen, wie jetzt. Nachdem ich aber sein Inneres betreten, fand ich auch die Eintheilung und Disposition des Ganzen vollkommen vom Original abweichend. Freilich ist auch hier die Säule vorhanden, an welcher Christus gebunden und gegeißelt wurde, doch ist dieselbe hier in einer im Hof befindlichen Kapelle, anstatt daß sie, wie in Jerusalem, in einer Vorhalle steht, durch deren weite offene Fenster das herbeigeströmte Volk sein Schlachtopfer sehen konnte, welches ihm Pilatus wies.

Der Hof, ein länglichtes Viereck hat schon in den Einzelformen das arabische Gepräge etwas abgestreift, wozu noch die Aufstellung vieler, zum Theil über lebensgroßer antiker Statuen kommt; interessant war uns das Haus des Pilatus deßhalb, weil man daran die Gränze des Reichthums sehen kann, der mit Azulejos erreicht werden kann. Das große Treppenhaus insbesondere, dessen Wände ganz damit getäfelt sind, und wo eine unübersehbare Zahl verschiedener Eintheilungen und Dessins sowohl in Linien als Farben mit einander abwechseln, ist von kaum zu beschreibender Pracht, aber nirgends Ruhe, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge verweilen kann, so daß man diese Fayencebekleidungen, die die Araber weislich nur zur Täfelung des unteren Theils der Wände wählten, hier gründlich satt bekommt. Die große an deu Hof stoßende Halle ist noch das am meisten harmonische; vortrefflich erhalten, mit edler, schöner Decke bleibt sie ein Raum, in den man mit immer neuem Vergnügen zurückkehrt.

Was die Bilderschätze Sevilla's anbelangt, so ginge auch die flüchtigste Besprechung der Meisterwerke des einzigen Murillo über den Raum dieser Blätter. Neben seinen bekannten Bildern in der Kathedrale enthalten einige Säle des hiesigen Museums zwanzig große prachtvolle Gemälde von ihm, das schönste aber, was er erschaffen hat, ist in der kleinen Kirche der Caridad, die berühmte Brodvertheilung und Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt. Madrid hat nichts Aehnliches von ihm aufzuweisen. Das Wohnhaus des großen Malers, jetzt einem Herrn Lopez de Ceparo gehörig, ist den Fremden gastlich geöffnet und enthält außer einem selbstgemalten Portrait Murillo's Fresken von seiner Hand, welche auf die vier Seiten eines im Garten befindlichen Felsens gemalt sind.

Wenn man nach Spanien kommt, einem Lande, welches die Havannah besitzt, so hofft man, nun einmal recht gute und wohlfeile Cigarren rauchen zu können, findet sich aber sehr getäuscht, denn nirgendwo in der ganzen Welt bekommt man schlechteren Tabak und Cigarren, als gerade in Spanien. Die größte Schuld hieran trägt

wohl das Monopol- und Prohibitiv-System, welches viel einneh
will, ohne etwas dafür auszugeben. Es hätte ja Niemand etwas
gegen einzuwenden, wenn sich die Regierung aus diesem Tabaksmon
tüchtige Einkünfte verschaffte, dem Käufer dagegen, wenn auch
theures Geld, eine gute Waare zukommen ließe. Wer aber in S
nien eine ächte Havannah oder eine gute Puros rauchen will, ist
zwungen, sich an die Contrebandisten zu wenden, die, wenn sie
den Verkauf ihrer eingeschmuggelten Waare nicht selbst und öffen
betreiben, doch entweder ihre wohlbekannten Niederlagen haben,
ihre zahlreichen Agenten unter den Gasthofs- und Kaffeehaus-Kelln
kleineren Wirthen, Bootführern oder Individuen, die uns auf
Spaziergang mit den Worten anhalten: „Caballero, ich kann Ih
die besten eingeschmuggelten Cigarren verschaffen."

Aus diesem Grunde ist nun wohl das Rauchen der Papierci
ren so allgemein geworden; die Kosten dabei sind sehr unbedeut
denn das bischen feingeschnittenen Tabak, welchen man ins Pa
wickelt, kommt eigentlich nicht in Betracht und dabei scheint die
fertigung selbst dem müßigen Spanier eine sehr angenehme Besc
tigung zu sein. Doch ist es nicht so ganz leicht, eine gute Pap
cigarre zu drehen, und namentlich der Fremde, ehe er Fertigkeit erl
hat, sieht sich genöthigt, zu den Tabakläden seine Zuflucht zu nehm
welche denn auch in diesem Artikel etwas Gutes, Rauchbares lief
Hier in Sevilla befindet sich die größte Cigarrenfabrik Spaniens,
ist dieselbe wohl im Stande, das ganze Land, besonders mit Pa
cigarren zu versorgen.

In einiger Entfernung vom Hafen des Guadalquivir erhebt
ein ungeheures viereckiges Gebäude, das von außen eher einem kö
lichen Palast, als einem industriellen Etablissement ähnlich sieht,
der scharfe Geruch, der, je nachdem der Wind weht, den Vorüberge
den frappirt, gemahnt an seinen Zweck. Weite Thorbogen führen
in einen großen Hof, der mit Fontainen und Säulen geschmück
und wo wir vom Thürsteher in ein Comptoir gewiesen werden,

die Erlaubniß zum Eintritt zu erhalten. Diese erlangten wir ohne alle Schwierigkeiten und erhielten zugleich einen untern Beamten, der uns im unermeßlichen Gebäude umherführte. In den untern Räumen befinden sich die rohen Tabakvorräthe, unter denen aber viel verdorbene Waare sein soll, welche Spanien als schlechter Schuldner von seinen Colonien erhält, deren beste Waare bekanntlich ins Ausland geht. Neben diesem Magazin sind die Räume zum Herrichten und Anfeuchten der Blätter, zu dem Gährungsprocesse, welcher der Anfertigung des Schnupftabaks vorausgehen muß, sowie der Maschinen zum Schneiden und Stampfen desselben. Der Schnupftabak ist das beste, was hier fabricirt wird, und führt man ihn nach Portugal und Frankreich aus.

In einem kleineren Theil des ersten Stockes befinden sich die männlichen Arbeiter, welche hauptsächlich sogenannte Puros anfertigen, wogegen drei lange Flügel dieses riesenhaften Gebäudes, einen einzigen Raum bildend, die weiblichen Arbeiterinnen enthalten, und dem Besuchenden einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Schon vor der Thür hört man es da innen summen, wie in einem Bienenschlage, und wenn man die Schwelle betritt, bleibt man einen Augenblick überrascht stehen. Wir haben vor uns eine dreischiffige, hochgewölbte Halle, dicht besetzt mit kleinen Tischen zu acht bis zehn Personen, um welchen die arbeitenden Mädchen sitzen. Es sind hier deren nicht weniger als dreitausend bei einander, und da der Eintritt eines Fremden immer ein Ereigniß ist, welches flüsternd der Nachbarin verkündigt wird, und schuldig ist, daß hier ein Sessel gerückt, dort ein Messer niedergelegt wird, so kann man sich einen Begriff machen, von welchem Lärmen wir empfangen werden. Obgleich ich nicht behaupten kann, daß ich unter diesen Cigarren-Arbeiterinnen sehr viel vollkommen Schönes gefunden hätte, so waren doch ganz artige Gesichter und Gestalten da, und wenn man auch in Spanien schon an Manches gewöhnt ist, so macht es doch einen seltsamen Eindruck, so ein paar tausend schwarze, andalusische Augen auf sich gerichtet zu sehen. Reiche,

dunkle Haare und kleine Schnurrbärtchen waren stark vertreten. Da es ziemlich warm in dem Saale war, so ließ die Toilette dieser Damen in verschiedenen Beziehungen manches zu wünschen übrig, und wenn hier eine lachend auf ihre nackten Schultern blickte, so machte es eine andere nicht besser, wenn sie äußerst coquet ein kleines Tuch über das sehr tief ausgeschnittene Leibchen warf. Die sämmtlichen Arbeiterinnen schienen mir, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Korporalschaften eingetheilt zu sein, unter dem Befehl alter, stämmiger Spanierinnen, von denen jede einen tüchtigen Dragoner abgegeben hätte. Vielleicht vier bis sechs Tische hatten immer eine solche Aufseherin, die uns freundlich bis an die Gränzen ihres Reichs begleiteten und dann mit einem gnädigen Knix entließen. Auch eine Oberaufseherin über sämmtliche Säle war da, und wenn ich mich unterstanden, di Chefs der einzelnen Korporalschaften als eines Dragoner-Regiments würdig zu bezeichnen, so muß ich auch gerechtermaßen versichern, daß die alte und würdige Dame, welche den Oberbefehl führte, jedem Cuirassierregimente zur Zierde gereichen mußte, nicht nur wegen des außerordentlich kräftigen Körperbaues, sondern auch in Anbetracht ihres sehr ansehnlichen Schnurrbartes. Es muß aber auch keine Kleinigkeit sein, dieses lustige Völkchen zu lenken; denn obgleich die meisten ruhig bei der Arbeit saßen und sich nur hie und da eine erhoben hatte, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, so waren es doch gewiß ein paar hundert, die auf solche Art in sämmtlichen Sälen umher flanirten, die schwarze Mantille leicht übergeworfen, den Kopf kokett erhoben und den meist aus einem zusammengefalteten Bogen Papier bestehenden Fächer meisterhaft gebrauchend. Manche von ihnen folgten uns unter Lachen und Possen aller Art, aber nur bis an das Ende ihres Territoriums, wo sie, von der andern ernsten Aufseherin zur Ruhe ermahnt und zurückgewiesen, mit lautem Gelächter auseinander stoben. Der General en chef dieser zahlreichen Mädchenbrigade gab uns das Geleite bis zur Treppe, worauf wir sehr befriedigt das Gebäude verließen.

Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla, und ich war begierig zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muß aber gestehen, daß mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Straßen Sevilla's an den Fasching erinnerte. Malerischen Costümen begegnete man freilich wie immer und es würde das gewöhnliche Leben der Stadt mit seinem lustigen Getreibe, mit den schwarzen Mantillen, golbglänzenden Fächern und herrlichen Trachten, die uns allenthalben begegnen, plötzlich zu uns nach Deutschland versetzt, freilich schon für einen ganz prächtigen Carneval gelten können; aber etwas Außergewöhnliches geschah hier durchaus nicht. Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiß ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden blühende und in beständigem Erstaunen begriffene Maskengesichter, oder auch nur falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist, denn in den Straßen von Sevilla sieht man zu dieser Zeit selbst nicht einmal die Spur von ausgelassenen Buben, wie sie bei uns ihr Wesen treiben, in weißen Hemden, mit geschwärzten Gesichtern oder vergoldeten Nasen. Im Hauptheater in der Straße de la Muela war es allerdings während der Carnevalsabende außerordentlich voll, und das Volk erfreute sich an den ausgelassenen Possen, die hier gegeben wurden, für uns aber wenig Interesse boten. Besonders beliebt bei den Sevillanern schienen Schilderungen aus dem Negerleben zu sein, eine Art Vaudevilles mit Ballet, wo eigenthümlich unharmonische, oder wie es hieß, Originallieder der Schwarzen vorgetragen wurden, und mit Tänzen abwechselten, die man allenfalls nur von Spanierinnen sehen konnte, denn wenn sie sich auch die allergrößte Mühe gaben, schwerfällig und steif umherzuhüpfen, wie wahnsinnig gewordene Frösche, so schimmerte doch immer noch etwas durch von den ihnen angebornen eleganten Körperformen und Bewegungen. Im Theater de la Campana, wo mitunter recht gute Lustspiele gegeben werden, ging es auch

nicht ohne sehr starke Possen ab; nur war hier das Ballet vortrefflich und gab zum Schluß so große und schöne Portionen, daß man sich schon für die Anfangs ausgestandene Langeweile entschädigen konnte.

Ein deutscher Landsmann, dessen Bekanntschaft wir in einem der hiesigen Theater machten, veranlaßte uns eines Abends nach beendigter Vorstellung, mit ihm eine kleine Tanzunterhaltung zu besuchen, deren verschiedene um diese Zeit hier veranstaltet werden, und die auch im Innern der Häuser das Einzige sind, was an den Carneval erinnert. Wir besuchten nach einander ein Paar dieser Lokale, ohne aber hier gerade viel Interessantes zu sehen. Man könnte diese Bälle mit den Parisern in der Salle Valentino vergleichen. Wie dort, sind es auch hier große Räumlichkeiten, nur nicht so elegant, wie die Pariser Etablissements, spärlicher beleuchtet, und vor Allem fehlt hier in Sevilla die prächtige Musik Musard's. Der Spanier ist schon zufrieden mit einem kleinen Orchester aus ein Paar Violinen, einer Clarinette und einem Contrebasse bestehend, und dies fehlte sogar in einem dieser Lokale, wo denn jeder Saal seine besondere und sehr bescheidene Musik hatte, zwei Guitarren nämlich, die von den Tänzern abwechselnd gespielt wurden, wozu aber ein Dutzend toller Andalusierinnen im Majakostüm einen tüchtigen Lärm mit ihren Castagnetten machten. Am Eingang dieser Säle wird eine Kleinigkeit bezahlt, und wie in Paris an den gleichen Orten finden sich auch hier junge Leute aller Stände namentlich aber Studenten mit ihren Mädchen ein, um die Nacht zu durchtanzen.

Um aber eine solche allgemeine Carnevals-Tertulla in ihrer Blüthe zu sehen, ließen wir uns nach der Vorstadt Triana führen, welche gegenüber der alten Torre del oro liegt, und deren Bewohner hier ungefähr in demselben Rufe stehen, wie die von Trastevere bei Rom. Obgleich sich dort bei diesen Tanzvergnügungen eine sehr ausgewählte Gesellschaft vereinigt, Maulthiertreiber, Contrebandisten, und Leute, die oft ein noch viel schlimmeres Handwerk treiben, so ist man ja in Spanien und der Fremde, den die Neugier treibt, einer solchen Ver-

sammlung beizuwohnen, wird anständig und freundlich behandelt, natürlicherweise, so lange er es unterläßt, sich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen. Das Haus, zu welchem wir uns begaben, lag zwischen Gärten, etwas entfernt von den andern Gebäuden, und erwies sich beim Näherkommen als eine Posada, wie ich sie schon häufig beschrieben, mit einer großen Halle, welche zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war. Schon von Weitem hatten wir durch die vergitterten Fenster Lichtschimmer bemerkt, zuweilen wurde das Thor geöffnet, und dann drang die Helle auf Augenblicke in den Garten hinaus. Dieser aber war umzäunt und verschlossen, und wurde erst auf mehrmaliges Anklopfen geöffnet, und nachdem unser Begleiter ein paar Worte zu dem Manne gesagt, der durch den Garten gegen uns her kam. Als wir näher gingen, hörten wir auf einmal Guitarrenklänge und das taktmäßige Knattern der Castanuelos, und als sich endlich die Hausthüre vor uns öffnete und wir eingetreten waren, sahen wir eine zahlreiche und lustige Gesellschaft bei einander.

Hier befanden sich vielleicht zwanzig Männer, meistens junge Leute, und ein Dutzend schöner Mädchen, die theils in dem Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken an dem lodernden Herdfeuer saßen, wo die Weinflaschen fleißig herumgingen, und wo gesotten und gebraten wurde. Nachdem uns der Hauseigenthümer freundlich begrüßt und uns einen guten Platz am Kamine neben ein paar lustigen Majas verschafft, welche jedem von uns augenblicklich eine Cigarre drehten, hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuschauen. Ein bischen ärmlich und zerfallen sah dieses aus; in den Winkeln rechts vom Zimmer fanden sich ein paar alte Matten am Boden, und diese, sowie ein paar kleine Rohrschemel machten die ganze Ausschmückung der schwarzen rauchigen Halle aus. Doch hing noch an einem Pfeiler ein rostiger Trabuco, sowie eine alte Guitarre, von welcher die zerrissenen Saiten herabhingen. Offenbar war dieser Ort von keiner Familie bewohnt, und diente nun dem lustigen Volke, das sich hier versammelt, zum Ballsaal. Aber der Kontrast zwischen den meisten dieser Gäste

und der Halle selbst hätte unmöglich größer sein können. Ja, wenn man ein paar alte Männer, die in der Capa und spitzem Hut dicht am Feuer saßen, sowie ein paar Zigeunerinnen in hellen, fast modischen Kleidern, mit weißen Busentüchern, ausgenommen hätte, so würde die ganze übrige Gesellschaft nach ihren eleganten Bewegungen, nach ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Kleidung auf jedem hellbeleuchteten Hofball das größte Aufsehen erregt haben. Die Tanzenden waren lauter Majos und Majas, die Männer hübsche wohlgewachsene Bursche in den bekannten andalusischen Kostümen, die aber bei diesen Abendgesellschaften aus den feinsten Stoffen bestanden, Sammt, Atlas und Tuch, mit Stickereien und silbernen Knöpfen überladen. Dabei waren die Anzüge so vortrefflich und passend gemacht, deutlich alle Körperformen zeigend und wurden so leicht und elegant getragen, daß man wohl sah, es sei die gewöhnliche Kleidung der meisten dieser jungen Leute. Wahrhaft reizend aber waren die Mädchen. Ihre Füße mit seidenen Strümpfen stacken in wahren Kinderschuhen, und über denselben waren die Knöchel so fein und zierlich, daß man nur erstaunt war, das Bein weiter oben so ansehnlich gerundet und doch so ganz im Verhältniß zu sehen. Die ziemlich kurzen Röckchen bestanden aus rothem oder gelbem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einer Atlastaille in weiß, hellblau oder Perlfarbe, die sich so dicht und genau an den schlanken und doch vollen Oberkörper anlegte, daß man die Formen desselben bis in ihre kleinsten Nuancen sehen konnte. Ueber diese Taille kam nun ein zierliches Jäckchen von einer genau passenden etwas dunkleren Farbe, von matter Seide oder Sammt, aber reich mit Schnüren besetzt und einer Unzahl kleiner silberner Knöpfchen. Die meisten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle schwarze Haar über die feinen Ohren zurückgestrichen, so daß von hinten der lange schlanke Hals bis zu den Schultern sichtbar war. Oft genug habe ich die graziösen Gestalten der Andalusierinnen erwähnt, sowie ihre wunderbaren Augen, Lippen, Zähne, ja den ganzen prachtvollen Ausdruck ihres Kopfes, um hier

noch ein Wort darüber zu verlieren, und will nur noch hinzufügen, daß unter allen vielleicht keine einzige war, die nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können, wie ja die Tänzerinnen aus dem südlichen Spanien bekanntlich schon auf den Theatern der heidnischen Weltstadt Rom die berühmtesten waren. Ja, dabei erschien das ganze Bild hier in der hohen finstern Halle so eigenthümlich beleuchtet von den zitternden Streiflichtern des Herdfeuers und der rothen Gluth einer Fackel, die neben dem Eingange brannte, daß es eine unbeschreiblich malerische Wirkung hervorbrachte. Der Glanz des Atlasses, der matte Schimmer der Sammtstoffe, dazu die vielen Stickereien und silbernen Knöpfchen, alles nahm auf so verschiedene Art die Lichtstrahlen auf, und reflektirte sie wieder eben so eigenthümlich. In einem hellerleuchteten Saale hätten die Tanzenden nicht diese Wirkung hervorgebracht, wie hier. Bei unserer Ankunft war ein Bolero zu Ende und die wilden Mädchen ließen sich schwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrstühlchen nieder, so daß die seidenen Röcke rauschten und die atlassenen Mieder bedenklich krachten. Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentischchen standen, oder ließ sie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwischen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten sie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; besonders die Bursche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren extravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den französischen Cancan streifend, bald allein, wie mit dem eignen Schatten tanzend, den das lodernde Herdfeuer beweglich an die graue Wand warf. Dann fingen die Guitarren wieder leise an zu klingen, und nach einigen Accorden fiel einer der Majos ein:

Ay! sal, bella joven,
sal, angel de amores
y al par que las flores
del lindo pensil.

Ein anderer sprang vor die Mädchen hin, klatschte in die Hände, ein Dritter rief: Viva la gente Morena! und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arrangirt. Hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, standen die Andalusierinnen da, die eine Hand in die Seite gestemmt, mit den Fingern der andern leicht an die eine der Castagnetten schlagend, und die Bewegung der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeschritten kamen; wenn diese wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Castanuelos mit den vorgestreckten Händen leicht anschlagend. Um die sichere Beute nun rasch zu umschlingen, öffnet der Tänzer weit seine Arme, aber in dem sanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin. Auf ihren höhnisch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba zu lesen, als sie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Castagnetten wild und zornig knacken. Dabei hat sie den Kopf stolz erhoben, wie eine Schlange biegt sie den Oberkörper, senkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während sie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeschreiblich malerisch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt sich nun in den meisten spanischen Ensembletänzen; mit einem alles verachtenden Stolze beginnt die Andalusierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen; und diese Folge ist so natürlich und wahr im Tanze, wie im Leben.

So reizend diese Gruppirungen auch waren, so wunderbar die schlangenartigen Bewegungen der prächtigen Mädchen, so wahrhaft betäubend das Spiel ihrer Augen, das Rauschen der Seide und das Krachen des Atlasses, und alles das übergossen und bestrahlt von den lodernden Flammen des Herdfeuers, das über die glänzende schimmernde Gruppe ein so unaussprechlich warmes Licht warf, so köstlich auch bei diesen Ensembletänzen die Ausrufungen der Freude klangen, die der glühende Hauch des Mundes zwischen den frischen Lippen hervorstieß,

so war doch die Krone des Abends ein Fandango von zwei der schönsten und üppigsten Mädchen allein ausgeführt. Es waren das zwei prachtvolle Gestalten, die eine im weißen, die andere im perlfarbenen Atlasmieder. Lange, lange umschritten sie sich, kalt und förmlich und kaum merklich schien sich ihr Blut zu erwärmen, schien die Gluth in ihnen aufzuflammen und sie sich zu nähern. Dabei berührten sie sich anfänglich nur sanft mit den Fingerspitzen, dann legte eine ihre Hand leicht um die schlanke Taille der andern, aber als das Eis endlich gebrochen war, brach auch die Fluth der Leidenschaft um so gewaltiger hervor.

Malerisch gruppirt umstanden die Uebrigen dieß schöne Paar, ein dichter Kreis, der sich nach hinten erhöhte, und nicht nur die Majos, sondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke gestiegen, um besser in den Kreis zu sehen; und dazu brachen bei jeder schönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor. — Ay, salero! ole, ole! — ole salero! — Herz, du übertriffst dich selbst! — Bravo, bravo, Kinder! Bravo, Kinder, bravo! So was sieht die Welt nicht wieder! — Ole, salero!

Und dabei waren es die andern Mädchen, welche ohne Neid und Mißgunst den größten Spektakel machten. Aber die beiden im Kreise verdienten es auch, daß man sich für sie enthusiasmirte. Man hätte wohl im Bunde der dritte sein mögen. Sekundenlang hielten sie sich umschlungen und drückten die hochklopfenden Herzen aneinander, und wenn sie sich auf Augenblicke trennten, so stürzten sie sich gleich darauf wieder mit neuer Inbrunst in die Arme. Das Ganze steigerte sich zu einer wahrhaft beunruhigenden Höhe, und wir Zuschauer waren ordentlich froh, als der Tanz endlich aufhörte mit einem langen innigen Kusse, wobei die elastischen weichen Körper der beiden Mädchen wie schmerzlich zuckten und sich schlangenartig um einander wanden. — Ole, salero!

Wie so vieles in Spanien erinnerten mich diese Abendunterhaltungen an Aehnliches, was ich im Oriente gesehen. Haben doch selbst

dunkle Haare und kleine Schnurrbärtchen waren stark vertreten. Da es ziemlich warm in dem Saale war, so ließ die Toilette dieser Damen in verschiedenen Beziehungen manches zu wünschen übrig, und wenn hier eine lachend auf ihre nackten Schultern blickte, so machte es eine andere nicht besser, wenn sie äußerst coquet ein kleines Tuch über das sehr tief ausgeschnittene Leibchen warf. Die sämmtlichen Arbeiterinnen schienen mir, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Korporalschaften eingetheilt zu sein, unter dem Befehl alter, stämmiger Spanierinnen, von denen jede einen tüchtigen Dragoner abgegeben hätte. Vielleicht vier bis sechs Tische hatten immer eine solche Aufseherin, die uns freundlich bis an die Gränzen ihres Reichs begleiteten und dann mit einem gnädigen Knix entließen. Auch eine Oberaufseherin über sämmtliche Säle war da, und wenn ich mich unterstanden, die Chefs der einzelnen Korporalschaften als eines Dragoner-Regiments würdig zu bezeichnen, so muß ich auch gerechtermaßen versichern, daß die alte und würdige Dame, welche den Oberbefehl führte, jedem Cuirassierregimente zur Zierde gereichen mußte, nicht nur wegen des außerordentlich kräftigen Körperbaues, sondern auch in Anbetracht ihres sehr ansehnlichen Schnurrbartes. Es muß aber auch keine Kleinigkeit sein, dieses lustige Völkchen zu lenken; denn obgleich die meisten ruhig bei der Arbeit saßen und sich nur hie und da eine erhoben hatte, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, so waren es doch gewiß ein paar hundert, die auf solche Art in sämmtlichen Sälen umher flanirten, die schwarze Mantille leicht übergeworfen, den Kopf kokett erhoben und den meist aus einem zusammengefalteten Bogen Papier bestehenden Fächer meisterhaft gebrauchend. Manche von ihnen folgten uns unter Lachen und Possen aller Art, aber nur bis an das Ende ihres Territoriums, wo sie, von der andern ernsten Aufseherin zur Ruhe ermahnt und zurückgewiesen, mit lautem Gelächter auseinander stoben. Der General en chef dieser zahlreichen Mädchenbrigade gab uns das Geleite bis zur Treppe, worauf wir sehr befriedigt das Gebäude verließen.

Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla, und ich war begierig zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muß aber gestehen, daß mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Straßen Sevilla's an den Fasching erinnerte. Malerischen Costümen begegnete man freilich wie immer und es würde das gewöhnliche Leben der Stadt mit seinem lustigen Getreibe, mit den schwarzen Mantillen, goldglänzenden Fächern und herrlichen Trachten, die uns allenthalben begegnen, plötzlich zu uns nach Deutschland versetzt, freilich schon für einen ganz prächtigen Carneval gelten können; aber etwas Außergewöhnliches geschah hier durchaus nicht. Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiß ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden blühende und in beständigem Erstaunen begriffene Maskengesichter, oder auch nur falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist, denn in den Straßen von Sevilla sieht man zu dieser Zeit selbst nicht einmal die Spur von ausgelassenen Buben, wie sie bei uns ihr Wesen treiben, in weißen Hemden, mit geschwärzten Gesichtern oder vergoldeten Nasen. Im Haupttheater in der Straße de la Muela war es allerdings während der Carnevalsabende außerordentlich voll, und das Volk erfreute sich an den ausgelassenen Possen, die hier gegeben wurden, für uns aber wenig Interesse boten. Besonders beliebt bei den Sevillanern schienen Schilderungen aus dem Negerleben zu sein, eine Art Vaudevilles mit Ballet, wo eigenthümlich unharmonische, oder wie es hieß, Originallieder der Schwarzen vorgetragen wurden, und mit Tänzen abwechselten, die man allenfalls nur von Spanierinnen sehen konnte, denn wenn sie sich auch die allergrößte Mühe gaben, schwerfällig und steif umherzuhüpfen, wie wahnsinnig gewordene Frösche, so schimmerte doch immer noch etwas durch von den ihnen angebornen eleganten Körperformen und Bewegungen. Im Theater de la Campana, wo mitunter recht gute Lustspiele gegeben werden, ging es auch

nicht ohne sehr starke Possen ab; nur war hier das Ballet vortrefflich und gab zum Schluß so große und schöne Portionen, daß man sich schon für die Anfangs ausgestandene Langeweile entschädigen konnte.

Ein deutscher Landsmann, dessen Bekanntschaft wir in einem der hiesigen Theater machten, veranlaßte uns eines Abends nach beendigter Vorstellung, mit ihm eine kleine Tanzunterhaltung zu besuchen, deren verschiedene um diese Zeit hier veranstaltet werden, und die auch im Innern der Häuser das Einzige sind, was an den Carneval erinnert. Wir besuchten nach einander ein Paar dieser Lokale, ohne aber hier gerade viel Interessantes zu sehen. Man könnte diese Bälle mit den Parisern in der Salle Valentino vergleichen. Wie dort, sind es auch hier große Räumlichkeiten, nur nicht so elegant, wie die Pariser Etablissements, spärlicher beleuchtet, und vor Allem fehlt hier in Sevilla die prächtige Musik Musard's. Der Spanier ist schon zufrieden mit einem kleinen Orchester aus ein Paar Violinen, einer Clarinette und einem Contrebasse bestehend, und dies fehlte sogar in einem dieser Lokale, wo denn jeder Saal seine besondere und sehr bescheidene Musik hatte, zwei Guitarren nämlich, die von den Tänzern abwechselnd gespielt wurden, wozu aber ein Dutzend toller Andalusierinnen im Majakostüm einen tüchtigen Lärm mit ihren Castagnetten machten. Am Eingang dieser Säle wird eine Kleinigkeit bezahlt, und wie in Paris an den gleichen Orten finden sich auch hier junge Leute aller Stände namentlich aber Studenten mit ihren Mädchen ein, um die Nacht zu durchtanzen.

Um aber eine solche allgemeine Carnevals-Tertulla in ihrer Blüthe zu sehen, ließen wir uns nach der Vorstadt Triana führen, welche gegenüber der alten Torre del oro liegt, und deren Bewohner hier ungefähr in demselben Rufe stehen, wie die von Trastevere bei Rom. Obgleich sich dort bei diesen Tanzvergnügungen eine sehr ausgewählte Gesellschaft vereinigt, Maulthiertreiber, Contrebandisten, und Leute, die oft ein noch viel schlimmeres Handwerk treiben, so ist man ja in Spanien und der Fremde, den die Neugier treibt, einer solchen Ver-

sammlung beizuwohnen, wird anständig und freundlich behandelt, natürlicherweise, so lange er es unterläßt, sich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen. Das Haus, zu welchem wir uns begaben, lag zwischen Gärten, etwas entfernt von den andern Gebäuden, und erwies sich beim Näherkommen als eine Posada, wie ich sie schon häufig beschrieben, mit einer großen Halle, welche zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war. Schon von Weitem hatten wir durch die vergitterten Fenster Lichtschimmer bemerkt, zuweilen wurde das Thor geöffnet, und dann drang die Helle auf Augenblicke in den Garten hinaus. Dieser aber war umzäunt und verschlossen, und wurde erst auf mehrmaliges Anklopfen geöffnet, und nachdem unser Begleiter ein paar Worte zu dem Manne gesagt, der durch den Garten gegen uns her kam. Als wir näher gingen, hörten wir auf einmal Guitarrenklänge und das taktmäßige Knattern der Castanuelos, und als sich endlich die Hausthüre vor uns öffnete und wir eingetreten waren, sahen wir eine zahlreiche und lustige Gesellschaft bei einander.

Hier befanden sich vielleicht zwanzig Männer, meistens junge Leute, und ein Dutzend schöner Mädchen, die theils in dem Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken an dem lodernden Herdfeuer saßen, wo die Weinflaschen fleißig herumgingen, und wo gesotten und gebraten wurde. Nachdem uns der Hauseigenthümer freundlich begrüßt und uns einen guten Platz am Kamine neben ein paar lustigen Majas verschafft, welche jedem von uns augenblicklich eine Cigarre drehten, hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuschauen. Ein bischen ärmlich und zerfallen sah dieses aus; in den Winkeln rechts vom Zimmer fanden sich ein paar alte Matten am Boden, und diese, sowie ein paar kleine Rohrschemel machten die ganze Ausschmückung der schwarzen rauchigen Halle aus. Doch hing noch an einem Pfeiler ein rostiger Trabuco, sowie eine alte Guitarre, von welcher die zerrissenen Saiten herabhingen. Offenbar war dieser Ort von keiner Familie bewohnt, und diente nun dem lustigen Volke, das sich hier versammelt, zum Ballsaal. Aber der Kontrast zwischen den meisten dieser Gäste

und der Halle selbst hätte unmöglich größer sein können. Ja, wenn man ein paar alte Männer, die in der Capa und spitzem Hut dicht am Feuer saßen, sowie ein paar Zigeunerinnen in hellen, fast modischen Kleidern, mit weißen Busentüchern, ausgenommen hätte, so würde die ganze übrige Gesellschaft nach ihren eleganten Bewegungen, nach ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Kleidung auf jedem hellbeleuchteten Hofball das größte Aufsehen erregt haben. Die Tanzenden waren lauter Majos und Majas, die Männer hübsche wohlgewachsene Bursche in den bekannten andalusischen Kostümen, die aber bei diesen Abendgesellschaften aus den feinsten Stoffen bestanden, Sammt, Atlas und Tuch, mit Stickereien und silbernen Knöpfen überladen. Dabei waren die Anzüge so vortrefflich und passend gemacht, deutlich alle Körperformen zeigend und wurden so leicht und elegant getragen, daß man wohl sah, es sei die gewöhnliche Kleidung der meisten dieser jungen Leute. Wahrhaft reizend aber waren die Mädchen. Ihre Füße mit seidenen Strümpfen stacken in wahren Kinderschuhen, und über denselben waren die Knöchel so fein und zierlich, daß man nur erstaunt war, das Bein weiter oben so ansehnlich gerundet und doch so ganz im Verhältniß zu sehen. Die ziemlich kurzen Röckchen bestanden aus rothem oder gelbem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einer Atlastaille in weiß, hellblau oder Perlfarbe, die sich so dicht und genau an den schlanken und doch vollen Oberkörper anlegte, daß man die Formen desselben bis in ihre kleinsten Nuancen sehen konnte. Ueber diese Taille kam nun ein zierliches Jäckchen von einer genau passenden etwas dunkleren Farbe, von matter Seide oder Sammt, aber reich mit Schnüren besetzt und einer Unzahl kleiner silberner Knöpfchen. Die meisten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle schwarze Haar über die feinen Ohren zurückgestrichen, so daß von hinten der lange schlanke Hals bis zu den Schultern sichtbar war. Oft genug habe ich die graziösen Gestalten der Andalusierinnen erwähnt, sowie ihre wunderbaren Augen, Lippen, Zähne, ja den ganzen prachtvollen Ausdruck ihres Kopfes, um hier

noch ein Wort darüber zu verlieren, und will nur noch hinzufügen, daß unter allen vielleicht keine einzige war, die nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können, wie ja die Tänzerinnen aus dem südlichen Spanien bekanntlich schon auf den Theatern der heidnischen Weltstadt Rom die berühmtesten waren. Ja, dabei erschien das ganze Bild hier in der hohen finstern Halle so eigenthümlich beleuchtet von den zitternden Streiflichtern des Herdfeuers und der rothen Gluth einer Fackel, die neben dem Eingange brannte, daß es eine unbeschreiblich malerische Wirkung hervorbrachte. Der Glanz des Atlasses, der matte Schimmer der Sammtstoffe, dazu die vielen Stickereien und silbernen Knöpfchen, alles nahm auf so verschiedene Art die Lichtstrahlen auf, und reflektirte sie wieder eben so eigenthümlich. In einem hellerleuchteten Saale hätten die Tanzenden nicht diese Wirkung hervorgebracht, wie hier. Bei unserer Ankunft war ein Bolero zu Ende und die wilden Mädchen ließen sich schwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrstühlchen nieder, so daß die seidenen Röcke rauschten und die atlassenen Mieder bedenklich krachten. Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentischchen standen, oder ließ sie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwischen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten sie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; besonders die Bursche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren extravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den französischen Cancan streifend, bald allein, wie mit dem eignen Schatten tanzend, den das lodernde Herdfeuer beweglich an die graue Wand warf. Dann fingen die Guitarren wieder leise an zu klingen, und nach einigen Accorden fiel einer der Majos ein:

Ay! sal, bella joven,
sal, angel de amores
y al par que las flores
del lindo pensil.

Ein anderer sprang vor die Mädchen hin, klatschte in die Hände, ein Dritter rief: Viva la gente Morena! und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arrangirt. Hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, standen die Andalusierinnen da, die eine Hand in die Seite gestemmt, mit den Fingern der andern leicht an die eine der Castagnetten schlagend, und die Bewegung der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeschritten kamen; wenn diese wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Castanuelos mit den vorgestreckten Händen leicht anschlagend. Um die sichere Beute nun rasch zu umschlingen, öffnet der Tänzer weit seine Arme, aber in dem sanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin. Auf ihren höhnisch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba zu lesen, als sie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Castagnetten wild und zornig knacken. Dabei hat sie den Kopf stolz erhoben, wie eine Schlange biegt sie den Oberkörper, senkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während sie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeschreiblich malerisch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt sich nun in den meisten spanischen Ensembletänzen; mit einem alles verachtenden Stolze beginnt die Andalusierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen; und diese Folge ist so natürlich und wahr im Tanze, wie im Leben.

So reizend diese Gruppirungen auch waren, so wunderbar die schlangenartigen Bewegungen der prächtigen Mädchen, so wahrhaft betäubend das Spiel ihrer Augen, das Rauschen der Seide und das Krachen des Atlasses, und alles das übergossen und bestrahlt von den lodernden Flammen des Herdfeuers, das über die glänzende schimmernde Gruppe ein so unaussprechlich warmes Licht warf, so köstlich auch bei diesen Ensembletänzen die Ausrufungen der Freude klangen, die der glühende Hauch des Mundes zwischen den frischen Lippen hervorstieß,

so war doch die Krone des Abends ein Fandango von zwei der schönsten und üppigsten Mädchen allein ausgeführt. Es waren das zwei prachtvolle Gestalten, die eine im weißen, die andere im perlfarbenen Atlasmieder. Lange, lange umschritten sie sich, kalt und förmlich und kaum merklich schien sich ihr Blut zu erwärmen, schien die Gluth in ihnen aufzuflammen und sie sich zu nähern. Dabei berührten sie sich anfänglich nur sanft mit den Fingerspitzen, dann legte eine ihre Hand leicht um die schlanke Taille der andern, aber als das Eis endlich gebrochen war, brach auch die Fluth der Leidenschaft um so gewaltiger hervor.

Malerisch gruppirt umstanden die Uebrigen dieß schöne Paar, ein dichter Kreis, der sich nach hinten erhöhte, und nicht nur die Majos, sondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke gestiegen, um besser in den Kreis zu sehen; und dazu brachen bei jeder schönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor. — Ay, salero! ole, ole! — ole salero! — Herz, du übertriffst dich selbst! — Bravo, bravo, Kinder! Bravo, Kinder, bravo! So was sieht die Welt nicht wieder! — Ole, salero!

Und dabei waren es die andern Mädchen, welche ohne Neid und Mißgunst den größten Spektakel machten. Aber die beiden im Kreise verdienten es auch, daß man sich für sie enthusiasmirte. Man hätte wohl im Bunde der dritte sein mögen. Sekundenlang hielten sie sich umschlungen und drückten die hochklopfenden Herzen aneinander, und wenn sie sich auf Augenblicke trennten, so stürzten sie sich gleich darauf wieder mit neuer Inbrunst in die Arme. Das Ganze steigerte sich zu einer wahrhaft beunruhigenden Höhe, und wir Zuschauer waren ordentlich froh, als der Tanz endlich aufhörte mit einem langen innigen Kusse, wobei die elastischen weichen Körper der beiden Mädchen wie schmerzlich zuckten und sich schlangenartig um einander wanden. — Ole, salero!

Wie so vieles in Spanien erinnerten mich diese Abendunterhaltungen an Aehnliches, was ich im Oriente gesehen. Haben doch selbst

manche Tänze der arabischen Tänzerinnen außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Fandango und manchem andern spanischen Bolero; ja, ist doch die Madrilena mit ihrem Aufheben und Schütteln der Tanzröcke nichts Anderes, als eine gemilderte Copie des Bienentanzes, den ich in einer schönen Nacht an den Ufern des Nils gesehen. Auch die Castagnetten sind gewiß maurischen Ursprungs, denn noch heute haben die arabischen Tänzerinnen an dem Zeigefinger jeder Hand eine kleine silberne Glocke befestigt, die sie taktmäßig anschlagen, und sah ich doch einst in Adrianopel griechische Knaben tanzen, welche ihre wirklichen Castagnetten so geschickt zu handhaben wußten, wie die Spanier. Einen einigermaßen berüchtigten Tanz hier, den Menéo, welcher in einem langsamen Vorschreiten der Tänzerin besteht, wobei sie wirbelnd die Castanuelos anschlägt, sah ich fast mit den gleichen Bewegungen ebenfalls in Adrianopel bei einer Soirée des dortigen Pascha. Diese Bewegungen sind eigentlich unbeschreiblich, und bei ihnen spielen die Füße gar keine Rolle. Während sich der Oberkörper hin und her windet, sind die Hüften in einer beständig zitternden Bewegung, wobei die Tänzerin vor- und rückwärts geht und nur zuweilen mit hoch erhobenen Beinen eine hastige Pirouette macht.

Wenn wir auch beim Besuch dieser Tertulla kein Eintrittsgeld zu bezahlen hatten, ja, man uns sogar freundlich Papiercigarren, getrocknete Früchte und Wein anbot, ohne irgend etwas dafür zu verlangen, so wußten doch die schlauen Andalusierinnen auf eine eigenthümliche Art ein kleines Geschenk zu erhalten, und diese Art war wieder so ächt orientalisch. Während des Tanzens nämlich zog eine oder die andere aus ihrem Gürtel das Taschentuch hervor und warf es uns zu. Wie unser Bekannter uns belehrte, mußten wir ihnen eine Geldmünze hineinknüpfen, die sie sich alsdann später dankend abholten, wobei ich aber nicht unterlassen will, feierlich zu versichern, daß dieses Taschentuchzuwerfen durchaus mit keinen andern Absichten verbunden war.

Es war schon spät in der Nacht, als wir endlich die verfallene

Posada mit ihrem phantastisch wilden Treiben verließen; aufgeregt und erhitzt von dem Herdfeuer, dem Dunst und Allem, was wir gesehen, that uns draußen die klare, kühle Mondnacht außerordentlich wohl. Noch eine Strecke weit begleitete uns das Knattern der Castagnetten, immer leiser und leiser werdend, bis es sich endlich verlor in dem Rauschen des Guadalquivir.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach Gibraltar.

Fahrt auf dem Guadalquivir. Anblick von Cadiz. Das Innere der Stadt. Puerto de Santa Maria. Das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera. Ende des Königs Roderich. Xerez und seine Weinlager. Verpflanzung von Palmbäumen. Eine Morgenstunde in Santa Maria. Cette petite bateau. Der Schraubendampfer Don Manuel. Das Schlachtfeld von Trafalgar. Sturm und Regen. Tarifa. Durch die Säulen des Herkules. Anblick von Gibraltar. Englische Physiognomie der Stadt. Die Alameda. Der Garten des Schusters. Ritt durch die Felsgallerien und Batterien. Liebhabertheater.

Wenn ich Tage lang und ganze Nächte auf spanischen Landstraßen auf die erbärmlichste Art zusammengestoßen wurde, mich freuend auf die elendeste Station, wo man doch eine halbe Stunde lang, während umgespannt wird, als freier Mensch auf seinen eigenen Füßen herumlaufen darf, dabei wehmüthig den Lichtschimmer irgend eines Hauses betrachtete und die wahrscheinlich ruhig und behaglich Schlafenden dort oben beneidete, so dachte ich mit wahrer Lust an das Ende dieser Mühen und Leiden im spanischen Eilwagen, an Sevilla nämlich, wo nicht nur „die letzten Häuser stehen,“ sondern bis wohin auch für uns die letzten Eilwagen gehen, da von hier aus der Guadalquivir so freundlich ist, die Reisenden, die nach Cadiz wollen, auf seinem breiten Rücken zu befördern. Obgleich ich in Spanien bei so vielem,

das ich verließ, traurig dachte: das ist auf Nimmerwiedersehen, so hatte mich doch, endlich in Sevilla angekommen, ein ganz anderes Gefühl beherrscht, und als ich die Thüre des für mich letzten spanischen Eilwagens zuwarf, dachte ich: Gott sei Dank, denen sind wir entronnen! Jetzt freilich, nachdem schon eine Zeit zwischen jenem Tage und heute liegt, kann ich selbst die Zeichnung eines spanischen Eilwagens, wie er, im tollen Galopp von acht Maulthieren gezogen, eine Anhöhe hinabrast, mit einer Art wehmüthiger Freude betrachten. So ist nun einmal der Mensch, während die Erinnerung an Mühen und Leiden verblaßt, tritt das Andenken an heitere und glückliche Stunden immer leuchtender hervor.

Um sechs Uhr fuhr das Dampfboot ab, das uns nach Cadiz bringen sollte. Das Boot war eben so groß und fast so elegant wie die Rheindampfer. Ja, wenn man den Guadalquivir abwärts schaute, so konnte man sich lebhaft an die Heimat erinnert fühlen. War es doch gerade, als blicke man unterhalb Wesel gegen Holland hinab; wie auch dort der deutsche Strom seine klare grüne Farbe verloren hat, mit der er oben zwischen den Felsen des Rheingaues so freundlich prangt, so war auch sein spanischer Kollege nicht mehr derselbe klare Guadalquivir, über den wir bei Cordova in elender Fähre gesetzt, und wo wir nicht versäumt, unsere Hand durch die kühle, klare Flut rauschen zu lassen.

Die Abfahrt des Dampfboots ging mit denselben Geschichten vor sich, wie wir das bei uns tausendmal gesehen haben, und das hatte wieder soviel an die Heimat Erinnerndes: das mit Koffern und Hutschachteln, Herren und Damen, Soldaten und Guardias civiles besetzte Verdeck, der stämmige Kapitän in blauer Jacke mit dem gewichsten Hut auf dem Hinterkopf, der Schiffsjunge, der vorne die Glocke anschlug, sich vorher aber schnäuzte, wie ich dies in Köln am Rhein so oft gesehen. Nachdem mehrere rührende Abschiede genommen waren, wobei einige Damen sehr laut schallende Küsse austheilten, wurde der Dampfer vom Ufer gelöst, die Maschine fing an zu arbeiten, und



nachdem wir in die Mitte des Stroms gelenkt, schwammen wir rüstig abwärts.

Lebewohl Sevilla!

Die spanischen Eilwagen blieben freilich hinter uns, aber damit schien auch das ganze, liebe, herrliche Land hier in Sevilla sein Ende erreicht zu haben. Schlammgelb und trübe fließt der Guadalquivir dem Meere entgegen. Die Hügel, welche Sevilla umgeben, lassen wir bald hinter uns, zu gleicher Zeit verschwinden die hellen, freundlichen Dörfer, und als wir an einer Biegung bei den Orangenwäldern vorbeigefahren sind, die uns noch vor einigen Tagen mit saftiger Frucht und süßem Duft gelabt, wird die Gegend vor uns immer flacher und langweiliger. Rechts und links sieht man fast nichts, wie Sand, Stoppelfelder und Haiden, nur zuweilen angenehm unterbrochen von grünen Wiesen mit zahlreichen Pferde- und Rinderheerden. Eigenthümlich war es, daß wir auf dem Schiffe nur Spanier trafen, weder einen Franzosen noch einen Deutschen, selbst nicht einmal einen Engländer; unsere Reisegesellschaft dagegen hatte sich um ein viertes Glied vermehrt, den Baron W., einen liebenswürdigen angenehmen Liefländer, der vollkommen deutsch sprach, die halbe Welt kannte und viel zur Unterhaltung beitrug. Die spanischen Dampfer haben die bequeme Einrichtung, daß man zu jeder Stunde nach der Karte speisen kann, und braucht man sich nicht wie auf dem Rheine zur Mittagszeit, oft wenn wir bei den schönsten Gegenden vorüberfahren, zur Abfütterung in die Cajüte zusammentreiben zu lassen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erhoben sich am fernen Horizont wieder einige Hügel, so wie am rechten Ufer Buschwerk, namentlich Fichtenwaldungen; gleich darauf sahen wir auch Bonanza und San Lucar, die beiden Gränzstädtchen zwischen der Meerflut und dem Guadalquivir. Letzterer breitete sich hier mit jeder Radumdrehung immer mehr und mehr aus: aus einem nicht zu breiten, bescheidenen Flusse war er in kurzer Zeit zu einem gewaltigen Strome angewachsen, dessen Ufer mit wahrer Hast aus einander zu fliehen schienen. San Lucar ist ein hübsches Städt-

chen mit gutem Hafen und schönen Mauthgebäuden. Die Salzflut hat hier schon die Oberhand, obgleich man das Flußwasser noch längere Zeit in einem dunkleren gelberen Streifen erkennt. Unterdessen haben sich die Ufer ganz zurückgezogen, und daß wir im Meere angekommen sind, bemerken wir an der plötzlich veränderten Bewegung des Schiffes, so wie an einem frischen Seewinde, der uns wohlthuend entgegenweht und die dunkelblauen Wellen auf und ab tanzen macht. Da sich aber zu gleicher Zeit unser Dampfer ebenfalls zu freuen scheint an der unermeßlichen Wasserfläche, die sich vor uns ausdehnt, und dabei etwas heftiger tanzt und stößt, so wird manche rothe Wange blaß, manche Nase spitzig und viele Augenpaare, die noch vor einer halben Stunde glänzten und schelmisch blitzten, nehmen jene unruhigen starren Blicke an, die in diesem Falle immer die Vorboten der leidigen Seekrankheit sind. Daß ich bei meinen vielen Meerfahrten nie darunter gelitten, kam mir heute wieder einmal trefflich zu Statten, denn während die meisten Passagiere in ängstlicher Hast Sophas und Stühle suchten, stellte ich mich an das Bugspriet des Schiffes, entzückt auf die große Bai von Cadiz blickend, die sich mit Einem Male von Rota aus majestätisch vor uns aufrollt, sowie auf die Stadt selbst, eine Königin der Meere im Wittwenschleier, die nun plötzlich glanzvoll vor uns erschien.

Schon öfters las ich und ließ mir erzählen, Cadiz gleiche, vom Meere aus gesehen, Venedig. Etwas ist schon daran, denn sie, sowie die sogenannte Insel Leon, welche durch den Fluß Arillo von Cadiz getrennt ist, hängt mit dem Festlande nur durch eine lange Erdzunge zusammen und stellt sich so als eine große Insel, oder wie Venedig mitten ins Wasser hinein gebaut dar; aber die Ansicht der Stadt mit ihrer Färbung ist hier ganz anders, wie dort die der Lagunenstadt. Venedig liegt im trüben Wasser, aus welchem sich graue Häusermassen und ernste Thürme und Kuppeln erheben, ein gewaltiger aber etwas düsterer Anblick. Cadiz dagegen taucht glänzend und strahlend wie ein Brillant aus der blauen Flut hervor. Es ist das ein Anblick von

so eigenthümlichem Charakter, der sich unauslöschlich der Erinnerung einprägt; wir haben ein Bild vor uns ohne allen Schatten, ohne alle mildernden Zwischentöne, mit einer Fülle von Licht übergossen, welche das Auge blendet. Auf einem wunderbaren Hintergrunde von dem dunkel strahlenden Himmel und dem tiefblauen Meere gebildet, welches die Sonnenstrahlen in tausendfachem Glanze zurückwirft, erheben sich schneeweiße blendende Mauern, eben solche Wälle und Häuser mit flachen Dächern, alles in graden scharfen Linien, die sich aufs Bestimmteste von dem Himmel abheben; dazu entdeckt man bei der Stadt noch auf den kahlen schneeweißen Dünen rings um die Bai weder Baum noch Strauch und bemerkt nur, wie leuchtende Punkte die Gebäude von Puerto de Santa Maria, Puerto real, la Carraca und San Fernando, die am' Ufer hin zerstreut liegen.

Der Hafen von Cadiz war einst der größte und bedeutendste Seehafen Spaniens, und hier drängten sich die goldbeladenen, amerikanischen Galionen. Hier wurden im Jahr 1790, als schon die spanische Seemacht anfing zu verfallen, noch dreißig Linienschiffe ausgerüstet. Ja, Cadiz ist eine Königin der Meere im Wittwenschleier! Aber obgleich von den kostbaren, ihr zinsbaren Gütern fast nichts mehr vorhanden ist, blieb sie dennoch eine sehr reiche Wittwe. Freilich hört man viel reden von dem Verfalle von Cadiz, von der Abnahme ihres Handels, und daran ist viel Wahres; doch kann eine Stadt, die mehrere hundert Jahre lang den reichsten Verkehr der Welt für sich ausbeuten konnte, wo Generationen auf Generationen Schätze häuften, wohl durch Abnahme des Handels einigermaßen leiden, aber gewiß nicht verarmen. Und so sieht auch Cadiz durchaus nicht aus. Der ganze Anblick der Stadt, der Straßen und Gebäude zeugt von Wohlstand und Reichthum, und wenn man die schneeweißen frisch angestrichenen Häuser sieht mit ihren zierlichen Balcons, und auf ihnen schöne lachende Damen und Mädchen, so könnte man glauben, Cadiz feiere täglich irgend einen Festtag. Was aber hier verfallen ist, geschah durch Schuld der Regierung. Die Festungswerke rings empor

aus dem Meere aufgemauert, die reichen Artillerieetablissements, Kasernen und Kasematten sind heute freilich ganz vernachläßigt und in schlechtem Zustande.

Als wir am Hafen anlegten, stellte sich uns der Wirth einer sogenannten englischen Pension vor, und da wir in Sevilla von diesem Hause Gutes gehört, so folgten wir seiner Einladung. Sehr ergötzlich war am Landungsplatze ein Kerl in vollkommener, glänzender Majotracht, der eine Art Hafenkommissär zu sein schien; er bestimmte, was jeder Lastträger von den Effekten des Dampfers aufladen sollte, gab sich ein ungeheures Ansehen und stocherte dabei beständig die Zähne mit einem silbernen Zahnstocher.

Unser Gasthof lag an der Alameda, die sich vor unsern Fenstern dicht am Meere hinzieht. Auf die liebe blaue Flut hatten wir eine unvergleichliche Aussicht.

Cadiz hat keine besonderen Merkwürdigkeiten aufzuweisen, selbst nicht einmal mehr einen ächt spanischen Charakter; von Ueberbleibseln aus der Maurenzeit sieht man so gut wie gar nichts; doch ist es eine behagliche freundliche Stadt, wozu wohl die hohen, reinlichen Häuser, alle schneeweiß angestrichen, und die mit zierlichen Blumen besetzten Balcons das meiste beitragen. Fast sämmtliche Wohnhäuser haben Terrassen, auf denen sich häufig noch ein, mit einem Kuppeldach gewölbtes Thürmchen erhebt. Die Flaggenstange fehlt selten auf diesen Terrassen und oft ist sie zu einem vollkommenen Schiffsmast mit Raaen, Korb und allem Takelwerk ausgebildet, was der Silhouette des Ganzen etwas Eigenthümliches und Malerisches gibt. An öffentlichen Plätzen ist Cadiz reich; fast alle sind mit doppelten Alleen von Akazien und Ulmen besetzt, und man könnte sagen, sie bilden große Gesellschaftssäle, denn hier spazieren in den Nachmittags- und Abendstunden eine Menge Menschen umher, man findet hier seine Freunde und Freundinnen, raucht mit den Männern eine Papiercigarre und plaudert mit den Damen oft von scheinbar gleichgültigen, häufig aber sehr ernsten und interessanten Dingen. In der Nähe dieser Plätze be-

finden sich auch Kaffeehäuser mit Tischen und Bänken auf der Straße, wo man seine Chocolade trinkt oder ein Gefrorenes nimmt, doch ist dieß schon nicht mehr recht spanisch, und man findet dergleichen weder in Madrid noch in Granada oder Sevilla; beim Flaniren durch die geraden und engen Straßen bemerkt man bald, daß man sich in einer Handelsstadt befindet. Die leichten Gitter vor den Höfen haben sich hier in schwere mit Eisen beschlagene Thore verwandelt, und wo man in Sevilla zierliche Marmorfontainen, Orangen und Granaten bemerkt, sieht man hier die Embleme des Kaufmannsstandes, Wagen und Waarenballen.

Die Kathedrale von Cadiz ist eine großartige Steinmasse, für uns aber, die wir auch in dieser Richtung so viel Schönes gesehen, nur durch den Haupteingang, der eine die ganze Giebelseite einnehmende gewaltige Halbkreisnische bildet, und die man könnte sagen elegante und raffinirte Disposition des Innern von einiger Bedeutung. Interessant war dagegen der Besuch des großen Theaters, weniger der aufgeführten Stücke halber, als des strahlenden Kranzes schöner Damen, welche zahlreich alle Logen füllten. Obgleich man den hiesigen Damen die vollendete Gracia andaluz abspricht, so sind doch ihre Körperformen, namentlich aber ihre wunderbaren Köpfe, vorzüglich wegen des reichen Haares und der großen glänzenden Augen in ganz Spanien berühmt, und wie wissen sie diese Augen zu benützen! Für uns gab es in den Zwischenakten die interessantesten Schauspiele; nie sah ich eine solch unnachahmliche Haltung des Kopfes, ein solches Kokettiren mit den wunderschönen Augen; dabei sind die „Gaditanas" unübertrefflich in Handhabung des Fächers, und sie machen von dieser gefährlichen Waffe einen umfassenden Gebrauch. Das Zusammenklappen und Aufwerfen desselben mit Einer Hand betrieben die jungen Damen mit einer Meisterschaft, die ans Komische gränzte, und oftmals entstand im ganzen Hause dadurch ein solches Knattern und Rauschen, daß es zwischen der lärmenden Musik deutlich hörbar wurde, und man hätte glauben

können, man befände sich in einem Walde unter Tausenden von riesenhaften Nachtschmetterlingen; in der That gab es auch hier Nachtfalter genug, und den Schönen von Cadiz wird nachgerühmt, daß es manche von ihnen gebe, denen das warme Herz empfänglich im schönen Busen schlägt.

Den zweiten Tag unseres Aufenthaltes bestiegen wir eines der kleinen Dampfboote, welche die Verbindung zwischen Cadiz und Puerto de Santa Maria vermitteln. Wir hatten einen Ausflug dorthin beschlossen, um das berühmte Schlachtfeld von Xerez de la Frontera zu sehen, sowie Xerez selbst mit seinen großen Weinlagern. Die Bai glänzte wie ein Spiegel unter dem klaren Morgenhimmel, als der kleine Dampfer über die dunkeln Fluten förmlich dahinglitt. Ehe eine Stunde verging, waren wir auf der andern Seite und legten vor einem großen stattlichen Gasthofe an, wo wir ein vortreffliches Frühstück fanden, sowie zwei kleine einspännige Fuhrwerke, um damit nach Xerez zu fahren. Diese hatten fast ganz die Gestalt des neapolitanischen Corricolo, und wurden von einem Kerl gelenkt, der wie bei der Tartane auf dem rechten Gabelbaume saß. Puerto de Santa Maria ist ein kleiner aber freundlicher Ort, der sich am Ufer der weiten Bai hinzieht, die Straßen fern vom Hafen sind still und öde, und vielen jetzt verfallenden massiven Häusern, wo Balcon und Hofgitter aus reicher Eisenarbeit bestehen, sieht man es wohl an, daß sie einst bessere Zeiten erlebt. Am nördlichen Theile des Städtchens befinden sich schöne Anlagen, der Paseo de la Victoria, durch welchen wir gegen 10 Uhr in die kahle Gegend hinausrollten, die sich gegen Xerez hin erstreckt. Anfänglich fuhren wir durch eine Niederung, dann erreichten wir aufwärts steigend ein ziemlich dichtes Fichtengehölz, von wo man zur Rechten eine Aussicht auf die weite Ebene hat, die sich über Chiclana und Puerto real bis ans Meer hinabsenkt. Obgleich die Gegend ringsumher einförmig und öde ist, so zeigt sie sich doch durch das hellglänzende Sonnenlicht mannigfaltig gefärbt, der Boden schien meistens felsig zu sein und nur zuweilen wechseln die langen grauen Flächen mit gelben

Sandstreifen oder röthlichem Heideland ab; nur hie und da sieht man mageres Ackerland, sowie einige Olivenpflanzungen, die aber in dem unfruchtbaren Boden schlecht gedeihen; dabei ist das ganze Terrain sanft wellenförmig und der Weg läuft, ein röthlich-gelber Streifen, auf und ab durch das langweilige Land.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde gefahren, erreichten wir zu unserer Linken abermals dünne Fichtenwaldungen, dann ging es etwas steil hinab, und unten angekommen, hielt unser Kutscher sein Maulthier an, auf einen felsigen Hügel zu unserer Rechten zeigend, der mit einer so dünnen Erdschichte bedeckt, daß die Steine überall zu Tage traten, nur streifenweise mit Gestrüpp und magerem Grase überzogen war. Auf der Höhe dieses Hügels lagen die malerischen Trümmer einer zerfallenen Kapelle. Hier sprangen wir von unseren Sitzen herab, der Eine unserer Führer stieg uns voraus den Hügel hinan. Da aber kein Weg dort hinauf führte, so mußten wir über Steingeröll zwischen Buchsbaumsträuchern, Disteln und Dornen klettern, um die Spitze des Hügels zu erreichen. Dort traten wir jenseits der verfallenen Kapelle an den äußersten Rand der Anhöhe und sahen vor uns eine weite, weite öde und stille Fläche, wo der leichte Morgenwind kaum einige dürre Grashalme spielend aufhob, die aber gleich darauf wieder schläfrig einnickten, — das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Rechts von uns breitet sich die Ebene von Puerto de Santa Maria aus, die weite Bai von Cadiz einrahmend, die im Sonnenschein glänzt wie ein Schild von dunkelm Stahle; nördlich blicken wir in ein viele Stunden langes und breites hügeliges Land, in dessen Mitte Xerez liegt, hinter welcher Stadt, die wir jedoch nicht sehen können, sich in großer Entfernung eine graue Bergkette erhebt, vielleicht die malerische Sierra de Ronda. Vor uns haben wir den Guadalete, nach dem die blutige Schlacht ebenfalls benannt ist, und der nicht weit von Puerto real ins Meer fließt. Seinen Lauf erkennen wir an einem grünen Streifen, der sich in Schlangenlinien durch die

röthlich-gelbe Ebene zieht, welche sich nach Südwesten in leichten Schwingungen ausdehnt und mit dem Horizont zusammenzufließeu scheint.

Es war im Jahr 711, als der christliche Feldherr Tadmir dem Könige Roderich schrieb: „Herr, es sind feindliche Völker auf der Seite gegen Afrika angekommen, von denen ich nicht weiß, sind sie vom Himmel gefallen oder aus der Erde geschossen. Sie haben schon ein Lager auf unserem Grund und Boden bezogen. Ich bitte Euch, Herr, eilt schnell herbei und mit so vielem Volk, als Euch möglich ist.“ Darauf zog der König seine Truppen zusammen, schickte seine gothische Reiterei in aller Eile voraus und folgte selbst mit dem Hauptheer und dem ganzen Adel seines Reiches. Am fünften Tage des Mondes Xawal, erzählt der arabische Geschichtschreiber, lagerte das Heer der Christen in einer Stärke von neunzigtausend Mann, und ihm gegenüber stand der Maure Taric mit nur zwölftausend Saracenen, wovon aber die Hälfte aus wilden afrikanischen Reitern bestand. Die Bewegungen des christlichen Heeres „glichen denen des Oceans, wenn seine Wogen von der Flut gereizt sind.“ Ihre ersten und hintersten Reihen waren mit undurchdringlichen Panzern bedeckt, die andern führten Lanzen, Schilder und Schwerter, und das leichte Volk war mit Bogen, Pfeilen, Schleudern oder auch nach der Sitte ihres Landes mit Beilen, Keulen und Streitärten versehen. Aber Taric ließ sich von der zahllosen Menge nicht schrecken und vertraute auf die Ueberlegenheit der Seinen an Muth und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen. Die Schlacht begann an einem Sonntage mit dem ersten Sonnenstrahl und hörte beim Einbruch der Nacht ohne Entscheidung auf, wobei die Heere auf dem Schlachtfelde übernachteten. Das ging mehrere Tage so fort, und als endlich Taric sah, daß die Araber anfangen mochten zu weichen, sagte er ihnen: „Wozu kann es euch nützen, daß ihr fliehet? Das Meer liegt unbesiegbar hinter eurem Rücken, vor euch der Feind, dort der Tod, hier Aussicht auf glänzenden Sieg. Auf, mir nach, Ritter! Damit stürzte er sich auf die Christen, hieb rechts und links nieder, was ihm entgegenstand und erreichte die christlichen Fahnen. Hierbei er-

zählt nun die arabische Geschichte, Taric habe den König Roderich nach kurzem Gefechte mit einem Lanzenstiche getödtet, im Gegensatz zu den altspanischen Romanzen, die das Ende des Königs anders, poetischer, aber schrecklicher berichten. Genug, das Unbegreifliche geschah. das christliche Heer floh nach allen Richtungen, und hier am Guadalajete wurde Spanien in einer einzigen Nacht für den Islam erobert. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gehörte außer den Gebirgen von Asturien nichts mehr den Gothen, und hundert Jahre später hatte das spanische Volk, außer der Religion, alles was ihm sonst heilig war, Tracht, Sitte, selbst seine Sprache an die Eroberer verloren.

Die altspanischen Romanzen lassen den König Roderich nicht in der Schlacht umkommen, sondern nachdem sein Heer geschlagen war und ihn alle seine Freunde verlassen hatten, floh er auf verwundetem, wankendem Pferde, selbst todmüde und von Blut triefend, mit abgehauener Helmzierde und zerbrochenem Schwert und Schild, dem Guadalajete zu. Wahrscheinlich ritt er quer über das Feld, welches wir vor uns sehen, den Hügel hinauf, auf dem wir uns gerade befinden; denn auf einer Anhöhe am Rande des Schlachtfeldes hielt der König auf seiner Flucht an, um sich noch einmal nach der blutgetränkten Ebene umzuschauen, wohl dieselbe, wo jetzt die kleine Kapelle steht, und blickte dort hinab in Jammer und Verzweiflung. Als er hierauf seine Flucht gegen Norden fortsetzte, traf der unglückliche König einen Einsiedler, dem er beichtete und der ihn, zur Buße für seine Sünden, in eine tiefe Grube steigen ließ, und ihm zur Gesellschaft eine giftige Natter gab. Aber drei Tage mußte der Büßer vergeblich auf den tödtenden Biß der Schlange warten, der ihm ein Zeichen der himmlischen Gnade, der Vergebung seiner Sünden sein sollte. Am meisten drückte ihn wohl seine schwere Schuld gegen die Tochter des Grafen Julian, die ihn ja auch in ihren Folgen um Thron, Reich und Leben brachte, und um das Wort der Schrift zu erfüllen: „Wo-

mit du sündigst, sollst du bestraft werden," entgegnete endlich am vierten Tage der König auf die Frage des Einsiedlers:

> Dios es en la ayuda mia,
> La culebra me comia;
> Comeme ya por la parte
> Que todo lo merecia.

Und damit endete Roderich.

Für uns war es höchst interessant, diese Gegend zu sehen. Hatten wir doch noch vor wenig Wochen in Toledo die Trümmer des stolzen Palastes gesehen, den sich der Gothenkönig erbaut, wo er in Pracht und Herrlichkeit lebte, und wo sich in den Bädern tief am Ufer des Tajo der schwarze Faden anknüpfte, der ihn hier bei der Ebene von Xerez de la Frontera so elend zu Grunde gehen ließ. Nachdem wir längere Zeit das Schlachtfeld betrachtet, auch kleine Andenken mitgenommen, als Bergkräuter und Blumen, sowie ich auch nicht vergaß, vom Fuße des Hügels ein paar Steinchen aufzulesen, die ich mir später in den Griff einer Toledaner Dolchklinge fassen ließ, bestiegen wir unsere Fuhrwerke wieder, worauf unsere Maulthiere, des langen Stehens überdrüssig, im lustigen Trabe gegen Xerez eilten.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, blieb sich auch von hier aus ziemlich gleich: leichte, wellenförmige Hügel, hie und da mit Nadelholz bewachsen; nur in der Gegend der Stadt wurde des Heidelandes und Sandbodens weniger und die Fruchtfelder und Olivenpflanzungen mehrten sich; wonach wir aber vergebens ausschauten, das waren die Weinberge, welche den berühmten Wein von Xerez, den von den Engländern so sehr geliebten Sherry liefern sollten. Wenn wir auch auf den südlichen Abhängen einiger Hügel hie und da Rebenanpflanzungen sahen, so waren diese doch ganz unbedeutend und nicht der Rede werth; gegenüber dem ungeheuren Weinquantum, welches die halbe Welt mit Sherry versorgt, und hier — erzeugt wird. Ich glaube,

daß es eigentlich heißen sollte: fabricirt wird; so meinte wenigstens unser Begleiter, Baron W., welcher die Behauptung aufstellte, der meiste Wein von Xerez sei ein Absud von Rosinen mit vortrefflichem Alcohol und Honig versetzt und so mundgerecht gemacht, auf welche Art ja auch schon seit längerer Zeit ein vervollkommneter Sherry in Marseille fabricirt wird.

Xerez liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die weißen und hübschen Häuser sind überragt von der hochaufsteigenden Kathedrale. Bevor wir langsam zur Stadt hinauffuhren, sahen wir unten im Thale ein Stück Eisenbahn in der Arbeit begriffen, welche dazu bestimmt ist, Xerez mit Santa Maria, also mit dem Meere zu verbinden.

Da wir von Cadiz Empfehlungsbriefe an eines der größten Weinhäuser in Xerez erhalten hatten, so wurden wir hier von den Herren Domeque und Sohn aufs Zuvorkommenste empfangen. Nachdem wir in dem prachtvollen Hause ein paar schöne Bilder gesehen, worunter ein Murillo und ein Zurbaran, begleitete uns einer der Herren nach den berühmten Weinlagern. Sehr überrascht waren wir, anstatt ausgedehnter Keller vielmehr große Hallen über der Erde, kirchenartige Schuppen zu finden, in welchen die vollen Fässer in wahrhaft unabsehbaren Reihen auf einander geschichtet lagerten. Es gibt zwei Hauptsorten Xerezwein, der Moscatello, der sehr süß ist, sowie der etwas herbere Pedro Ximenes, die bessere Sorte. Daß der Sherry eigentlich fabricirt wird, gestehen die Weinhändler natürlicher Weise nicht ein; wenn man aber sieht, wie er gepflegt wird, mit Alcohol und Zucker vermischt, und dann wieder aus den Mutterfässern, welche einen Stoff enthalten, der oft hundertzwanzig Jahre alt ist, verbessert, so kann man, wenn auch der Grundstoff wirklich gekelterte Trauben sind, das Ganze eine Fabrikation nennen. Man ließ uns von einer Menge von Fässern versuchen, und ich muß gestehen, daß allerdings köstlich schmeckende Tröpfchen darunter waren, für meinen Geschmack aber zu ölig und erhitzend. Das älteste Lagerfaß hieß Napoleon, und der Wein in demselben sollte zweihundert und fünfzig Jahre alt sein. Es

war ein dunkelbraunes feuriges Getränk, das in dem kleinen Gläschen hinabrann, wie flüssig gewordenes Harz.

Die Straßen von Xerez de la Frontera sind reinlich und hübsch, die meisten mit stattlichen Häusern besetzt. Ueppig ist die aus weißem Marmor erbaute Front der Kathedrale. Auf dem Marktplatze hatten wir noch ein eigenthümliches Schauspiel. Hier war eine zahllose Menschenmenge versammelt, welche zusah, wie alte kolossale Palmbäume, die man mit Wurzel und Krone aus der Umgegend herbeigebracht, und welche reihenweise in den Straßen lagen, hier im Kreise eingepflanzt wurden. Ich hätte nie gedacht, daß man so alte Bäume noch versetzen könne. Für die Wurzeln hatte man sehr tiefe Löcher gemacht, und die majestätischen Bäume wurden mit großen Hebewerken und zahlreichen Tauen unter dem Zujauchzen der versammelten Menge langsam emporgewunden. Gegen fünf Uhr verließen wir die Stadt wieder, und erreichten um sieben Santa Maria, wo wir aber fanden, daß der letzte Dampfer nach Cadiz bereits abgegangen war. Betrübt waren wir darüber gar nicht, denn der Gasthof, wo wir heute Morgen gefrühstückt, hatte in allen Theilen eine solch einladende Miene, auch so freundliche Zimmer, daß wir uns gern entschlossen, die Nacht dazubleiben. Man bereitete uns ein vortreffliches Diner, zu Ehren des Landes tranken wir einige Flaschen Sherry und später einen vortrefflichen Punsch, der aus dem eben so feurigen Wein von Puerto de Santa Maria zubereitet war, also eine doppelte Fabrikation. Auf den sehr warmen Februartag hatten wir bei dem klarsten Himmel einen ziemlich kühlen Abend, so daß uns die Wärme eines hell lodernden Kaminfeuers recht wohl that, als wir behaglich im Kreise davor saßen, unsern Punsch tranken, eine vortreffliche Cigarre rauchten, und jeder von seiner Heimath erzählte. Die Fenster unseres Speisesaales gingen auf das Ufer der weiten Bai von Cadiz. Einen wunderbaren Glanz warf der Mond auf den glatten Wasserspiegel, doch war sein Licht nicht hell genug, um uns Cadiz zu zeigen, dessen weiße Mauern mit leichtem Nebel, Dunst und dem zitternden Schim-

mer des Mondes zusammenschmolzen; aber trotzdem war die große glänzende Wasserfläche in stiller Nacht unbeschreiblich schön.

Am andern Morgen fuhren zwei unserer Reisebegleiter mit dem ersten Dampfer nach Cadiz zurück, Horschelt und ich blieben bis zur zweiten Fahrt zurück, unser Maler, um einige interessante Gegenstände zu zeichnen, ich aber, um dem preußischen Generalconsul für Spanien und Portugal, Freiherrn v. Minutoli, der die Zeit des Frühjahrs mit seiner Familie in Puerto de Santa Maria zubringt, meinen Besuch zu machen. Leider fand ich diesen hochverehrten Herrn, den Verfasser der vortrefflichen statistischen Werke über Spanien und Portugal, sowie eines sehr interessanten Buches, welches er erst später erscheinen ließ: „Altes und Neues aus Spanien," nicht zu Hause, da er in Geschäften nach Cadiz gegangen war. Doch hatte ich am folgenden Tage das große Vergnügen, Herrn v. Minutoli bei uns zu sehen, und mich mit diesem geistreichen und hochgebildeten Manne eine kleine Stunde zu unterhalten.

Da demnach mein verlängerter Aufenthalt in Puerto verfehlt war, und ich nicht wußte, wo Horschelt sein Atelier aufgeschlagen hatte, so setzte ich mich nicht weit vom Ufer der Bai in ein reizendes Lorbeerrondel, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen stand, und genoß des so angenehmen, frischen und klaren Morgens. Das Wasser der Bai vor mir war leicht gekräuselt und glänzte wie goldgeschuppt. Wenn es auch am Gestade heller erschien, so hatte es doch weiter hinaus wieder dieselbe tiefblaue Farbe, die uns bei der Ankunft vor Cadiz schon so entzückte. Dabei war das Wasser heute so belebt von zahllosen Fahrzeugen, welche die Bai nach allen Richtungen durchschnitten, und deren weiße Segel der frische Morgenwind blähte. Auf diesem prachtvollen Hintergrunde bot nun das Lorbeergebüsch mit seinem Brunnen, an dem ich saß, ein ganz eigenthümliches und interessantes Bild. Die Sonne glitzerte und strahlte durch die dunkelgrünen Blätter und glänzte so prächtig auf die herabfallenden Wassertropfen. Anfänglich war ich mit meinen Gedanken allein, dann aber setzte sich

auf dem andern Ende der Bank, auf der ich mich befand, ein sehr ärmlich gekleideter Neger, der nach einer höflichen Frage, ob er mir nicht lästig sei, anfing ein halbes Dutzend Stiefel zu putzen. Von da an wurde der Brunnen auf eine höchst eigenthümliche Art belebt; er schien nämlich eine Tränke für sämmtliche lebende Wesen von Santa Maria zu sein, den Anfang machte der Neger, der mit der hohlen Hand aus der Schale schöpfte und trank; ihm folgten ein paar kleine Buben, die des Weges daher schlenderten, und die einander, nachdem sie satt getrunken waren, mit Wasser bespritzten, wie das nun nicht anders sein konnte. Ein paar Hunde, die nun von verschiedenen Seiten erschienen, drückten zuerst durch Schwanzwedeln die Freude des Wiedersehens aus, beschnüffelten sich auf herkömmliche Weise und labten sich dann ebenfalls an einem frischen Trunk. Darnach erschienen Arbeiter aus einer benachbarten Werkstätte, von denen sich einige ihrer Faust bedienten, wie der Neger und die Buben, einer aber einen hölzernen Becher hervorzog, was dem Schwarzen so gefiel, daß er auch daraus zu trinken wünschte. Zwischen hinein flogen auch Vögel zutraulich durch die Lorbeerwand, setzten sich auf die Brunnenschale und steckten ihre Schnäbel in das kühle Naß; alles aber entfernte sich sogleich, nachdem der Durst gelöscht war, die Hunde scharrend und wedelnd, die Männer, nachdem sie einige Worte mit dem Neger gesprochen, die Buben, nachdem sie sich gehörig gepufft, und die Vögel strichen erst ihre Federn mit dem Schnabel glatt, ehe sie davon flogen. Endlich hatte der Schwarze seine Stiefel blank geputzt, hing sie an einen Stock und entfernte sich, nicht, ohne mich vorher freundlich zu grüßen. Dann war ich wieder allein mit meinen Phantasieen, mit dem Lorbeergebüsch, dem murmelnden Springbrunnen und den glitzernden Sonnenstrahlen, bis mein großer Maler erschien, seine Mappe unter dem Arm und mir sagte, daß das Dampfboot sogleich abfahren werde. Eine kleine Stunde darauf waren wir wieder zurück in Cadiz.

Obgleich wir die ersten beiden Tage schönes Wetter hatten, so er-

lebten wir den ritten Tag einen Sturm, der in der Nacht so arg um unser am Meer gelegenes Haus raste, daß die Lichter fast auslöschen wollten, trotz Glasfenstern und Läden, und diese klapperten und seufzten so, wie Mastenspieren und Tauwerk eines vom Sturm gepeitschten Schiffes. Dafür war aber auch der Anblick der See, dicht vor unsern Fenstern, wahrhaft prachtvoll; in laugen festgeschlossenen Gliedern mit flatternden Schaummähnen rasten die Wogen unter wildem Geheul und Tosen heran und spritzten Wasser und Schaum häufig über die Brüstung auf den Spaziergang. Die größten Schiffe im Hafen und auf der Rhede tanzten an ihren Ankerketten wie Nußschalen, und wo sich irgend ein Boot hinauswagte, da sah man es jetzt eine Secunde lang auf der weißen schaumigen Spitze eines der blauen Wogenberge, und gleich darauf verschwand es so vollkommen hinter demselben, als habe es urplötzlich der Abgrund verschlungen. Dabei hatte aber der heftige Wind während der Nacht den Himmel vollkommen rein gefegt, und es war ein eigenthümlicher Anblick, ihn so glänzend klar und blau, so bestrahlt von lachendem Sonnenschein über der wild empörten See zu sehen. Es dauerte auch bis am Abende, ehe sich die Wogen etwas beruhigten, und als wir später am Abend vom Theater zurückkehrten, hörten wir die See noch dumpf murmelnd und grollend an die Hafenmauern klatschen.

Unser Gasthof war nicht übel, die Zimmer geräumig und reinlich, das Frühstück und Mittagessen gut, und kann ich denselben jedem Reisenden empfehlen. Eigenthümlich, aber zweckmäßig und wohl der Mühe werth es nachzuahmen, fanden wir die marmornen Badwannen des Hauses; statt aus einem Block gehauen zu sein, was sie sehr schwer und theuer macht, waren sie aus Marmorplatten zusammengesetzt, die an den Ecken gut gefügt, vollkommen die gleichen Dienste leisteten. Oberbaurath Leins, der sie entdeckt hatte, beschloß zu Hause den Versuch zu machen, eine ähnliche herzustellen.

Unsere Absicht war, von Cadiz nach Gibraltar zu fahren. Freilich war der Entschluß, die berühmte Inselfestung zu sehen, etwas wan-

lend geworden, als wir schon in Madrid erfuhren, Engländer und Spanier machten sich gegenseitig das kindliche Vergnügen, die Reisenden, welche von Gibraltar nach Algesiras wollten, oder welche von irgend einem Punkt der spanischen Küste nach Gibraltar gingen, wegen der in England herrschenden Cholera eine vierzehntägige Quarantaine halten zu lassen. Die Spanier, welche doch über die Pyrenäen oder durch die Mittelmeerhäfen jedermann, er mochte kommen woher er wollte, ungehindert einließen, hatten diese Lächerlichkeit angefangen, und man konnte es Sir Gardiner, dem englischen Gouverneur von Gibraltar, nicht übel nehmen, daß er sich durch eine ähnliche Maßregel revanchirte. Wer aber hierdurch zwischen die Schneide der Scheeren kam, das war das arme reisende Publikum, zu dem ja auch wir zu gehören die Ehre hatten. Glücklicherweise hörten wir aber schon den dritten Tag unseres Aufenthaltes in Cadiz, daß diese Quarantainespielerei aufgehört habe. Ein alter Engländer, der mit seinem hochaufgeschossenen Sohne im Hause wohnte, brachte diese angenehme Nachricht mit zu Tische und setzte hinzu, morgen gehe ein kleiner Dampfer von Cadiz nach Algesiras und Gibraltar, den sie hätten benützen wollen und zu dem Zwecke heute Morgen zum Schiffe hinausgefahren seien. „Oue,“ sagte er in seinem komischen Französisch, „nos avoar viu cette petite bateau, mais elle être trop petite, et le mer être trop grande, et nos avoar dit moa et moon fils: Cette petite bateau être trop dangeraeuss por aller avec loe à Algesiras et Gibraltar.“

Wir dagegen, die erfreut waren, eine so gute Gelegenheit zu finden, denn der Dampfer von hier nach Gibraltar sind wenige, fuhren sogleich hinaus, um das trop petit bateau in der Nähe anzusehen. Nun war es in der That sehr klein und schmal, nicht ganz so groß als die Boote auf dem Bodensee, ein Schraubendampfer, aber im vorigen Jahre erbaut, und wie ein Matrose, der sich an Bord befand, versicherte, mit einer sehr kräftigen Maschine versehen. Auf das hin nahmen wir denn auch zur morgenden Fahrt unsere Plätze und erzählten

dieß bei der Zurückkunft dem alten Engländer, welcher erstaunt ausrief: „Vos voloar donc aller avec cette trop petite bateau? Oh! Oh!“ dabei schüttelte er seinen Kopf und sein Sohn machte es gerade so. Abends packten wir unsere Koffer, erhoben die nothwendigen Gelder und nahmen nach dem Theater Abschied von unserem freundlichen Reisegesellschafter, dem Baron W., der von Cadiz nach Lissabon wollte.

Da unser Schraubendampfer, er hieß Don Manuel, Punkt sechs Uhr abfahren wollte, so verließen wir schon um fünf Uhr unsern Gasthof bei einem so wunderschönen und klaren Himmel, daß Horschelt entzückt ausrief: „Heute werden wir eine prachtvolle Fahrt haben!“ Ich ersuchte ihn freundlich, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; denn ich bin in solchen Dingen ein bischen abergläubisch, wurde aber von meinem lieben Freunde tüchtig ausgelacht, da allerdings am Himmel kein Wölkchen zu sehen war und die See sich sichtbar beruhigt hatte, obgleich das Hafenwasser die kleinen Boote noch ziemlich tanzen machte, und obgleich sich draußen vor der Bai in offener See zuweilen verdächtige Schaumspritzer sehen ließen.

Wir waren sechs Tage in Cadiz gewesen, und es betrübte uns nicht, diese Stadt wieder verlassen zu können, obgleich es wohl keine andere in Spanien gibt, die fortwährend einen so eigenthümlich festlichen, lustigen Eindruck macht. Dieser kommt wohl von der unendlichen Fülle von Licht, welches die Sonne vom klaren blauen Himmel auf Cadiz herabsendet, das von dem glänzenden Meer widerprallt und sich auf den blendend weißen Mauern wie in einem Brennpunkte sammelt. Aber dieser Eindruck, zuerst freundlich, betäubt nach kurzer Zeit die Sinne und wird zuletzt für den unbeschäftigt Umherwandelnden peinlich. Ergeht es uns doch wie einem Verzauberten im prachtvollsten Mährchenpalast aus Edelsteinen und Brillanten gebaut: man ist wie trunken vom Licht und Glanz und sehnt sich nach einer sanftern Umgebung, nach einer frischen Landschaft, nach dem Grün der Bäume.

Zur bestimmten Zeit waren wir an Bord des Don Manuel, und

als ich, wie ich das auf Schiffen gleich zu thun pflege, nach der Cajüte hinabstieg, um für den Fall der Noth ein Plätzchen zu reserviren, fand ich diese so klein, daß sie mit vier Betten und einem schmalen Tisch in der Mitte vollkommen ausgefüllt war. Da zwei dieser Betten noch leer waren, ergriff ich feierlich Besitz davon, indem ich Nachtsäcke und Mäntel darauf ausbreitete. Obgleich es bei unserer Ankunft auf dem Verdeck noch ziemlich leer gewesen war, so brachten jetzt zahlreiche Boote eine Menge von Passagieren, und als um sechs Uhr der Capitän den Anker heben ließ, war oben alles so voll, daß wir nur mühsam unsere Stühle behaupten konnten, die wir an das Treppenhäuschen gelehnt hatten. Don Manuel hatte vorne an der Spitze ebenfalls einen Platz für Passagiere, doch waren dort eine große Menge von Gütern aufgestapelt, weßhalb sich alles auf dem Hinterdeck zusammendrängte, und darunter manche Reisende, welche für den andern Platz bezahlt hatten. Doch war der Capitän augenscheinlich zu galant, um die schönen Mantillas wegzuweisen, und zu sehr Spanier, um einem halben Dutzend beurlaubter Soldaten, welche Brodsäcke und Guitarren umhängen hatten, einen andern Platz anzuweisen. Uebrigens war er ein hübscher und interessanter Mann, noch sehr jung, trug auch andalusisches Kostüm, hatte eine gewaltige Navaja im Gürtel, ein so ausdrucksvolles, fast wildes Gesicht, dabei so energische Bewegungen und eine kräftige Stimme, daß er eine Zierde jedes Schmuggler- oder Piratenschiffes gewesen wäre. Ein großer weißer Pudel folgte ihm auf jedem Schritte, bellte, wenn er kommandirte, und machte sich auf alle Arten nützlich, indem er bald des Capitäns Hut zwischen den Zähnen hielt, bald an einem Taue zerrte, an welchem die Matrosen gerade zogen.

Jetzt hatten wir den Anker an Bord und nachdem der weiße Dampf einigemal zischend ausgefahren war, begann sich die Schraube unter dem Steuerruder rauschend herumzudrehen und der Don Manuel schnitt durch die Wellen dahin. Von der Mitte der Bai aus rückwärts betrachtet liegt Cadiz unbeschreiblich schön. Aus der tiefblauen

Flut auftauchend, erhebt es sich scharf abgeschnitten am äußersten Rande des weiten Bogens, den die Gestade beschreiben. Bis nach Puerto de Santa Maria hin liegen die vielen Dörfer und einzelnen Höfe wie weiße Punkte oder glänzende Scherben am Ufer zerstreut, und hoch über sie hinaus erheben sich am Horizont die malerischen Berge hinter Xerez und Ronda.

Da uns der Wind ziemlich günstig war, so ließ der emsige Capitän die Segel aufziehen und bald hüllte sich der Mast des kleinen Schiffes in weiße Leinwand und rauschte mit ausgespannten Seitensegeln frisch ins offene Meer hinaus. Die Schaumkronen aber, die ich heute Morgen entdeckt, hatten mich nicht getäuscht, und kaum hatten wir die Bai verlassen, so begannen die Wellen ein so artiges Spiel mit dem Don Manuel, daß er sich nach allen Seiten hob und senkte, und dabei von der Segelmasse gedrückt, stark leewärts überhing. Aber es war ein prächtiges Schiffchen und ich begriff wohl den Stolz des Capitäns, der, seinen großen Pudel hinter sich, hoch auf Fässern und Kisten am Mastbaum stand und mit wahrer Befriedigung dem Tanzen seines Dampfers zuschaute. Nicht so angenehm war dieß indessen für den größten Theil unserer Mitreisenden; unter den Mantillen seufzte es schwer und mühsam, und mancher Spanier trocknete sich den Schweiß von der Stirn, obgleich die Luft ziemlich kühl über uns dahinstrich. Das unruhige Meer, sowie rings am Horizonte aufsteigende Wolken zeigte ich meinem großen Freunde Horschelt mit einiger Schadenfreude, doch war auch er fest gegen die Seekrankheit, und unser Oberbaurath allein mußte bald nach eingenommenem Frühstücke dem Meer seinen Tribut bezahlen. Die Ausbrüche der fatalen Krankheit zeigten sich indeß auf dem Verdeck so häufig und heftig, und manchmal so nahe bei unsern Schüsseln und Gläsern, daß ein minder guter Appetit als der unserige, sich wahrscheinlich in mehr noch als das Gegentheil verkehrt hätte, daß der Capitän es endlich für nöthig hielt, die Passagiere des zweiten Platzes fort, und zwar unter Deck bringen zu lassen. Da aber der Don

Manuel mit Gütern so vollgeladen war, daß an beiden Seiten so gut wie gar kein Gang frei blieb, so waren die Matrosen gezwungen, die Weiber und manche der Männer dorthin zu tragen und zu schleppen. Unten mußte aber der Aufenthalt fürchterlich sein, denn der Capitän sah sich genöthigt, sämmtliche Lucken schließen zu lassen, da der Don Manuel so tief durch die Wellen schnitt, daß die anprallenden Wogen über seinen Vordertheil stürzten und nicht selten bis zu uns herüberspritzten. Dabei hatte sich der Wind vermehrt und zu gleicher Zeit auch zu unserem Nachtheile gewendet, so daß die Segel eingezogen werden mußten, auch war von dem klaren Himmel, der uns heute Morgen gelächelt, nichts mehr zu schauen, die Küste zu unserer Linken war in graue Wolkenmassen und Nebel gehüllt, und als ich noch einmal zurück nach Cadiz blickte, erschien mir die Stadt am fernsten Horizonte wie eine weiße Möve, die mit ausgebreiteten Flügeln auf der fast schwarzen Flut vor dem Sturme flieht. Leider war aber durch das Unwetter unsere Seefahrt sehr unangenehm geworden. Auf dem Verdecke konnte man sich kaum vor den Seekranken retten, und in der Cajüte war es entsetzlich dunstig. Der Kellner hatte freilich den größten Theil der Leidenden untergebracht, aber die armen Spanierinnen stöhnten, daß es zum Erbarmen war, und die Dünste, die sich durchs Treppenhaus entwickelten, konnten einem alle Lust verleiden, dort hinabzusteigen.

Wir hätten Gibraltar gegen acht Uhr Abends erreichen sollen, doch blies uns der Wind schon um Mittag fast gerade entgegen, und obgleich Don Manuel wacker durch die hohen Wogen dampfte, so kamen wir doch so langsam vorwärts, daß es vier Uhr Nachmittags wurde, ehe wir das jetzt wild bewegte Schlachtfeld von Trafalgar erreichten. Ein Schlachtfeld auf dem Lande hat immer irgend etwas, sei es eine Anhöhe, ein Wald, ein Dorf, ein einzelnes Haus, woran die Phantasie anknüpfen und sich leicht die vergangene Zeit zurückzaubern kann. Hier aber schlugen die schmutzig grauen Wogen gerade so ans Ufer, wie an jedem andern Punkte, und ob unter ihnen nun Muscheln und

Steine ruhen, oder, wie hier, die Trümmer der spanischen und französischen Seemacht, wer kann das den so gleich bewegten und theilnahmlosen Wellen ansehen? Freilich schimmert dort durch Nebel und Regen ein altersgrauer Maurenthurm auf der Höhe des Gestades, und am Ufer blinkt heller und deutlicher ein neuer, weißer Fanal. Der erstere war gewiß Zeuge der gewaltigen Seeschlacht, welche acht Stunden westlich von hier mit unsäglicher Wuth entflammte, er hörte gewiß das wilde: Rule Britannia der englischen Matrosen: er vernahm vielleicht Kampfgeschrei, gewiß aber das Donnern der Geschütze und das krachende Auffliegen des spanischen Admiralschiffes. — „England expects every man to do his duty!“ Mit diesen einfachen Worten ging der große Nelson auf die feindlichen Flotten los, und es murmeln gewiß heute noch die Wogen in nächtlicher Stunde, wenn sie sich erzählen von dem berühmten Manne mit dem einen Arm.

Lange blickte ich zu dem grauen Maurenthurme empor, der sich, wie wir langsam dahinschwammen, immer dichter in seinen grauen Nebelschleier hüllte, der Alles das und noch so viel Anderes gesehen; aber was konnte ihn die Seeschlacht mit ihrem Kanonendonner kümmern: er dachte gewiß an Schwerterklirren und Lanzensausen und blickte sehnsüchtig nach der Küste von Afrika hinüber, die sich vor ihm aufzuthürmen beginnt, seufzend nach einem neuen Taric und seinen tapferen Arabern.

Der Regen und die dichten Wolkenmassen zugleich mit dem sinkenden Tage umgaben uns aber so bald schon mit Dämmerung und Nacht, daß an eine Ankunft in Gibraltar heute nicht mehr zu denken war. Auch schien der Capitän um sein Schiffchen besorgt zu werden, denn trotzdem ihn jede Welle aufs Neue durchnäßte, verließ er seinen erhöhten Standpunkt am Maste keinen Augenblick, bald seine Befehle dem Steuermanne zurufend, bald in den Maschinenraum hinabsprechend, wo immerfort die Ofenthüren klirrten, und wenn diese geöffnet

wurden, um neue Kohlen nachzuschieben, eine rothe Gluth hinauf leuchtete, den Capitän und seinen weißen Pudel scharf bestrahlend. Wir wurden aber auch auf höchst merkwürdige Art herumgeworfen, und es konnte einem Seekundigen wohl die Befürchtung kommen, ob die kleine Nußschale dem gewaltigen Anprallen der Wogen auf längere Zeit widerstehen würde. Vor uns hatten wir Cap Spartel, doch sahen wir nichts von den gewaltigen Bergen dieser äußersten Spitze Afrika's, und Alles, was der Kapitän durch die dichte Finsterniß zu entdecken glaubte, war das unmerkliche Zittern eines Lichtstrahls dort hinaus, vielleicht der Leuchthurm von Tanger. Obgleich sich das Unwetter mit jeder Viertelstunde steigerte und der Don Manuel sich bald hoch aufbäumend jetzt die Spitzen der Wellen erstieg, um gleich darauf wieder tief hinabzusinken, so schien der Kapitän doch Lust zu haben, seine Fahrt nach Gibraltar nicht zu unterbrechen. Doch kaum hatten wir Cap Plata umschifft, als wir von einem so furchtbaren Wind gefaßt wurden, der uns durch die Meerenge von Gibraltar entgegen kam, daß der kleine brave Dampfer nur mühsam dagegen ankommen konnte. Der Kapitän, der dem Steuermann einige leise Befehle gab, sagte uns im Vorübergehen: „Wenn ich's auch erzwingen will, in dieser schauderhaften Nacht durchzufahren, so riskire ich mein Schiff, und wenn uns wirklich kein Unfall begegnete, so hätten wir doch gar nichts an der Zeit gewonnen, da ich bei dieser Finsterniß doch nicht wage, mit der ganzen Kraft der Maschine vorwärts zu gehen. Ich werde suchen, den Hafen von Tarifa zu erreichen, um dort bis Tagesanbruch liegen zu bleiben."

Er gab hiezu die nöthigen Befehle und that wohl daran, nicht die Fahrt durch die Meerenge zu versuchen. Wie ein Nachen tanzte das Schiffchen zwischen den daher stürmenden Wogen, sich bald rechts, bald links neigend; dabei war es so finster, daß man buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, und wenn wir vom Hinterdeck aus etwas von Mast und Tauwerk bemerkten, so war das nur in solchen Augenblicken, wo unten die Ofenthüren aufflogen

und die rothe Gluth hinausdrang. Dabei traf es sich ein paar Mal, daß zu gleicher Zeit der Röhre neben dem Schornsteine weißer, überflüssiger Dampf entfuhr, der dann röthlich angestrahlt wie ein Blitz auf Augenblicke in der dunklen Nacht sichtbar ward.

Endlich sahen wir die Leuchtthürme von Tarifa vor uns und Don Manuel machte mühsam eine Wendung, um richtig in die Einfahrt zu kommen. Ziemlich unheimlich war es hier, durch das dumpfe Rollen der Wogen das Donnern der Brandung zu hören, als wir uns dem felsigen Ufer näherten. Wie leicht konnte ein heftigerer Windstoß uns aus dem richtigen Kurse drängen und dann — hatte der alte Engländer vollkommen Recht mit seinem: cette bâteau est trop petite.

Glücklicher Weise thaten Kapitän und Schiff ihre Schuldigkeit, und eine halbe Stunde später fühlten wir, wie die Bewegung des Schiffes angenehmer und langsamer wurde, es war gegen das frühere Auf- und Abtanzen nur noch ein gelindes Schaukeln. Gleich darauf rasselte der Anker in die Tiefe. Mehrere der Passagiere waren allerdings der Meinung, wir seien bereits vor Gibraltar angelangt, und vernahmen nun seufzend, daß wir ein Unterkommen im Hafen von Tarifa gefunden. Den meisten der unglücklichen Seeleidenden war die eingetretene Ruhe indessen erwünscht und viele stiegen aufs Verdeck herauf, um sich umzuschauen und ein bischen frische Luft zu schöpfen. Von einer Aussicht war freilich so gut wie gar keine Rede, nur einige Lichtpunkte zeigten an, wo Tarifa mit seinen alten Mauern und Thürmen lag. Gerne hätte ich die berühmte Veste deutlicher gesehen; denn es ist einer von den Punkten, welche so beredt von altspanischer Tapferkeit erzählen. Hier war es, wo Don Alonzo Perez Guzman Stadt und Burg gegen die Mauren hielt, welche eines Tages den Sohn des Helden bei einem Ausfalle gefangen nahmen, ihn vor die Wälle führten und dem Vater die Wahl ließen, entweder Tarifa zu übergeben oder den Sohn vor seinen Augen enthaupten zu sehen. Der alte spanische Held warf ihnen statt aller Antwort sein eigenes Schwert

herab und sagte, man solle damit seines Sohnes Haupt abschlagen, worauf die Mauren die Belagerung aufhoben und Don Alonzo Guzman von seinem König Ferdinand III., den Beinamen: „el bueno“ erhielt. Für die Araber ist diese Stelle Spaniens überhaupt eine unheilvolle gewesen, denn zwischen Tarifa und Algesiras am Rio Salado war es, wo Alonzo XI. die Mauren in einer ungeheuren Schlacht schlug. Unter den christlichen Schwertern fielen hier Hunderttausende, die es vorzogen, auf dem Boden zu sterben, der, von ihren Vätern erobert, ihnen nun für immer entrissen wurde.

Leider war die finstere und regnerische Nacht nicht zur Beobachtung geschaffen, und so ungern wir es thaten, mußten wir uns doch endlich entschließen, in die Cajüte hinabzukriechen, obendrein da unser Appetit sich stark meldete. Die beiden Betten, welche wir am vorigen Tage belegt, waren freilich leer geblieben, doch hatte sich gegenüber eine spanische Familie einquartiert, der Vater mit zwei kleinen Söhnen und eine sehr dicke Mutter, die sich bei unserem Eintritt entrüstet erhob und für einen Augenblick einen Anblick gewährte, wie die Sphinx der alten Griechen. Anfänglich wollte sie uns nicht in ihrer Nachbarschaft dulden und hielt uns eine lange Rede mit solch spanischer Zungenfertigkeit und Geschwindigkeit, daß wir wenig mehr verstanden, als am Schluß jeden Satzes, bevor sie heftig Athem holte, das wohlbekannte: Caramba! Endlich schlug sich der Kellner in's Mittel, und da auch seine Vorstellungen nichts fruchten wollten, so zog er entrüstet den Vorhang vor ihrem Bette zusammen, worauf wir sie noch längere Zeit hinter der Gardine dumpf grollen und murmeln hörten wie ein verziehendes Gewitter.

Da sich der Restaurateur nicht darauf vorgesehen hatte, im Hafen von Tarifa ein Nachtessen besorgen zu müssen, so fiel dieses sehr frugal aus und erinnerte mich an die Klage des Einsiedlers: „Immer Früchte und gar kein Fleisch!“ Nicht einmal eine Chocolade war zu bekommen, und nachdem wir noch auf dem Verdeck im sanft herabrieselnden Regen eine Cigarre geraucht, krochen wir in unsere Bettkasten. Vorher

aber hatte mich der Steuermann versichert, wir würden in der Frühe zur Fahrt durch die Meerenge einen klaren Morgen haben; eine Aussicht, die mich alles nächtliche Ungemach in der heißen dunstigen Cajüte gern ertragen ließ. Schon vor Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck und bemerkte mit großer Freude nicht nur, daß der Regen aufgehört hatte, sondern daß auch das dichte Gewölk am Himmel zerrissen war und hie und da ein bleicher Stern hervorblinkte. Freilich waren rings umher Meer und Felsen noch in Nebel und Dunkelheit eingehüllt, doch konnte man jetzt schon die Wasserfläche des Hafens von Tarifa, sowie die malerischen Umrisse der Mauern und Thürme erkennen. Der Capitän befand sich ebenfalls auf dem Verdeck und blickte ungeduldig an dem Schornstein hinauf, aus welchem der Rauch anfing emporzuqualmen. Ich muß gestehen, daß ich in unsäglicher Erwartung um mich her schaute; sollte ich doch ein Schauspiel erleben, wie nie zuvor: die Fahrt durch zwei Welttheile, die, obgleich einander in Wirklichkeit so nahe gerückt, doch wieder so gar keine Vergleichungs- und Berührungspunkte haben, die beiden Extreme der Civilisation, Europa und Afrika. Welche gewaltige Flut von Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen bestürmte uns hier beim Anblick dieses kolossalen Felsenthores, das mit seinen geschichtlichen Erinnerungen und schon mit seinem Namen: „Säulen des Hercules,“ bis zur Fabelzeit hinaufreicht!

Jetzt hob sich der Anker des Don Manuel, und während der wirklich klar aufsteigende Tag siegreich die Dämmerung verdrängte, glitten wir langsam aus dem Hafen von Tarifa, und befanden uns in kurzer Zeit in der Straße, welche beide Welttheile und zwei gewaltige Meere trennt. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Erde eine Stelle gibt von so großartiger landschaftlicher Schönheit wie hier; während wir links die Berge von Tarifa hatten, rückwärts die zerklüfteten, sonderbar geformten Felsenspitzen des Cap Spartel, sah jetzt Tanger aus nebelhafter Ferne zu uns herüber; vor uns im Osten erhob sich die Sonne in einem Dunstkreise glühend roth, und

ihren Strahlen entgegen, welche nun mit Einem Male das tiefblaue Mittelmeer vor uns mit einem purpurnen Lichtstrom übergossen, schwammen wir durch das gewaltige Riesenthor von Gibraltar. Mit einem goldenen Glanze überströmten die herausdringenden Strahlen den bis jetzt im trüben Morgendunste hinter uns liegenden atlantischen Ocean, und wunderbar herrlich war es dabei anzusehen, wie die Spitzen der hohen Gebirge von Ronda auf der einen und die Felsenkronen von Tetuan auf der andern Seite, die soeben noch in dunkles Violett gehüllt da lagen, jetzt plötzlich von der Sonne glühend angestrahlt wurden, und wie zu gleicher Zeit die prachtvollen Felsen von Ceuta lange Schlagschatten auf die bewegte spiegelnde Flut warfen. Man hätte laut aufjauchzen können bei all der Pracht, und obgleich sich, sowie wir weiter fuhren, die Gestade von Europa und Afrika langsam verschoben, so zeigten sie doch immer neue reizende Einzelnheiten. Was war aber in dieser gewaltigen Natur unser elendes Schifflein? Noch immer war der enge Kanal zwischen beiden Welttheilen im Aufruhr, und die Fluten, welche vom heftigen Winde bewegt das Mittelmeer hinaustreibt, kämpften erbittert mit der Strömung, die, ein eigenthümliches Spiel der Natur, der atlantische Ocean in unerforschlicher Tiefe immer und immerfort in's Mittelmeer hineinsendet.

Trotzdem aber arbeitete Don Manuel wacker vorwärts, und in kurzer Zeit trat der eigenthümlich geformte Felsen von Gibraltar vor unsere Augen. Ringsumher erhoben sich im weiten Kreise schöne hohe Berge, den Meerstrom so einschließend, daß man in einem weiten See zu fahren glaubt. Noch eine halbe Stunde und unser kleiner Dampfer ließ seinen Anker in dem weiten Hafen von Gibraltar, nahe bei Algesiras, fallen.

Da es noch ziemlich früh am Tage war, so mußten wir längere Zeit auf Boote warten; die uns an's Land bringen sollten; doch hatten wir hier so viel Prachtvolles zu sehen, daß uns dieser Aufenthalt nicht lang däuchte. Auf der großen Bai schaukelte eine Menge Schiffe, kleine Küstenfahrer und Kauffahrteischiffe mit den Wimpeln

aller Nationen, dazwischen aber lagen schwarz und finster große englische Kriegsdampfer, gewaltige Fahrzeuge, meistens mit zwei Schornsteinen, welche mit Soldaten, Pferden und Kriegsbedürfnissen aller Art nach dem Orient gingen, wo das blutige Kriegsspiel schon begonnen hatte. Zahlreiche Boote vermittelten die Verbindung der Schiffe mit dem Lande. Hinter dem Mastenwalde erhob sich die Stadt Gibraltar, amphitheatralisch an den Felsen hinangebaut, die Häuser sind meistens mit dunklen Farben angestrichen, scheinen auch schlecht gebaut, und bieten so, wenn man an das glänzende Cadiz denkt, einen düstern und traurigen Anblick. Hinter der Stadt erhebt sich nun in den bekannten, riesenhaften, so malerischen Verhältnissen, in einer einzigen Masse aufsteigend, der Felsen von Gibraltar, das alte Calpe; nach Osten zu stürzt er fast senkrecht in's Meer, ein zwölfhundert Fuß hohes Vorgebirge bildend; seine Abdachungen nach Süden und Westen sind sanfter, aber immer noch nach militärischen Begriffen unersteiglich; gegen Norden, wo die Felswände gleich riesenhaften Mauern aufsteigen, hängt er mit Spanien durch eine schmale Landzunge zusammen, ein neutraler Grund, der ganz flach und eben nur wenige Fuß über dem Meere erhaben liegt. Sehr leicht wäre es, diesen Isthmus vermittelst eines Kanals zu durchschneiden und so Gibraltar zu einer Insel zu machen, wodurch der wirklich unverschämte Schmuggelhandel hier erschwert würde und hauptsächlich die von Malaga kommenden Schiffe das Vorgebirge nicht zu umschiffen brauchten, was bei stürmischem Wetter häufig nicht ohne Gefahr geschehen kann.

Ein eigenthümliches Spiel der Natur ist es, daß der Felsen von Gibraltar von der Bai, mehr aber noch von der Landzunge aus gesehen, die Gestalt eines riesenhaften, ruhenden Löwen hat. Auf der äußersten Spitze seines Rückens steht der alte von Taric erbaute Saracenenthurm, daneben das weiße englische Wachthaus mit seinem Signalmaste, an dem große schwarze Kugeln verkünden, daß am fernen Horizonte im Osten oder Westen Schiffe erscheinen. Hoch oben aber flattert die Fahne Englands, weithin sichtbar, und so anzeigend, daß

sie es ist, welche hier am Eingange des Mittelmeers drohend Wache hält. Gegen Norden nach dem Lande zu erhoben sich schon zur Zeit der Mauren vier befestigte Linien über einander; von den heutigen Festungswerken, den berühmten in Felsen gehauenen Batterien, entdeckt man von unten keine Spur; nur sieht man auf dem Kopfe des Löwen feste, trotzige Mauern; in seiner Brust, die er kühn dem Festland entgegenwendet, befinden sich jene furchtbaren Kanonenhöhlen, und wenn wir auch vielleicht dort oben zwischen wehenden Gebüschen undeutlich eine kleine schmale Felsspalte entdecken, so können wir unmöglich glauben, daß es eine jener Schießscharten sei, aus denen dem Angreifer Kugeln des schwersten Kalibers entgegenfliegen. Von den Festungswerken auf der westlichen, uns und dem spanischen Algesiras zugewendeten Seite, unten am Hafen, sehen wir zwei aus Granit schief in das Meer hineingebaute Hafendämme, die beiden Molo's, welche mit Geschützen des schwersten Kalibers besetzt sind.

Ueber den Namen Gibraltar, das alte Heraklia, gibt es verschiedene Lesarten; nach Einigen soll es Giebel-Thor heißen, Bergthurm, nach Andern Dschebel el Taric, Berg des Taric, weil der tapfere arabische Feldherr hier 714 mit seinen Mauren landete.

Es schien mir, als habe der Kapitän des Don Manuel in die Aufhebung der Quarantaine hier noch keinen rechten Glauben gesetzt; denn statt dicht bei Gibraltar hatte er sich so nahe an Algesiras gelegt, daß uns die dortigen Bootführer als ihre Beute beanspruchten, mit einer ziemlich großen Fähre vor unsern Dampfer kamen und uns abholten. An der spanischen Küste befand sich ein altes Pfahlwerk in die Bucht hineingebaut, wo Boot und Nachen bei ganz ruhiger See anzulegen schienen; heute aber, wo die Fahrzeuge immer etwas auf dem Wasser tanzten, steuerte unser Nachen nördlicher dem Ufer zu, um vielleicht fünfzig Schritte von demselben zu halten. Zugleich erschien denn auch eine Menge Lastträger, die bis an den Gürtel in's Wasser gingen, um unser Boot auszuladen. Sie nahmen Koffer und uns selbst auf ihre Schultern, und es war komisch anzusehen, wie wir

rittlings den Strand erreichten. Nach einigen Paßschwierigkeiten, die wir mittelst ein paar Peseten in's Reine brachten, durften wir über das eben bezeichnete alte Pfahlwerk einen kleinen Dampfer besteigen, welcher die Verbindung zwischen Algesiras und Gibraltar vermittelt. Damit hatten wir eigentlich das schöne Spanien verlassen und wandten ihm lange schmerzliche Blicke zu, sandten noch viele Abschiedsgrüße hinüber, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. —

Ein gebrechlicheres und elenderes Fahrzeug, wie der Dampfer war, der uns hinüberführte, hatte ich lange nicht gesehen;

— — — ein kleines Ding,
Das leck schon war und Wasser fing,
Als wie ein alter Stiefel,

heißt es irgendwo von Charons Nachen, und gerade so war unser Fahrzeug, dabei von erschreckend englischem Ansehen; auf dem Verdeck die bekannten schweren Reiserequisiten, blonde Herren mit schottischem Plaid, und blonde Damen mit grünen Schleiern und wasserblauen Augen. Statt unseres prächtigen Piratenkapitäns vom Don Manuel stand hier ein fetter Kerl auf dem Radkasten in langer Aermelweste, den Hut auf dem Hinterkopfe, mit dickem aufgedunsenem Gesichte und röthlichem Backenbarte. Ja, es war wirklich Charons Nachen, der uns hinweg vom glühenden wunderbaren Lichte der Sonne in die kalte nüchterne Unterwelt führte. — Lebe wohl, du schönes Spanien!

Bald legten wir am neuen Molo von Gibraltar an und hätten glauben können, während der kurzen Ueberfahrt von Algesiras viele, viele hundert Meilen nördlich gekommen zu sein. Hier waren englische Matrosen und englische Lastträger, englische Soldaten und englische Kaufleute; ein englischer Lohnbedienter pries uns das englische Clubbhaus an; englisch geschnittene Backenbärte befanden sich hier an englischen sonst glatt rasirten Köpfen, und über dem Thor, durch das wir gebückt fast kriechen mußten, da des Sonntags halber nur der untere Theil geöffnet wurde, wehte die englische Flagge.

Daß eine Stadt wie Gibraltar, im Mittelpunkt des spanisch-andalusischen Lebens gelegen, zwischen Cadiz, Sevilla, Cordova, Granada und Malaga, gegenüber dem poetischen Maurenlande durch ein Paar Tausend Engländer ein so trostlos nüchternes Ansehen gewinnen kann, ist völlig unerklärlich. Wenn man durch die lange Hauptstraße Gibraltars geht, nicht rechts blickend wo durch irgend eine Seitengasse ein Stück des Mastenwalds hervorsieht, aber nach links, wo der gewaltige Fels hereinragt, so hätte man glauben können, in der stillsten Krämerstadt mitten im Lande zu sein, die fern, abgeschlossen von der Welt daliegt, und wohin sich höchstens zweimal in der Woche ein alter, gebrechlicher Post-Omnibus verirrt. Und diese drückende Leere auf den Straßen! Nur hin und wieder wandelt ein einsamer Paletot oder ein paar rothröckige Soldaten. Gott sei Dank, daß wir an einem Kaffeehaus vorbeikamen, vor dem ein paar Mauren saßen, den langen weißen Burnus über den seidenen malerischen Gewändern, mit schönen gelben, arabisch ernsten Gesichtern. Dazu die Stille der Häuser, kein Gelächter, kein Geplauder an den halboffenen Fenstern, kein Guitarrenklang, kein lustiges Lied. Wo waren die lieben spanischen Augen geblieben, die frischen lachenden Lippen mit den schönen Zähnen! Hie und da sah man wohl eine Jungfrau am Fenster sitzen, aber aufrecht und steif, strenge und wohlerzogen die Blicke abwendend, wenn die vorüberwandelnden Fremdlinge allzukühn aufschauten, oder das Fenster schließend, wie es ja auch wohl im ähnlichen Falle bei uns daheim geschieht von der wohlgekämmten Tochter einer achtbaren Familie.

Im Hôtel Gibraltar, einem guten englisch eingerichteten Gasthofe, bekamen wir ordentliche Zimmer, und kleideten uns sogleich um, um einen Empfehlungsbrief abzugeben, den wir in Madrid erhalten, und zwar an den preußischen Consul, Herrn Schott, dessen liebenswürdige Persönlichkeit uns schon manche Reisende gerühmt hatten. Wir fanden auch alles Gute und Liebe, was man von diesem gastfreundlichen Hause gesagt, auf's Vollkommenste bestätigt, und wenn

auch keine Vergeltung, so übe ich doch eine Gerechtigkeit, wenn ich sage, daß Herr Consul Schott in der That der Hort seiner deutschen Landsleute ist. Seit längeren Jahren in Gibraltar, verheirathet mit der liebenswürdigen Tochter eines reichen spanischen Hauses, findet man bei ihm und ebenso im Hause seiner Schwiegereltern, der Familie L., die vollste spanische Gastfreundschaft, wie sie, fern von Zwang und beengender Etikette, nur eben diese noble prächtige Nation zu bieten vermag. Mitten in dem nüchternen Gibraltar ist das Haus des Herrn L. wie eine Oase in der Wüste, ein Stück andalusisches Leben. Hier findet man auch wieder den kleinen reizenden Patio mit frischem Wasser und blühenden Blumen, und in den gastlich geöffneten Sälen einen Kreis blühender Töchter, die so freundlich waren, uns, die wir so schmerzlich an das für uns verlorene spanische Paradies dachten, durch vortrefflich vorgetragene andalusische Lieder das schöne Land wieder herbeizuzaubern.

Herr Schott war so freundlich, uns zur Alameda von Gibraltar zu geleiten, indem er uns lächelnd versicherte, die Schönheit derselben würde uns gewiß mit dem kalten Anblick der Stadt versöhnen, und darin hatte er vollkommen Recht. An den Festungsthoren, durch welche wir die Stadt auf der südlichen Seite erstiegen, sieht man noch deutlich den kaiserlichen Adler Karls des Fünften. In kurzer Zeit befanden wir uns außerhalb der eigentlichen Gräben und Wälle, an welche sich die Hafendämme mit ihren furchtbaren Batterien zu unserer Rechten anschließen, so eine drohende Kette Geschütze des schwersten Kalibers bis zur Ostspitze bildend. Zwischen diesem Hafendamme und der rechts aufsteigenden Felsenwand befindet sich nun die Fläche, welche der Paseo von Gibraltar einnimmt. Der eigentliche Garten ist klein, aber von wunderbarer Schönheit; ein sehr geschickter Gärtner hat das unten sanft gegen den Felsen ansteigende Terrain meisterhaft zu benützen verstanden, überall verschlungene Wege angebracht, die jetzt durch Lorbeergebüsch, dann durch ungeheure Rosenlauben, deren eine sich seltsamerweise über die weißen Rippen eines Wallfisches wölbt,

über zierliche Brücken hinweg von Terrasse zu Terrasse steigen, überall eine neue herrliche Aussicht gewährend. Der untere Theil ist muldenförmig und eine wahre Schale voll prachtvoller Pflanzen; Geranien, die wir bei uns ja nur in kleinen Exemplaren haben, bildeten hier mannshohe Gruppen und lange Hecken, bedeckt mit blendenden purpurrothen Blumen; wie wild aus dem Grase wachsend, treiben Gladiolus ihre großen schönen Blüthenkolben in die Höhe, einen glühenden Kranz um riesenhafte Aloen bildend, die mit dem Blaugrün ihrer Stachelblätter so angenehm zwischen der saftigen Farbe der Geranien und Lorbeeren hervorbrechen. Gegen die Ostspitze zu setzt sich die Alameda in einem breiten Fahrwege fort, und das Eigenthümliche der ganzen Anlage hier am Ufer des Meeres wird noch erhöht durch die unzähligen Batterien, welche man an allen Orten zwischen dem blendenden Grün hervorblicken sieht. Der Gärtner hat die Kriegswerkzeuge auf die lieblichste und zierlichste Art mit in den Bereich der Anlagen gezogen. Wir betreten einen sanft geschlängelten Pfad, der uns vielleicht zu einer Rosenlaube führen kann, und treten plötzlich auf eine Plateforme, mit blankgeputzten Achtundvierzigpfündern bedeckt. Dort durch's Gebüsch schimmert anf weißem Kiesgrunde etwas, das wir für Ruhesitze halten; wir kommen näher und finden eine Mörserbatterie, deren weite Mündungen uns drohend anschauen, vielleicht erschrecken könnten, wenn nicht Schlingpflanzen und Geranien, die am Fuße der Lafetten wachsen, zierliche Ranken hinaufsendeten und mit ihren rothen und blauen Blüthen das kalte Eisen zu liebkosen schienen, ja es durch ihren Anblick freundlich stimmten.

Die Alameda von Gibraltar ist ein völliger Geschützgarten, und mir kam häufig die Idee, als habe sie irgend ein alter General, ein eifriger Blumenliebhaber, so angelegt und die Batterien damit verwoben, weil er nun einmal ohne den Anblick derselben nicht leben kann. Auf einer kleinen Anhöhe im Garten steht das von Matrosen grotesk aus Holz geschnitzte lebensgroße Bildniß des Lord Elliot, des tapfern Vertheidigers von Gibraltar.

Der Fahrweg durch den Paseo, dem starren Felsen abgerungen, zieht sich zwischen reizenden Landhäusern, meistens Wohnungen der englischen Offiziere, bald hie und da von grünen Gärten begränzt, bis zur östlichen äußersten Spitze des Felsens, wo man eine prachtvolle Aussicht genießt, links und rechts die gewaltige Meeresflut, vor sich die malerischen Berge der afrikanischen Küste in dunkel violetter Färbung.

Auf dem Rückweg stieg Herr Consul Schott mit uns ein paar hundert Schritte den Felsen hinan und brachte uns zu einem kleinen höchst eigenthümlichen Garten, ganz verdeckt in einer Felsspalte liegend, dessen Entstehung er uns erzählte. So wenig man hier in Gibraltar verhindert wird, zwischen den untern Batterien spazieren zu gehen, so streng ist es verboten, irgendwo zu zeichnen oder etwas am Erdreich zu verändern. Nun meldete eines Tages eine Patrouille, die den Felsen umkreiste, sie habe dort oben auf der Höhe einen höchst sonderbaren Garten entdeckt. Ein Schuhmacher von Gibraltar nämlich hatte den verbotenen Platz da oben geebnet und nach seinem Geschmacke angelegt. Der Gouverneur mit einigen Offizieren sah sich bewogen, hinaufzuklettern und fand da eine Anlage der komischsten Art, wie wir sie heute noch sahen. Am Eingang stand das alte verstümmelte Holzbild eines Schiffsschnabels, irgend ein englischer Admiral, dem eine Thonpfeife im Mund steckte; daneben aus dem Gestein traten ein paar Pferdsköpfe hervor, weiter oben einzelne hölzerne Arme und Beine, die der Schuster Gott weiß wo aufgefunden; dann kam man auf eine kleine Terrasse, wo die Felswand auf der einen Seite mit allen möglichen Porzellan- und Glasscherben geschmückt war; unten in einer Höhlung lag ein ausgestopftes Reh und in verschiedenen natürlichen Nischen wahrhaft schreckliche Ungethüme, menschliche Statuen vorstellend, die der Eigenthümer selbst aus Kalk und Gyps gemacht; auch Eva war da, am Feigenbaume stehend, und neben ihr stellte ein alter Cactusstengel die Schlange vor. Die Terrasse führt in eine Höhle des Felsens, welche der Schuster „das Museum" nannte, und hier stand bei einander, was er seit langen Jahren in Trödel-

buden gefunden, zerstückelte Gypsfiguren, z. B. der Oberkörper der Venus mit einem Matrosenhut auf dem Kopfe, Fetzen von Fahnen und Wimpeln aller möglichen Schiffe, und ausgestopfte Hunde und Katzen neben Flaschen, Gläsern, neben Gewehrkolben ohne Läufe oder rostigen Säbeln mit zerbrochenen Klingen. Ich glaube nicht, daß damals der Gouverneur von Gibraltar, Sir Gardiner, bei diesem Anblicke mehr gelacht als wir. Der Schuster erhielt denn auch die Erlaubniß, seinen Garten behalten zu dürfen, und zeigte ihn nun mit großem Selbstgefühl den besuchenden Fremden, nicht ohne von vielen Stücken höchst anmuthige Historien zu erzählen.

Als wir herabsteigend die Alameda wieder erreichten, dämmerte es bereits zwischen den Felsen. Von der Höhe des Felsens herab donnerte ein Kanonenschuß, zum Zeichen, daß das Thor auf der Nordseite gesperrt werde. Auch auf den Kriegsschiffen krachte es, die Flaggen begrüßend, die bei einbrechender Nacht vom Mast niedergelassen wurden. Dieser Augenblick war wunderbarschön auf der Alameda. Hinter der Meerenge im Westen war die Sonne strahlend niedergegangen, und während unten schon ein feiner Duft die Bäume und Sträuche umzog, glänzte oben auf der Spitze des Felsens noch die stolze Flagge Englands über dem Wachthaus und dem alten Saracenenthurm.

Während wir langsam dem Thore zuschritten, entzündeten sich hie und da an den Bergen Lichter in den Landhäusern, welche freundlich durch die dunkeln Gebüsche glitzerten. Auf einem der Kriegsschiffe brausten die Klänge eines Musikcorps durch den stillen Abend, und als wir die Straßen Gibraltars wieder betraten, begegneten wir einer Patrouille Bergschotten, die mit den schnarrenden Tönen des heimatlichen Dudelsackes ihren Zapfenstreich aufspielten.

Am andern Morgen erhielten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Consuls Schott die Erlaubniß, die Felsengallerien mit ihren Batterien sehen zu dürfen, und zwar wurde es uns gestattet, hinaufzureiten, was insofern seine Annehmlichkeiten hat, da der Weg, den

man machen muß, sehr weit ist. Wir nahmen im Gasthof einen Lohnbedienten, der uns für Pferde sorgte, und ritten um neun Uhr von Hause weg. Der Weg führte an der rechten Abdachung des Felsens hinauf, anfänglich durch die Stadt, die terrassenförmig aufgebaut ist, zuweilen nur durch steile Steintreppen verbunden, und wo die oben hinführenden Straßen öfter auf gleicher Linie mit den Dächern der unten liegenden Häuser laufen. Außerhalb der Stadt zieht sich der schmale Reitpfad im Zickzack durch zerrissene Felspartien und führt noch längere Zeit an einzeln stehenden Häuschen vorbei, dann haben wir offene Batterien wie auf der Alameda, mit allerlei zierlichen Gesträuchen untermischt, Orangen, Citronen und Lorbeer, neben alten maurischen Thürmen nnd neueren Festungswerken. Und wie grandios entwickelt sich die Aussicht, während man immer höher und höher aufwärts steigt! Die Stadt zu unsern Füßen mit ihrem Mastenwalde scheint sich ängstlich zusammenzuducken, wobei die majestätischen Berge von Europa und Afrika immer riesenhafter aufsteigen, und die Bai von Gibraltar, drunten für uns so weit und groß, schrumpft zu einem kleinen See zusammen, während sich die sonnbeglänzten Weltmeere nach Osten und Westen in ihrer Unendlichkeit ausdehnen.

Vierhundert Fuß über der Stadt erreichten wir die erste Gallerie, wo uns ein Sergeant der Artillerie erwartete, um durch sämmtliche Werke unser Führer zu sein. Ein schweres festes Thor öffnet sich vor uns und aus dem blendenden Sonnenlichte treten unsere Pferde in einen schattigen, vielleicht zwanzig Fuß hohen Felsengang, der sich endlos vor uns auszudehnen scheint und wo das Echo die Hufschläge dröhnend wiedergibt. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, durch diese Batterien zu reiten, und man erstaunt über die Willenskraft der Menschen, welche durch den harten Fels diese Gänge gehöhlt. Vermittelst der Schießscharten fällt das Licht herein, und wenn diese auch weit und hoch sind, so braucht man doch nur in die schwindelnde Tiefe hinabzuschauen, um zu begreifen, daß man von drunten diese Oeffnung nicht entdeckt, selbst nicht die Mündung der Vierundzwanzig-

pfünder, die hinausragen. Obgleich die Gänge weit und der Fels über den Batterien hoch ausgewölbt ist, so soll doch der Pulverdampf, namentlich bei Nord- und Ostwinden, hier leicht unerträglich werden und ein anhaltendes schnelles Schießen sehr erschweren.

Die zweite Gallerie, die man an der Bergwand auf schmalen Zickzackwegen hinaufreitend erreicht, liegt siebenhundert Fuß über dem Meere und ist die längste. In der Mitte derselben befindet sich die Batterie Sanct Georg, ein großer, in den Felsen ausgehauener, runder Salon, wenn ich nicht irre, mit Vierundsechzigpfündern besetzt, welche nach beiden Meeren hinausfeuern können; etwas tiefer liegt die Batterie Lord Granville's mit sechzigpfündigen Carronaden. Von dieser Gallerie zur dritten und höchsten, die sich tausend Fuß erhebt, geht es außerhalb des Felsens lange und ziemlich steil aufwärts, weßhalb sich der begleitende Sergeant auf der Croupe des Pferdes unseres Lohnbedienten schwang, um mit dem schnell gehenden Thiere gleichen Schritt halten zu können. Dieser Lohnbediente, der mich protegirte, hatte mir das beste Pferd gegeben, einen festen maurischen Schimmelhengst mit langem Schweif, prachtvoller Mähne und etwas heftigem Temperament. Dabei hatte er die Gewohnheit, jeden Augenblick den Kopf in die Höhe zu werfen, und zeigte schon in der untersten Gallerie, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, durch die halbdunkeln hallenden Gänge zu gehen, strebte auch, da er an der Spitze ritt, so hastig vorwärts, daß ich ihn nur mit Mühe halten konnte. Die oberste Gallerie hatten wir kaum zur Hälfte durchritten und waren an einen Punkt gekommen, wo der Gang ziemlich stark aufwärts stieg, als mein Hengst mit Einem Male seinen Kopf nachdrücklicher wie bisher in die Höhe warf und gleich darauf in den tollsten Sätzen mit mir durchging; umsonst nahm ich die Zügel fest an, ich fühlte wohl, daß die Stange in seinem Maul nicht mehr wirkte. Alles, was ich thun konnte, war, ihn in der Mitte des Ganges zu halten, um nicht an den vorspringenden Felsen der Wände gestreift zu werden. Bald hatte er übrigens das Ende des Ganges erreicht, wo eine Schildwache, die

uns kommen hörte, den Thorflügel halb öffnete; dort raste das Pferd hinaus, nicht ohne mich an dem vorstehenden Riegel tüchtig zu streifen. Ein verschlossenes Lattenthor vor dem Eingange ließ ihn nicht weiter; und als ich draußen am hellen Tageslicht nachsah, hatte sich bei dem Aufwerfen des Kopfes die Kinnkette aus dem Haken gelöst und da war freilich an ein Halten des feurigen Pferdes nicht mehr zu denken.

Sämmtliche Gallerien haben hundertundzwanzig Geschütze und diese ganze Seite des Felsens mit den zahlreichen Außenbatterien über sechshundert, die meisten von schwerem Kaliber. Man sagt: Gibraltar ist unbezwinglich, und es mag wohl der Fall sein, so lange eine unbesiegte britische Flotte den Felsen schützend umgibt; würde aber Frankreich und Spanien die Oberhand zur See bekommen, — was letzteres anbelangt, so ist freilich wenig Aussicht vorhanden, — so gibt es auch wieder keine Festung, die leichter und nachdrücklicher zu blokiren wäre, als Gibraltar. Was die Kanonen gegen die Landenge Spaniens zu anbetrifft, so haben sie wohl mehr den Zweck, Angriffsbatterien auf den Isthmus zu zerstören, als einen schnell andringenden Feind zurückzutreiben.

Beim Austritt aus der obersten Gallerie ritten wir noch einen mühsamen Pfad bis auf die höchste Spitze des Felsens, zum englischen Signal- und Wachthause, wo sich das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt findet; denn hier oben ist eine kleine Restauration, welche die Frau eines englischen Sergeanten hält, wo man guten Porter, herrliches weißes Brod und besten Chesterkäse erhält. Eine solche Labung ist nirgendwo zu verachten; hier aber ein derartiges Frühstück Angesichts zweier Welttheile und zweier großer Meere wahrhaft köstlich und ewig unvergeßlich.

In der Restauration des Wachthauses kauft man zum Andenken an den Felsen von Gibraltar allerlei hübsche Sachen, welche gemacht sind aus den agatähnlichen Steinen der Michaelshöhle, die im südlichen Theile des Felsens liegt und zu welcher wir jetzt hinabritten.

Vor einem hohen Felsenthor stiegen wir von den Pferden, unser Führer zündete Fackeln an und dann ging es ziemlich steil abwärts. Unten angekommen, sieht man die natürlichen Felsenmassen sich wie die Kuppeln eines ungeheuren Domes wölben; von schlanken Säulen unterstützt, die durch Tropfsteingebilde verziert, bald gothischen Pfeilern ähnlich sehen, bald seltsamen phantastischen Gestalten, bald riesenhaften Baumstämmen mit weitverzweigten Aesten. Prachtvoll ist von hier aus gesehen die bläuliche Färbung des Tageslichtes vor dem hier unten nicht sichtbaren Eingange; an den wild zerrissenen Felswänden beleuchtet es oben grell die vorspringenden Zacken und zeigt Schlagschatten von wahrhaft abenteuerlichen Formen. Im Hintergrund der Höhle bildet die Fortsetzung derselben ein steil abfallender Felsengang, dessen Ende und Tiefe noch nie ergründet worden ist. Schon häufig sind englische Offiziere hier auf Entdeckungsreisen ausgegangen, indem sie an Stricken hinabglitten, ohne ein Ende der Höhle zu finden; am weitesten soll der englische General O'Hara gekommen sein, der an der Stelle, wo er endlich ohne Erfolg umkehren mußte, einen kostbaren Degen hinterlegte für einen spätern Entdecker, der sich aber bis jetzt noch nicht gefunden. Der Sage nach soll dieser Gang unter dem Meere nach Afrika führen und dort mit einer Höhle auf dem Affenberge bei Centa in Verbindung sein. Hiedurch will man es auch erklären, daß zahlreiche Affenheerden, die man heute an der Ostseite des Felsens von Gibraltar häufig sieht, morgen spurlos verschwunden sind, um nach einigen Tagen ebenso plötzlich wieder zu erscheinen. Als wir später zur Stadt zurückkehrten, hielt unser Führer plötzlich sein Pferd an und zeigte nach einer buschigen Stelle des Felsens. Dort bewegte sich freilich an verschiedenen Stellen etwas und huschte unter dem Laube hin und her, ob es aber afrikanische Affen oder europäische Hasen waren, darf ich als wahrheitsliebender Reisender mich nicht unterstehen, zu entscheiden.

Gibraltar hat ein kleines Theater, welches aber meistens unbenützt ist. Zufällig aber traf es sich in den Tagen unseres Dortseins, daß

die englischen Offiziere der Garnison zu irgend einem wohlthätigen Zweck eine Vorstellung veranstalteten. Sie gaben ein Schauspiel: Richelieu, ich glaube eine englische Uebersetzung aus dem Französischen. Wir erhielten Eintrittskarten, von denen wir begreiflicherweise Gebrauch machten. Das Schauspielhaus ist klein, aber freundlich, und war mit einer gewählten Gesellschaft besetzt. Zwischen blonden englischen Damen in großer Toilette sahen wir wieder einmal auch schöne schwarzäugige Spanierinnen, und neben den unmalerischen europäischen Fräcken malerische Trachten aus der Berberei, Mauren im weißen Burnus, die das seltene Schauspiel und die unverständliche, für sie so harte Sprache ernsthaft anstaunten. Sehr reich waren die Costüme der Acteurs; an ächten Frauen agirten nur zwei wirkliche Schauspielerinnen, ein paar blutjunge hübsche Offiziere stellten die übrigen Damenrollen dar. Gespielt wurde im Allgemeinen ziemlich gut; auch waren Künstler und Publikum außerordentlich heiter, für mich ist aber die Erinnerung an jenen Abend eine schmerzliche, denn wie wenige jener frischen lebenslustigen jungen Leute mag auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Krimm der unerbittliche Tod verschont haben!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Stückchen Afrika.

Trennungs-Gedanken. Die Province d'Oran. Sturm im Hafen. Ein Stern in dunkler Nacht. Schraubendampfer und Schaufelboot. Schlechte Fahrt. Mers el Kebir. Unverschämte Mauthvisitation. Oran. Die Stadt und ihr Straßenleben. Beduinen und französisches Militär. Erinnerungen. General Pelissier. Abschied von den Freunden. Ankunft in Florenz.

Unsere kleine Reisegesellschaft, die vereint in dem schönen Spanien manch Herrliches gesehen, und bald mit gutem, bald mit schlechtem Humor so viele große Freuden und kleine Leiden zusammen ertragen, hätte sich hier auf der äußersten Spitze Europa's beinahe getrennt. Nicht als ob wir des wahrhaft freundschaftlichen Zusammenlebens überdrüssig geworden wären, sondern weil uns nach vollbrachter Reise das Endziel derselben nach drei verschiedenen Himmelsrichtungen wies. Oberbaurath Leins wollte zurück nach Spanien, um die nördlichen Provinzen noch einmal zu sehen, Maler Horschelt aber südlich nach Afrika, mich zog es dagegen in östlicher Richtung gen Italien, wo ich ja meine Familie abholen mußte, um wieder vereint mit derselben in die deutsche Heimat zurückzukehren. Dießmal aber war es die mangelhafte Communication, welche unser Kleeblatt noch für kurze Zeit zusammenhielt. Leins hatte keine Aussicht, vor vierzehn Tagen mit einem der spanischen Küstenfahrer nach Barcelona gelangen zu können; Schiffe, die direkt nach Italien gingen, waren ohnedieß sehr selten, dafür aber dampfte am vierten Tage unseres Aufenthalts in Gibraltar ein französisches Schiff in den Hafen, welches den nächsten Tag direkt nach Oran abfahren wollte. So entschlossen wir uns denn kurz und gut, unsern lieben Maler nach Afrika hinüber zu begleiten, um in Oran oder Algier eine weitere Reisegelegenheit zu finden.

Leider hatte sich das seit mehreren Tagen so klare und freundliche Wetter geändert, und als wir bei Sonnenuntergang mit unsern Kof-

fern dem Molo zuschritten, wallten dichte Nebel um den Felsen von Gibraltar und die Berge auf der afrikanischen Küste, auch grollte die See unmuthig an dem Hafendamme, und die ankernden Fahrzeuge, bedenklich kopfschüttelnd, neigten sich hin und her. Consul Schott war so freundlich, uns bis zum Hafen zu begleiten, und ehe wir in's Boot stiegen, drückte er uns noch herzlich die Hand, wünschte uns eine gute Fahrt und wir unterließen nicht, ihm für seine große Freundschaft und wahre Liebenswürdigkeit unsern besten Dank zu wiederholen.

Unser Dampfer: la Province d'Oran, lag ziemlich weit draußen in der Bai, und als wir ihn in unserem kleinen Nachen erreichten, waren die Wellen hier schon so bewegt, daß sie unser Boot wie eine Nußschale auf- und abwarfen und wir kaum an der Treppe anlegen konnten. Spanien entließ uns recht unfreundlich, in dichte Wolken und Regenschleier gehüllt. Kaum sahen wir um sechs Uhr den Blitz des Kanonenschusses droben vom englischen Wachthause, und die Lichter in der Stadt flackerten röthlich trübe. Lange brauchte unser Dampfer, um seine nothwendigen Kohlen einzunehmen, und als alles bereit war, ja, als aus dem Schornstein schon längst überflüssiger Dampf zischend aufstieg, zauderte der Kapitän noch mit der Abfahrt und berathschlagte sich mit seinem ersten Offizier, ob es überhaupt möglich sei, den Hafen bei drohendem Sturmwetter zu verlassen. Das Meer hatte sich aber auch bedenklich verändert, und wenn wir gleich bei der dunklen Nacht seine aufspritzenden Schaumwogen draußen nicht sehen konnten, so hörten wir doch, wie sie donnernd anprallten an Hafendamm und Felsen. Endlich aber gegen zehn Uhr wurde der Anker gehoben, die Maschine fing langsam an zu arbeiten, und schon im Hafen hin und her schwankend, fuhren wir in die wildbewegte See hinaus. Leider wehte uns draußen im Meere ein steifer Ostwind entgegen, und seufzend und stöhnend arbeitete der Dampfer langsam gegen die anprallenden Wogen. Ich war schon da überzeugt, daß wir kaum eine Seemeile in der Stunde zurücklegen würden. Bis nach Mitternacht blieb ich trotz Sturm und Regen auf dem Verdeck, und da befanden wir uns

immer noch von Wind und Wellen hin und her geworfen gegenüber der in unsichern Umrissen schwarz aufsteigenden Felswand von Gibraltar. Allein tröstlich bei diesem Unwetter und dem trüben Abschiede von Spanien war das Licht des Leuchtthurms am Fuß der Steinwand, das ich lange, lange durch Nebel und Dunst strahlen sah, uns freundlich nachblickend, wie ein schöner glänzender Stern.

Obgleich ich schon mehrere kleine Ueberfahrten auf Schraubendampfern gemacht, so war doch meine jetzige die erste größere Reise in einem solchen Fahrzeuge. Von außen hatte die Province d'Oran nicht viel versprochen. Es war ein düsteres, schwarzes, ja ich könnte mit Recht sagen, schmieriges Fahrzeug, schlank und schmal wie ein Klipper gebaut, mit sehr enger und nichts weniger als comfortabler Kajüte; auch die Einrichtung der Schlafkabinete ließ Manches zu wünschen übrig, sehr viel aber in Betreff von frischer Wäsche. Im Allgemeinen haben die Schraubendampfer eine weit unangenehmere Bewegung als die Ruderdampfer. Die Schaufelräder, zu beiden Seiten des Schiffes angebracht, stellen hierdurch gewissermaßen in der Bewegung eine Art Gleichgewicht her und wenn auch bei scharfem Wind und Wellen sich ein Schaufelboot bäumt und schraubenförmige Bewegungen macht, so schaukelt es doch nicht so über alle Maßen auf seinem eigenen Kiel wie ein Schraubendampfer. War es doch hier zuweilen in der ersten Nacht als sei die Schraube unter dem Schiff ein Mittelpunkt, um den wir zuweilen ganz herumfliegen sollten; dazu machte dieselbe mit ihren Drehungen unter dem Fußboden der Hauptkajüte ein ächzendes polterndes, unausstehliches Geräusch, wogegen bei anderen Schiffen das Klatschen der Schaufelräder eine wahre Musik genannt werden könnte. Im Hauptsalon befand sich außer uns nur ein einziger Passagier, ein französischer Schiffskapitän, der sein Schiff vor nicht langer Zeit bei dem Sturme im Hafen von Gibraltar verloren hatte, und nun über Oran nach Marseille zurückging. Unser eigener Commandeur war ein langer, melancholischer Franzose, der während der heutigen Sturmnacht beständig in der Cajüte auf und ab eilte und dann wie-

der mit Zirkel und Quadrant über seine Seekarten gebeugt saß. Er mochte auch seine Ursachen dazu haben, vorsichtig, ja ängstlich zu sein; denn in der Nähe der himmelhohen Felswände wurden wir von den vom Sturme gepeitschten Wogen so hin und hergeworfen, daß Maschine und Steuerruder zuweilen völlig machtlos erschienen; ja, ich bin überzeugt, wenn wir auch zuweilen ein paar Seemeilen vorwärts machten, so drückte uns gleich darauf wieder der wüthende Ostwind ebensoviel rückwärts, und zweifle nicht, daß unser Kapitän gern nach Gibraltar zurückgekehrt wäre, doch fürchtete er sich bei der finstern Nacht, das Schiff zu wenden und den Eingang zur Bai wieder aufzusuchen. Die Province d'Oran hatte einen großen Fehler, sie war als Bateau mixte gebaut, also ein Schiff, welches ebensogut mit der Maschine laufen, als unter dem Winde segeln kann, und sollte mit Vereinigung dieser beiden Kräfte ein ausgezeichneter Läufer sein; heute aber, wo wir Wind und Wellen gegen uns hatten, erwies sich die Maschine als viel zu schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen, und als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch auf das Verdeck hinauf stieg, sah ich zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung den Felsen von Gibraltar wohl rückwärts von uns liegen, aber trotz Regen und Nebeldunst so deutlich, daß ich wohl abschätzen konnte, wir seien noch nicht viele Seemeilen von ihm entfernt.

Es war ein trostloser, garstiger, grauer Morgen; Wind und Regen pfiff und sauste durch's Takelwerk, die See war schmutzig gelb und kam uns rollend und schaumspritzend in gewaltigen Wogenketten entgegen. Obgleich wir jetzt mit voller Kraft fuhren, so kamen wir doch nur langsam vorwärts; ja zuweilen schien das Schiff ganz still zu stehen unter dem wüthenden Anprallen der Wellen und in solchen Augenblicken erzitterte das ganze Gebäude, wie vor Angst und plötzlichem Schreck. Sowohl unser eigener, als auch der fremde Kapitän und nicht minder wir Passagiere waren froh, wenigstens die Nacht hinter uns zu haben. Man kann Schiffbruch leiden und doch mit heiler Haut davon kommen, wie es mir vor Jahren im Meer von

Marmora geschehen; aber an diese Felsenküsten geworfen zu werden, ist für Mannschaft und Schiff der sichere, unvermeidliche Untergang.

Unser Dampfer war schwer mit Kaufmannsgütern beladen, hatte aber auch in der Vorkajüte wenig Passagiere. Hier befand sich u. A. eine maurische Familie aus Oran, Vater, Mutter mit vier Kindern, armen, geduldigen Wesen, die bei verschlossener Lucke die Nacht ohne Betten zugebracht hatten und sich nun freuten, als das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Namentlich die armen Kinder mit dem gelben, wachsbleichen Teint und großen, wunderschönen Augen blickten verwundert um sich und krochen zuweilen die Treppe hinauf, um sich das Meer anzuschauen. Anfänglich waren sie scheu, wie Rehe, und wenn sich Einer von uns blicken ließ, so flohen sie behende in ihren Verschlag zurück; nach und nach aber wurden sie zutraulicher und nahmen Zwieback, Orangen und Zucker aus unsern Händen. So schmierig das Bettzeug auf diesem unangenehmen Schiffe war, ebenso unsauber waren auch Tischgeräth und Servietten; und um dieß mit der Küche in Einklang zu bringen, war diese so ärmlich und schlecht, wie ich sie weder bei einer Fluß- noch Seefahrt nie erlebt. Unser finsterer Kapitän, der überhaupt ein merkwürdiger Herr war, schien gar keine frischen Vorräthe an Bord zu haben, und so lebten wir von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Rauchfleisch, allerdings auf gut seemännisch, aber nicht gemäß dem vielen Gelde, welches uns der Agent in Gibraltar für eine gute Verköstigung abge — — nommen. Das einzige vergnügte Gesicht an Bord war aber unser schmutziger Kellner und dieser arme Teufel hatte gewiß die wenigste Ursache dazu, denn er mußte beim heftigsten Schaukeln des Schiffes den Tisch unten decken und durch Wind und Regen das Essen aus der Küche über's Verdeck tragen. Doch behielt er immer dabei sein grinsend lächelndes Gesicht und dieß verließ ihn sogar nicht, als er einmal mit der ganzen Suppenschüssel droben ausrutschte und auf das nasse Verdeck hinfiel.

Ein guter Dampfer braucht von Gibraltar nach Oran sechsunddreißig Stunden, wir aber drei Nächte und zwei und einen halben

Tag und das unter beständigem Sturmwind und Regen bei immer magerer werdender Ration. Endlich am dritten Tag in der Frühe sahen wir die feingezackte, hier grün bewachsene Küste Afrika's vor uns und erreichten um Mittag Mers el Kebir, den Hafen von Oran. In jeder Beziehung waren wir sehr erfreut, unser ungastliches Schiff verlassen zu dürfen, mußten aber, ehe wir zur Stadt Oran hinauffahren durften, noch eine sehr unangenehme, ja höchst unverschämte Mauthvisitation durchmachen. So empörend roh, wie hier in einer französischen Kolonie bin ich in meinem ganzen Leben nicht behandelt worden. Nicht genug, daß man unsere Koffer und Nachtsäcke bis auf den Grund durchwühlte, wollte sich auch ein Kerl in blauer Blouse das Vergnügen machen, die Taschen unserer Kleider zu untersuchen. Da ich aber ohnedieß ziemlich schlecht gelaunt war, so stieß ich ihn unter einem kräftigen Worte von mir, wobei ich ausrief: wenn einmal hier die Bestimmung gelte, Reisende auf so unverschämte Art zu durchsuchen, so müsse ich mir das gefallen lassen, aber nur von einem Angestellten in seiner Dienstuniform; von jedem hergelaufenen Kerl aber in schmieriger Blouse lasse ich mich nicht anrühren. Das wirkte und man ließ uns unseres Weges ziehen.

Von Mers el Kebir nach Oran braucht man vielleicht drei Viertelstunden und fährt auf einer breiten, vortrefflich unterhaltenen Chaussee in guten Droschken, die sich bei Ankunft eines Schiffes zahlreich am Meere einfinden. Die Straße windet sich malerisch längere Zeit in großen Bogen um die weite Seebucht herum und ist beim Eintritt in die Stadt durch ein von den Franzosen erbautes starkes Werk geschlossen. Die umliegenden Höhen zeigen ein Paar alte verfallene, maurische Forts, die jetzigen Vertheidigungslinien sind alle neu, trefflich gebaut und mit starken Erdwerken umgeben. Als die Franzosen im Jahr 1830 Oran besetzten, lag die ganze untere Stadt in Trümmern und wurde von den Eroberern neu aufgebaut, woher es kommt, daß der größte Theil von Oran vollständig das Ansehen einer kleinen französischen Hafenstadt hat. Man hat beim Eintritt in dieselbe keine

Idee, daß man sich an der afrikanischen Küste befindet; die Straßen sind gut gepflastert oder makadamisirt und auf ihnen sieht man neben zahlreichem französischem Militär nur den europäischen Paletot und runden Hut. Selten läßt sich in diesem Stadtviertel ein Maure sehen, oder schleicht ein Beduine durch eine Seitengasse. Die hübschen Häuser sind neu und gleichförmig gebaut und enthalten französische Moden- und andere Magazine, Buchläden, Kaffeehäuser, Restaurationen und elegante kleine Boutiquen aller Art. — **Girault et Compagnie, Magasin de Nouveautés. — Henri Favard, Salon pour la coupe des cheveux.**

Auf der Höhe des Berges, an dem Oran liegt, ist das Mauren- und Judenviertel, wo alte orientalische Erinnerungen in mir rege wurden. Oft war es mir, als wandelte ich in einer Straße von Beirut; hier wie dort die ärmlichen hellgelben Lehmhäuser mit flachem Dach, zuweilen mit einer Backsteinkuppel; niedrige, schlecht verwahrte Thüren und die Gebäude vielleicht verziert mit den Ueberresten eines reizenden arabischen Fensterbogens von schlanken, oftmals gesprungenen Säulchen getragen, oder auch beschattet von einer schlanken Palme, welche hoch in die blaue Luft hinaus ragte. Dazu das gleiche Straßenleben, die kunstlosen Läden und offenen Werkstätten, wo sichtbar vor Aller Augen Schuhe geflickt und Kleider genäht wurden, ja in den gewölbten Gängen eines weitgeöffneten Hofes eine zahlreich besuchte Judenschule, der Lehrer in Turban, langem Talar und gelben Pantoffeln, die kleinen Kinder in verblichenen rothen und gelben Röckchen, öfters ein gesticktes Käppchen auf dem schwarzen Haare, lustig durcheinander schreiend und sich dabei auf ihren Sitzen hin und her bewegend. Die neue Hauptstraße Orans ist mit diesem Mauren- und Judenviertel durch den großen Hauptplatz verbunden, der die Höhe des Berges einnimmt, und wo sich Morgenland und Abendland in malerischen Gruppen vereinigt. Hier traben ein paar Chasseurs d'Afrique, die Flinte auf dem Rücken und halten plötzlich an, um mit einem malerisch costumirten Spahi zu plaudern, oder die Bekanntschaft eini-

ger Beduinen zu machen, die soeben von der Wüste herein geritten kamen. Das sind fast die gleichen Gestalten, mit denen ich vor langen Jahren durch den Libanon und nach Damaskus gezogen, im weißen Gewand, den Yatagan im Gürtel, die lange Lanze quer über den Sattel gelegt; nur der Burnus ist hier von dem syrischen verschieden, er hat eine Kapuze, welche der Araber der Berberei über das bunte Kopftuch zieht, und so weiß eingerahmt, sieht der bronzefarbene Kopf mit den blitzenden Augen noch ernster und düsterer aus. — Die Hauptstraße herauf, die auf den Platz mündet, kommen Soldaten und Offiziere verschiedener Waffengattungen, zu Pferde und zu Fuß, diese behaglich flanirend, jene eilig im raschen Trabe des schlanken, maurischen Rosses. Dort erscheint auch mit Einemmale eine dichte Menschenmasse, laut schreiend und lachend, ein Knäuel von französischen Soldaten, Mauren und Bürgern der Stadt. Sie umgeben eine Tragbahre, welche zwei Araber tragen und auf welcher ein großer, buntgefleckter Panther liegt, der am frühen Morgen draußen auf der Ebene geschossen wurde.

Sei mir gegrüßt, orientalisches Kaffeehaus, mit deinen niedrigen Rohrstühlchen und kleinen Täßchen! Liegen denn wirklich fünfzehn Jahre zwischen jener Zeit und heute, wo ich ebenfalls den duftenden Mocca aus dem zierlichen Zarfe trank, und wo mir ebenso wie heute ein kleiner Negerbube die lange, dampfende Pfeife in den Mund steckte? — Es sind ja die gleichen Bilder, die ich damals gesehen, die mir so sehr die jugendliche Phantasie erregt. — Und doch, so ähnlich die Umgebung ist, so ist sie doch wieder ganz verschieden. Ueber den Platz herüber dringen die rauschenden Klänge einer französischen Militärmusik, Offiziere in reichgestickter französischer Uniform sprengen zwischen den erstaunten Beduinen dahin, voran ein Oberoffizier in mittleren Jahren, eine stark untersetzte Figur mit breitem, ernstem nachdenklichem Gesichte — Pelissier. Jetzt herrscht freilich an den Ufern des Bosporus dasselbe Leben, wie hier an der afrikanischen Küste und wo damals eine fremde Uniform zur Seltenheit gehörte, bewegen sich

heute zwischen den Türken und Beduinen zahlreiche französische Soldaten, Chasseurs d'Afrique und Zuaven. Die letzteren hier in Oran zu sehen interessirte mich besonders; fast alle sind kräftige, untersetzte Leute, auffallend viele unter ihnen haben hellblonde Bärte. Ihre orientalische Phantasietracht, der grüne Turban, die anschließende Jacke und weiße kurze Hosen mit zierlich geschnittenen Gamaschen ist schöner und zweckmäßiger, wie die Uniformirung der Armee des Großherrn. Jetzt könnte es mich traurig machen, wenn ich bedenke, wie lustig und wohlgemuth die armen Zuaven damals durch die Gassen von Oran schwärmten, ihre kleinen Einkäufe besorgten und sich zur Abreise rüsteten; drunten bei Mers el Kebir lagen ein paar große französische Kriegsdampfer, um von den hiesigen Regimentern nach Konstantinopel zu führen. Wer mag von diesen kräftigen Gesellen jetzt noch übrig sein? Las ich doch neulich von einem einarmigen Zuaven, der nach Marseille zurückgekommen und dort erzählte, daß von den zwei Kriegsbataillons seines Regiments, die vor einem Jahre achtzehnhundert Mann stark von Oran nach der Türkei gegangen seien, jetzt nur noch ungefähr zweihundertundfünfzig übrig wären, von den zwölf Kapitäns aber elf todt und der zwölfte in der Gefangenschaft. — —

Oran hat unter der hochgelegenen befestigten Citadelle einen schönen, neuangelegten Spaziergang, mit doppelten Baumreihen, wo man eine prachtvolle Aussicht auf die umliegenden Höhen, von denen einige mit verfallenem Mauerwerk gekrönt sind, auf die am Abhang liegende Stadt, sowie auf das weite, tiefblaue Meer genießt. Neben dieser Promenade liegt das kleine Theater. Eine französische Operngesellschaft gab den Brauer von Preston und zu gleicher Zeit sahen wir abermals den General Pelissier, der mit ein paar Damen in der Prosceniumsloge des ersten Ranges saß, jetzt nicht so finster wie heute Morgen, vielmehr heiter und lachend.

Obgleich der Dampfer, der uns hieher gebracht, von hier nach Marseille ging, hatten wir doch keine Lust, uns ihm wieder anzuver-

trauen, sondern nahmen uns Plätze auf einem andern französischen Schiffe, welches, sowie auch sein Kapitän, uns mit vollem Rechte sehr gerühmt wurde. Ehe wir uns aber an Bord begaben, nahmen Oberbaurath Leins und ich einen recht schmerzlichen Abschied von unserem bisherigen lieben und getreuen Reisegefährten, dem Maler Horschelt, der in Oran zurückblieb, da seine Absicht war, längere Zeit hier, sowie in Algier und Constantine zu verweilen; als unser Dampfer sich langsam aus dem Hafen fortbewegte, sahen wir die gute, lange Gestalt unseres Freundes noch, auf dem Wege nach Oran zurück, häufig stehen bleibend, es schmerzte uns, die wir nach der Heimat zurückkehrten, ihn hier allein zurücklassen zu müssen. Sind doch die Reisen an der afrikanischen Küste nicht ohne Gefahr und das Ungemach und die kleinen Leiden, welche man in Gesellschaft leichter trägt, wohl im Stande, den Einzelnen niederzudrücken. Glücklicherweise aber ging von unseren Befürchtungen nichts in Erfüllung und während ich diese Zeilen niederschreibe, befindet sich unser ehemaliger Reisegefährte wohlbehalten in seiner Vaterstadt an der Isar und sendet unsterbliche Werke in die Welt hinaus: Kriegs- und Lagerscenen, Kameel-, Pferd- und Maulthier-Bilder — lauter vortreffliche Horschelts.

Am dritten Morgen nach einer sehr angenehmen Fahrt auf dem vorzüglichen Schiffe Leonidas sah ich mit wahrem Entzücken den weißen Felsen mit dem Château d'If wieder vor uns auftauchen; dann die nebelbedeckte französische Küste, wo Marseille liegt und eine Stunde darauf die Häuser der Stadt mit dem Mastenwalde zu ihren Füßen. Als der Anker in die Tiefe rasselte und ich wie vor mehreren Monaten abermals auf kleinem Boot dem Ufer zuschwamm, schlug mein Herz heftiger unter einem unbeschreiblich glücklichen Gefühl.

Hier in Marseille verließ mich unser wackrer Leins, um direkt über Paris nach Stuttgart zurückzukehren. Ich aber vertraute mich am andern Tage abermals dem Meere an und fuhr mit dem Dampfer Castor nach Livorno. Es war, als wollte mich der Himmel für manche schlimme Seefahrt und vieles Ungemach des Wetters noch zu

guter Letzt entschädigen; denn eine schönere, ruhigere und sonnigere Ueberfahrt wie diese habe ich nie erlebt. Da ich so glücklich in dem Gedanken war, die Meinen nun bald wieder zu sehen, so konnte es mich in Livorno nicht verstimmen, daß wir des Sonntags halber fast bis Mittag auf die gestrengen Herren von der Douane warten mußten, worüber die andern Reisenden, und das mit vollem Rechte, empört waren. Angenehm träumend flog ich auf dem Dampfwagen abermals durch Toskana bis nach Florenz, welches ich bei sinkender Nacht erreichte. Dießmal empfing mich auch kein Regenguß, vielmehr geleitete mich ein klarer sternbesäeter Abendhimmel an das Haus, wo meine Lieben wohnten, und als ich unerwartet in die hellerleuchtete Stube trat, hatte ich das unbeschreibliche Vergnügen, Alle, Alle wohl, heiter und gesund wiederzusehen, sich freuend auf die baldige Rückkehr nach der Heimat.
